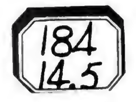
Die Waffen nieder

Bertha von Suttner



184
14.5





SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TS



Die Waffen nieder!

Monatsschrift

zur

Förderung der Friedensbewegung.

Officielles Organ

der Interparlamentarischen Conferenzen, des Internationalen Friedensbureau in Bern, sowie der Oesterreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde und der Deutschen Friedensgesellschaft.

Herausgegeben

von

Baronin Bertha von Suttner.

VII. Jahrgang.



Dresden, Leipzig, Wien.
E. Pierson's Verlag.
1898.



Inhalts-Verzeichniss.

(Die arabischen Ziffern bezeichnen die Seite.)

Haupt-Artikel.

Vermischtes.

Aus Friedensvereinen und Versammlungen.

Correspondenzen.

Leyer und Palme.

Gegen die Friedensbewegung.

Gegen den Krieg.

Aus der Presse und Litterarisches.

Eingelaufene Bücher und Schriften.



Die Enquête des „Mercure de France."

I.

Die weltgeschichtlichen Ereignisse haben gewiss stets tiefere in Verhältnissen und Augenblicksforderungen liegende Gründe, aber wie oft werden diese Motive wieder hinfällig, bevor es zum Ereignisse gekommen. Wie viele Erregungen der Massen sind wirkungslos vorübergerauscht, wie viele ehrgeizige Wünsche in den Herzen der Herrscher begraben geblieben, weil kein äusserer Anlass sich bot, um zur That zu schreiten, die einen Augenblick lang, vielleicht selbst längere Zeit, eine unvermeidliche Folge von Zuständen gewesen zu sein schien! Und andererseits weist die Weltgeschichte zahllose Katastrophen auf, die ganz urplötzlich, unerwartet aufgetaucht erschienen! — Der Lauf der Ereignisse lässt sich also aus Meinungen, so vorzüglich sie auch begründet sein mögen, aus Ueberzeugungen von noch so grosser Berechtigung und noch so logischer Folgerichtigkeit und selbst aus den ehrlichsten Bestrebungen der Massen und ihrer geistigen Führer nicht vorausbestimmen. — Aber deshalb verlieren diese angeführten Momente nichts von ihrem gewaltigen Einflusse auf die Gestaltung der Verhältnisse und diese allgemeinen Einschränkungen können in keiner Weise das tiefe Interesse erschüttern, das man bei dem Studium der Antworten empfindet, die auf die Umfrage der Revue „Mercure de France" bezüglich des Verhältnisses Frankreichs zu Deutschland eingegangen. Dieses Organ der jungen Schule hatte Ende Juli d. J. einen Fragebogen folgenden Inhalts an mehr als 200 hervorragende oder bekannte Franzosen verschiedenen Alters, verschiedener sozialer Stellung und abweichendster Ansichten versandt:

I. Ist eine Beschwichtigung in unseren Gemüthern hinsichtlich des Frankfurter Vertrags eingetreten?
II. Denkt man weniger an Elsass-Lothringen, obgleich man im Widerspruche zu dem Rathe Gambettas noch immer ebenso viel davon spricht?
III. Sieht man einen Augenblick voraus, da man den Krieg von 1870/71 nur noch als ein rein historisches Ereigniss auffassen wird?
IV. Würde heute ein Krieg, wenn er plötzlich zwischen den beiden Ländern ausbräche, in Frankreich günstig aufgenommen werden?"

Auf diese Fragen sollen die betreffenden Personen ihre eigene Ansicht, ferner die nach ihrer Ansicht unter der Jugend und durchschnittlich im Volke herrschende angeben. — Nicht weniger als 140 Antworten sind darauf eingegangen: es ist schon ein günstiges Zeichen, dass überhaupt so zahlreiche Personen nicht davon zurückgeschreckt sind, über diese Fragen offen sich auszusprechen. — Noch erhellender aber ist die Thatsache, dass im Allgemeinen sich die versöhnlichsten, von reiner Menschlichkeit durchtränkten Ideen hier kundgegeben haben und dass selbst die, bei denen das französische Prestige

alle anderen Momente zurückdrängt, recht gemässigt sich ausdrücken und sich zu gewissen Zugeständnissen nicht nur an die immer stärker hervorbrechenden allgemeinen Friedensbestrebungen, sondern auch an das Deutschthum verstehen. — Sehr deutlich treten bei den ausgedrückten Meinungen die Altersunterschiede hervor: fast alle „Jungen“ sind für eine bedingungslose Aussöhnung mit Deutschland, während die Aelteren starke Vorbehalte machen oder sich gegen ein Aufgeben der patriotischen Hoffnungen absolut aussprechen, aber nicht aus wildem Hasse, sondern aus Rücksichten auf die Zukunft der französichen Rasse. — Bei den „Jungen“ sind trotz aller Einheit der Grundmeinung dennoch die interessantesten Abweichungen bezüglich der Motive zu unterscheiden: bei den Einen ist es der Abscheu gegen den Krieg allein, der ihre Stellungnahme erklärt, bei Anderen das Gefühl der Solidarität der hochzivilisirten Völker im Allgemeinen, bei Manchen die philosophische Erwägung geschichtlicher und sozialer Nothwendigkeiten, bei Vielen eine ungeheuchelte Bewunderung und Hochschätzung des Deutschthums, das zu dem die lateinische und keltische Zivilisation zusammenfassenden Frankreich das natürliche Komplement bildet. Bei einigen treten aber auch Besorgnisse und Antipathieen dem Slaventhum, mehr aber noch den Engländern gegenüber hervor. — Bei den im vorgerückten Lebensalter Stehenden herrscht, wie bemerkt, noch immer ein gemilderter, auf meistens achtungswerthen Motiven beruhender Chauvinismus vor. In den sämmtiichen Antworten haben wir keine einzige Anspielung auf Weltherrschaftsgelüste seitens der Franzosen gefunden, wohl aber zahlreiche Befürchtungen, dass gerade im Falle einer völligen, bedingungslosen Aussöhnung mit Deutschland das Franzosenthum noch mehr von seinem Einflusse in der Welt an das Deutschthum abgeben müssen werde. Ja, einige sehen sogar eine völlige Absorbirung des Franzosenthums durch das Deutschthum voraus. Andere wieder motiviren ihren Standpunkt dadurch, dass der belebende Nerv eines Volkes sein geschichtliches Gedächtniss ist und — dass ein Vergessen Elsass-Lothringens seitens der Franzosen den nationalen inneren Halt zerstören würde. — Frappant ist die Thatsache, dass man im Allgemeinen auf die „unveränderliche Liebe“ der Bewohner der Reichslande zu Frankreich wenig zu geben scheint; von Vielen wird sie überhaupt rundweg in Abrede gestellt. Einige „Junge“ proklamiren energisch die Zugehörigkeit des Elsass und des grössten Theiles Lothringens zu Deutschland als geschichtliche und ethnologische Nothwendigkeit, die bei den Bewohnern dieser Gebiete schon lange vor dem Kriege von 1870/71 hervorgetreten sei: gewisse Widerstände der Bevölkerung gegen den jetzigen Stand der Dinge seien in rein äusserlichen, mit inneren Ueberzeugungen und Wünschen in keinerlei Zusammenhange stehenden Thatsachen begründet. Hier und da findet sich nur das Bedauern ausgedrückt, dass die Sprachgrenze nicht durchgeführt sei. Wieder andere halten gerade diese Lage für eine hocherfreuliche, da dadurch die Vermischung der Rassen herbeigeführt und die Bildung der Vereinigten Staaten von Europa beschleunigt würde. — Einige Aeltere schliessen sich selbst dieser Meinung an, weil sie Frankreich für ein innerlich angefaultes Land halten, das so wie so nicht mehr die ehemalige Führerrolle wieder übernehmen könne und deshalb sehr froh darüber sein müsse, wenn es an dem kräftigen Nachbarlande, das seinerseits ein moralisches Interesse an der Erhaltung des Franzosenthums habe, einen Halt finde. — Gegen diese Ideen lehnen sich wieder andere energisch auf und erklären, dass das Hinsiechen Frankreichs ein rein äusserliches sei und dass die Spannkraft der Nation bei Gelegenheit sich noch immer mit alter unwiderstehlicher Gewalt geltend machen würde. — Im Allgemeinen müssen sebst die hoffnungsreichsten Patrioten zugestehen, dass ein Krieg mit Deutschland in Frankreich keinen freudigen Widerhall finden würde. Erstens verabscheuen die

Massen den Krieg und alle Hetzereien und Aufreizungen der nationalen Fiber seien ohnmächtig dem immer mehr um sich greifenden Skeptizismus des Volkes gegenüber; ferner müsse man mit der Solidarität der Arbeiter der verschiedenen Nationen rechnen, die gerade zwischen deutschen und französischen besonders kräftig sich geltend mache und endlich ist ihnen gerade die Lage Elsass-Lothringens durchaus gleichgültig. — Verschiedentlich wird erklärt, dass weder das Volk, noch die Jugend sich überhaupt mit dieser Frage den Kopf zerbreche, da man des Friedens sicher zu sein glaube und die Beängstigungen gewisser Patrioten für einen einfachen Schwindel ansehe. — Von anderen wird diese Thatsache als tief beklagenswerthes Zeichen des inneren Verfalles der Nation angesehen und werden daher die verschiedenartigsten Mittel gegen sie in Vorschlag gebracht. — Zahllos sind die Proteste gegen die Bezeichnung „Erbfeind" Deutschland gegenüber; einige wollen denselben nur auf England angewendet wissen. — Zusammengefasst herrschen Skeptizismus, Vernunftsgründe und Hervordringen allgemein menschlischer Motive vorgeschichtlichen, nationalen und sogar rein moralischen vor, und dieselben fordern gebieterisch: „Keinen Krieg, Verständigung, Zusammenwirken, Vereinigung der gleichen Kräfte zum Wohle der Zivilisation!" —

II.

Zunächst einige Proben des Chauvinismus, meistens von Personen, die wegen ihrer Stellung auf die sogenannte „öffentliche Meinung" Rücksicht nehmen zu müssen glauben. Am stärksten arbeitet darin der ehemalige Boulangist Abg. Paulin Méry. Kurzweg erklärt er, keine Beschwichtigung sei eingetreten, der Hass sei in den Herzen noch ebenso glühend, wie vor 25 Jahren; aber die Jugend scheine aus Abneigung gegen den Militärdienst einem bedauerlichen Skeptizismus zu verfallen. Nicht viel anders ist die Meinung des Abg. Reinach: Frankreich würde in seiner Seele so lange verstümmelt bleiben, als es nicht die verlorenen Provinzen zurückerobert habe, das Land sei dem Kriege entschieden feindlich, die Jugend skeptisch, werde aber durch angestrengte Studien erkennen, dass lange Friedensperioden den Verfall der Nationen selbst in künstlerischer und litterarischer Hinsicht herbeiführen. Der sozialistische Pariser Stadtrath Adrien Weber mildert schon ab: er gesteht zu, dass alle Erinnerungen sich abstumpfen, aber meint dagegen, dass die juridische Ueberzeugung, Deutschland habe im Jahre 1871 durch die gewaltsame Abtrennung Elsass-Lothringens von Frankreich die Gerechtigkeit und das Recht verletzt, unangefochten bleibe: ein Offensivkrieg würde auf den grössten Widerstand im Volke stossen, ein Vertheidigungskrieg dagegen Alle zum höchsten Enthusiasmus entflammen. Auch der Akademiker Jules Claretie ist von der Einschläferungskraft der Zeit überzeugt; die Denker, die allein in einer Nation zu berücksichtigen sind, denken noch immer an die Niederlage und den Verlust. Nur dann kann ein Amputirter den Verlust seines Gliedes vergessen, wenn die Todesschatten ihn umfangen; ein Krieg kann von keinen Zivilisirten enthusiastisch aufgenommen werden; aber wenn er unvermeidlich geworden, werde man muthig in's Feld ziehen. Der Akademiker Albert Vandal hält eine Beschwichtigung dem Frankfurter Vertrage gegenüber für eine Gewissenskapitulation, der schlimmsten von allen; gesteht aber zu, dass die neuen Generationen neue Beschäftigungen und neue Unternehmungen haben und bittet sie nur um eine Erinnerung und eine Thräne für die Abwesenden. Die Durchschnitttsmeinung sei schwer zu ermitteln, das Land scheine gleichgültig, aber man dürfe nie vergessen, dass Frankreich das Land plötzlicher, unerwarteter Vibrirungen sei. Die Romanciers Paul und Victor Margueritte erachten eine endgiltige Beschwichtigung erst nach dem Tode

des letzten Ueberlebenden des Krieges von 1870/71 für möglich; dann aber werde man ebenso gleichgiltig von Sedan und Metz, als von Leipzig und Waterloo sprechen. Der Komponist Camille Saint-Saëns ist Chauvinist sans phrase, aber weiss von der Meinung der Anderen Nichts; soweit sie mit den Seinen nicht übereinstimmen, verdammt er sie auf's Schärfste. Henry Maret, der wegen seiner Panamasache von Allen im Stich Gelassene, glaubt an Nichts mehr; die Feigheit sei allgemein, nirgends sei die Spur einer Leidenschaft zu entdecken, überall beschäftige man sich ausschliesslich mit der Wahrung kleinlicher Interessen. Für die Meisten sei Elsass-Lothringen gleichgültig; man wolle den Frieden um jeden Preis. Der Dichter Stephan Mallarmé beklagt den Verlust Elsass-Lothringens, ohne irgend welche Reklamationen erheben zu wollen. Der Journalist Georges Montorgueil hält die Revanchepositur nach einem Viertel-Jahrhundert für lächerlich; das Volk will keinen Krieg; ein solcher würde auch keine Lösung herbeiführen, da dann Deutschland wieder die Provinzen zurückzuerobern trachten würde: nur die „europäische Republik“ würde Alles befriedigend schliessen. — Kurz und bündig erklärt Jules Valedon: „Ich liebe zu sehr die Menschheit, um den Krieg zu wünschen.“ — Wir kommen nunmehr zu den jungen Denkern, Dichtern und Künstlern, die ihre fast ausschliesslich antichauvinistischen Gedanken in oft sehr starke Worte und seltsame Formen kleiden. Die interessanten und originellen Gedanken wimmeln hier. Den besten Uebergang von den alten Notorietäten zu ihnen bildet der Schriftsteller Robert de Bonnières. Ihm zufolge müsste gerade die Herausgabe Elsass-Lothringens durch Deutschland den Krieg heraufbeschwören, weil den Franzosen die Dankbarkeit zu schwer fallen würde. Entschieden stellt er einen Rassenhass der Franzosen gegen die Deutschen und vice versa in Abrede; beide Völker hätten stets die unwiderstehlichste Zuneigung zu einander empfunden; der deutsche Kaiser übe auf die Franzosen einen sympathischen Reiz aus. Wie solle Frankreich überhaupt Deutschland hassen können, da dessen Zivilisation grossentheils sein Werk sei, wofür sich die Deutschen durch ihre Philosophie und Dichter übrigens glänzend revanchirt hätten. Auch die Griechen empfanden keinerlei Hass gegen die Römer, als sie von diesen besiegt worden waren. — Paul Léautand erklärt: „Diese Geschichten interessiren mich nicht. Ich habe das Vergnügen, einen Patrioten zum Vater zu haben; sein Alter macht das verzeihlich. Abgesehen von persönlichen Motiven hätte mich die Armseligkeit der Argumente, mit denen er seinen Patriotismus vertheidigt, schon zur Verachtung dieses Enthusiasmus gebracht.“ — Womöglich noch energischer drückt sich Alfred Jarry aus: „I. Das ist überhaupt das erste Mal, dass ich den Ausdruck „Frankfurter Vertrag“ lese. — II. Das Volk spricht noch immer ebenso viel, wie früher, von Elsass-Lothringen, hat wahrscheinlich aber überhaupt keinen Gedanken dabei. — III. Da ich 1873 geboren bin, liegt der Krieg von 1870 für mich drei Jahre hinter der absoluten Vergessenheit. Mir erscheint es möglich, dass dieses Ereigniss gar nicht stattgefunden hat, dass es eine einfache pädagogische Erfindung ist, um die Entwickelung der Schülerbataillone zu fördern.“ — Nicht viel anders denkt Maurice Jouat: „Elsass! Revanche! — Lothringen! — Vaterland! — Das existirt noch immer! Das muss aber sehr alt und aus der Mode gekommen sein. Ist denn in den Alterthumssammlungen kein Platz mehr?“ — Sehr interessant sind die Darlegungen Maurice Le Blond's: „Ich betrachte den Krieg von 1870/71 als historisches Datum und zwar als ein vielmehr glückliches. Um diese Zeit hatte das im Verfalle befindliche Frankreich eine Niederlage nothwendig; eine Erschütterung war erforderlich, um es wieder zu beleben. Die Therapeutik der Nationen ist kein leeres Wort und vielleicht waren die Ereignisse von 1870 für Frank-

reich eine ausgezeichnete Medizin, die ihm tausend Male schrecklichere Uebelstände und Gebrechen erspart hat, als die kriegerischen Niederlagen und das Zusammenbrechen unserer militärischen Eitelkeiten.“ Le Blond verwahrt sich aber dagegen, dass die internationalen Utopieen die Massen gewinnen. Im Gegentheil. „Bei der zeitgenössischen Jugend scheinen die Rassengefühle wieder aufzublühen. Bewunderungswürdige ethische Instinkte bewegen unbewusst die jungen Leute. Sie fühlen in sich das edle Blut der heimathlichen Erde aufwallen. Aber ihre Gefühle der Nation gegenüber haben Nichts mit dem alten Patriotismus gemein. Man muss die Evolution berücksichtigen, die in ihren Köpfen die Idee „Vaterland“ durchgemacht hat. Jetzt findet unser Patriotismus keine Nahrung für seine Eitelkeit in Paraden und militärischen Thaten oder in Gebietsvergrösserungen mehr. Das war eine ebenso niedrige, als elende Auffassung des nationalen Ruhmes. Es ist schändlich, dass Frankreich zwanzig Jahre lang nur einen Zweck, nur eine Daseinsberechtigung gehabt hat: den Hass gegen Deutschland, die Hoffnung auf die Revanche. Um seine niedrigen Leidenschaften zu befriedigen, um seinen gemeinen Rachedurst zu stillen, vergass es seine Ueberlieferungen; gab es seine moralische, intellektuelle und menschliche Mission auf, die es in der Welt zu erfüllen hat, die grossen Prinzipien, die es dem Weltall aufzwingen muss. Unsere jungen Patrioten hegen höheren Ehrgeiz!“ — Eine vielfach wiederkehrende Note ist das Hervorheben des Deutschthums des Reichslandes: am kürzesten und prägnantesten fasst René Philipon diese Idee zusammen: „Herr Coppée hat wahrhaft unrecht, die Abschwächung des patriotischen Gefühls in Frankreich zu beklagen; er müsste sich vielmehr darüber freuen. Es ist sicher, dass Deutschland im Jahre 1870 seine Revanche genommen hat, indem es ein unter Ludwig XIV. erobertes Gebiet zurücknahm, das ihm so natürlich gehörte, dass die Elsässer nach 200jähriger Annexion an Frankreich fortfuhren, deutsch, statt französisch, zu sprechen, ihre Pfeife zu rauchen, Bier zu trinken und Sauerkraut zu essen.“ — In etwas höherer Sprache drückt André Veidaux den gleichen Gedanken aus: „Nur noch Archäologen, wie Paul Déroulède, beschäftigen sich mit der elsass-lothringischen Frage. Ich sehe nicht ein, weshalb die modernen französischen Geister sich rechtmässiger für das Elsass aufregen sollten, als die Deutschen des XVII. Jahrhunderts, nachdem Richelieu dasselbe Elsass expropriirt hatte? — Die Chauvinisten bleiben natürlich stets Intriguanten und Revancheschreier. Elsässer zu sein, ist ja ein so freier Beruf, als Gedächtnissredner aufzutreten, eine so lärmende Aufforderung, einen Orden zu erhalten, Politiker zu sein, ein so hoher theologischer Genuss! — Die Politik arbeitet übrigens mit der Förderung des sogenannten Patriotismus erfolgreich an ihrem eigenen Bankerott!“

Herrn General X.

Mein lieber General!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Krieg besteht, besteht noch, besteht immer! Zeitweilig scheint er zu schlafen, aber sein Neuerwachen führt jedesmal solche Grausamkeiten, solch' blutige Gemetzel im Gefolge, dass die menschliche Sprache zu arm ist, um deren Greuel und Niedertrachten zu schildern.

Es ist genau so wie Sie sagen, lieber General; nach welcher Seite immer man auf dem ganzen Planeten Umschau halte, stösst man auf Völker in der Auflösung, auf den Ruin des Handels, auf die physische und moralische Vernichtung der Lebewesen, auf vollständige Anarchie. Jede Nation ist sich

dessen bewusst, was sie durch diese furchtbare Geissel zu leiden hatte, noch leidet und zu leiden haben wird, aber der Weg steht offen, betreten von Jedermann, und obwohl die Völker klar empfinden, dass diese Existenz entwürdigend ist und eine grosse Absurdität bedeutet, bereiten sie doch ihre Waffen, ihre Bataillone, ihre Schiffe vor und um die Wette gilt es die mörderischsten Werkzeuge, die grausamsten Geschosse zu erfinden, auf dass man mit einem Schlage einige hunderttausend Körper zermalmen und zerquetschen könne — Methoden zur Vereinfachung des internationalen Mordes!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im vorigen Jahre schrieb, nach einer Frauenversammlung zu Gunsten der allgemeinen Entwaffnung, ein über die Friedensideen entrüsteter Zuhörer mit Tinte auf einen Tischteppich: „Es lebe der Krieg!“ Grosser Gott, ist es denn möglich, dass dieser Gatte, dieser Sohn, dieser Vater solch' schreckliche Worte mit Ueberzeugung hinsetzen konnte?! Es war ohne Zweifel ein in übel verstandenem männlichen Stolze ausgestossener Schrei der Herausforderung unseren weiblichen Schwächen gegenüber. Hatte jener Mann den Moment vergessen, als er zu seiner Fahne einrücken musste, die Seele zerrissen von dem herzbrechenden Schluchzen der Seinen und den Verwünschungen, die seine Mutter gegen den grausamen Krieg schleuderte, der ihr den Geliebten, den Sohn entriss!?

Wie furchtbar aber, dass Wesen, die wir intelligent nennen, solche Dinge denken können und sie auch zu schreiben wagen! Wissen sie denn nicht, dass die wahre Grösse der Nationen nicht in brutaler Macht besteht, sondern in der Wissenschaft, den Künsten, der Industrie, dem Handel, der Agrikultur? Der Ruhm der Menschheit liegt in intellektueller und moralischer Tüchtigkeit, auf ihn darf sie stolz sein, denn der zeitigt nur Genugthuungen, Aehren und Rosen. Das ist der wahre Ruhm! Die Waffen nieder! Das wahre Vaterland aber finden wir in dem hohen geistigen Niveau der Mitbürger eines Staates und nicht in dem durch Gewalt zusammengeschweissten Territorium. Hat Griechenland, trotz aller barbarischer Invasionen, je aufgehört, das geistige Vaterland der Antike zu sein? Naturzustände und Fortschritt können nicht mehr länger Hand in Hand gehen; die Frauen sind es müde Kanonenfutter zur Welt zu bringen. Seht ihr sie, bei drohenden Kriegsgefahren, Stück um Stück Linnen verarbeitend, das dazu dienen soll, Wunden zu bedecken, zerschmetterte Gliedmassen einzuhüllen, Todte zu begraben — und selbst Sterbende, denn ach! nur zu oft kommt es nach jeder Schlacht vor, dass Todte und Sterbende in ein Loch geworfen werden!

Fräulein Stella Fise, meine Freundin, erzählte mir vor einiger Zeit eine recht ergreifende Geschichte: „Ich war 10 Jahre nach dem Kriege in Deutschland, um eine ärztlich verordnete Cur zu gebrauchen und machte in dem betreffenden Badeorte die Bekanntschaft einer liebenswürdigen Familie, die in demselben Hotel wie ich wohnte. Wie die meisten deutschen Familien war auch diese zahlreich und fielen mir besonders mehrere junge Frauen auf, alle in tiefste Trauer gehüllt. Neugierig befrug ich die Mutter und sie erzählte mir mit bewegten Worten Folgendes:

„Meine drei Töchter hatten sich vor dem Kriege im Jahre 70 verlobt und diesen seltenen Anlass benützt, um die ganze Jugend des kleinen Städtchens, in dem wir lebten, zu einem Balle zu laden. Nichts verfinsterte damals unseren Horizont; das Glück und die Heiterkeit führten den Reigen bei diesem Feste einer hoffnungsfreudigen, lebenslustigen Jugend, die nach Herzenslust tanzte und lachte. Der Krieg bricht aus; die schönen, jungen Tänzer werden vom Vaterlande einberufen und fast alle durch französische Kugeln getödtet; unsere drei Bräutigame kehren nicht zurück. Meine Töchter, einst so

lachlustig, so vertrauensvoll einer glückseligen Zukunft harrend, sind nun Wittwen; keine heirathet, keine will sich trösten und alle drei, so wie ihre Freundinnen, tragen die Trauer für immer." — Diese Erzählung ist furchtbar, nicht wahr ihr Mütter, ihr Bräute? Das ist der Krieg! Das ist der Ruhm durch die Waffen!

„Was mich betrifft," schreibt mir ein Vater aus Cuka, seinem gegenwärtigen Wohnorte, „so habe ich vier Söhne, vier robuste Jungen; aber ehe wir sie hinziehen liessen nach den Schauplätzen des anbefohlenen Gemetzels, würden meine Frau und ich mit ihnen über das Weltmeer wandern, denn sie sollen vor unseren Augen weder zu Mördern noch zu Gemordeten werden."

Der Cyclus von Niederlagen und „Revanchen" ist endlos. Meinen Sie nicht, lieber General, dass die menschliche Thorheit die Beinhäuser bereits genügend gefüllt habe? Aber Sie sind wohl noch nicht unserer Ansicht, und jener Vater, der sein Land verlässt, um seine Söhne dem Joch des Krieges zu entziehen, flösst Ihnen wahrscheinlich nur Verachtung ein? Uns hingegen weckt er die Hoffnung auf einen baldigen Erfolg unserer erhabenen Idee, die den Kindern im zartesten Alter eingeprägt werden sollte, um den Vorurtheilen, den falschen Ansichten, die bisher über den Krieg bestanden, erfolgreich zu begegnen. Bedenken Sie, lieber General, dass die Todten und Verwundeten nicht die einzigen furchtbaren Folgen des Krieges sind, noch auch die, Gott weiss wie, verlorenen Milliarden. Vergessen Sie nicht an den moralischen Eindruck, den die Jugend erhält.

Hier noch ein kleines Histörchen. Mein Onkel, der General Hugo, erzählte mir einmal, unter welchen Umständen er seine erste Schlacht durchgemacht habe. Er war damals Unterlieutenant. „Ich stand," sagte er, „in der Nähe meines Hauptmannes, eines Tapferen, der stets vorne weilte; die Kanonen donnerten, die Kugeln fielen dicht wie Hagel um uns herum, todtverbreitend, Männer und Pferde decimirend, Regimenter, ganze Bataillone vernichtend. Ich hatte noch nie Pulver gerochen und gestehe, dass mich bei diesem ersten Zusammenstoss Schrecken erfasste. Ich hielt meinen Säbel, ohne genau zu wissen was ich that und ich glaube sogar, dass er sich in meiner Hand bewegt haben müsste, denn ein Zittern schüttelte mich — ich hatte Angst! Wir marschirten in raschen Schritten, einer den anderen vorwärts drängend. Unsere Soldaten, wahrscheinlich weniger erschüttert als ich, schossen mit wilder Energie gerade vor sich hin. Was mich betrifft, ich gestehe es, ich bebte vor Entsetzen. Plötzlich ein greller Blitz und paff — ein Mann fällt an meiner Seite: ich brülle wie ein wildes Thier — es war mein vortrefflicher Hauptmann! Ich werfe mich auf die Knie: „Mutter" — „Küsse" — dies sein letzter Hauch — er war todt. Mir wird's roth vor den Augen, ich stehe auf, aber das war kein Mensch mehr, der nun kämpfen wollte, nein, ein Vampyr, ein Raubthier. Ich wurde wie die anderen, ich tödte mit Wuth, ich tödte mit grausamer Lust und lasse nicht mehr nach bis zum Ende des Gemetzels."

Wie denken Sie des Weiteren, lieber General, über die 300 000 Armenier, die auf Befehl des Sultans zum grössten Theile mit Knütteln todtgeschlagen wurden, wie die Hunde und durch wen? Durch Menschen! Vor solchen Handlungen verstummt das Wort und unsere weibliche Klage tönt banger und verzweifelter. Seit 1000 Jahren hört man sie klingen — — —

Frauenvereine über Frauenvereine entstehen allüberall auf dem ganzen Erdball, um den verheerenden, vergiftenden Strom des Krieges einzudämmen. Mit Einigkeit und unvergleichlicher Ausdauer, von dem gleichen Enthusiasmus ergriffen, arbeiten alle diese Frauen (und bald alle Frauen) ohne eine Secunde

nachzulassen an dem grossartigen Werke und werden so lange arbeiten, bis das höchste Ziel erreicht ist: internationale Entwaffnung.

Im Voraus, lieber General, erzähle ich Ihnen von der unendlichen Freude, mit der Ihre lieben Enkel dem Triumphe des Friedens beiwohnen werden; wir, der „Frauenverein für internationale Entwaffnung", prophezeien Ihnen dessen nahes Bevorstehen und auf diese Hoffnung hin, die gleichmässig unserer und des menschlichen Stolzes würdig ist, bitte ich Sie, mein lieber General, den Ausdruck meiner hochachtungsvollen und innigen Sympathie entgegenzunehmen.

Paris. Frau **Camille Flammarion,**
„Officier de l'instruction publique",
Vicepräsidentin des „Frauenvereins für die internationale Entwaffnung".

Bekenntnisse eines französischen Staatsmannes im Interesse des Friedens.

Bei den durch nichts zu besiegenden Revanche-Gelüsten der Franzosen, welche Europa fortwährend in Athem halten und das von zwei Seiten bedrohte Deutschland nöthigen, einen Theil seiner besten Kräfte auf stete Kriegsbereitschaft zu verwenden*), dürfte es nicht unmotivirt erscheinen, immer wieder darauf hinzuweisen, dass es auch in Frankreich nicht an Männern von Verstand und in einflussreicher Stellung fehlt, welche den Kopf oben behalten und sich nicht scheuen, dem tollen Chauvinismus ihrer Landsleute öffentlich entgegenzutreten oder ihnen die ungeschminkte Wahrheit zu sagen. Ein solcher Mann ist der ehemalige Minister der öffentlichen Arbeiten Yves Guyot, welcher in einer bei O. Doin in Paris verlegten Schrift über Moral (Bibliothéque materialiste) sich folgendermassen vernehmen lässt:

„Ein Volk, welches den Krieg vor Augen hat und sich für denselben organisirt, verdammt sich selbst zu allem daraus nothwendig folgendem Unheil.

„Es unterliegt keinem Zweifel, dass es in Frankreich weit mehr Menschen giebt, welche den Frieden, als solche, welche den Krieg wollen. Aber die letzteren machen begreiflicherweise einen weit grösseren Lärm. Sie drehen den Schnurrbart, stossen in die Lärmtrompete und stemmen die Arme in die Seite. Sie lassen sich auf keine vernünftige Discussion ein, sondern suchen ihre Gegner zu beleidigen und dieselben mit dem Schlagwort des „Patriotismus" mundtodt zu machen.

„Wenn man ihnen sagt, dass man unter Patriotismus das Streben verstehe, seine Mitbürger glücklich und nicht unglücklich zu machen, ihnen Sicherheit und Freiheit zu verschaffen, anstatt sie in Abenteuer zu stürzen, welche schliesslich zur Diktatur führen, so werden sie antworten: „Ja, das ist die Politik des Fusstritts auf die Rückseite des Körpers."

„Diese Phrase hat sich leider in das Familien-Wörterbuch der parlamentarischen Coulissen eingebürgert; und nur Wenige geben sich die Mühe, zu

*) Das Dogma von den Revanche-Gelüsten „der Franzosen" wird von der militärischen Partei in Deutschland ebenso lebhaft gepflegt, wie von den Chauvinisten in Frankreich. Der „drohende" Nachbar wird aller Orten als das Motiv der erzwungenen Kriegsbereitschaft dargestellt. Wir können es in diesen Blättern, die schon so oft den „Friedens-Gelüsten der Franzosen" Ausdruck geliehen haben, nicht unwidersprochen lassen, dass jenes Dogma als die thatsächliche und einzige Prämisse des europäischen Kriegszustandes hingestellt werde. Besonders kann die Bezeichnung „durch nichts zu besiegende" nicht gelten, da man ja zur Besiegung der angenommenen Rachepläne überhaupt noch gar nichts Anderes versucht hat, als hochmüthige Gegendrohung. Anm. d. Red.

untersuchen, ob irgend etwas von Wirklichkeit dahinter steckt. Die Metapher ist einmal da und genügt, um Jeden, welcher zaudert, arme Bauern und Arbeiter vor den Rachen der Kanonen zu werfen, für einen Feigling zu erklären. Und da es nun viele Menschen giebt, welche nichts stärker als einen solchen Vorwurf fürchten, so werden dieselben auf solche Weise ebenso kriegswüthig, wie sie von Natur friedlich gesinnt sind.

„So rekrutirt sich die Kriegspartei aus Menschen, welche in ihren Ansichten um zwanzig Jahrhunderte zurück sind; aus Abenteurern, welche im Trüben zu fischen hoffen; aus Don Quixote's, welche ihr Schlagwort vom Patriotismus herplärren, wie die Frommen ihre lateinischen Verse, die sie nicht verstehen; aus Officieren, welche auf dem Schlachtfeld Ruhm, Ehre und Avancement zu finden hoffen u. s. w.

„Diese angeblichen Patrioten betrachten Alles, was andern Völkern zu Gute kommt, wie einen Schlag in das eigene Gesicht oder wie ein Verbrechen an der eigenen Nation und schrauben sich damit auf den Standpunkt jener wilden Menschenstämme zurück, welche die Grundsätze der Moral oder Menschlichkeit nur für den eigenen Stamm gelten lassen, während sie fremden Stämmen gegenüber jede Art von Gewalt oder Schandthat für erlaubt oder geboten halten. Sie können von ihrem Bulldoggen-Standpunkte aus, der aus den Franzosen allen andern Völkern gegenüber ein Heer von Kampf helden machen will, nicht begreifen, dass sie sich mit ihrem Appell an die rohe Gewalt auf die Stufe wilder Thiere herabsetzen, während es sich für intelligente Völker besser schickt, sich zu vertragen, als zu schlagen, und friedliche Lösungen entstehender Streitigkeiten den gewaltsamen vorzuziehen.

„Unsere militärischen Promenaden durch die halbe Welt unter den beiden Napoleons und unsere ewige Sucht, uns in Alles einzumischen, was uns nichts angeht, haben uns bei der Mehrzahl der Völker verhasst und gefürchtet gemacht, ohne uns wesentliche Vortheile einzubringen. Dabei haben sie den weiteren Nachtheil gehabt, dass sie in uns selbst einen Geist der Eitelkeit und Grossmannssucht grossgezogen haben, der uns selbst nach so vielen und grossen Missgeschicken keine Ruhe lässt und uns fortwährend zu neuen kostspieligen und unfruchtbaren Expeditionen in fremde Länder anspornt.

„Ich glaube, dass Frankreich nach dem grossen Kriege sein stehendes Heer ganz hätte auflösen können. Aber ganz im Gegentheil haben wir Alles gethan, um unsere Gegner aus Furcht vor uns stark zu machen und den Thron des deutschen Kaisers zu befestigen. Unsere sogenannten „Patrioten“, voll Muth, vielleicht aber schwachen Gehirns, thun Alles, was sie können, um diesen Thron jeden Tag höher und fester zu schrauben. Jetzt hat man es durch stete Schürung des Hasses soweit gebracht, dass eine Auflösung der Armee fast zur Unmöglickeit geworden ist. Die Soldaten selbst freilich würden sich gerne in ein solches Schicksal finden; aber die Anführer wollen nicht, obgleich diese Armee eine fortwährende Drohung nach Aussen wie nach Innen ist und ohne zeitweilige Abenteuer nicht existiren kann. Unsere vererbten kriegerischen Instinkte, unsere Eitelkeit, unser Stolz, unsere Leichtgläubigkeit können uns dahin bringen, dass wir wieder, wie 1870, die Gelegenheit zum Losschlagen vom Zaune brechen und die Zukunft der Nation aus Anlass einer falschen Depesche aufs Spiel setzen.

„Und was würden wir bei einem solchen Kriege gewinnen?

„Als Sieger würden wir die Beute eines glücklichen Generals werden, der uns neuen Kriegen entgegenführen würde.

„Besiegt würden wir der Gnade eines Feindes preisgegeben werden, der es schwer bereuen müsste, aus seinem Sieg von 1870 nicht grössere Vortheile gezogen zu haben, und der darnach handeln müsste.

„Aber in beiden Fällen würde dem Fortschritt der Civilisation ein abermaliger Halt geboten und eine neue Aera kriegerischer Verwickelungen eröffnet werden.

„Bisher ist die Klugheit des französischen Landmannes, wie auch des grossen und kleinen Kaufmanns diejenige des Vogels Strauss gewesen, welcher seinen Kopf versteckt, um die Gefahr nicht zu sehen. Er hielt die Augen geschlossen und konnte daher nicht den Zusammenhang des eigenen Interesses mit den Interessen der Allgemeinheit wahrnehmen. Aber die Ereignisse von 1870—71 haben angefangen, ihm die Binde von den Augen zu nehmen. Er fürchtet den Sprung in das Unbekannte, welchen ihn gern gewisse Impresarii, die aber selbst der Gefahr fern bleiben, machen lassen möchten. Der kleine Bourgeois, welcher früher sehr geneigt war, seinen Stellvertreter auf die Schlachtbank zu schicken, ist weit weniger geneigt, sich derselben selbst zu überliefern; und schon das Freiwilligen-Institut hat ihn mit Ekel vor den Mühseligkeiten des militärischen Lebens erfüllt.“ —

Dieses in abgekürzter Form das gewiss interessante Bekenntniss eines französischen Politikers in ehemals hervorragender Stellung, welches zeigt, dass es auch unter unsern heissblütigen Nachbarn kühle und klare Köpfe giebt, welche die Lage vollständig richtig beurtheilen und auch den Muth haben, dieses öffentlich auszusprechen. Wieviel Geld, Mühe und Anstrengung hätte beiden Nationen erspart werden können, welche Ausbrüche beiderseitigen Hasses oder gegenseitiger Furcht hätten vermieden werden können, wenn Landsleute des Herrn Guyot sowie er selbst eingesehen hätten, dass jede kriegerische Anstrengung ihrerseits dieselben Anstrengungen auf entgegengesetzter Seite nothwendig zur Folge haben musste. Wenn die französischen Kriegsfanatiker behaupten, dass dieses Alles nur zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen fremde Angriffe geschehen und nothwendig sei, so liegt die Hypokrisie offen zu Tage. Denn kein Volk in Europa denkt daran oder kann daran denken, Frankreich anzugreifen — am allerwenigsten das deutsche, welches vollkommen zufrieden ist, wenn es in seiner inneren friedlichen Entwickelung durch äussere Verwickelungen nicht ferner gestört wird. Ganze siebenundzwanzig Friedensjahre legen dafür vollwichtiges Zeugniss ab. Wenn also trotzdem der Franzose sein stehendes Heer auf die höchst mögliche Stufe hinaufzuschrauben sucht, so kann nur der Hintergedanke eines Angriffskrieges oder die schlecht verhehlte Revanchelust bei passender Gelegenheit dafür massgebend sein. Was aber bei einem solchen Krieg für Frankreich herauskommt oder herauskommen kann, hat Herr Guyot mit wenigen, aber scharfen Strichen so treffend gekennzeichnet, dass in der That nur der reine Wahnsinn sich in ein solches Abenteuer stürzen könnte. Möge das französische Volk endlich einmal einsehen, dass ein friedlicher Wettbewerb in Kunst, Wissenschaft, Industrie und Literatur mit seinem mächtigen Nachbarvolke ihm weit grössere und bessere Vortheile verspricht, als eine gegenseitige Menschenschlächterei im Interesse der Wiedergewinnung zweier Provinzen, deren Bevölkerung es ziemlich einerlei sein dürfte, ob sie politisch dem einen oder dem andern Lande zugerechnet werden, und welche im Falle eines Krieges wahrscheinlich schwerer als alle anderen Landestheile darunter zu leiden haben würden. Gesittete Völker sollten ihr Verhältniss zu einander in ähnlicher Weise betrachten, wie das Verhältniss zweier Bürger desselben Landes, welche ihre Streitigkeiten nicht mit Fäusten und Knütteln, sondern durch den Spruch eines unparteiischen Gerichts zu erledigen pflegen. Will man daher ernstlich die Bestrebungen unserer Friedensfreunde zur Abschaffung des Krieges, dieser entsetzlichen Geissel der Menschheit, unterstützen, so denke man vor Allem an Einsetzung eines europäischen Areopags oder Schiedsgerichtes, an dessen Entscheidungen die streitenden Parteien gebunden sein

müssten. Ein solcher wird ja mit der Zeit und mit vorschreitender Gesittung unausbleiblich sein, mag dieses nun mit oder ohne vorherige Aderlässe an dem Leib der europäischen Völker geschehen können. Jener riesige Wettkampf, welchen die europäischen Mächte zur Zeit in steter Vermehrung und Verbesserung ihrer Machtmittel und Kriegsvorbereitungen zum Schaden des Gemeinwohls mit einander aufführen, wird alsdann einem friedlichen Wettkampf in Erreichung derjenigen Güter des Lebens, welche allein die Völker glücklich und zufrieden machen können, weichen müssen. Fiat!

(Darmstadt.) Prof. Dr. **Ludwig Büchner.**

Günstige Vorboten.*)

Der grösste Theil von Amerika und Australien besteht noch aus unermesslichen Einöden. Aber diese Gegenden strotzen von aller Art Hilfsquellen. Einige davon gehören zu den bevorzugtesten Regionen unseres Erdballs. Als die Europäer hinkamen, um sie zu kolonisiren, standen sie unschätzbaren, natürlichen Reichthümern gegenüber, die nur des Besitzergreifens harrten. Aber es gab kein Mittel, die Bewohner jener Landstriche sich nutzbar zu machen, da es gerade an solchen mangelte, man war also gezwungen, selber an die Arbeit zu gehen und sich mit der ökonomischen Verwerthung dieser ausgedehnten und reichen Landstrecken zu beschäftigen. Die jungen amerikanischen und australischen Gesellschaften haben sich dieser Arbeiten bemächtigt, dadurch wirkten diese Gesellschaften friedenbringend, da ihre Hauptbeschäftigungen, wie es in der Natur der Sache liegt, die Produktion ist und nicht die Verwüstung.

Nun denn, es giebt ein grosses Reich in Europa, welches den amerikanischen und australischen Gesellschaften ähnlich zu wirken anfängt: Es ist dies das Reich der Czaren. Die Russen scheinen in letzterer Zeit eine der wichtigsten Entdeckungen gemacht zu haben. Sie haben es begriffen, dass die weise Ausnützung des Bodens und des Innern der Erde ihres ausgedehnten Vaterlandes ein tausendmal dankbareres Geschäft sei als alle nur denkbaren Eroberungen. Nach langen Jahren der Finsterniss haben die Russen endlich ihr Auge dem Licht geöffnet. Sie stürzen sich mit bewunderungswürdigem Feuereifer in ökonomische Unternehmungen: Eisenbahnen, Betriebswerke, Fabriken, Bergwerke entstehen überall wie durch Zauberschlag. Man stellt weitgehende Aufrufe an das fremde Kapital. Man macht sich Eisen, Kohle und Metalle aller Art nutzbar. Man bricht Felsen, um daraus Cement — gräbt Schächte, um Petroleum zu gewinnen. Die Häfen werden auf das Vollkommenste ausgerüstet, die Eisenbahnen genügen dem Transport der Waaren nicht mehr. Städte entstehen mit überraschender Geschwindigkeit. In den südlichen Steppen, Strecken, die vor kaum zehn Jahren noch in traurigster Verödung dalagen, da zeigen sich heute längs des Schienenstranges unzählige Neuschöpfungen von Betriebswerken.

An anderen Orten wieder ruft man laut nach polytechnischen Schulen. Bereits bestehende werden bedeutend vergrössert. In einem einzigen Jahre wurden drei neue gegründet. Mit einem Worte: die russische Gesellschaft scheint von einem ordentlichen Schaffungsfieber ergriffen zu sein, wie jene Gesellschaften von Amerika und Australien.

---

*) Auf eine Anfrage der Herausgeberin, welche Aussichten für unsere Sache sich in Russland eröffneten, antwortete unser hochgeschätzter Mitkämpfer mit vorliegenden Ausführungen.

Und diese neuen Bestrebungen der russischen Gesellschaft können lange fortwirken. Ja, durch Jahrhunderte, denn die natürlichen Schätze Russlands sind so zu sagen unerschöpflich. In diesem Lande ist noch Alles zu thun. Selbst im europäischen Russland giebt es Gegenden, die eben so reich, eben so herrlich, aber eben so verödet sind, wie die Gegenden von Kalifornien und Chile.

Diese neue Tendenz der russischen Gesellschaft ist eines der wichtigsten Elemente zur Pacificirung Europas. Sie ist ein kostbarer Trumpf in der Hand derjenigen, die einen Staatenbund unseres Kontinents herbeisehnen. Russland ist der ausgedehnteste Staat von Europa. Es zählt 130 Millionen Einwohner, gegen die 53 Millionen, die Deutschland hat. Wenn Russland vollkommener organisirt und reicher werden wird, dann wird es auch bald seiner Einwohnerzahl entsprechende Weltmacht besitzen. Dann wird es der einflussreichste Staat Europas sein. Wohlan, wenn dieses Land sich vorzüglich der ökonomischen Production widmen, wenn es den alten Institutionen den Rücken kehren wird, die das Wohl in den Eroberungen und dem Militarismus gesehen, dann wird es sein immenses Gewicht in die Wagschale der Friedensbestrebungen werfen und diese Wagschale wird die überwiegende sein.

Mit einem kriegerischen Russland (wie es ehemals gewesen) bleibt Europa ein waffenstarrendes Feldlager. Mit dem Russland, das seine Kräfte der ökonomischen Production weiht, wird Europa bald eine Föderation bilden.

J. Novicow
(übersetzt von Gräfin Pötting).

Der Friedenskongress von 1898.

Auf dem letzten Kongress zu Hamburg ergingen an die Friedensfreunde zwei officielle Einladungen für 1898. Die eine von Turin, die andere von Lissabon aus. An den Gesellschaften ist es nun, ihre Stimmen für die eine der beiden Städte abzugeben. Für Turin spricht, abgesehen von den Sympathien, deren sich unsere italienischen Freunde erfreuen, der Umstand, dass die Reise für die deutschen Kongressisten kürzer und daher weniger kostspielig ist. Für Lissabon jedoch fallen schwerer wiegende Faktoren in die Wagschale, die hervorzuheben ich mich für verpflichtet halte. Vor allem der, dass unser ausgezeichneter Mitarbeiter de Magelhaês Lima von der portugiesischen Regierung beauftragt war, die Kongressisten einzuladen. Infolge der gleichen Einladung, die an die Mitglieder der interparlamentarischen Konferenz ergangen ist, wird diese in Lissabon tagen, und daraus ergiebt sich für uns ein weiterer Grund, die Rücksicht auf persönliche und materielle Opfer in den Hintergrund zu schieben. Die Trennung von Kongress und Konferenz hat sich in mehrfacher Beziehung als unpraktisch, ja geradezu als schädlich erwiesen; viele Mitglieder der interparlamentarischen Gruppen sind gleichzeitig Mitglieder der Friedensgesellschaften; die Meisten haben beim letzten Kongress in Hamburg gefehlt, weil ihnen die Reise dorthin von Brüssel zu umständlich und zu theuer war. Wir müssen daher trachten, den unerlässlichen und unserer Sache höchst nützlichen Wechselverkehr aufrecht zu erhalten und zu erleichtern. Wir müssen auch ferner in Berücksichtigung ziehen, dass unsere Mitarbeiter aus dem Westen und Südwesten Europas bisher vor keiner Distanz zurückgeschreckt sind und endlich einmal auch das Recht haben, für sich eine kürzere Reise zu reklamiren. Aber noch eine wichtige Sache muss hervorgehoben werden, die uns, ich möchte sagen, die Pflicht auferlegt, nach Lissabon zu gehen: die Nothwendigkeit, das Friedensevangelium auf die iberische Halbinsel zu tragen. In Portugal ist der

Boden vorbereitet, — das beweist die Einladung der Regierung; nicht so aber in Spanien, dem „allerchristlichsten“ Lande, in dem man die Quintessenz der Lehre Christi, die Nächstenliebe, aus den Herzen gerissen zu haben scheint und den letzten Mann zu opfern entschlossen ist, um den brudermörderischen Krieg auf Cuba fortzusetzen. Es ist daher hoch an der Zeit, dass unser Ruf „Friede!“ aus nächster Nähe ertöne, und von Lissabon aus wird man ihn deutlich genug in Madrid vernehmen. Die interparlamentarische Konferenz wird ihn ohne Zweifel erschallen lassen, — an uns, ihn laut und entschieden weiterzugeben, denn dieser Vernichtungskampf gegen eine Colonie, die um Befreiung aus erniedrigender Knechtung ringt, ist ein Verbrechen, über das Europa zu Gericht sitzen muss. Ein Land, in dem die Rohheit und Barbarei durch behördlich sanktionirte Stiergefechte förmlich gezüchtet werden, gehört unter ein stärkeres, unter ein internationales Forum, und in erster Linie sind daher die Friedensfreunde berufen, einen internationalen Protest dorthin zu tragen.

Europa wird im Jahre 1898 in Lissabon versammelt sein. Die portugiesische Hauptstadt feiert die vierhundertjährige Erinnerung an einen Mann, der nicht das Schwert, sondern die Friedenspalme über die Meere getragen hat. Vasco de Gama war kein Eroberer, er war ein Länderforscher, vom Drange beseelt, seinem Vaterlande und der Welt in civilisatorischem Sinne Dienste zu leisten. Beweis dessen, dass sich keine Kriegsministerien, wohl aber die gelehrten Gesellschaften von London, Berlin, Wien, Paris, Stockholm, Brüssel u. s. w. zur Theilnahme an den Festlichkeiten angemeldet haben. Wir werden dort in guter und angemessener Umgebung sein, und darum sollen wir auch in diesen Reihen nicht fehlen.

Unsere Turiner Freunde werden es uns gewiss nicht verübeln, wenn wir diesmal der Einladung nach Lissabon den Vorzug geben. Die Gelegenheit ist einzig, das Eisen ist warm gehalten und muss geschmiedet werden, — die Pflicht ruft. — Dort ist frischer Boden urbar zu machen, — in Italien ist die Saat schon reichlich und gesegnet in die Höhe gegangen. Und schliesslich: aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Uns Alle zieht es nach dem sonnigen Italien, in uns Allen lebt noch die frische Erinnerung an die herrlichen Tage in Rom, wo die Friedenskongresse ihre Auferstehung gefeiert und ihre Lebenskraft für die Zukunft geholt haben. Wir Alle hoffen also, uns bald wieder dort zu versammeln, nur diesmal haben wir die Empfindung, dass uns eine höhere Pflicht dorthin ruft, wo der Boden noch der Aussaat wartet.

A. Gundaccar von Suttner.

Völkercharakter und Völkerliebe.

Ein Freundes-Gespräch

von Johannes Guttzeit in Schmargendorf bei Berlin.

Johannes. Du siehst mir heute verstimmt aus. So kenn' ich Dich noch gar nicht. Was ist Dir?

Heinrich. Ich bin unzufrieden mit Dir.

Joh. Oh! — Kann ich es wieder gut machen?

Heinr. Wenn Du Deine Anschauung zu ändern vermagst.

Joh. Nun, erst wollen wir zusehen, ob Du mich nicht missverstanden hast. Und wenn das nicht, so biete Deine Ueberzeugungskunst auf! Mir steht die Wahrheit am höchsten.

Heinr. Du sagst, Du bist für die Festigung der Eigennatur jedes Volkes. Dann aber sagst Du wieder, Du habest auch einen Franzosen und einen Italiener in Dir gefunden und ausgebildet. Ist das recht? Ist das national empfunden? Und stimmt dies mit jenem zusammen? — O, diese verwünschte Auslandsucht, die den Deutschen französeln und italisiren lässt! Das Beil soll hacken und der Bogen schiessen. Wenn das Beil auch schiessen und der Bogen auch hacken will, dann verfehlen sie ihren eigentlichen Zweck. Drum lass das! Geh' mit uns Deutschen! Dann werden wir Dich noch mehr lieben!

Joh. Mein theurer Heinrich! So hat Deine Liebe zu mir denn abgenommen?

Heinr. Ei, wer sagt denn das? Aber ich will einen ganzen Deutschen an Dir, nicht einen halben Deutschen, einen viertel Franzosen und einen viertel Italiener.

Joh. Aber wo wirst Du mich denn so grausam zerhacken? Hacke lieber diese Kiste mit Früchten auf! Dann wird uns von ihrem Genuss eine desto bessere Stimmung zu unserer Erörterung kommen. Da liegt ja ein Hammer. Sieh, er ist so eingerichtet, dass er sich als Kneifzange und als Stemmeisen benutzen lässt. Frisch an's Werk!

Heinr. Ein vielseitiger Hammer! Lass uns öffnen!

Joh. Vielseitig? — Ein elender Hammer!

Heinr. Was sagst Du?

Joh. Dass er sich nicht begnügt, Hammer zu sein, auch Nägel ausziehen und Kistendeckel öffnen will.

Heinr. Das kann Dein Ernst nicht sein? Ist es denn deswegen ein schlechterer Hammer?

Joh. Bin ich deswegen schon ein schlechterer Deutscher, weil ich auch etwas italienisch und französisch empfinden zu können glaube? Wenn mein Deutschthum nun dadurch nicht beeinträchtigt würde?

Heinr. Wie wäre das möglich? Hast Du romanisches Blut in Dir, so bist Du doch sicher um so viel weniger Deutscher.

Joh. Das ist vorläufig nur eine theoretische Vermuthung. Weise mir's nach an meinem Sein und Handeln, dass es mir an Deutschthum fehle!

Heinr. Du singst begeistert mit den Franzosen.

Joh. Jawohl, wo er gesund und menschlich empfindet.

Heinr. Aber wo seine Empfindung sich gegen Deutschland richtet!

Joh. Gegen Deutschland?

Heinr. Gegen die Wiedereinverleibung von Elsass-Lothringen in's deutsche Reich.

Joh. Ich behaupte nur, dass es eine Vergewaltigung am natürlichen Völkerschaftsrechte ist, wenn man Franzosen, die bis dahin zu Frankreich gehört hatten, nur die Wahl stellt, den Boden ihrer Väter zu verlassen oder sich deutscher Herrschaft unterzuordnen, ihre Steuern nach Berlin zu schicken und hre Söhne in's deutsche Heer, um, wenn es der deutsche Kaiser für gut finden sollte, gegen Frankreich, ihre Mutter, zu kämpfen. Von den Deutschen in jenen Ländern spreche ich nicht. Das Land aber giebt wenig, das Herz Alles, und die Neigung des Herzens soll man achten. Du hast auf einer flüchtigen Reise durch Lothringen die meisten Herzen französisch gefunden, und ich habe auf einer Fusswanderung durch den Elsass auch sehr viele Franzosen gefunden; es wechselten manchmal deutsche mit französischen Orten ab. Viele Menschen sprachen für gewöhnlich französisch; nur wenn sie grob wurden, sprachen sie deutsch. Wer aber Franzose ist, hat ein Recht, es zu bleiben, so gut wie Du vom Deutschen doch nicht verlangen wirst, dass er Franzose werde.

Heinr. Aber Du scheinst es zu verlangen.

Joh. Etwa, weil ich ausser dem deutschen auch französisches Wesen ni mir zu finden glaube? Hab' ich denn jemals gesagt, dass alle Andern auch so sein sollten wie ich?

Heinr. Das wohl nicht. Aber willst Du denn keine Ausbreitung des Deutschthums?

Joh. Mit Gewalt? Nein! Das könnte auch nur eine oberflächliche sein. Wird man einem Lande mit Gewalt einverleibt, so kann man es nicht lieben, da doch die Liebe frei sein muss. Ich will vor Allem Vertiefung des Deutschthums und nur diejenige Verbreitung, die sich im Gefolge der Vertiefung von selbst einstellt.

Heinr. Dagegen habe ich nichts. Aber um es zu vertiefen, da muss doch Jeder so sehr als möglich Deutscher sein?

Joh. Gewiss.

Heinr. Du aber willst in Dir das Fremde ausbilden?

Joh. Ich will das in mir ausbilden, was in meiner Natur liegt. Darf ich das?

Heinr. Das ist sogar Deine Pflicht.

Joh. Wenn Einer durch Neigung und Fähigkeit auf die Mathematik gewiesen wird —

Heinr. So soll er sich ihr widmen.

Joh. Und wenn auf die französische, italienische Sprache?

Heinr. So mag er diese betreiben.

Joh. Aber doch mit Liebe zur Sache?

Heinr. Natürlich.

Joh. So wird er den Franzosen und Italiener in sich ausbilden.

Heinr. Das soll er nicht! Er soll Deutscher bleiben.

Joh. Das bleibt er ausserdem auch noch.

Heinr. Er soll es ganz bleiben.

Joh. Komm, gieb den beiden Knaben einige Kirschen ab! Die Kinder haben das erste Naturrecht auf das Obst.

Heinr. Da habt Ihr! Lasst's Euch schmecken! — — Sieh 'mal, Johannes, wie verschiedenen Gebrauch die Jungen von dem Obst machen! Der Eine verzehrt es und ist sehr vergnügt. Der Andere liebt den äusseren Putz, er hängt sich die Kirschen an die Ohren, an alle Knöpfe seiner Jacke und wo er nur welche anbringen kann. Da! etliche fallen ihm 'runter. Er tritt auf sie; andere zerdrückt er und befleckt sich. Den Rest wird er bald schlecht werden lassen und wer weiss, ob er eine frisch in den Magen bringt.

Joh. In dem Einen seh' ich das Bild dessen, der die Vorzüge des Auslandes würdigt, im Andern ein Bild des Fremdsüchtigen. Dieser französelt, Jener lernt von den Franzosen ihr Gutes, um es in seiner Person und seinem Wirken seinem deutschen Vaterlande dienstbar zu machen. Der Knabe, der sich mit Kirschen behängt, macht sich dadurch äusserlich einem Kirschbaum ähnlicher; der Andere, der sie verzehrt, nährt so seine Menschheit, er wird ein um so gesünderer, tüchtigerer Mensch. Verstehst Du nun, was ich wünsche und was ich verwerfe?

Heinr. Aber die Franzosen sind gar kein autochthones Volk.

Joh. Entschuldige, dass ich ein Deutscher bin und mein Fremdwörterbuch nicht hier habe!

Heinr. Ich meine, sie sind kein recht eigenartiges Volk.

Joh. Wer hat Dir das weiss gemacht?

Heinr. Ihre Geschichte sagt es mir.

Joh. Also die Bücher!

Heinr. Allerdings, aber sehr glaubwürdig.

Joh. Ich frage, wo es mir möglich ist, vor Allem das Leben, die Dinge und Menschen selbst. Und da sehe ich, dass es gerade die Eigenart der Franzosen als Völkerschaft ist, der wir, abgesehen von ihrer besonderen Beschaffenheit, mit Vortheil nacheifern können, indem wir uns bestreben, so ein deutsches Volk zu werden, wie sie ein französisches sind. Noch sind wir kein rechtes Volk. Wie verschieden der Wende, der Friese, der Rheinländer, der Sachse, der Steiermärker, der Baier, der Thüringer u. s. w.

Heinr. Was schadet denn das? Das ist ja eben unser Reichthum, diese Verschiedenheit. Möge nur jeder dieser Stämme seine Eigenart wahren!

Joh. Recht schön! Aber wer sie alle zusammen als ein Volk betrachtet sehen will, der soll nicht vergessen, dass Millionen dieser Deutschen mit andern Millionen nur durch die leidige Schrift, durch's todte Papier die Verbindung finden. Ich sehe das rechte Deutschthum weniger darin, zu glauben, dass wir schon etwas **sind**, geschweige das grösste und beste Volk, vielmehr in dem Eifer, etwas zu werden.

Heinr. Dazu müssen wir aber den Kern deutschen Wesens aufsuchen und stärken.

Joh. Stärken, gewiss.

Heinr. Vor Allem aufsuchen, feststellen, was deutsch ist.

Joh. Keinesfalls zwängende Regeln oder Muster aufstellen; denn alles Echte gedeiht nur in Freiheit. Wie der Einzelne die Selbsterkenntniss auf falsche Weise vertreten kann, indem er in Brüten über sich selbst verfällt, die Bestandtheile und Kräfte seiner Seele untersucht und einen **bestimmten** Charakter aus sich zu machen strebt, statt nur frischweg **überhaupt** einen Charakter aus sich zu machen durch Wahrhaftigkeit und Entschiedenheit, ebenso wird auch ein Volk seinen natürlichen Charakter am besten dadurch entwickeln und festigen, wenn es in allen Dingen sich entschieden und wahr zeigt; denn so bildet sich jeder Charakter, er mag angelegt sein, wie er will. Wer sich dagegen in sich selbst versenkt, verfällt leicht in Krankhaftigkeit, und weil der natürliche, stets neu lebendige Seelentausch mit der Umgebung erlahmt — in Aeusserlichkeit.

Heinr. Du wirst doch nicht leugnen wollen, dass die Vergegenwärtigung unserer deutschen Vorzeit angethan ist, rechte Deutsche heranzubilden?

Joh. Nur wenn eine zweckmässige Auswahl getroffen wird. Aber da kommt man wieder in Gefahr, die Geschichte zu verfälschen. Denn leider zeigt sie uns mehr Schande als Ruhm.

Heinr. Auch ich lege den Hauptwerth nicht auf die Geschichte der Vorzeit, sondern auf die lebendige Gegenwart.

Joh. Da stimmen wir überein. Und hier meine ich, ist es zur Stärkung unserer völkerschaftlichen Eigenkraft sehr dienlich, wo nicht unentbehrlich, von andern Völkern das Gute zu lernen, was auch uns ansteht, vom Engländer das Grossartige, vom Franzosen das Gefällige, vom Italiener das Naive u. s. w. ohne unsern deutschen Kern deshalb zu vernachlässigen. „Willst Du Dich selbst erkennen, so sieh, wie Andere es treiben!“ Im Spiegel anderer Völker sehen wir, wenn wir mehr ehrlich als eitel sind, unsere eigenen Mängel; und ich zweifle auch, dass man diese erkennen kann, ohne sich in fremdes Wesen liebevoll zu vertiefen.

Heinr. Das ist wohl an sich ganz richtig; leider haben aber die Deutschen hierin schon viel zu viel gethan. Du kennst doch das treffende Wort von Klopstock an Deutschland: Nie war gegen das Ausland ein Volk gerechter als du: sei nicht allzu gerecht! sie denken nicht edel genug, zu sehen, wie schön dein Fehler ist.

Joh. So mag ein Dichter wohl sprechen, von dem man eine gründliche

Untersuchung nicht verlangt. Der Denker jedoch muss schärfer unterscheiden. Er muss untersuchen, bis wie weit die Beschäftigung mit dem Auslande „schön“ ist und von wo der „Fehler“ beginnt. Soweit sie recht ist, was bedürfen wir da der Anerkennung des Auslandes? Allzu gerecht kann man nie sein. Aber wir wollen, indem wir das Gute der Fremde anerkennen, es nicht anbeten als etwas uns Unerreichbares, sondern die edlen Früchte und schönen Blumen der Fremde in unseren eigenen Garten verpflanzen. Diese „Gerechtigkeit“ ist, wenn etwas, unser Vorzug — wollen wir ihn preisgeben, nur weil er vom Auslande nicht genügend anerkannt wird? Werden wir aus anderen Gründen von Ausländern nicht so geliebt, wie wir möchten, so lasst uns edel den Anfang machen, lasst sie uns zuerst lieben!

Heinr. Das ist ja eben zu viel schon geschehen. Wir müssen uns nun in uns selber festigen.

Joh. Das Eine thun und das Andere nicht lassen: Charakter und Harmonie pflegen, ja Eins durch das Andere unterstützen. Erklärlich genug wäre es freilich, wenn nach bisheriger einseitiger Uebertreibung der Harmonie man in eine Uebertreibung des Charakters verfiele, wie die verbildete Menschheit ja immer so gern von einem Extrem zum anderen taumelt; aber deswegen bliebe es doch eine Uebertreibung, und wer sie als solche erkennt, der hütet sich davor. Denn ein auf Kosten der Harmonie übertriebener Charakter ist ein schwacher Charakter.

Heinr. Gesteh' es nur, Du hast eine Vorliebe für Frankreich!

Joh. Vorliebe? — Liebe, jawohl! (Singt):

Adieu, adieu, ma belle France!
Adieu, adieu, je t'aimerai toujours.
Adieu, adieu, pays de mes amours!
:,: Pour de plus heureux jours :,: je garde l'espérance.

Heinr. Das ist stark! Hier zwischen den deutschen Bergen singst Du französisch! Und für Italien schwärmst Du auch noch?

Joh. (Singt): O bella Napoli, suolo incantato!
Luce più vivida del ciel stellato!
Tu sei l'emporio dell' allegria —
Santa Lucia, Santa Lucia!

Heinr. So geh' doch zurück nach Italien, wenn es Dir da besser gefällt!

Joh. Ich hatte allerdings Zeiten, wo ich nahe daran war, zu wünschen, ich hätte meine Wirksamkeit lieber im Auslande begonnen, weil mir in Deutschland feile Gesinnungsverleugnung oder völliger Gesinnungsmangel entgegentrat. Aber dann holte ich mir wieder Hoffnung und Stärkung in der Natur und — bei echt deutschen Herzen. Und jetzt möchte ich Deutschland weniger als jemals verlassen.

Heinr. So gefällst Du mir. So bleibe. Wirke in Deutschland für Deutschland. Widme Dich ganz dem Volke der Denker!

Joh. Dem es auf einen verhungerten Denker mehr oder weniger nicht ankommt. Schön, schön. Aber lieben darf ich doch auch noch dieses und jenes andere Volk.

Heinr. Das kann man Dir nicht verwehren. Nur darf es nicht auf Kosten des Deutschthums geschehen.

Joh. Wenn meine Liebe die Brücke ist zum rechten Verständniss, zum Lernen, und ich das Gelernte als Deutscher für Deutschland verwerthe?

Heinr. Dann ist Deine Liebe zum Auslande die rechte.

Joh. Und so darf ich mich auch am Auslande erfreuen, nicht wahr?

Heinr. Gewiss; denn man liebt nur das, woran man sich erfreut.

Joh. Und man lernt nur, wo man liebt. Und wir deutsches Volk müssen

vom Auslande lernen, wenn wir uns wieder verjüngen wollen. Diese Einsicht kann aber der nicht erlangen, der sich durch einseitige Deutschthümelei vom Auslande abschrecken lässt. Wenn wir Deutschen alle so viel natürliche Leichtigkeit hätten, wie Du, auch bei Behandlung schwerer Stoffe, dann könnten wir des guten Beispieles der Franzosen in diesem Punkte vielleicht entrathen. Aber wenn Du diesen Lehrer nicht brauchst, so verüble ihn doch uns Uebrigen nicht, denen die Klumpen deutscher Schwerfälligkeit an den Füssen kleben! Beim Lesen Deiner Schriften dachte ich manchmal, wie hübsch sich das im Französischen ausnehmen möchte. Und Deine geringere Neigung zu diesem Volke könnte seinen Grund einfach darin haben, dass Du ihm ähnlicher bist, so dass Du dort weniger Ergänzung findest.

Heinr. Mache mich nur nicht noch gar zum Franzosen! — Du aber, wie kannst Du Dich bloss in ein absterbendes Volk so verlieben?

Joh. Absterbend? Wer sagt Dir das?

Heinr. Die Zahlen.

Joh. Wieder das Papier. So halte Du Dich an die Zahlen, ich halte mich an das Leben. Ich sehe das Franzosenthum in mancher Beziehung mehr Lebenskraft als das Deutschthum an den Tag legen. Allein schon die Fremdwörter —

Heinr. Aber es sterben ja bald mehr Franzosen, als geboren werden.

Joh. Und woran liegt das?

Heinr. Natürlich an der ausgehenden Lebenskraft.

Joh. So? Könnte es nicht auch zum grösseren Theile an unglücklichen Einrichtungen liegen, an den Erb-Verhältnissen der Bauern und an Anderem von der Art?

Heinr. Daran hab' ich noch nicht gedacht.

Joh. Und wenn die gesellschaftlichen Einrichtungen, die zu dem „Zweikinder-System“ in Frankreich geführt haben, verbessert würden, so könnten wir es erleben, dass die Geburten sich auffallend vermehrten. Doch das nebenbei. Genug, ich halte die Liebe zum Wesen des Nachbarvolkes, natürlich seinem guten, gesunden Kerne nach, für eine Bedingung des gegenseitigen friedlichen Verhältnisses.

Heinr. Dagegen habe ich nichts.

Joh. Wir sollen doch unsern Nächsten lieben?

Heinr. Wir sollen es nicht nur, sondern wir finden auch einzig in der Nächstenliebe unser Genügen.

Joh. Ganz recht. Aber worin besteht denn die Liebe? Kannst Du ein Wesen lieben, wenn Du nicht etwas von ihm in Dir selber verspürst?

Heinr. Anders wird es nicht gehen.

Joh. Und kannst Du die Liebe zu einem Wesen in Dir unterhalten, ohne eben das, was Du von ihm in Dir trägst, auszubilden? Wie?

Heinr. Wohl ebenso wenig.

Joh. Nun giebt's aber eine Formel, die, richtig angewandt, in allen Dingen zur Wahrheit hinleiten muss.

Heinr. Nämlich?

Joh. Es ist die Analogie, zu deutsch die Entsprechung. Und so wende ich das, was wir zwischen den Einzelnen als richtig erkannt haben, einfach auf das Verhältniss zwischen den Völkern an. Meinst Du, dass ich da in die Irre gerathen werde?

Heinr. Durchaus nicht. Das ist eine Folgerichtigkeit, wie sie mir recht wohlgefällt.

Joh. Nun, was wird denn also der Menschenliebe entsprechen?

Heinr. Die Völkerliebe.

Joh. Sehr richtig: Und was wird, sie zu befestigen und zu nähren, erforderlich sein?

Heinr. Dass jede Völkerschaft in sich, in ihrer Seele das aufsucht was dem Nachbarvolk ähnlich ist, und es nährt.

Joh. Ohne Zweifel. Wie wir mit unserm Nächsten nach seiner Weise müssen empfinden können, um ein menschliches oder, wenn Du willst, christliches Verhältniss mit ihm aufrecht zu erhalten, so müssen wir zu gleichem Zwecke auch mit dem Nachbarvolke empfinden können.

Heinr. Aber doch um keinen Preis auf Kosten der Eigenart?

Joh. Nein, die hat das erste Recht. Aber sie müsste sehr schwach sein, wenn sie ein solches Eingehen auf fremdes Wesen nicht vertrüge, ohne darunter zu leiden. Es muss eben nicht übertrieben, es darf nicht zur Sucht werden. Nur der irgendwie Kranke ist so mit sich selbst beschäftigt, dass er für Andere nichts übrig hat. Je gesünder im höchsten Sinne und je vollkommener ein Mensch, desto mehr erweitert sich der Kreis seines geistigen Antheils, nicht wahr?

Heinr. Ganz meine Meinung.

Joh. Und wie wird es mit einer Völkerschaft sein?

Heinr. Dem entsprechend. Die gesündere und höher stehende wird sich dadurch als solche bewähren, dass sie bei Festhaltung und höchster Entwickelung ihrer Eigenart doch auch desto mehr das Wesen von anderen Völkern versteht und liebt.

Joh. Ja, mehr noch: es um so mehr nutzt, nährt und hütet — aber es nicht verleugnet und am wenigsten gar es bekämpft. Wird solch ein Volk von anderen Völkern gehasst oder gefürchtet werden?

Heinr. Wie wäre das möglich? Nein, es wird geliebt werden.

Joh. So kämen wir denn von der Nächstenliebe zur —?

Heinr. Zur Völkerliebe.

Joh. So soll es sein.

„Friedensbewegung und Presse."

Ein Rathschlag.

Von den Friedensfreunden aller Länder, die sich an der öffentlichen Diskussion über die besten Mittel zur Verbreiterung und Vertiefung der Propaganda betheiligen, wird immer wieder — und mit Recht — darauf hingewiesen, wie zweckmässig die Mitwirkung der Presse am Friedenswerke sein würde, wie nothwendig es demnach ist, die Gewinnung dieser Mitwirkung anzustreben.

Wie richtig diese Hinweise sind, braucht heute, wo jeder Geschäftsmann die Wirksamkeit der Zeitungsreklame zu schätzen weiss, gar nicht erst näher ausgeführt zu werden. Es kann geradezu gesagt werden: Eine Bewegung, welche die Mitwirkung der Presse nicht zu gewinnen versteht, ist aussichtslos. Agitationsreden können ausserordentlich wirksam sein, aber sie wirken eben nur auf den gegenwärtigen Hörerkreis, ihre Wirkung verblasst und erlischt mit der Zeit, wenn nicht fortgesetzte Anregungen in der gleichen Richtung das Interesse rege erhalten, das Bestreben der Hörer, die gewonnenen Eindrücke festzuhalten und — was mindestens gleich wichtig ist — Anderen mitzutheilen, sie gegen Anfeindungen zu vertheidigen, unterstützen. Der Agitationsredner kann naturgemäss nur den Zweck verfolgen und im günstigen Falle erreichen, ein kräftiges Feuer zu entzünden. Um es zu erhalten, ihm eine dauernde, fortgesetzt wachsende

Wärme und Leuchtkraft zu verleihen, ist es nöthig, ihm fortgesetzt neue Nahrung zuzuführen. Diese Aufgabe kann nur die Presse erfüllen, und zwar die Tagespresse. Ich unterschätze keineswegs die Zweckmässigkeit von regelmässigen Versammlungen; aber diese pflegen meist (wenigstens in Deutschland — und anderwärts wird es wohl nicht viel anders sein) schwach und in der Regel nur von denjenigen besucht zu sein, die neuer Anregung am wenigsten bedürfen. Ich unterschätze auch nicht den Werth von Monatsschriften; weiss ich doch selbst, welche Fülle von Anregung ich z. B. diesen Blättern verdanke. Aber das, was da gemeint ist, wenn von der Mitwirkung der Presse an der Friedensbewegung gesprochen wird, können Monatsschriften naturgemäss nicht bieten aus inneren und äusseren Gründen, die hier zu erörtern unnöthig ist. Das vermag eben nur die Tagespresse. Das ist ja auch allgemein zugestanden, und nur das steht in Frage: Wie ist die Tagespresse für die Friedensbewegung zu interessiren?

Schreiber dieser Zeilen, seit 22 Jahren praktischer Journalist (Redakteur), glaubt in dieser Frage mitreden zu dürfen, wenn er auch als Theilnehmer an der Friedensbewegung noch nicht den zehnten Theil jener Zeitdauer hinter sich hat. Freilich kann ich aus unmittelbarer persönlicher Erfahrung nur von der deutschen Tagespresse sprechen, glaube aber, dass in vielen Beziehungen die Verhältnisse in anderen Ländern, namentlich in Oesterreich, ähnlich oder sogar gleich liegen werden.

Um gleich in medias res einzutreten und weil praktische Beispiele besser als lange Darlegungen orientiren können, sei mir gestattet, hier ein Entrefilet aus der gestrigen Nummer meines Blattes einzuschalten:

„Unter der Ueberschrift „Heeresforderungen in Aussicht“ schreibt die „Köln. Volksztg.“: Die Anzeichen mehren sich, dass die Mittel für unabweisbare Verstärkungen der Landarmee, wenn deren gebieterische Nothwendigkeit sich herausstellen sollte, bereit gehalten werden müssen. Einerseits sei Aussicht auf Einführung des kleinkalibrigen Gewehres unbedingt vorhanden, andererseits sei durch die jüngste Verstärkung der russischen Feldartillerie um 38 Batterien diese stärker als die deutsche. Auch die Perspektive auf Einführung des Schnellfeuergeschützes sei keineswegs eine unbestimmte. — Es sind, wie man sieht, immer wieder die alten Argumente, mit denen die „gebieterische Nothwendigkeit“ für immer neue, immer exorbitantere Heeresforderungen begründet wird: Der Nachbar hat weiter gerüstet, also müssen auch wir weiter rüsten! Und das, nachdem man eben erst dem Nachbar freundschaftlichst die Hände geschüttelt hat! Ist es wirklich so unendlich schwer, den Gedanken zu fassen, es könnte mit dem Nachbar auf gütlichem Wege eine ehrliche Vereinbarung getroffen werden, dem der Kultur des 19. Jahrhunderts Hohn sprechenden Wettrüsten ein Ende zu machen? Sieht man denn wirklich nicht, dass der gegenwärtige Zustand schlechtweg unhaltbar ist? dass das Pochen auf die „gebieterische Nothwendigkeit“ immer erhöhter Militärlasten die Völker dem Ruin zuführt? Man lege sich doch endlich einmal ernsthaft die Frage vor: Wo soll das hinaus? Erwägt man diese Frage wirklich ehrlich, d. h. ohne den Chauvinismus mitreden zu lassen, so wird man sofort die „gebieterische Nothwendigkeit“ eines endlichen Rüstungsstillstandes erkennen.“

In ähnlicher Weise wird bei jeder sich darbietenden Gelegenheit von mir auf die Vernunft- und Kulturwidrigkeit des derzeitigen Zustandes der internationalen Beziehungen, des wahnsinnigen Wettrüstens hingewiesen, mitunter in zwei, drei Zeilen oder selbst blos mit einem satirischen Worte oder einem eingeklammerten Ausrufzeichen, seltener in grösserem Umfange als vorstehend, ganz ausserordentlich selten in längeren Artikeln. Letzteres kann

nur geschehen — namentlich in einem kleineren Blatte, das vor allen Dingen den Nachrichtendienst pflegen muss — sobald das öffentliche Interesse mit erhöhter Intensität sich der zu erörternden Frage zuwendet. Wenn das geschieht, so sind durch derartige kleine Vornotizen die Gemüther vorbereitet. Ganz zweifellos verpuffen viele solche Vorpostenschüsse ganz unbeachtet oder sie werden doch über aktuelleren Nachrichten in aller Kürze vergessen. Daran sind wir Journalisten gewöhnt: wir wissen ganz genau, dass das, was wir heute schreiben, morgen von mehr als 99 Proz. unserer Leser vergessen sein wird — wenn sie es nämlich überhaupt lesen. Was aber am wenigsten gelesen wird, sind akademische Abhandlungen, sogen. Leidartikel, so genannt, weil es Einem meist um den Platz leid thut, den man dafür hergiebt. Sie haben, wie schon gesagt, nur dann Werth, wenn der darin behandelte Gegenstand gerade im vordersten Vordergrunde des öffentlichen Interesses steht, im eminenten Sinne „aktuell" ist.

Und nun komme ich — vielleicht ein bischen spät — zur Sache. Die Friedensbewegung ist — im Sinne des zeitunglesenden Publikums — ganz und gar nicht „aktuell", akademische Abhandlungen darüber sind also ziemlich zwecklos: sie werden einfach nicht gelesen. Das muss Jeder, der vermittels der Presse die Friedenspropaganda fördern will, in erster Reihe berücksichtigen. Es kommt hinzu, dass die mittlere und kleine Presse — und diese kommt überall da, wo es sich um eine Einwirkung auf die breitesten Massen handelt, ganz besonders in Betracht — für längere Abhandlungen nur selten Platz hat und dass, wenn dies einmal der Fall ist, meist schon eine Auswahl von Leitartikeln über mehr oder minder „brennende" Tagesfragen vorliegt. Man denke daran, dass der Journalist für den Tag arbeitet — daher der Name. Dinge, die Wochen oder gar Monate zurückliegen, existiren für ihn einfach nicht mehr; er kann sie selbst dann nicht mehr berücksichtigen, wenn er ihnen persönliches Interesse entgegenbringt. Seine Persönlichkeit, seine Sympathie oder Antipathie hat zu verschwinden hinter dem redaktionellen „wir", das mit den Bedürfnissen des Augenblicks rechnet und nicht etwa blos aus geschäftlichen, sondern auch aus wohl erwogenen und ins Praktische übertragenen idealen Gründen rechnen muss.

Also: Sitzt in der Redaktion eines Blattes ein Anhänger der Friedensbewegung, so wird er schon von selber dafür sorgen, dass, sowie eine Frage auftaucht, die unter unserem Gesichtspunkte betrachtet werden kann, sie in das rechte Licht gerückt wird. Er wird das im einzelnen Falle vielleicht ungeschickt thun, aber das macht nichts; die Hauptsache ist, dass die Leser bei jeder Gelegenheit immer wieder auf diesen Gesichtspunkt zur Beurtheilung der Zeitereignisse hingewiesen werden. Bei denjenigen Zeitungen aber, die eine friedensfreundliche Redaktion nicht haben, ist eine Einwirkung von aussen in unserem Sinne nothwendig. „Friedensfreundlich" geberdet sich ja heute Jedermann, der öffentlich thätig ist, aber der organisirten Friedenspropaganda steht man gleichgültig, spöttisch, feindselig gegenüber. So sind ja wohl auch alle Zeitungen, vom „Vorwärts" bis zur „Kreuzzeitung", „friedensfreundlich", es kommt nur darauf an, sie bei gegebener Gelegenheit geschickt von dieser Seite zu packen; aber — 1. sofort, nicht erst nach Tagen oder Wochen. Mögen sie höhnische Bemerkungen an die friedensfreundliche Mittheilung knüpfen. Auch das schadet nichts, im Gegentheil: es nützt! 2. Kurz! Die Länge einer Zusendung kann einen Vorwand oder auch sehr wohl einen wirklichen Grund für die Ablehnung der Aufnahme bilden, und wenn das nicht, so ist sie in zahllosen Fällen der Grund des Nichtgelesenwerdens — und das ist denn doch schliesslich das Schlimmste. 3. Möglichst häufig. Man rechne mit der schon erwähnten Vergesslichkeit des heutzutage mit Lese-

stoff überfütterten Publikums. Ein Tropfen auf diesen Stein verdunstet, ohne eine Spur zu hinterlassen: es bedarf des steten Tropfens!

Wenn mit Vorstehendem einige, wie ich glaube, nützliche Winke für alle der Feder mächtigen Freunde der Friedensbewegung gegeben sein sollen, so halte ich damit die Frage noch nicht für erschöpft, wie wir Friedensfreunde uns die Mitwirkung der Presse sichern können und — sollen. Auch in dieser Hinsicht erscheint mir eine gewisse Centralisation der Kräfte durchaus wünschenswerth. Der oben eingeschaltete Ausschnitt aus meinem Blatte soll keineswegs ein Muster, aber doch ein Beispiel sein, wie nach meiner Ueberzeugung die mittlere und kleine Presse (ich wiederhole: diese ist, wo es sich um Einwirkung auf die breiten Massen handelt, von hervorragendster Bedeutung) für die Friedenspropaganda wirken kann. Der mit Arbeit überhäufte Redakteur von der Presse dieser Kategorien kann im Drange seiner Tagesarbeit nur selten den Blick über das hinausrichten, was ihm auf's Pult fliegt; was ihm nicht unter die Finger kommt, daran hat er gar keine Zeit zu denken: wenigstens nicht während seiner Redaktionsarbeit — — und morgen ist schon wieder ein anderer Tag, der seine eigene Arbeit bringt. Daher — wenigstens in der Hauptsache daher kommt's, dass so viele Blätter, selbst von Parteirichtungen, die der Friedensbewegung durchaus günstig sind, so gut wie gar keine Notiz von unseren Bestrebungen nehmen. Sie sind einfach davon nicht unterrichtet.

Diesem schlimmsten aller Uebelstände abzuhelfen, giebt es nur ein Mittel: Es müssen Centralstellen für bestimmte, nicht allzugross bemessene Bezirke geschaffen werden, wo man die Zeitereignisse, sofern sie Bezug auf unsere Bewegung haben, unter dem friedensfreundlichen Gesichtspunkte sofort in kurzen Entrefilets druckfertig behandelt, die man den Redaktionen von Blättern, welche nach ihrem politischen Standpunkte unserer Bewegung günstig sind, schleunigst zuschickt. Will man auch chauvinistische Blätter beschicken — um so besser! man wird dadurch die anderen zwingen, von den anfangs vielleicht unbeachteten Einsendungen Notiz zu nehmen. Längere Artikel mit dem Charakter selbstständiger Abhandlungen hätten zu erscheinen, wenn eine militaristische Frage in den Vordergrund des allgemeinen Interesses tritt. Seit Monaten wird bei uns die Frage der „uferlosen Flottenpläne“ erörtert; aber noch bin ich in keinem Blatte einem Artikel aus friedensfreundlicher Feder über dieses Thema begegnet. Das ist eine ganz ausserordentlich schwere Unterlassungssünde!

Die vorstehenden Anregungen habe ich, wenn auch nicht in gleicher Ausführlichkeit, schon auf der Delegirtenkonferenz der deutschen Friedensgesellschaft in Frankfurt a. M. **1896**, ebenso bei der Vorbesprechung der deutschen Delegirten in Hamburg in diesem Jahre zum Besten gegeben. Der Mahnruf unseres ehrwürdigen Freundes Hodgson Pratt in der vorigen Nummer von „Die Waffen nieder“ hat mich veranlasst, sie hier öffentlich zu wiederholen.

J. Fisahn, Gera, Reuss j. L.

Die blaue Schlange.

„Bitt' recht schön! — dass i mir a Stück'l Brod kaufen kann! — —“ klang im Jammerton eine schwache, wie vor Kälte zitternde Kinderstimme an mein Ohr, als ich an einem frostigen, grauen Spätherbsttage durch die Strassen unserer Stadt eilte.

Da lief oder besser humpelte es behende neben mir her, das kleine, ver-

wachsene Wesen, in Lumpen gekleidet, auf zwei Krücken gestützt, die schmalen Schultern hoch emporgezogen, fast bis an die Ohren, welche eine schäbige Pelzmütze halb verdeckte. Das Geschöpf — ich wusste nicht recht, ob Knabe oder Mädchen, denn es war in ein grosses, zerschlissenes Umhängtuch gewickelt — hatte die Grösse eines siebenjährigen Kindes; der Rücken zeigte einen spitzen Höcker und unten, zwischen den Krücken, baumelten ein paar verdrehte Füsse, in defekten Schuhen. Es war ein trostloser, mitleiderweckender Anblick! Ergriffen blieb ich stehen und suchte nach meiner Börse. Alles Kleingeld, das ich finden konnte, legte ich dem Kinde in die schmutzige, magere Hand.

„Wie alt bist Du?“ frug ich.

„Er wird heuer Vierzehn,“ antwortete statt des Gefragten ein verkommen und verkümmert aussehendes Weib, das, einen Säugling auf dem Arm, abseits stand, an das Gitter der Parkanlagen gelehnt; „er is als a Kleiner zum Fenster naus g'fallen — seitdem is er so!“ Sie sagte dies in einer Weise, als sei der Zustand des armen Kindes etwas, das man bewundern müsse. Wer weiss, ob sie die Mutter ist oder blos die Ziehmutter, von der der Knabe vielleicht gar Prügel bekommt, wenn er einmal nicht genug zusammen gebettelt hat.

Vierzehn Jahre! Und so verkommen und verkrüppelt und arm! Es schnitt mir durch die Seele.

Ein kalter Windstoss, der uns in eine weisslich-gelbe Staubwolke hüllte, trieb mich an, weiter zu gehen.

Das Packet, welches ich trug — es enthielt feine, üsse Bäckereien für meine abendlichen Gäste — verbrannte mir ordentlich die Finger, ich hätte es am liebsten fortgeworfen. Wir assen Naschwerk — und es giebt neben uns Menschen, die nicht einmal Geld für Brod haben! — Alle Tolstoi-Broschüren, die ich gelesen, fielen mir ein: besser denn je verstand ich die Empfindungen des russischen Philantropen. War denn das nicht zu ändern? Gab es keine Hilfe dagegen? . . . . . Da habe ich ja jüngst einen wunderbaren Aufruf in den Tagesblättern gelesen, zur Errichtung eines Asyls für verkrüppelte Kinder. Eine Menge bemittelter Personen betheiligten sich an dieser Sammlung, sie gaben mit vollen Händen, beträchtliche Summen wurden gespendet — sie stiegen in die Tausende! Welche unsagbare Wohlthat für solch elende Würmer, die dadurch körperliche und geistige Pflege erhalten sollten. Die Menschen sind d o c h gut! . . . . . Freilich, einmal hatte ich auch wo gelesen, dass es arbeitsscheue, demoralisirte Unholde giebt, die ihre Kinder absichtlich verstümmeln, um durch sie das Mitleid und die öffentliche Wohlthätigkeit zu missbrauchen. In Spanien soll das vorgekommen sein — dann konnte es ja auch anderswo geschehen. . . . . . Ach wie tief ziehen Unbildung, Noth und Entartung die Menschheit hinab in den Abgrund! . . . . .

Hier wurde ich aus meinen Grübeleien geweckt. — Eine Stauung im Strassenverkehr: Passanten und Fuhrwerke mussten anhalten, um einen Trupp Soldaten vorüber marschiren zu lassen. Wie eine dunkelblaue Schlange bewegte sich die lange, lange Reihe über die breite Querstrasse daher.

Es waren eigentlich noch keine Soldaten, sondern Zöglinge einer Militärschule. Die jüngsten im Alter des verkrüppelten Kindes, anderen beschattete schon ein leichter Flaum die Mundwinkel. Lauter Gesichter wie gesunde, rothbackige Aepfel.

Blühend sahen die Jungen aus, stramm und voll Selbstbewusstsein schritten sie dahin, die jugendlichen Glieder bewegten sich elastisch; der blaue Rock mit den blanken Knöpfen stand ihnen gut. Die Jüngsten sahen zwar ein bischen müde aus: aber der Trommler rührte fleissig die Schlegel, da ging's doch gut im Takt vorwärts. Und daheim erwartete sie ja das Mittagessen. Wie wird den Knaben der kräftigende Imbiss schmecken nach der Be-

wegung im Freien. „Wohl bekomm's!“ hätte ich ihnen zurufen mögen, den wohlgebildeten Vertretern der neuen Generation. Ihnen gehört nun die Zukunft!

Aber wie denn? . . . Werden diese Menschenblüthen nicht grossgezogen, gepflegt, erhalten für einen zukünftigen Krieg? Soll dieses schöne „Menschenmaterial“ nicht einmal hinausgetrieben werden auf's Schlachtfeld, genügen dann nicht ein paar Stunden um sie alle, alle, alle, die da an uns vorüber defiliren, niederzumachen, bei der zerstörenden Macht der jetzigen Geschosse, sie zu tödten, zu zerfetzen, zu verkrüppeln? . . . . .

Eisigkalt rieselt es mir bei diesem Gedanken vom Genick über den Rücken hinab. — Ja, es giebt viel gute Menschen und sie wollen Gutes thun, für arme, kaum lebensfähige Geschöpfe: dazu hatten sich kürzlich Viele zusammengethan; aber dieselben hätten sich mit überlegenem, wohl gar spöttischem Lächeln abgewendet, wäre ich unter sie getreten und hätte gesagt: „Gebt von jedem Hundert, das Ihr herschenkt, blos einen Gulden zur Förderung der Bestrebungen jener Vereine, die sich in fast allen Ländern zusammenthun, um die Ansicht zu verbreiten, dass es keine Kriege geben müsste, dass sie ein Verbrechen sind, wie ein anderes, dass sie durch ein menschenwürdigeres Verfahren ersetzt werden können.

Seht, Ihr habt Geld genug, jene armen dürftigen Pflänzchen der Gasse in ein besseres Erdreich zu versetzen; und Heil Euch, dass Ihr es thun wollt! Auch wenn Ihr wisst, dass sie fast niemals gesunden werden, denn der Wurm sitzt ihnen schon an der Wurzel und ihre Säfte sind vergiftet durch Noth, Elend und Sittenlosigkeit ihrer Erzeuger. Treibt es Euch denn gar nicht auch nach dem schwächsten Halt zu greifen, der sich da bietet, wenn es gilt, einen Versuch zu machen, eine Institution aus der Welt zu schaffen, die von früheren Generationen in die Welt gesetzt worden ist? Ihr schiebt diesen noch schwachen Halt, diese Möglichkeit, verächtlich bei Seite und sprecht: „Es will ja Niemand den Krieg — wozu sollen die Einzelnen das noch betheuern?“ Das ist so, als sagtet Ihr: „Wir möchten da und dort hin kommen —“ aber dabei bleibt Ihr unthätig sitzen und rührt Euch nicht vom Fleck. . . . . .

Da wächst ein junger Wald von herrlichen Bäumen auf; Alles wird daran gewendet, um ihn kräftig, lebensfähig, widerstandsfähig zu erhalten. Die Bäumchen bekommen die beste Erde, sie werden begossen, an Stäbe gebunden, damit sie kerzengerade gegen Himmel aufschiessen, und nicht verkrüppeln. Ihre Blüthen werden nach Möglichkeit geschützt, damit sie einst gute Früchte tragen. Da lassen es sich ein paar Machthaber einfallen, dass ihnen ein Stück Land vom Nachbar taugen würde, oder sie gerathen über eine „wichtige“ Frage in Streit. Und nun wird in den jungen Menschenwald gegangen und die Bäume werden mit blutrother Kreide bezeichnet, an die die Axt gelegt werden soll. Fast Alle kommen an die Reihe. Sie sind ja so sorgfältig dafür gezogen worden, damit sie niedergemacht werden können, „wenn das Vaterland (?) ruft“. — Und die Mütter? — — Der Thränenstrom, der dann ausgegossen wird über den abgerodeten Waldboden, er macht dann „keine welke Rose blüh'n, erweckt kein todtes Herz auf's Neu!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Jawohl, heisst es allgemein, das Alles ist tief traurig — aber wir können's nicht ändern. Was sollen da Vereine helfen? Dafür Geld geben, heisst, es fruchtbringenderer Wohlthätigkeit entziehen, das Geld in's Meer werfen. Man macht sich obendrein lächerlich. —

Wisst Ihr das so sicher, dass diese Summen verloren gehen? Ihr glaubt es eben. Lasst einmal die ganze öffentliche Meinung für den Friedens- und Schiedsgerichtsgedanken eintreten, und wir werden sehen, was sie vermag. Und die allgemeine Meinung setzt sich ja doch aus der Meinung Einzelner zu-

sammen, sagt ein weiser Mann — hat er nicht recht? — Dass aber die Meinung der Friedensgesellschaften eine allgemeine, öffentliche werde, möchtet Ihr denn das nicht auch, die Ihr alle den Frieden zu wünschen behauptet? — Dazu aber braucht es Arbeit und zur Arbeit braucht es Geld.

Und haben wir es einmal so weit gebracht, dass der Krieg als Verbrechen gelten wird, dann wird die Zeit kommen, wo es wieder weniger Elend und Verbrechen giebt und so auch weniger physisch und psychisch Verkrüppelte.

Ihr guten Menschen, rafft Euch auf! Versucht es wenigstens mit uns, ob Ihr den festgefahrenen Karren der Beschränktheit, der Indolenz, des eingefleischten Rückschrittes, der Ansicht der Kriegsnothwendigkeit — nicht doch mit uns von der Stelle bringt, wenn wir, Millionen, endlich einmal fest und standhaft Hand anlegen." . . . . .

Wie, wenn ich so mit ihnen allen redete? Ich fürchte, sie würden sich auf dem Absatz umdrehen und mir den Rücken kehren — und das wäre nicht das erste Mal. — Und so wird er denn weiter umgehauen werden, der junge, blühende Menschenwald — und künstlich verkrüppeln. Wenn Krüppel da sind, dann wird ja schon für sie gesorgt werden. . . . . .

Die Kadettenschule war vorüber marschirt, ich sah die frischen Apfelgesichter nicht mehr; blos der Laut ihrer Schritte und der Trommelwirbel schlug mir noch an's Ohr.

Ob die Leute, die nun weiterhasteten, nachdem sie durch die defilirenden Zöglinge aufgehalten worden waren, ähnliche Gedanken haben mochten, wie ich? — Ich suchte in ihren Mienen zu lesen — doch ich suchte vergebens, es gelang mir nicht.

Dort stand ein schmutzig aussehender, alter Strassenkehrer, er stützte sich auf seinen Besenstiel und schaute der verschwindenden blauen Schlange nach. Fragte er sich vielleicht auch:

„Muss das sein? — Wird das immer so fort gehen?" – Ich hätte ihm gern brüderlich die Hand gedrückt und zugerufen: — „Nein!!" —

Hedwig Pötting.

Leyer und Palme.

Der Friede.

Von **J. Brassel** in St. Gallen.

Trauernd steht der Himmelsbote
Dort, wo aus dem hohen Schlote
Schwarzer Rauchqualm aufwärts steigt.
Bei des schweren Hammers Klingen
Und dem wirren Funkenspringen
Er den Palmzweig niederneigt.

Denn die russ'gen Männer schmieden
Keine Pflüge für den Frieden,
Keine Waffe für die Hand,
Die in arbeitsfrohem Ringen
Sucht der Erde abzuzwingen
Segenssaat für Volk und Land.

Schwerter schmieden die Gesellen,
Und des flüss'gen Erzes Wellen
Formen zu Kanonen sie.
Völkerwahnsinn schwingt die Klingen,
Furien in die Menschheit bringen
Schreckliche Disharmonie.

Ueber Leichen, Rauch und Trümmern,
Ueber allem Klagen, Wimmern
Wüster, wilder Sturmwind saust.
Spottend dem Gebot der Liebe
Schaut der Kriegsgott ins Getriebe,
Blut'ges Schwert in starker Faust:

„Mein der Mensch! Ich schwing' die Fahne
Hier und überm Oceane;
Tod und Elend sind mein Ruhm.
Mein der Schwarze! Mein der Weisse!
Junge Volkskraft, was im Schweisse
Du erbaut, mein Eigenthum!"

Durch die Sturmnacht schaut erschauernd
Unser Himmelsbote. Trauernd
Lehnt er am zerschoss'nen Baum.
„Friede! Ach, wie lange, lange,"
Seufzt der gute Engel bange,
„Bin den Menschen ich ein Traum?"

Lauschend schaut er in die Ferne,
Schaut nach seinem lichten Sterne,
Um der Erde zu entflieh'n.
Da, wie heiliges Versöhnen,
Fernehin mit Orgeltönen
Fromme Weihnachtslieder zieh'n.

Und er bleibt; denn schüchtern nahend,
Seine Rechte sanft umfahend,
Bittet ihn ein armes Kind:
„Weile, Frieden! Sei beschieden
Allen Menschen, die hienieden
Eines guten Willens sind!"

Christlich — patriotisch.

Zwei Gedichte von **Wilhelm Schäfer.**

I.

O, ihr guten Patrioten,
Die ihr voll Begeist'rung brennet
Für des Vaterlandes Ehre,
Stolz euch echte Deutsche nennet;

Die ihr schmähet jeden Armen,
Der nicht mit euch tobt und lärmet,
Der nicht mit euch voll Entzücken
Für das Vaterland stets schwärmet;

Die ihrs nicht begreifen möget,
Dass nicht nur im Vaterlande
Gute, treue Menschen wohnen,
Sondern auch im fremden Lande;

Die ihr jeglichen Franzosen
Stets nur euren Erbfeind nennet,
Mag er gut sein oder böse,
Gegen ihn in Hass entbrennet;

O, ihr stolzen Patrioten,
Die ihr euch als Chauvinisten
Stets und überall geberdet,
Sagt: seid ihr auch gute Christen?

O, ihr guten, frommen Christen,
Die ihr nur nach einem strebet,
Eurem Meister nachzufolgen,
Nur nach seinem Vorbild lebet,

Die ihr euer Herz nicht hänget
An der Erde nicht'ge Güter,
Ruhig alles lassen könnet,
Fordert's euer Herr und Hüter:

Die ihr, mag's auch schwer euch fallen,
Selbst verlasset eure Lieben,
Wenn es gilt, dem Herrn zu dienen
Und Gehorsam ihm zu üben;

Die ihr nennet euren Nächsten
Jeden, dem ihr helfen könnet,
Ja selbst eure Feinde liebet,
Ihnen alles Gute gönnet:

O, ihr Christen, denen Tödten,
Ja schon Hassen ist verboten,
Weil's nicht führt zum ew'gen Leben,
Sagt: seid ihr auch Patrioten?

II.

Länder und Völker.

Ach, du kleine Erde, Staub im Weltenschoos!
Für die Menschenkinder bist du viel zu gross!
Denn in viele Stücklein, die man Länder nennt,
Haben fein und zierlich Menschen dich getrennt;
Und in kleine Häuflein, die man Völker nennt,
Haben voneinander Menschen sich getrennt.

Zeitschau.

Wien, Ende December.

Ein Jahr — das heisst ein Tausendstel Secunde der Menschheitsexistenz — ist wieder vorübergehuscht und immer zahlreicher und heftiger werden die Kämpfe und Sorgen, die sich in solche Zeitfractionen drängen; denn das Leben nimmt immer an Intensität zu. Fürchterlicher werden die Leiden und grossartiger die Hoffnungen. Dass diese ganze mehrtausendjährige Gährung, die gerade jetzt so häufig zischt und brodelt, wie noch nie, zu einer glücklichen Klärung, zu einer einheitlichen Eroberung des Planeten Erde und vernunftmässigem Geniessen dieses unseres im Weltraum rollenden Vaterlandes führen wird: davon kann man überzeugt sein. Darum möge man sich über manche Zeiterscheinungen wohl ärgern (dieses Aergern ist gesund und spornt zur Verbesserung); aber verzweifeln soll man nimmer.

*

Das Jahr schliesst mit einer Sache ab, die dem Friedensfreund wohl Sorge bereiten kann, denn man weiss, wie sie begonnen hat — aber wie sie endet, das kann Niemand voraussagen ... sie trägt Krieg in ihrem Schoosse, denn sie ist ja wieder im Zeichen der Gewalt unternommen: Die Fahrt der Kriegsgeschwader in das gelbe Meer ...

Die „Post" vom 20. December weist in einem officiösen Artikel die Vermuthung zurück, als ob jetzt eine Auftheilung Chinas an die europäischen Mächte begonnen habe. Also existirte diese Vermuthung. „Für jetzt dürfe," fügt die „Post" hinzu, „an der Hoffnung festgehalten werden, dass kriegerische Verwicklungen wegen China ausgeschlossen seien." Sehr gnädig, diese „für jetzt" gewährte Hoffnung. „Auftheilung" — „Besitzergreifung": was das doch alles für hübsche Worte im Weltpolitik-Lexikon sind! — Wenn eine Bande Zigeuner unter sich den Inhalt einer Scheuer „auftheilt"; oder wenn ein hungriger Mann in einem Bäckerladen von einer Semmel „Besitz ergreift", so dürfen diese für jetzt und für später kaum hoffen, dass ihnen „Verwickelungen" erspart bleiben.

*

Also denn: Port Arthur von den Russen, Kiao-tschau von den Deutschen besetzt — Japan und England grollend — das ist die neugeschaffene Situation. Die hohe Politik — d. h. fünfzig bis sechzig Menschen und eine Gefolgschaft von Pressstimmen — sorgt dafür, dass man nie zur Ruhe komme, dass nie zu den Aufgaben der inneren Gesundung und Beglückung geschritten werden könne. Ein schwerer Stand für die Friedenskämpfer. Seit einigen Jahren, — wo es doch auch in Regierungskreisen von Friedensversicherungen trieft — fortwährende Kriege und Kriegsdrohungen: Japan und China; — Venezuelastreit; — Spanien-Cuba; — Armenische Massacres; — Italien-Afrika; — Griechenland-Türkei; — England-Indien und jetzt wieder dieser ostasiatische Abenteuerzug! Daneben fortwährende Rüstungssteigerungen und Flottenbau-Paroxismen. Kein Wunder, dass da den Augen der Massen die gleichzeitig langsam und sozusagen unterirdisch um sich greifende Friedensbewegung unbemerkt bleibt. Und doch nicht mehr so ganz unterirdisch: die Schiedsgerichte, die Völkertribunalpläne, die Kundgebungen gegen die Kriegsinstitution: das alles drängt sich — und immer häufiger — an's Tageslicht. Aber leider nicht energisch genug. Ueber Neubewaffnungen und Schlachtschiffbauten machen die Einen „kein Wesen" und helfen die Andern mit „nationalem" Eifer mit. Das sind nämlich die Socialisten, die doch den Völkerfrieden wollen und die Freisinnigen, aus deren Reihen sich die Interparlamentarische Union rekrutirt. Durch diesen Energie- und Konsequenz-Mangel wird es den wirklichen Kriegsparteien zu leicht gemacht, auch — inkonsequent zu

sein und zu versichern, dass sie nur um des lieben Friedens willen ihre Pulverfässer trocken halten, ihre Häfen schützen, ihren Handel unterstützen, ihre Missionäre rächen, ihr Machtprestige vergolden und ihre Faust in Eisen hüllen.

*

Mit Bangen also beginnt das neue Jahr für uns. Was wird sich an der Ostküste Asiens abspielen? Die Chinesen sind ein friedliebendes Volk (oh, dass sie uns Missionäre schickten, die den Europäern Kriegsverachtung predigten!); sie werden vielleicht nachgeben. Doch wozu Prophezeiungen anstellen? — das ist die Aufgabe dieser Blätter nicht. Dem Zufall bleibt es überlassen oder vielmehr dem Spiel der in Bewegung gesetzten Kräfte, ob es dort zu grausigen Kämpfen — Kämpfe, die sich auch auf Europa herüberwälzen können — kommen wird oder nicht. Wir können nur der Trauer darüber Ausdruck geben, dass immer noch diese Kräfte — Gewalt, Eroberungssucht, Machtgier, Härte — in Bewegung gesetzt werden, statt endlich Vernunft und Milde. Es handelt sich nur darum, dass diese beiden zur Herrschaft gelangen und daran arbeitet ja die nach oben ringende Menschheit. Wer mithelfen kann, helfe mit — unverdrossen und unermüdlich. Nur niemals in Resignation und Muthlosigkeit schweigen: Proteste und Forderungen immer laut werden lassen. Mit jedem hinausgesandten Worte bringt man wieder andern Gleichgesinnten den Trost, dass sie nicht allein sind. Und eines schönen Tages sind sie die mächtige Ueberzahl.

*

In die Dreyfus-Affaire kam ein plötzlicher Stillstand. Der „Figaro“, der so muthig aufgetreten war, zog sich plötzlich ganz zurück. Die Chauvinisten- und Antisemitenpresse hat die Vertheidiger des Verurtheilten — vielleicht! unschuldig Verurtheilten — terrorisirt. Es wurde gedroht, gehetzt, geschimpft, verleumdet, angeklagt, verdächtigt: man kennt ja die Methode. Zola wurde sogar öffentlich auf der Strasse beschimpft, als er neben Alphonse Daudet's Sarge einherging. Denn Zola hatte ja gesagt, das Kriegsgericht könnte sich geirrt haben, der „Jude“ könnte den Verrath vielleicht nicht begangen haben; Esterhazy könnte ein Verbrecher sein ... Nun, der Prozess wird jetzt stille weitergeführt. Aber Klarheit wird kommen müssen. Die öffentliche Meinung, nicht nur in Frankreich, sondern überall, ist zu sehr aufgewühlt, als dass sie sich mit einem hinter verschlossenen Thüren abgegebenen Entscheidungsspruche zufrieden gäbe. Zweierlei hat dieser Fall wieder gezeigt: nämlich, dass sich eine Solidarität der Kulturwelt zu festigen beginnt, die über alle Grenzen hinaus sich fühlbar macht; wird irgendwo die Gerechtigkeit verletzt, so leidet darunter das Rechtsgewissen der ganzen Welt. Nicht mehr nach Nationalitätszugehörigkeit wird jetzt Partei genommen, sondern nach Gesinnung: die Antisemiten aller Länder sind gegen die Revision des Dreyfuss-Prozesses; die Militaristen aller Länder wünschen die Unfehlbarkeit des französischen Kriegsgerichtes unangetastet zu sehen. In Brüssel hat am 24. December eine Demonstration von 1000 Menschen aller Klassen stattgefunden, wobei Zola und Scheurer-Kestner Dank votirt wurde. Und ein zweites hat der Fall wieder in's Bewusstsein der ethisch denkenden Menschen gerufen: nämlich die ganze Niederträchtigkeit, Doppelzüngigkeit, Unmoral, mit einem Wort des Spionagesystems. Die Staaten verführen zu diesem Verbrechen —; sie erklären es für nothwendig. Allerdings — weil es auf einem anderen Verbrechen ruht, auf dem umfassendsten von allen — auf dem Krieg. — Im Dienste des Bösen ist alles Böse nothwendig.

*

In Oesterreich giebt es vorläufig kein Parlament. Nach den Auftritten, welche die letzte Session beschlossen, sehnt man sich wahrlich nicht nach

Wiedereröffnung. Der Nationalitätenhass — geschürt und unterstützt durch nationalhoffärtige Kundgebungen — ist in Böhmen in Thätlichkeiten ausgebrochen. Krawalle, Demolirungen — daneben Judenverfolgungen, zum Schluss Standrecht. Das sind die schönen Blüthen der nationalen Unduldsamkeits- und Zwangsmethoden. Warum vertragen sich die Deutschen, Franzosen und Italiener der Schweiz? Weil dort Keiner dem Anderen sagt: „Ich bin der bessere, du der minderwerthige.“ Freiheit in der Entfaltung — das braucht jedes nationale Individuum, wie es das persönliche brauchte. Die Mehrwerthigkeit der Kultur kann überall nur durch — Kultur bewiesen und zum Wohl der Gesammtmenschheit dargelegt werden; nirgends durch Dreinhauen. Und das Wachsen der einen Kultur bringt der andern keinen Schaden — bringt aber der Gesammtheit Gewinn. Sprachen sollen ebenso wenig aufgezwungen oder unterdrückt werden, wie Religionen. Die Zeit der Religionskriege ist in Mitteleuropa vorbei; — aber der Nationalitätenfrieden ist noch nicht erreicht. Würde zwischen den Staaten die latente Feindschaft aufgehoben, so wäre das auch für den inneren Frieden von mächtiger Rückwirkung. Geduld! Der Geist der Versöhnung und Gemeinsamkeit ist schon vorhanden. Er wird sich durchringen, denn er allein führt ja zum Glück, und das wollen doch schliesslich Alle.

*

In den Delegationen ist von der Interparlamentarischen Union gesprochen worden. Das ist gut. Es ist aber nicht genug. Einige Delegirte (darunter sonderbarer Weise auch Antisemiten) sprachen gegen die Militärlasten. Auch das ist gut und nicht genug. Denn der Schluss der Verhandlungen ist ja stets Bewilligung aller vom Kriegsminister geforderten Millionen. Wenn die Lage diese Bewilligung auch rechtfertigen mag, so rechtfertigt nichts mehr diese Lage. Dass versucht werde, diese Lage zu ändern, das sei die Forderung, die von seiten der Volksvertreter anlässlich jeder Militärforderung entgegengehalten werde Die „freundschaftlichen Beziehungen“ zu den Nachbarmächten, die ja stets hervorgekehrt werden (und die jetzt zum Jahreswechsel neuerliche Betheuerungen erfahren), die möge man zu einer festen Grundlage eines rechtskräftigen Friedenszustandes formen und dann wird statt der Rüstungssteigerung die allmälige und allseitige Rüstungsabnahme eintreten.

*

General Kropatschek, der Erfinder einer verbesserten Kanone, hat den Delegationen auf dem Steinfelde — dem Schiessversuchsplatze bei Wiener Neustadt — seine Kanone vorgeführt und darauf den Delegationen ein glänzendes Diner gegeben.

Einer der Herren, Mitglied der Interparlamentarischen Union, hielt beim Dessert eine Rede, worin er sagte, dem Erfinder einer verbesserten Waffe sei — so lang der Weltverkehr auf Waffengewalt ruht — Bewunderung und Anerkennung zu zollen. Er selber aber, der bei den Banketten der Interparlamentarischen Konferenzen stets für die Absetzung der Kanone und die Einsetzung der internationalen Justiz gesprochen und sich verpflichtet habe, für dieses Ziel zu arbeiten, könne auch hier, auf diesem neben dem Schiessplatze abgehaltenen Banket, nicht anders, als für das genannte Ziel eintreten, überzeugt, dass keiner von den Anwesenden nicht auch freudig einen Zustand begrüssen würde, in welchem die Kanone überflüssig geworden wäre. An dieser Rede ist besonders auszustellen, dass sie — Niemand gehalten hat.

*

Spanien-Cuba kommen nicht zur Ruhe. Am 20. December wird aus Havana gemeldet, dass die Insurgenten den als Parlamentär in ihr Lager gegangenen Obersten Ruiz erschossen haben. Der Ministerrath in Madrid be-

schliesst hierauf, alle Verhandlungen mit den Insurgenten abzubrechen und den Krieg erbarmungslos fortzusetzen. Gewiss, die Erschiessung eines Parlamentärs ist keine schöne That — aber, Repressalien über Repressalien, weiss man denn, wo die Rache angefangen? Und vergisst man denn, wenn man gegen Jemand „erbarmungslos Krieg führt“, dass dabei auch die eigenen Landeskinder erbarmungslos hingeschlachtet werden? — Was wäre dem Lande und der Kolonie erspart geblieben, wenn man die verlangten Reformen oder die verlangte Autonomie zu Anfang gewährt hätte?

*

Weihnachten! Durch nahezu zweitausend Jahre hat man mitten im immerwährenden Kriegsgetümmel den Engelsang „Friede auf Erden“ gerührt und hoffnungsvoll angehört, ohne den Widerspruch zu bemerken, der darin enthalten war. Erst jetzt, seitdem der „Friede auf Erden“ zur praktischen Forderung geworden, seitdem es in den Postulaten unserer Bewegung Gestalt angenommen, hört man die Disharmonie heraus. Und in England sorgt nun auch die „Arbitration Alliance“ dafür, dass von den christlichen Kanzeln am Weihnachtssonntag der wirkliche Erdenfriede, nämlich die Absetzung des Krieges gepredigt werde. Und die Geschenke unter dem Lichterbaum des Christfestes? Der deutsche Kaiser hat seinen drei ältesten Söhnen je einen Säbel unter die Tannenzweige gelegt. Der eine trägt die Inschrift: „Deine Kraft gehöre dem Vaterlande.“ Ganz richtig: aber andere Kräfte als die der geschwungenen Faust braucht die Zukunft. Wenn die Fürsten es nur wüssten, wohin jetzt die Sehnsucht der Völker weist — aber sie wissen es nicht!

*

Herr Lieber — der Centrumsführer — der bis jetzt immer gegen den Militarismus gesprochen — der sprach am 7. December im Reichstag folgenden Satz: „Die Waffen entscheiden über die Welt und nicht die Ueberlegenheit der Kultur, sondern Streitbarkeit und Sinneseinheit erhalten die Völker. Möge aus unseren Berathungen eine streitbare Flotte und ein sinneseiniger Reichstag hervorgehen.“ Aus christlichem Munde diese Huldigung dem Faustrecht! — Ueber der Kultur stehen die Torpedos. Darüber ist die heutige Welt zum Glück nicht mehr „sinneseinig“. Aber um Gotteswillen reden, drucken, schreien sollen die, die anderen Sinnes sind. Jeder, der zu einem solchen Satze schweigt, trägt zur Verwirklichung der darin ausgedrückten Behauptung bei.

*

„Der Kaiser von Russland hat den bekannten Anhänger der Friedensbewegung, Professor Martens, zum Schiedsrichter in der Sache Venezuela-England eingesetzt. Das Schiedsgericht wird in Paris tagen.“ Solche Nachrichten brachte der Jahresschluss zum Glücke auch. Und der Vorwärtsschauer athmet dabei auf.

Bertha von Suttner.

Gegen die Friedensbewegung.

(Diese Stelle bleibt den Vertheidigern des Kriegsgedankens allzeit offen.)
(Audiatur et altera pars.)

Für diese seit Bestehen unserer Revue stets vertretene Rubrik fehlt es der Redaction diesmal an Material. Wir sind nicht so optimistisch zu glauben, dass gegen die Friedensbewegung nichts mehr geschrieben wird, aber das können wir aus unserer Erfahrung sagen, dass es immer schwieriger wird, das geeignete Material zu sammeln, da die gegnerischen Stimmen thatsächlich in den letzten Jahren sehr abgenommen

haben und immer mehr abnehmen. Wir bitten daher unsere Leser uns aus unserer erfreulichen Noth zu helfen und uns die ihnen etwa aufstossenden gegen die Friedensbewegung gerichteten Artikel einzusenden.

Gegen den Krieg.

— — — „So lässt sich denn wirklich in Raum und Zeit ausführen, was der herrliche Dichter unseres Vaterlandes, Jean Paul, in seinem reinen Gemüthe fühlte und mit prophetischer Sehergabe der Menschheit also verkündete:

„Es kommt einmal ein goldenes Zeitalter, wo die Menschen es leichter haben, gut zu leben, weil sie es leichter haben, überhaupt zu leben, wo Individuen, aber nicht Völker, sündigen, wo die Menschen nicht mehr Freude, sondern mehr Tugenden haben, wo das Volk am Denken und der Denker am Arbeiten Antheil nimmt, wo man den kriegerischen und juristischen Mord verdammt und nur zuweilen mit dem Pfluge Kanonenkugeln aufackert. Wenn diese Zeit da ist, so stockt beim Uebergewicht des Guten die Maschine nicht mehr durch Friktionen. Wenn sie da ist, so liegt es nicht nothwendig in der menschlichen Natur, dass sie wieder ausarte und wieder Gewitter aufziehe, denn bisher lag das Edle blos im fliehenden Kampfe mit dem übermächtigen Schlimmen, so wie es auch auf der heissen St. Helenen-Insel kein Gewitter gibt.“ — —

Wer wäre so gemüthlos und geistesarm, um vor dem Bilde einer solchen Zukunft des Menschengeschlechts nicht auf das Tiefste ergriffen und auf das Freudigste erschüttert zu werden?

Wie stürmisch muss aber vollends die Brust des Menschenfreundes schlagen und welch glühendes Verlangen muss alle seine Pulse durchjagen, wenn er aus dem vorangegangenen Vortrage entnimmt, dass solch herrliche Zukunft der Menschheit kein blosses Gebilde der Phantasie, sondern lebensfähiges Erzeugniss reflektirender Vernunft sei, ja, dass der Weg zu solchen Zuständen bereits gefunden ist und mit Klarheit vor den Augen der Geister liegt.

Ja, meine Herren, es ist kein Traum, es ist viel mehr vernünftig begründete und mathematisch nachzuweisende Gewissheit, dass das Menschengeschlecht eines völlig freien und glücklichen Zustandes fähig und in dem grössten Theile Europa's schon dazu reif ist.

Es bedarf von Seiten der Menschen nichts weiter, als Denken und Wollen, und das Morgenroth der neuen Schöpfung erhebt sich sofort in ganz Europa über die Auen glücklicher Völker.

Aus „Die Rechte des deutschen Volkes“ **Dr. J. G. U. Wirth's** (Franz Wirth's Vater) Vertheidigungsrede vor dem Schwurgericht zu Landau.
(Frankfurt a./M. Verlag: der Arbeitgeber 1864.)

*

Was sollen die immerwährenden Friedensversicherungen?

Bei jeder Zusammenkunft von Fürsten werden die intensivsten Friedensversicherungen ausgetauscht. Die Telegraphen beeilen sich, die Friedensbündnisse der Welt zu verkünden, welche die einander begegnenden Staatsoberhäuptsr und ihre Räthe geschlossen haben. Auf die lauschenden Völker übt das übermässige Friedensgeräusch eine beklemmende Wirkung. Der Friede ist uns ein so hohes Gut, dass wir ihn nicht zum Schlummerkissen oder zur Hülle diplomatischer Abmachungen herabgewürdigt wissen möchten. Uns ist der Friede die selbstverständliche Regel. Die überflüssigen Friedensversicherungen lassen ihn aber als Ausnahme erscheinen.

*

Grosse Männer.

Die grossen Männer sind von ihrer Zeit nicht zu trennen. Nur in ihr konnten sie schaffen, was zu schaffen sie berufen waren.

Die merkwürdigsten Zeitalter werden nach grossen Männern genannt. Aber die Alexander und Cäsar, die Hermann und Karl, die Gregor und Luther, die Perikles, Lorenzo Medicis und Friedrich der Grosse, waren Kinder ihrer Zeit. Dass sie ihre Zeit verstanden, in sich zusammenfassten, ihren Bestrebungen Worte verliehen, aussprachen,

was Alle wollten, darin bestand ihre Grösse. Heute geben nicht mehr einzelne hervorragende Personen den Ausschlag, sie verlieren sich in der Menge. Nicht der Einzelmensch, sondern der Gesammtmensch nach Ort und Zeit macht die Geschichte. Im Alterthum glichen die Völker Pyramiden, jetzt bilden sie Flächen. Die Thäler erhöhen sich, die Höhen sinken. So geschieht der Ausgleich.

Der Ruf nach grossen Männern ist bei Vielen nur der Deckmantel für die eigene Trägheit. Selbst gross zu werden durch Lebensmuth und Kraft, jeder als das lebendige Glied der Gemeinschaft, ist unsere Aufgabe.

Von dem Ruhm grosser Männer kommt immer auch Etwas auf die Bornirtheit und den Eigennutz ihrer Bewunderer. Viele sind von der Welt angestaunt worden, an denen ihre Umgebung nicht das geringste Ausserordentliche wahrgenommen hat. Die grossen Männer sind oft kleine Menschen.

Statt grosse Männer übermässig zu ehren, strebe jeder, ihnen ebenbürtig zu werden. Dadurch allein kommt das Menschengeschlecht vorwärts. Das ist die Absicht jedes wahrhaft grossen Mannes, das, wofür er lebt.

Opitz, Superintendent a. D.

Correspondenz.

Wien, den 4. Dezember.

Sehr verehrte Baronin.

Geehrteste Präsidentin!

Wir schliessen morgen unsere Delegationen — und es war mir während unseres mehrwöchigen Aufenthaltes hier nicht gegönnt Sie zu sehen; zwei mal suchte ich Sie auf — leider vergebens! Sie waren immer noch auf dem Lande. So will ich Ihnen doch wenigstens schriftlich noch meine aufrichtigste Verehrung und Gruss zusenden. — Sie haben gewiss mit Freuden die Ennunciationen Berzeviczy's*) in unseren Delegationen gelesen und sich darüber ebenso, wie über die hierauf erfolgte Antwort unseres tact- und sattelfesten Ministers des Aeussern erfreut! Grosse Ideen kommen langsam zur Geltung, aber ein gesunder Kern bringt immer, wenn auch oft nur nach langer Zeit, eine gesunde Frucht. So steht's auch mit der Idee für die Sie, liebe Baronin, und wir Alle kämpfen! Gutta cavat lapidem. Immer wieder und unermüdlich müssen wir den Kampf aufnehmen, und endlich wird sie, muss sie siegen, diese Idee, denn unser Ziel ist ein humanitäres — das Wohl der Menschheit. Und eine Idee, die dies allein anstrebt, sollte nicht zur Geltung gelangen!? „Unmöglich!" schwebt mir als Antwort von den Lippen und „Unmöglich!" wird schliesslich die ganze vernünftige Menschheit ausrufen. Und wir werden siegen und der Sieg wird dann wirklich heissen: Weltfrieden! Und sollte es die Gegenwart nicht anerkennen, die Nachwelt wird segnend sich Jener erinnern, die an dem grossen Werke die ersten Spatenstiche machten.

Ich vernehme, dass Sie in wenigen Tagen in Wien Ihre Jahresversammlung abhalten werden; erlauben Sie, dass ich Ihnen hierzu, liebe Baronin, aus diesem Anlass meine aufrichtigste Verehrung entsende und Sie bitte, unseren Friedensfreunden meine wärmsten Grüsse und Wünsche zu entbieten. Möge Ihre Arbeit eine gesegnete sein! Ihnen liebe Baronin wünsche ich, dass Sie noch recht lange in vollster Kraft und Frische Ihr Werk ausbauen helfen. Mir aber wünsche ich, dass Sie mir auch fernerhin Ihre mir so werthe Huld und Gnade bewahren mögen. Der Friedensengel sei mit Ihnen und Ihrem Werke.

Ihr treuester Mitarbeiter und Verehrer

(Graf) **Eugen Zichy.**

*) Auch Del. Gniewocz brachte die interparlamentarische Conferenz zur Sprache. B. S.

*

Wien, den 2. Dez. 1897.

Hochgeehrte Frau Baronin!

Gestatten Sie, hochverehrte Frau Baronin, dass ich Sie zur Gelegenheit der Versammlung der Oesterr. Friedensfreunde verehrungsvoll begrüsse und Ihnen, sowie dem unter Ihrer Leitung stehenden Verein von ganzem Herzen Glück zu Ihrer segensreichen Thätigkeit wünsche.

Mich Ihren edlen Bestrebungen aufrichtig anschliessend, zeichne ich der hochverehrten Frau Baronin ganz ergebenster

A. v. Berzeviczy,
K. u. K. geheimer Rath.
(Vice-Präsident des ung. Reichsraths.)

NB. **Alle Mittheilungen, Ausschnitte etc., die sich auf die Redaction der Rubriken „Aus den Vereinen", „Aus der Presse", „Vermischtes" beziehen, sind zu richten an Herrn A. H. Fried, Berlin, Goltzstrasse 37.**

Vermischtes.

Eingegangene Spenden für das Berner Bureau:

Vortrag	Fr.	4207,48
Jacques Dumas, Montpellier .	„	25.—
Peace Committee of the Society of Friends	„	250,—
Workman's Peace and International Arbitration League	„	26,50
Ortsgruppe Ulm	„	25,—
	Fr.	4533,98

*

Interparlamentarische Nachrichten.

Vom dänischen Parlament. Die dänische Gruppe umfasst gegenwärtig — von der Gesammtzahl 180 — 198 Mitglieder. Am 11. November hielt dieselbe unter dem Vorsitz des Kammerpräsidenten Högsbro ihre Jahresversammlung. Der Schriftführer (Bajer) berichtete über die Brüsseler Conferenz. Eine engere Fühlung mit den beiden andern skandinavischen Gruppen wird anbebahnt. Sobald das norwegische Parlament versammelt sein wird (Februar 1898), sollen Delegirte der dänischen Gruppe dahin entsendet werden.

Conférence Interparlamentaire. Die von Dr. Gobat so verdienst- und opfervoll geleitete Monatsschrift, Organ der Interparlamentarischen Union, nimmt — am Ende ihres vierten Jahrganges — im Decemberheft Abschied von ihren Lesern. Die erhoffte Unterstützung des Unternehmens ist nicht gefunden worden, und es kann daher nicht weitergeführt werden. Wir bedauern dies auf das lebhafteste. Die letzte Nummer hatte noch folgenden interessanten Inhalt: Unsern Lesern. Interparl. Nachrichten. Aus England (Polemik zwischen Lord Beresford und Moscheles in der Times). Politische Revue. Ein Mitkämpfer (Egidy). Documentirte Geschichte der internationalen Schiedsgerichte von H. La Fontaine. Aus Brüssel (Eine Rede Fr. Passy's). Die interparl. Union beim Gerichtshof (Staatsanwalt Merillou's Studie).

*

In den Berathungen der öster.-ungar. Delegationen ertönte eine mahnende Friedensstimme. Der Delegirte Dobernig erklärte, er müsse seine Stimme gegen das Ueberwuchern des Militarismus erheben, welcher die Kräfte des Nährstandes auf das Aeusserste erschöpfe und trotz der immer steigenden Nothlage immer neue Millionen in Anspruch nehme. Ein bewaffneter Friede, der vielfach den Ruin von Hunderten von schlichten Existenzen zur Folge habe, sei kein Friede mehr, sondern bedeute einen dauernden Kriegszustand für alle Jene, welche die Kosten dieses bewaffneten Friedens tragen müssen. Für die wirthschaftliche Kräftigung des Bauernstandes und des Gewerbestandes habe die Regierung nie Geld. Es scheine fast, als ob man nicht hören wollte, wie unheimlich es in allen unteren Gesellschaftsschichten knistert, dass man die Ohren dem Anwachsen des socialen Sturmes verschliesse, damit man nicht höre, dass die Stimme immer stärker werde, dass man das Pochen der socialen Bewegung an die Thore der Parlamente nicht hören wolle, sondern einfach weiter dem Moloch des Militarismus opfere, pochend auf die unerschüterliche Macht der Bajonnete. Das seien keine Präludien für das Jubiläum, dessen würdigen Verlauf alle Staatsbürger gewiss auf das Innigste wünschen, dessen höchste Feier aber darin zu erblicken wäre, dass unser Monarch als der erste Friedensfürst Europas, der ein grosses Wort habe im Rathe der Kaiser und Könige, die allgemeine Abrüstung als das einzige Mittel verkünde, um die europäischen Staaten zu dem unvermeidlichen wirthschaftlichen Concurrenzkampfe mit Amerika zu stärken.

*

Vom englisch-amerikanischen Schiedsgerichts-Vertrag.

Randal Cremer, der unermüdliche Förderer des amerikanisch-englischen Vertrages, hat abermals die Reise nach den Vereinigten Staaten angetreten. Er ist Träger einer Adresse, die von 7000 Vorständen von Trades-Unions unterschrieben ist und über 2,700,000 Arbeiter repräsentirt. Die Adresse wird dem Präsidenten Mac Kinley und jedem Senator durch R. Cremer persönlich vorgelegt. Auch eine Deputation der Lake-Mohonk-Conferenz hat in dieser Angelegenheit sich nach Washington begeben, und ist von dem Präsidenten in auszeichnender Weise empfangen worden. Lord Pauncefote, der englische Gesandte, der eben aus England nach seinem

Posten zurückgekehrt, erzählte, dass in den massgebenden Kreisen Englands der Wunsch zur Wiederaufnahme des Vertrages lebhaft gehegt wird.

Ferner wird von **Washington** unterm 18. November gemeldet: Das Exekutiv-Comité der amerikanischen „Friedens-Conferenz" wurde heute dem Präsidenten von Ex-Senator Edmunds vorgestellt und überreichte eine Denkschrift, welche den Abschluss von internationalen Schiedsgerichts-Verträgen befürwortet. Präsident Mac Kinley äusserte in Erwiderung auf die Ansprache des Comités, dass er mit den Zielen und Zwecken der Conferenz herzlichst einverstanden sei, und es an Bemühungen in diesem Sinne nicht fehlen lassen werde.

Nach Beendigung der Audienz im We. Hause begab sich das Comité zu Sekretär Sherman im Staats-Departement, wo der im vorigen Congress zu Grabe getragene britisch-amerikanische Schiedsgerichts-Vertrag das Thema einer längeren Unterhaltung bildete. Sekretär Sherman legte dem Comité die Gründe dar, denen der damalige Fehlschlag des Vertrages zuzuschreiben gewesen. Staats-Sekretär Olney negotiirte denselben mit Sir Julian Pauncefote, aber die republikanischen Senatoren wünschten der abtretenden demokratischen Administration die Lorbeeren einer solchen Errungenschaft nicht zuzugestehen, und so ward der Schiedsgerichts-Vertrag zunächst auf das Unbarmherzigste verstümmelt, um dann wegen Mangels einer Zweidrittel-Majorität überhaupt zu Boden zu fallen. Da Sekretär Sherman dazumal das leitende Mitglied im Comité für auswärtige Angelegenheiten war, so hat seine Darstellung ein besonderes Gewicht.

Der Sekretär gab seinen Besuchern ferner zu verstehen, dass unter jetzigen veränderten Verhältnissen bessere Aussichten auf den Abschluss eines neuen Vertrags mit Grossbritannien vorhanden seien, da erwartet werden könne, dass die Republikaner des Senats mit der jetzigen Administration Hand in Hand arbeiten würden.

Das Comité stattete später noch der britischen Botschaft einen Besuch ab, doch konnte Sir Julian Pauncefote die Herren krankheitshalber nicht empfangen.

*

Die neue Flotten-Vorlage, in welcher die Regierung zur Etablierung der deutschen Weltmachtpolitik fast eine Milliarde Mark verlangt, hat nach dem Bilde, welches die Verhandlungen der ersten Lesung im deutschen Reichstage lieferten, alle Aussichten, Gesetz zu werden. Bedauerlich ist es und wir müssen es hier constatiren, dass die Abgeordneten der freisinnigen Vereinigung, jene Mitglieder der interparlamentarischen Conferenz, die dort das Wort des Friedens führen, im Reichstage sich ihrer Pflicht nicht entsonnen haben, dass sowohl Herr Dr. **Barth** wie Herr **Rickert** der Regierung bei ihrer Vorlage Herbann leisten werden. Der Gedanke der Friedensfreunde wurde fast durchwegs nur von Abgeordneten der süddeutschen Volkspartei und der Socialdemokratie vertreten. Nur Parteiangehörige dieser Fractionen fanden die Worte einer schroffen Zurückweisung der ungeheuren Kriegsforderung.

Was die Folge dieser Rüstungen sein wird, mag man aus den nachfolgenden Stimmen englischer Blätter entnehmen, die die Vossische Zeitung meldete:

„Die Morgenblätter besprechen den Inhalt der Thronrede zumeist günstig und wohlwollend. „Daily News" schliesst, die Rede enthalte nichts, was die britischen Interessen bedrohen und die britische Empfindlichkeit verletzen könnte. „Unsere Marine ist stark genug, und wir haben nichts von den deutschen Colonisirungsbestrebungen zu fürchten." „Standard" sagt, er habe gegen die Durchführung des Flottenprogramms des Kaisers, wenn der Reichstag es genehmige, nichts einzuwenden; werde es genehmigt, dann werde es höchst wahrscheinlich veranlassen, dass die an sich schon starke britische Marine noch stärker gemacht werde.

Die „St. James-Gazette" knüpft nicht an die Thronrede, sondern an die Auslassung der amtlichen „Berl. Corr." über den Inhalt der Marinevorlage an und bemerkt dazu:

Wenn es dem Kaiser Wilhelm gelingt, den Reichstag für seinen Plan zu gewinnen, wird für uns der Fall eintreten, nach dem grossen Grundsatz Goschens bezüglich des Gleichgewichts der Seemacht zu handeln. Wir hoffen, dass unsere Admiralität nächstes Jahr in ihren Voranschlägen gebührende Notiz von dem deutschen Flottenvertheidigungsgesetz nimmt. Auch einen anderen Punkt

sollten wir nicht ausser Acht lassen. Deutschland will seine neuen Schiffe selbst bauen. Auf diese Weise vermehrt es die Zahl seiner Arbeiter und sein Schiffsbauinventar. Zugleich wird es geschickter im Bau von Kriegsschiffen. Dadurch wird es ein immer grösserer Concurrent für uns bei Schiffsbestellungen anderer Nationen. Daran zu denken, ist natürlich nicht Aufgabe unserer Admiralität, sondern unserer Schiffsingenieure. Ob Deutschland seine Flotte gegen uns verwenden will oder nicht, jedenfalls wird es uns ein gefährlicher Mitbewerber im Flottenbau werden.

Die Schraube ohne Ende! Deutschland vermehrt seine Flotte, England und zweifellos auch die anderen europäischen Grossstaaten folgen nach.

*

Selbstmorde und Selbstverstümmelungen in der Armee. In der jüngst erschienenen umfangreichen „Statistik der Sanitätsverhältnisse des k. u. k. Heeres im Jahre 1896“, welche über Anordnung des Kriegsministeriums von der III. Section des technischen Militär-Comités herausgegeben worden ist, finden sich unter Anderem interessante Daten über die in jenem Jahre in der Armee vorgekommenen Selbstbeschädigungen. Im Ganzen kamen 1896 bei der Mannschaft 314 ($1,_{08}$ pro mille) Selbstmorde, 63 Selbstmordversuche und 18 Selbstverstümmelungen vor. Die meisten Selbstmorde ($1,_{68}$ pro mille) wies das Krakauer, die wenigsten das Kaschauer Corps, die meisten Selbstmordversuche das Wiener und Pressburger Corps, gar keinen Selbstmordversuch das Agramer Corps und Dalmatien nach. Die Selbstbeschädigungen waren am häufigsten im Krakauer, am seltensten im Agramer Corps. Von den einzelnen Truppengattungen berichtet die Cavallerie die meisten Selbstmorde ($1,_{31}$ pro mille), die Infanterie $1,_{17}$ pro mille; die meisten Selbstmordversuche hatte die Pioniertruppe, die meisten Selbstverstümmelungen die Cavallerie, die meisten Selbstbeschädigungen die Feldartillerie ($1,_{91}$ pro mille), dann die Cavallerie und Pioniertruppe; dagegen zeigte die technische Artillerie gar keine Art von Selbstbeschädigung. Auf den Monat November entfielen die meisten, auf den September die wenigsten Selbstmorde. Furcht vor Strafe und Unlust zum Dienen waren die meisten Motive zur Selbstbeschädigung. Verunglückungen mit tödtlichem Ausgange kamen am häufigsten (10 Fälle) bei der Pioniertruppe und Festungsartillerie, gar nicht bei der bosnischen Infanterie, bei der Sanitätstruppe und technischen Artillerie vor.

*

Oberst Humbert's Kanone. Französische Militär-Blätter verbreiten nunmehr einiges Licht über Oberst Humbert's mysteriöse knall- und blitzlose Kanone. „France Militaire“ theilt das Ergebniss einer Unterredung mit dem Obersten Humbert mit. Hierbei wird von einer Gasentweichung am vorderen langen Theile des Rohres gesprochen, wodurch der Blitz und Knall beseitigt werde. Dies habe wieder die Beseitigung des Rücklaufes im Folge. Sehr enge Canäle gehen quer durch die Wandung eines das Geschützrohr fortsetzenden, auf dieses aufgeschraubten Mundrohres, welches mit einer Erweiterung versehen ist. Die Gase treten aus den Seitencanälen in solche, welche nach rückwärts führen und werden von einer elastischen Scheibe vorwärts der Schildzapfen aufgehalten. In der Erweiterung, welche aber nicht ganz bis zur Mündung reicht, befindet sich eine Art Klappe, welche beim Passiren des Geschosses in einer mit der Seelenwandung sich vergleichenden Lage ist, aber, sobald das Geschoss mit seinem Boden dieselbe überschritten hat, durch die Gase gegen die vordere Wandung der Erweiterung gepresst wird und somit das, nach dem Austreten des Geschosses erfolgende, den Knall hervorbringende Hereinstürzen der äusseren Luft verlangsamt, womit eben die Beseitigung der Schallwirkung im Zusammenhange steht. Indem die Gase nunmehr verhindert sind, dem Geschoss folgend nach vorn auszutreten, wo sie mit der äusseren Luft in Berührung kommen, fällt auch der gerade beim rauchlosen Pulver so intensive Blitz weg. Die nach rückwärts austretenden Gase sollen zugleich den Rückstoss vermindern; die vorher erwähnte Scheibe ist deshalb elastisch, indem sonst gerade das Gegentheil bewirkt würde. Erweist sich das Vorhaben des Obersten Humbert im Grossen als praktisch durchführbar, so wird die Erfindung von eminenten Consequenzen sein.

*

Die „Humanität“ der modernen Geschosse wird von den Kriegsfreunden neuer-

dings häufiger in's Treffen geführt und dabei wird an der Hand der Zahlen bewiesen, dass die Verluste der Schlachten immer unblutiger werden. Dazu wird uns geschrieben: Es ist wohl wahr, dass in der Schlacht bei Borodino (1812) 62 000 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde blieben, dass die Schlacht bei Leipzig (1813) sogar 93 000 Opfer an Todten und Verwundeten forderte, während z. B. die grössten neuzeitlichen Kämpfe bei Gravelotte „nur" 27 000, die Schlacht bei Mars la Tour 26 200 und die Schlacht bei Sedan 25 200 Opfer an Todten und Verwundeten forderte. Auch procentualiter waren die Verluste vom siebenjährigen Kriege an bis zum deutsch-französischen Kriege in der Abnahme begriffen. Während die Freiheitskriege 23 ½ Procent an Opfern forderten, forderten die Napoleonischen Kriege „nur" noch 19 Procent, der Krimkrieg 15 Procent, der Krieg von 1866 12 Procent, und der Krieg von 1870/71 12½ Procent, wobei allerdings die Gefangenen und Vermissten mitberechnet sind. Die Annahme, dass der eventuelle Zukunftskrieg ebenfalls eine Verminderung der Verluste auf dem Schlachtfelde bringen könnte, hat zwar scheinbar seine Berechtigung, die jedoch sofort hinfällig wird, wenn man dabei die folgenden Factoren in Betracht zieht. Während im deutsch-französischen Kriege auf dessen höchster Entfaltungsstufe von beiden Seiten 1 164 500 Mann im Felde standen, wobei Frankreich schon die letzten Aufgebote in's Treffen führte, können die beiden Staaten heute bei Aufgebot der ersten und zweiten Linie bereits 4½ Millionen Mann in's Feld schicken. Eine Verminderung der procentualen Verluste giebt dann aber in jedem Falle eine Erhöhung der absoluten Verluste. Hierbei kommt aber noch weiter in Betracht, dass nach den Ergebnissen der Statistik die Verluste eines Heeres nur zum geringsten Theil auf dem Schlachtfelde entstehen. Ein ganz unverhältnissmässiger Procentsatz geht an Krankheiten fern vom Schusse verloren. Hier würde also das humanste Gewehr nichts nützen, es würde aber für den Zukunftskrieg bei der Massenentfaltung von Menschen und bei der vorauszusehenden schwierigen Ernährungsmöglichkeit, wie bei der zu erwartenden Unzulänglichkeit der Sanitätsvorkehrungen, die ja von Autoritäten schon zugegeben worden ist, eine grosse Zunahme der Krankheitsfälle und der daraus entstehenden Verluste zu erwarten sein. Im Krimkriege wurde bereits auf Seiten der verbündeten Armeen jeder vierzigste Mann getödtet, jeder siebente verwundet, hingegen jeder sechste Mann erlag einer Krankheit. Auf Seite der Russen fiel im Kampfe jeder fünfzehnte Mann, jeder dritte bis vierte wurde verwundet und jeder neunte Mann starb an einer Krankheit. Im Feldzuge 1866 fielen 50 Procent aller Todten bei der preussischen Armee Krankheiten zum Opfer, und im Feldzuge 1870/71 waren eine halbe Million deutscher Soldaten während des Feldzuges krank. Im siebenjährigen Kriege hat Oesterreich allein auf dem Schlachtfelde 32 600 Mann verloren, während an Blessuren und Krankheiten 93 400 starben. Aus diesen Zahlen ist zu ersehen, dass der Krieg trotz der statistischen Schönmalerei der Kriegslustigen an Schrecken nicht abgenommen, sondern zugenommen hat.

*

In **Mailand** hat sich, angeregt durch die Unione lombarda", aber unabhängig von dieser, ein „Club für internationale Solidarität" gebildet. Gründer sind zumeist Candidaten der Hochschulen und zu ihnen hat sich auch Prinz Scipione Borghese gesellt. Vorträge, darunter auch öffentliche, gehören zu den Actionsmitteln des Clubs und daneben freie Discussionen über alle mit dem Völkerfrieden und indirect mit allen Culturfortschritten verbundene Ideen. Die Mitglieder versammeln sich jeden Mittwoch. Dieses Beispiel wird hoffentlich in anderen Städten Nachahmung finden. Wir sehen jetzt (und begrüssen sie auch sympathisch) überall Automobil-Clubs entstehen; dadurch wird die Entwicklung dieses neuen Industrie- und Culturfactors ausserordentlich beschleunigt werden: die Internationale Solidarität und alle damit verbundenen beglückenden und horizonterweiternden Fragen scheinen uns eben solcher Beschleunigung werth.

*

Der regierende Herzog Peter von Oldenburg, dem ein Exemplar des Müller'schen Buches: „Die Entstehungsgeschichte des Rothen Kreuzes" zugeschickt ward, hat unterm 29. November 1897 einen eigenhändigen Brief an Henri Dunant geschickt.

worin er u. A. schreibt: Ich benütze diese Gelegenheit, um Ihnen meine lebhafte Sympathie und Ehrerbietung (haute véréation) auszudrücken. Da ich die Schrecken des Krieges und die Wohlthaten des Rothen Kreuzes in der Nähe gesehen, so kann ich in ihrer ganzen Tragweite diese humanitäre Institution schätzen, die durch Ihre gesegnete Initiative geschaffen wurde und deren unermüdlicher und glühender Förderer Sie gewesen sind. Auch wird Ihr Name allen Menschenfreunden auf ewig theuer sein." — Ein Schritt weiter: Dunant hat die Schrecken des Krieges gemildert, er hat sie gezeigt und zeigt nun auch den Weg, sie zu verhüten. Diesen Schritt, den Dunant's edler Geist gethan, den müssen nun auch noch alle seine Bewunderer thun und ihm auf die höhere Warte folgen. Werden dies die gegenwärtigen erlauchten Protectoren des Rothen Kreuzes thun? Gerade von einem Oldenburg konnte man das erwarten. Unsere Leser erinnern sich wohl der Briefe, die der verstorbene Prinz Peter Oldenburg an den Fürsten Bismarck gerichtet über das Thema „Abschaffung des Krieges" — ein Brief, der von einem Neffen des Schreibers, Herzog Elimar von Oldenburg, Mitbegründer der Oesterreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde, der Herausgeberin übergeben wurde.

*

Franz Wirth. In dem Bericht über die Ereignisse des Jahres hat Baronin Suttner zur Generalversammlung des 14. Dezbr. in Wien einen warmen Nachruf dem Wirken und den Verdiensten des betrauerten Gründers der ersten Friedensgesellschaft Deutschlands gewidmet — auch Einer von Jenen, der „die ersten Spatenstiche gethan".

*

Kleine Mittheilungen.

100 Exemplare des Flugblattes „Aux peuples d'Orient" von Dunant-Suttner wurden an den Internationalen Congress der Orientalisten in Paris geschickt.

Das japanesische Rothe Kreuz hat Herrn Dunant eine Ehrengabe von 1000 Francs geschickt.

Die französische Hygienische Gesellschaft hat Dunant zum Ehrenmitglied erwählt.

Literarisches.

Guerre et Christianisme (Baris, Firmin Didot). Der Verfasser, Jean de Triac, giebt sich als überzeugter Christ, als gläubiger Katholik und widerlegt von diesem Standpunkt aus sieghaft die Verherrlichungen oder Rechtfertigungen des Krieges, welche man so oft von geistlicher Seite zu kosten bekommt. Das 400 Seiten lange Buch, mit Wärme und didactischer Schärfe geschrieben, bildet eine sehr werthvolle Bereicherung der Friedenslitteratur, denn es richtet sich an grosse, einflussreiche Kreise, die unserer Bewegung sich misstrauisch fern halten. In seinem Vorwort sagt de Triac: „Wir staunen, dass katholische Priester nicht vor Allen für die Abschaffung des Krieges eintreten, wie sie doch dazu berechtigt wären, auf den Dekalog und auf das Evangelium gesützt, wir staunen, dass sie diese Abschaffung nicht als eine absolute Pflicht für alle Christen hinstellen, was ihren Rathschlägen einen enormen Einfluss für alle Katholiken gäbe, und was doch nur die Wahrheit wäre, denn der Mord im Grossen ist doch offenbar mit dem Gesetze Gottes in Widerspruch. Besonders bedauerlich ist es, dass Diener Christi sogar soweit gehen, der von Laien längst geforderten Abschaffung des Massenmordes Hindernisse in den Weg zu legen und letzteren für „gottgewollt" erklären, eine Doctrin, die wenig Einfluss auf jene hat, welche denken, dafür aber einen ungeheuren Einfluss auf die Massen ihrer Hörer und Leser. Für jeden Friedensfreund — ob kirchengläubig oder nicht — bietet das Triac'sche Buch hohe Befriedigung und eine Fülle klarer Argumente.

*

Wirthschaftliche Kämpfe und höhere Kultur von Dr. M. G. Conrad, Mitglied des Deutschen Reichstages. Bamberg, Handelsdruckerei. (31 S.) Markig, kräftig, schwungvoll, wie alles, was aus dieser Meisterfeder kommt. Der Leitgedanke ist dieser: Die äusserste Kraftaufbietung eines Volkes in der materiellen wirthschaftlichen Bewegung allein wird nicht auf den Gipfel staatlicher Entwicklung führen, wo es ton-

angebend werden könnte für die Kulturwelt, wenn es nicht zugleich ein höheres Menschheitsideal in seine politischen Sorgen mit einschliesst.

*

Altconservativ. Zusammenstellung und Begründung altconservativer Forderungen von *,* Berlin. Imberg und Lefson. Mk. 1,50, — Interessant ist in diesem Büchelchen die verschämte Vertheidigung (der Conservative conservirt nämlich alles — auch die Pest) des Krieges und des Zweikampfes. Beides wird zwar als schlecht zugegeben, aber es wird hervorgehoben, wie klein und unbedeutend die Opfer sind, die der Krieg verschlingt (vom Duell gar nicht zu reden) gegen alle anderen Unglücksfälle. Was die Bestrebungen der Friedensvereine anbelangt, so behandelt sie der Altconservative mit gebührender Geringschätzung.

*

Die Arbeiterfrage einst und jetzt von Dr. Romus Reichesberg. Wigands Verlag. Leipzig. Der Verfasser ist Dozent für Nationalökonomie und Statistik an der Universität Bern und der Freimuth ist zu bewundern, mit welchem er in diesem akademischen Vortrage darthut, dass es sich in der Arbeiterfrage nicht mehr wie einst darum handelt, das Loos der Arbeiter auf dem Boden und im Rahmen des Bestehenden einigermassen zu verbessern, sondern um ein hohes ideales Ziel: die Gesundung der ganzen Gesellschaft mittelst Schaffung neuer Grundlagen für dieselbe. Grundlagen, wo neben der rechtlichen und politischen Freiheit und Gleichheit auch die wirthschaftliche Gleichheit und Freiheit zur Verwirklichung gelangen kann. Dass aber in dem ganzen Vortrage die Frage des Militarismus nicht mit einem Wort gestreift wird, berührt sonderbar; denn wie kann von wirthschaftlichen Dingen gesprochen werden, ohne von dem wirthschaftlichen Ruin zu reden, der eine unausbleibliche Erscheinung des latenten Kriegszustandes; wie von „Freiheit" in einer Staatsordnung, die auf dem Princip der Gewalt und der blinden Todtschlags-Verpflichtung ruht? **B. S.**

Der diesjährige illustrirte Kalender **„Glù le armi"**, der in 50,000 Exemplaren in die Welt geschickt wurde, übertrifft seine Vorgänger noch an Reichhaltigkeit und bringt Beiträge der berühmtesten italienischen Autoren: De Amicis, Fogazzaro, Ada Negri, Lombroto, Ferrero etc. Unter den Förderern des Kalenders, welche grosse Partien zur Vertheilung angeschafft, sind genannt die Mailänder Sparcasse, die „Banca popolare di Milano", das Haus Haasenstein & Vogler, die „Compagnia Reale die Assicurazioni"; Senatore Erneste de Angeli; Principessa Borghese (Genora-Albaro) etc.

*

Eingelaufene Bücher und Schriften.

(Die mit einem * versehenen gehören zur Friedenslitteratur.)

Clémence Royer, **La question religieuse.** Paris. Librairie de l'Art social. 1898. 5 Impasse de Bearn. Pr. 1 Fr.

E. Picard, **L'Institut des hautes études à l'Université nouvelle de Bruxelles.** Ebenda. Pr. 1 Fr. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rudolf Virchow. Heft 279.

* **Vergesellschaftung und gegenseitiger Beistand von Thieren.** Von Professor Dr. A. Brandt (Charkow, Russland) Bertha v. Suttner gewidmet. Hamburger Verlagsanstalt vorm. Richter. 1897. 50 Pf.

* **Paz e arbitragem** par Magalhàes Lima-Lisboa. Secçào editorne da companhia nacional editora. 1897. Erste Publication einer Volksbibliothek unter dem Titel „O Ideal Moderno". Das vorliegende Bändchen trägt die Widmung A Senhora Baroneza de Suttner.

* **Glù le armi,** Almanacco illustrato per la Pace. 1898 Anno IX. A curo del Comitato Unione Lombardo. Milano.

* **Revue des Revues,** 15 décembre. Le mouvement de la Paix. Frédéric Passy.

* **Volkserzieher,** Weihnachtsnummer. (Berlin, W. Schwaner, Brunnenstr. 10) kündigt für den neuen Jahrgang eine „Friedensnummer an.

Aus der Presse.

Die Saale-Zeitung in Halle, ein uns oftmals höhnisch und spöttelnd behandelndes Blatt bringt unterm 12. Decbr. v. J. einen „Die Friedensbewegung" betitelten Leitartikel, der mit folgenden Sätzen beginnt: „Die internationalen Friedenskongresse und die einmüthige Thätigkeit der in den verschiedenen Ländern bestehenden und sich mehrenden Friedensgesellschaften, von denen sie ausgehen, sind ein Kultur-Element geworden, dessen Einfluss still, aber unverkennbar wächst. Es würde dem Geiste der Friedensbewegung, welche auch gegen jegliche Ruhmredigkeit als eines der gefährlichsten Streit-Elemente gerichtet ist, nicht ziemen, die deutlich hervortretenden Fortschritte der Verträglichkeit und des Zusammenwirkens der europäischen Staatsregierungen als das Werk jener Bewegung zu bezeichnen; aber einen gewissen Antheil daran darf man der beginnenden „Organisation des politischen und socialen Gewissens" sicherlich nicht absprechen" und der mit folgenden Sätzen endigt: „Es geht auch überall eine Empfindung hiervon durch die Reihen der Regierenden, einschliesslich der Volksvertretungen. Sie fühlen, dass sie auf allen Gebieten ihrer bisherigen, vielfach so autoritativen und anmassenden Bethätigung, etwa mit Ausnahme der sogen. Repräsentation, unzureichend geworden sind, unzureichend auf dem Gebiete der sogen. idealen, wie der sogen. materiellen Interessen. Sie fühlen, dass die Völker mündig werden. In der That sieht man immer klarer, dass mit der Schwierigkeit der Gesittungs- und Wirthschaftsprobleme auch die sittliche und intellektuelle Stärke führender Geister in allen Schichten der Bevölkerungen gewachsen ist, und dass dort in neuen Formen der Organisation, deren Adel und Grösse die Bezeichnung „revolutionär" gänzlich ausschliessen würde, der Schwerpunkt der Leitung der Menschheit liegen wird, während Grossmuth und Schönheitssinn der neuen Menschheit auch den bisher leitenden Stellen und Schichten noch eine Fülle von Aufgaben und Befriedigungen belassen wird. Jene dunkle Empfindung der Regierungen von der Macht und dem Recht der neuen Bewegungen in der Kulturwelt hat, obwohl man noch fortfährt, die letzteren anscheinend zu unterschätzen oder als gefährlich zu verkennen, offenbar einen grossen Antheil an der zweifellos in den Orientwirren jetzt an den Tag tretenden Stärkung des Solidaritätsgefühls und des entsprechenden Zusammenwirkens der Regierungen der Kulturvölker. Allmälig scheint diesem Beginn eines höheren Gemeinschafts- und Solidaritätsgefühls auch ein gewisser äusserer Erfolg zu Theil zu werden, welcher sicherlich den Zielen der Friedensbewegung auch in den Kreisen der Staatsleitungen immer mehr zur Anerkennung helfen wird."

Revue des Revues, 15. Dezember. Le mouvement de la Paix dans le Monde, eine 11 Seiten umfassende Uebersicht aus der Feder Fréderic Passy's. Ausserdem einen der „Fraternité internationale par correspondance" gewidmeten Artikel des Herausgebers, worin mitgetheilt wird, was Firmin Roz im „Journal des Débats" 18. Nov. und Ed. Rod in der „Gazette de Lausanne" 17. Nov. Günstiges über dieses Unternehmen schreiben, und dass auch in mehreren russischen Blättern: „Nowoje Wremja", „Sievierny Niestnik", „Mir Boji" enthusiastische Artikel über dieses Thema erschienen sind.

Dem Dezemberheft von „**La Paix par le droit**" liegt ein Appell bei, der auf 4 Quartseiten einen ausgezeichnet condensirten Ueberblick über die ganze Friedensbewegung, über ihre Ziele und Wege, ihre Begründung und Berechtigung abgiebt. Die Anordnung ist eine treffliche; dies Flugblatt kann als Propagandamittel die vorzüglichsten Dienste leisten. In den Händen der Mitglieder ist es — sowohl zur Selbstbelehrung als zur leichten Aufklärung der Gleichgiltigen und der Gegner ein unschätzbares Instrument. Den übrigen Gesellschaften ist zu rathen, sich Exemplare kommen zu lassen (Nimes, 10 rue Monjardin, Société de la Paix par le droit) und das gegebene Beispiel nachzuahmen.

Die Revue des Revues, welche ab 1. Jan. in sehr bereichertem Umfang erscheint, und den früheren Rubriken noch mehrere neue hochinteressante beifügt, hat in ihrem Prospect folgende Stelle: „Wir erklären vor allem, dass die Revue ihre absolute Un-

abhängigkeit bewahren wird, ebenso ihre humanitären Tendenzen und ihr Streben nach den Idealen der Gerechtigkeit und der Internationalen Verbrüderung. Unter den regelmässigen Berichterstattern über die Fortschritte der Wissenschaften sind gewonnen für Astronomie: Flammarion; Prof. Ferrero für Soziologie, Lombroso für Anthropologie und Fréderic Passy für Friedensbewegung.

„The Anglo Russian" ist der Titel einer englischen Zeitschrift (Herausgeber Jaokoff Prelooker, London, Spriggs, Paternoster-square 21), welche gegen alle in Russland herrschenden Unterdrückungen aufklärenden Kampf führt. Preis des (schön ausgestatteten, illustrirten) Heftes nur ein Penny. Das Dezemberheft enthält u. A. den Dunant-Suttner Aufruf an die Völker des Orients. The Anglo Russian nennt diesen Aufruf „ein historisches Document". „Was immer auch die praktischen Wirkungen sein mögen, so sehr wir auch zweifeln, dass die Adresse denen zu Augen kommt, denen sie bestimmt ist, so nennen wir das Document doch historisch, weil es einen neuen Meilenzeiger auf dem Wege weist, den die europäischen Völker bis jetzt den Orientvölkern gegenüber gegangen sind.

Das „Wiener Journal", 14. Dez., enthielt ein langes Feuilleton „Zur Friedensbewegung, neue Daten" von Bertha von Suttner.

Das „Geraische Tageblatt" vom 10., 11. und 12. Dezbr. bringt den von Reuter im Geraer Friedensverein am 1. Dezbr. gehaltenen Vortrag zum Abdruck.

Aus Friedensvereinen und Versammlungen.

Die österr. Gesellschaft der Friedensfreunde hielt am 14. Dezember 8 Uhr Abends ihre sechste Jahresversammlung ab. Der grosse Saal des Hotel de France war dicht gedrängt und nach dem offiziellen Theil blieben die Mehrzahl der Anwesenden in geselliger Unterhaltung bis über Mitternacht versammelt. Tagesordnung: 1) Ansprache und Bericht über den Stand der Bewegung (die Präsidentin). 2) Bericht der Revisoren. 3) Neuwahl des Vorstandes. 4) Conference par M. Le Vicomte de Laplane. 5) Eventualia. Freie Debatte. Vorerst übermittelt die Präsidentin die eingelaufenen Botschaften und Begrüssungen: Aus London von der Intern. Peace Association, von Dr. Derby und Sir Pease; aus Ungarn vom Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses A. v. Berzeviczy, vom Grafen Eugen Zichy, Leopold Katscher; aus Paris von Fr. Passy, aus Lissabon von M. Lima u. s. w. u. s. w. B. v. Carneri telegrafirte: „Chi dura vince." In dem Bericht, den Baronin Suttner in ³/₄stündiger freier Rede erstattete, rissen viele Nachrichten (der franz.-brasilianische Vertrag, die Ueberreichung der Adresse der Arbitration Alliance an den Kaiser von Oesterreich, der Erfolg des Volksabends in Hamburg, die Action der Lehrerversammlung in Gotha, die Guildhallrede Lord Salisbury's etc.) die Anwesenden zu lautem, freudigen Beifall hin. Auf die eben in Oesterreich herrschenden nationalen Streitigkeiten hinweisend, sagte die Rednerin, dass laut § 1 der Statuten Einmengung in die innerpolitischen Angelegenheiten verboten sei, doch leuchte desto deutlicher hervor, dass wenn die internationale Moral und Gerechtigkeit zur Herrschaft gelangte, dies auf die inneren Wirren nur klärend und friedfertigend wirken könnte. Die Ereignisse des Tages, so sehr sie die Leidenschaften auch aufrütteln, sind doch nur vorübergehende Erscheinungen, die sich zu den ewigen Wahrheiten und zu dem Gang der Cultur verhalten, wie verfinsternde strömende Wolken zu den darüber wandelnden Gestirnen. — Auf den Bericht der Revisoren (Einnahmen circa 7000 fl., Ausgaben circa 6000 fl.) folgte die Wiederwahl des Vorstandes. Dann stellte Baronin Suttner in französischer Sprache Herrn de Laplane der Versammlung vor, indem sie mittheilte, dass der rühmlichst bekannte und allgemein beliebte conférencier und causeur längst ein begeisterter Anhänger der Friedenssache sei; schon vor mehreren Jahren habe er ihr geschrieben, mit welcher Antheilnahme er die Fortschritte der segensreichen Bewegung verfolge. Der hierauf folgende freie Vortrag, der abwechselnd humorvoll und tiefernst den Gegenstand

„Krieg und Frieden" behandelte, riss die Versammlung zu stürmischem Beifall hin. Vicomte de Laplane ist ein Conférencier ersten Ranges. Unsere Bewegung kann es als grossen Gewinn betrachten, einen solchen Mitkämpfer erworben zu haben.

Zu Punkt 5 der Tagesordnung sprachen Vorstandsmitglied Fr. Bömches, Dr. Kolben, Dr. Steckl, Herr Störk u. A. Während der geselligen Vereinigung brachte Herr Ernst Ziegler ein für diese Gelegenheit gedichtetes Poem „Ihr Sohn" zum Vortrag, welches wir — wie desselben Autors eindrucksvolle „Zinnsoldaten" zum Abdruck bringen werden; und Gemeinderath Luzian Brunner, Herausgeber der „Volksstimme", hielt eine gediegene politische Rede über die Bedeutung der Bewegung mit Bezug auf die nationalen Streitigkeiten. Es wurden zahlreiche Flugschriften und sonstige Drucksachen vertheilt; so erhielt jeder beim Eintritt 1) den Aufruf der Ligue des femmes pour le desarmement international; 2) den Separatabdruck aus D. W. N. No. 10—11 mit dem Bericht über den Hamburger Congress; 3) die Fried'sche Uebersetzung der Descamp'schen Schrift.

Die Ortsgruppe Baden und der akademische Friedensverein der Wiener Universität hatten Vertreter zu der Versammlung entsendet.

*

Die Ortsgruppe Baden der Oesterr. Gesellschaft der Friedensfreunde veranstaltete am 28. November einen geselligen Abend, wobei sich Frl. B. Petrowitch und die Herren Max Scheu, Karl Ekert, F. Petrowitsch, Fischer u. A. durch musikalisch-declamatorische Darbietungen besonders auszeichneten. Die Abende sollen wiederholt werden.

*

Die Weltpresse und die Friedensbewegung. Dieser Tage fand unter lebhafter Betheiligung französischer und ausländischer Journalisten die konstituirende Generalversammlung der „Association internationale des journalistes amis de la paix" statt, welche von Herrn Potonié-Pierre als Alterspräsidenten eröffnet wurde. Zum Vorsitzenden wurde dann der Abgeordnete Charles Beauquier, der die Stadt Besançon seit 1880 in der Kammer vertritt, ein Doyen der republikanischen Presse, erwählt, der schon unter dem zweiten Kaiserreiche zu den eifrigsten publizistischen Vorkämpfern der freiheitlichen Ideen gehörte. Nach Annahme der vom provisorischen Komité vorgelegten Statuten wurden verschiedene an die Assoziation gerichtete Begrüssungsschreiben vorgelesen, darunter dasjenige der Ungarischen Friedensgesellschaft. Bei dieser Gelegenheit legte Ferdinand Borostyány ein an ihn gerichtetes zweites Schreiben der genannten Gesellschaft vor, worin Herr Franz Kemény der Assoziation seitens der ungarischen Friedensgesellschaft 100 Francs mit dem Ersuchen übersendet, dieselben als membre donateur der Internationalen Vereinigung friedensfreundlicher Journalisten betrachten zu wollen. Die Generalversammlung beschloss, der Ungarischen Friedensgesellschaft ihren Dank für die überaus warme Begrüssung und die übersandte Summe schriftlich ausdrücken zu lassen. Das zweite donatorische Mitglied der Assoziation ist der bekannte russische Publizist v. Novikoff. Schliesslich wurden zu Mitgliedern des leitenden Zentralkomités gewählt: Abgeordneter Charles Beauquier, Maurice Lendet („Figaro"), U. Gohier („Soleil"), Hektor Depasse („Echo de Paris"), Gaston Moch („Indépendance Belge"), Gaston Morin („Revue libérale"), Potonié-Pierre („Bulletin des Amis de la Paix"), Vasseur, Madame Marie Poignon („La Fronde"), Emile Arnaud und Thiaudière: Frankreich; Paul Goldmann („Frankfurter Zeitung"): Deutschland; Clifford Millage („Daily Chronicle") und Mooney („Agence Reuter"): England; Caponi („Tribuna") und Raqueni („L'Époque"): Italien; Ferdinand Borostyány („Pester Lloyd"): Ungarn; Argyriades: Griechenland; Madame Marya Cheliga: Russland; Louis Israels: Holland; de Carvalho und Silva Lisboa: Portugal: Louis Macon („Correspondance Helvétique"): Schweiz; Alexandre d'Atri („Revue de Brésil"): Brasilien. — Korrespondirende Mitglieder des Zentralausschusses wurden: Baronin Bertha v. Suttner (Wien), Redakteur Alfred Hermann Fried (Berlin), Mocheles und Evans-Darby (London), v. Novikoff (Petersburg), Lafontaine (Brüssel), Magalhaes Lima (Lissabon), Graf Ramanones und de Beraza (Madrid), Fleva (Bukarest), Dilligenti (Rom), Wawrinsky (Stockholm),

Ahmed Riza Bey (Redakteur des „Mechveret“, Brüssel, Ferreira de Aranjo (Rio de Janeiro). — Das rege Interesse, welches sich für die Ziele der Association Internationale kundgiebt, äussert sich auch in dem Umstande, dass, wie es der Generalversammlung mitgetheilt wurde, in England, Italien, Portugal und Deutschland bereits Filialkomités der Vereinigung gebildet wurden. Der Zentralausschuss wird sich nächstens konstituiren, um unter Anderem auch die Bildung des Ehrenkomites vorzunehmen.

*

Die **Deutsche Friedensgesellschaft** in **Berlin** veranstaltete am Sonnabend den 11. Dez. im Berliner Theater eine Kinder-Vorstellung von „Dornröschen“ zu Gunsten der Gesellschaftskasse. Der Erfolg war ein überaus günstiger und ergab einen Ueberschuss von mehr als 1600 Mark.

*

Die Petition der fünf badischen Ortsgruppen der deutschen Friedensgesellschaft (Mannheim, Pforzheim, Offenburg, Konstanz und Lörrach) betreffs Reform des Unterrichts an den Volks- und Mittelschulen, ist, wie man uns mittheilt, unterstützt von mehr als 2000 Unterschriften, an das Präsidium der Abgeordnetenkammer nach Karlsruhe abgegangen. Als bemerkenswerth verdient hervorgehoben zu werden, dass sich unter den Unterzeichnern der Petition über 200 Lehrer und Lehrerinnen befinden.

*

Richard Feldhaus sprach am 7. Dezbr. vor 800 Personen im Kaufmännischen Verein zu Mannheim über die „Idee des ewigen Friedens“. Hieran schloss sich eine Vorlesung der Suttner'schen Novelle „Es müssen doch schöne Erinnerungen sein.“

*

In **Breslau** hielt am 3. December Otto Ernst aus Hamburg einen Vortrag über „Erziehung zum Frieden“. Berichte fehlen uns leider.

*

M. v. Egidy sprach am 8. Dez. in Breslau. Bei dieser Gelegenheit streifte der grosse Mann auch gelegentlich einer an ihn gerichteten Frage das Thema der Friedensbewegung.

*

In **Gera** sprach am 2. December v. J. Reuter aus Naumburg über das Thema: „Das Friedensbedürfniss der Völker“. Mit der Aufforderung, die Friedensidee weiter zu verbreiten, um den Nachkommen das köstlichste Gut zu hinterlassen und von späteren Jahrhunderten gepriesen zu werden, schloss Redner seinen von Begeisterung für die Friedensbewegung durchglühten Vortrag, dem starker Beifall gezollt wurde. Im Anschluss daran trat Herr Landtagsabgeordneter Gust. Kalb ebenfalls in beredter Weise für die Friedensbewegung ein, insbesondere für die Umgestaltung des Geschichtsunterrichts zu einem Unterricht in der Kulturgeschichte. Redner streifte das Eingreifen des Militarismus in die bürgerlichen Verhältnisse bei Anstellung von Militäranwärtern im Verwaltungsdienst, die Anpassung des Militärstrafprocesses an den Civilstrafprocess, wendete sich gegen eine Ueberschätzung der Autorität, die übrigens der Deutsche gern gelten lasse, forderte auf, Krieg dem Kriege zu erklären, und bat die Frauen, in diesem Kriege den Männern treue Bundesgenossen zu sein, damit bald das Morgenroth nahe, dessen aufgehende Sonne uns in Flammenschrift die Worte zeigen werde: Friede auf Erde und dann den Menschen ein Wohlgefallen. Nach einem Schlusswort des Herrn Reuter über die ven verschiedenen Friedensvereinen bei den Parlamenten eingereichten Petitionen um Einführung eines wirklichen culturgeschichtlichen Unterrichts, wurde der prächtig verlaufene Vortragsabend geschlossen.

*

Ortsgruppe Gotha der deutschen Friedensgesellschaft. Die auf den 10. December einberufene Haupt-Versammlung eröffnete der Vorsitzende, Herr Gymnasial-Oberlehrer Dr. Schmidt, worauf Herr Inspector Nagel den Kassenbericht erstattete. Der Herr Vorsitzende bemerkt, dass die Ortsgruppe im October 1896 118 Mitglieder zählte, 5 gingen ab, 77 traten zu, so dass die Ortsgruppe jetzt 190 Mitglieder zählt. Auf dem 3. Delegirtentage zu Berlin und in Hamburg war der Verein vertreten. Verschiedene Vorträge sind gehalten worden, darunter jüngst einer in Friedrichroda, der zur Bildung einer Ortsgruppe dort führte; verschiedene Vereinsschriften wurden vertheilt. Nach Gesang eines Liedes durch den hiesigen Lehrerverein

sprach Herr Rektor Triebel aus Wölfis über „Friedensbewegung und Jugenderziehung“. Der Herr Vorsitzende dankt dem mit reichem Beifall belohnten Vortragenden und weist darauf hin, dass gerade die hiesige Gruppe zahlreiche Lehrer zu ihren Mitgliedern zähle. — Der seitherige Vorstand wird auf Antrag des Herrn Regierungsraths Müller wiedergewählt; ebenso die Revisoren.

*

Ortsgruppe Hamburg - Altona. Die General-Versammlung wurde am 7. Dez. v. J. unter dem Vorsitze des Herrn Otto Ernst im Sierhagen'schen Schiffer-Gesellschaftshause unter reger Betheiligung abgehalten. Als erster Punkt der Tagesordnung erfolgte durch Herrn J. Lorenzen die Erstattung des Jahres- und Kongressberichts. Es konnte in dem verflossenen Geschäftsjahr nur eine öffentliche Versammlung abgehalten werden, da die Kraft der Vorstandsmitglieder vollkommen durch die Vorbereitungen für den Kongress in Anspruch genommen war. Letzterer stand denn auch im Mittelpunkte der diesjährigen Ereignisse. Besonderen Dank schulden die Anhänger der Bewegung dem Hamburger Senat, der die Theilnehmer nicht nur begrüsste, sondern den hiesigen Vorstand auch noch finanziell unterstützte. Das Arrangement des Kongresses fand, wie aus den Berichten der hiesigen und auswärtigen Zeitungen hervorgeht, den ungetheiltesten Beifall. Namentlich imponirte den Theilnehmern die von etwa 4000 Personen besuchte Volksversammlung. Zum Schlusse seines Berichts forderte der Referent zur lebhaften Agitation für die Bewegung Seitens der Mitglieder auf. Der hierauf von Frl. Dora Ahlswede erstattete Kassenbericht schliesst mit einem Saldo von über 500 Mark; die erbetene Decharge wird der Dame anstandslos ertheilt. Die nunmehr erfolgende Wahl des Vorstandes und der Revisoren ergiebt die Wiederwahl der bisherigen Inhaber dieser Aemter. Es stand nunmehr der Protest des Herrn Felix Lacaze zur Verhandlung, der sich seinem Ausschluss durch den Vorstand widersetzt. Der durch die derzeitigen Zeitungsberichte sattsam bekannte Fall wird durch Referat des Vorsitzenden motivirt, und von der Versammlung wird das Verhalten des Vorstandes einstimmig gebilligt. Somit ist die Sache nunmehr endgiltig aus der Welt geschafft. Der erste Theil der Tagesordnung ist hiermit erschöpft und es beginnt hierauf die musikalische Abendunterhaltung. In derselben wirkten mit die Damen Frl. Rosenbaum und Frau Lapp, sowie die Herren Otto Ernst und Sarason.

*

Otto Ernst sprach Ende November in der Hamburg-Altonaer Ortsgruppe im Weissen Saale des Sagebiel'schen Etablissements über „kriegerische Jugendlectüre“.

Der Vortragende knüpfte seine einleitenden Worte an eine kürzlich vom russischen Fürsten Mestschersky, dem Herausgeber des „Grashdanin,“ gethane Aeusserung, die sich auf die Reform der Militär-Strafprocessordnung bezog: Der Fürst habe seine Verwunderung darüber ausgesprochen, dass man in dieser Frage Forderungen aufgestellt habe, die sich auf das stützten, was man im gewöhnlichen Leben als richtig, gerecht und logisch bezeichne; sei doch der Krieg durchaus unlogisch, indem er Rechtsfragen durch die reine Gewalt löse. Deshalb könnten die Gesetze der Logik und des Rechtes auch auf das Heer keine Anwendung finden. Diese Aeusserung sei, so meinte der Vortragende, für die Gegner des Militarismus höchst schätzbar; sie bestätige schlagend, dass die Armee, ausserhalb der menschlishen Gesetze stehend, ein Fremdkörper im Fleische des Staates sei. „Der Krieg ist Unsinn.“ — Des weiteren empfahl der Redner in längeren Ausführungen dringend die Einsetzung von Schiedsgerichten zur Lösung internationaler Streitfragen auf friedlichem Wege. Er exemplificirte namentlich auf England, das, wenn auch in ausserordentlich geschützter Sonderstellung, doch bewiesen habe, dass es Respect vor Schiedsgerichten hege. — Die grosse Masse des Volkes wolle überhaupt keinen Krieg; sie folge aber dem Einflusse der Presse oder demjenigen hervorragender Persönlichkeiten wie Napoleon I. u. a. m. Es sei auch nicht wahr, dass die „Bestie im Menschen“ von Zeit zu Zeit Blut sehen wolle, und falsch sei der Vergleich des Krieges mit einem reinigenden Gewitter. Der ewige Friede sei kein Traum; wie die menschliche Vernunft dem Himmel den Blitz

entrissen habe, so werde sie den Tyrannen das Scepter entreissen, um mit der Inschrift auf Franklin's Denkmal zu reden. — Hierauf ging der Redner auf das eigentliche Thema seines Vortrags, der „kriegerischen Jugendlectüre“, über. Er habe, so legte er dar, ein verhältnissmässig harmloses Buch herausgegriffen: „Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett“, von Tanera. Dies Werk unterzog der Redner einer eingehenden, durchaus absprechenden Kritik. Besonders die oft wiederkehrenden Ausdrücke „schneidig“ und „flott“ erregten sein Missfallen. Leider sei das Buch in mancher Beziehung sehr geschickt geschrieben; es werde alles gethan, um in den kleinen Lesern Wohlgefallen am Soldatenleben zu wecken. Was dieses an Niedrigem, Plattem, Abscheulichem mit sich bringe, werde in falsches Licht gestellt. — Stellen aus dem Buche wurden vorgelesen, um darzuthun, in welchem Geiste es geschrieben sei. Da gelte das Militär als eine abgeschlossene Kaste für sich (ganz dem erwähnten Worte des Fürsten Mestschersky entsprechend), die Kriegslust werde genährt, ja, die Kunde von der Kriegserklärung 1870 werde von den Kadetten mit Jubel aufgenommen! Und im Kriege freuten sich sogar die Verwundeten, der Verfasser lasse sie beim Transport in das Hospital noch lachen! — Doch gebe es noch viel schlimmere Bücher solcher Art; beispielsweise werde der „alte Dessauer“ der Jugend als nachahmenswerthes Beispiel hingestellt. Möchten doch alle Anwesende in ihren Kreisen gegen eine solche Literatur wirken! In den nächsten Tagen würden in allen hiesigen Schulen Verzeichnisse von Büchern vertheilt werden, in denen jene schlechte Lectüre nicht zu finden sei; hierauf mache der Redner aufmerksam. Nicht Mord und Brand sollten getragen werden in das Heiligthum der Kinderseele! Hierauf schloss der Redner seinen Vortrag, der etwa 1¼ Stunden gewährt hatte Die darauf folgende Discussion beschränkte sich darauf, dass ein Redner empfahl, doch erst den Kampf der Individuen unter sich enden zu lassen, und dann die hierorts in der Gründung begriffene „Jugendwehr“ absprechend beurtheilte. — Eine Aufforderung des Vorsitzenden, der Friedensgesellschaft beizutreten, beschloss die Versammlung.

*

Im Verein Hamburger Bürger zu Eimsbüttel hielt am 15. December v. J. Herr Fricke aus Hamburg einen etwa einstündigen Vortrag über die „Internationale Friedensgesellschaft“. Die Ausführungen des Redners fanden lebhaften Anklang, was sich besonders auch darin documentirte, dass etwa die Hälfte aller Anwesenden sich zum Beitritt in die Hamburger Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft bereit erklärte. — Es scheint dies derselbe Herr Fricke zu sein, der am Hamburger Friedenscongress im vorigen Jahre, gelegentlich eines Festes am Süllberge, in einem Toaste schilderte, wie er durch den Roman „Die Waffen nieder!“ mit seiner ganzen Familie für die Friedensbewegung begeistert wurde. Man kann aus diesem Vorgange ersehen, wie die Friedensbewegung in den wenigen Jahren in immer weitere Kreise drang und auch ausserhalb der eigentlichen Friedensgesellschaften propagirt wird.

F.

*

Die **Königsberger Ortsgruppe** der deutschen Friedens-Gesellschaft hielt am 2. Dezember im Sängerheim ihre jährliche Generalversammlung ab, auf deren Tagesordnung neben Geschäftlichem das Referat über die Friedensbewegnng in diesem Jahre stand, welches Dr. Jessner übernommen hatte. In Königsberg hat die Gesellschaft eine öffentliche Versammlung veranstaltet, in welcher Herr Feldhaus sprach. Der Centralvorstand des deutschen Vereins in Berlin hat für die nächste Delegirtenversammlung mehrere Anträge vorbereitet: Das Vereinsblatt „Friedenskorrespondenz“ soll durch in freier Folge erscheinende Mittheilungen ersetzt werden und die Centralverwaltung aus Berlin an einen anderen Ort verlegt werden. Die Königsberger Ortsgruppe steht wie zum Schluss des vorigen Jahres mit circa hundert Mitgliedern da; die Kassenverhältnisse sind günstig, da an die Centralkasse Beträge abgeführt werden konnten und noch ca. 160 Mk. ins nächste Jahr hinübergenommen werden. Für den 22. Februar nächsten Jahres als an dem Tage allgemeiner Friedensdemonstrationen, ist eine öffentliche Versammlung in Aussicht genommen. Nachdem der Vorstand dechargirt ist, schreitet man zur Vorstandswahl, welche die Wiederwahl des alten Vorstandes ergiebt. Er besteht also aus den

Herren Fürst, Dr. Jessner, Direktor Krieger, Quandt und Chefredakteur Walter. Nach Schluss der Versammlung blieben die Mitglieder noch zur Diskussion einiger prinzipieller Fragen zusammen.

*

Die **Ortsgruppe Stuttgart** der deutschen Friedensgesellschaft hielt am 30. Nov. v. J. im Bachner'schen Saale ihre diesjährige Generalversammlung ab, bei der Gegenstände von grosser Wichtigkeit zur Berathung und Abstimmung kamen. Den Hauptvortrag hielt Herr Lehrer Albrecht über „Schule und Frieden“. Der Redner führte aus, dass der Schulunterricht bisher noch in allen seinen Abtheilungen nur bezwecke: die jugendlichen Gemüther zur Anbetung des Erfolgs grossziehen, indem man ihnen nur Kriegshelden vor die Augen führe, von den eigentlichen Geisteshelden, die allein die Menschheit mit ihren Leistungen vorwärts gebracht haben, aber vollständig schweige. Der Erfolg sei der, dass die Jugend und in der Folge natürlich auch oft das reifere Alter, solche Geisteshelden in der Regel nicht einmal dem Namen nach kaum und über Wesen, Entwicklung und Ziel der Menschheit vollständig und in dunkelster Unkenntniss verbleibe. Es müsse darauf hingearbeitet werden, dass selbst die Jugend erkenne, dass Produzieren immer noch grösser sei als blosses Zertrümmern, und ein nachfolgender Redner meinte, dass der Urmensch oder das Urvolk, das den Schiebkarren erfunden habe und dessen Name nicht auf die Gegenwart überkommen sei, höher stehe und mehr geleistet habe für das Wohl der Menschheit, als alle späteren sog. Heroen der Weltgeschichte, die nur verstanden haben zu zertrümmern. Im Anschluss an diesen Vortrag kam eine an die Abgeordnetenkammer gerichtete Eingabe zur Verlesung, die den Wunsch ausspricht, es möchten, um den Chauvinismus nicht noch mehr in der bisherigen Weise zu pflegen und um bei der heranwachsenden Jugend die Aufgabe besser erfüllen zu können, die Völker zu immer grösserer Friedfertigkeit zu erziehen, aus den Schullesebüchern diejenigen Aufsätze entfernt, die zur Verherrlichung des Krieges führen und durch solche über die Zwecke und Ziele der Friedensbewegung ersetzt werden. Die Petition wurde von der Generalversammlung einstimmig angenommen und wird seinerzeit veröffentlicht werden. Daran schloss sich die eigentliche geschäftliche Versammlung, mit Geschäfts- und Kassenbericht und Neuwahlen. Der bisherige Ausschuss wurde wieder gewählt und die Zahl der Ausschussglieder durch Neuwahl der Herren Fabrikant R. Stahl, Fabrikant Reif, Privatdozent Dr. Wölffing und Oberlehrer Grammer auf zehn erhöht. Nach dem Geschäftsbericht hat die hiesige, vor drei Jahren gegründete Ortsgruppe 544 Mitglieder; sie ist damit die zweitgrösste der deutschen Ortsgruppen und steht nur Hamburg an Umfang nach, das über 1000 Mitglieder zählt. Es schloss sich noch eine längere Debatte an, an der sich wiederholt die Herren Stadtpfarrer Umfrid, Kandidat der Theologie Metzger, Oberlehrer Grammer und andere betheiligten. Die trotz der ungünstigen Verhältnisse gut besuchte Versammlung, die Herr Fabrikant Veesenmayer geleitet hatte, war diesmal zu ungewöhnlich früher Abendstunde, kurz nach 10 Uhr, zu Ende.

*

Pfarrer Umfrid sprach am 6. Dezember in Heilbronn über das Thema „Recht und Vernunft in der Friedensbewegung“. Stürmischer Beifall lohnte den Redner für seine Worte. In der sich anschliessenden Erörterung erinnerte Landtags-Abgeordneter Betz an ein Gedicht unseres Landsmannes Theobald Kerner: „Verzeiht mir, erleuchtete Geister“, welches sich gleichfalls gegen den Krieg wendet. Herr Professor Lechler führt aus, dass alle Gebildeten das was Stadtpfarrer Umfried über den Krieg ausgeführt, unterschreiben. Bis weit in die Reihen des Offizierkorps sei man darüber einig, dass der Krieg etwas schreckliches sei. Der Vorstand der Ortsgruppe Stuttgart Dr. Veesermayer forderte zur Bildung einer Ortsgruppe am hiesigen Platz auf, ebenso der Schriftführer der Friedensgesellschaft Herr Hartmann aus Stuttgart. Es zeichneten sich sofort ca. 60 Herren und Damen als Mitglieder der Ortsgruppe Heilbronn ein. Die „Heilbronner Zeitung“ meldet diese Thatsache mit folgenden Worten: „Möge dieselbe bald ein reges Leben entfalten und den Friedensgedanken nach Kräften verbreiten helfen zum Wohl der Menschheit.“

*

Friedensverein der ungarischen Universitätsjugend. Am 11. Dezbr. fand die konstituirende Generalversammlung des neugegründeten Friedensvereins der Universitätsjugend statt, welcher sich die Erhaltung des Friedens unter den Nationalitäten und die Einschränkung der Duellmanie zum Ziele gesetzt hat. Zu Präsidenten wurden die Rechtshörer Eugen Boér, Ernst Pajor und Stefan Matlaskovsky gewählt; auch die fremden Nationalitäten sind in der Direktion vertreten. Die Protektoren des Vereins sind Dr. Michael Herczegh und Dr. Moriz Jókai.

*

Schweizerischer Friedensverein. In der am 8. Dez. stattgehabten Generalversammlung der Sektion Bern dieses Vereins besprach in einem längeren Vortrage Herr Generalsekretär E. Ducommun die Ergebnisse der bisher in den Jahren 1889—1897 abgehaltenen Weltfriedenskongresse.

Briefkasten.

Feldhaus, Basel. Vielen Dank für die Mittheilung aus der Rede von Wirth's Vater. Schon damals sahen also Manche so klar, und Jean Paul war schon einer der Unseren — und immer noch das viele Dunkel ringsum! Zu Ihrer neuen Champagne viel Glück! Egidy kommt Ende Jänner auch nach Wien.

Graf Samthein, Bezirks-Commissär, Innsbruck. Die warmen Worte Ihres Beitrittsbriefes haben mich sehr gefreut.

Berthold L., Graz. Jemand schickte das Grazer Tageblatt ein, mit folgender Notiz: „Die Spielwaarenhändler beklagen sich, dass diesmal zum Julfest so wenig Zinnsoldaten und Spielwaffen verkauft wurden; die Suttneraktien steigen.“

J. B—r. Die beiden von Ihnen signalisirten grossmüthigen und reichen Damen habe ich brieflich zum Anschluss aufgefordert. Die Eine antwortete, sie sei schon bei so vielen Vereinen und ihr Wohlthätigkeitsbudget sei schon so überlastet u. s. w. Diese ewige Verwechslung unserer Bewegung mit Vereinsmeierei und mit Suppenanstalten! Nicht Wohl- — Weisethäter brauchen wir! Um das „Wachsen und Gedeihen“ einer Vereinigung handelt es sich nicht, sondern um den Fortschritt der Menschheit; um die Bereicherung der Vereinskasse handelt es sich auch nicht, sondern um die Ersparnisse der vergeudeten Volksmillionen. Aber wer schaut so weit? Die zweite schrieb: „Diese Bestrebung wäre ja die grösste und beglückendste, die man sich denken kann und wer könnte — besonders wenn man, wie ich, Mutter geliebter Söhne ist — jenes Ziel nicht wünschen und wahrlich, Baronin, ich beneide Sie um Ihren Glauben, aber ich theile ihn nicht.“ Wenn die Hunderttausend von Menschen, die nicht glauben, dass die anderen mitthun werden, nur selber mitthäten, so wäre das Ziel schon erreicht. — Es ist ein Kreuz — diese Unbeweglichkeit und Undurchdringlichkeit der Massen, einem grossen Gedanken gegenüber.

Beeger, Offenburg. Das Gedicht, zu welchem Sie Umfrid's Buch angeregt hat, ist vortrefflich. Man sieht, dass U.'s Erzählung Sie wirklich, wie Sie sagen, „gepackt und geschüttelt“ hat.

Professor A. Brandt, Charkow. Haben Sie Gesinnungsgenossen an der dortigen Universität mit Bezug auf die Friedensbewegung? Für Widmung und Brief besten Dank!

Friedrich Spielhagen. In einem Leitartikel „Deutschland“, den Sie dem Neuen Wiener Tageblatt für seine Weihnachtsnummer gespendet haben, sagen Sie unter anderem, dass von Deutschland aus keinerlei Kriegsgefahr droht: „Europa und Baronin Suttner können unbesorgt sein.“ Nein, verehrter Meister, die beiden würdigen alten Damen sind nicht so leicht beruhigt. Das Nichtlosgehen der zu Recht bestehenden, in stets erhöhter Losgehbereitschaft gehaltenen Kriegsmaschine ist ja nicht das Ziel friedensbedürftiger Continente und Friedensvereine gründender Leute; was diese brauchen und wollen, ist die Schaffung von Zuständen, in welchen jene Maschine (deren Heizung bereits ebenso viel Unheil bedeutet, als deren hintangehaltenes Platzen) durch etwas anderes ersetzt worden wäre.

Wundsam. In dem von Ihnen herausgegebenen prächtigen „Buch des Friedens“ befindet sich ein Aufsatz „Der japanesisch-chinesische Krieg“ aus der Feder unseres Mitarbeiters Moritz Adler. Lesen Sie den nach. Das Cassandra-Talent Adlers erfährt durch die jetzigen Vorkommnisse in Ost-Asien die hellste Beleuchtung. Aber die Cassandren sind — so schrieb mir neulich M. Adler selber, „recht bedauernswerthe Subjekte“.

G. Moch, Paris. Ist Ihnen das Blatt „Patrie“ vom 14. Dezember untergekommen? Es schreibt unter dem Titel: „La Triplice à Paris“: „Wir haben unserem Staunen schon Ausdruck gegeben, dass sich mitten in Paris ein Verein französischer und ausländischer Journalisten gebildet hat, dessen einziger Zweck die Erhaltung des Friedens um jeden Preis ist.“ („Um jeden Preis“ kommt zwar in den Statuten nicht vor — aber was liegt der Antifriedenspresse am Lügen?) „Dass sich ein solcher Verein in Berlin bilde, wo man alles Interesse hat, das Gestohlene zu behalten, das ginge noch an. Aber in Frankreich, wie unser Collegue „L'Eclair“ mittheilt, haben fast alle fremden Correspondenten in Paris offen die Partei des Verräthers genommen, und haben sich nicht gescheut, die deutsche Regierung zu einer offiziellen Intervention zu bewegen, welche die ernstesten Folgen nach sich ziehen konnte. Die „Freunde des Friedens“ um jeden Preis, haben keinen Widerwillen, sich mit diesen Leuten zu verbinden. Das ist ganz natürlich. Sie sind besiegt und demüthigen sich vor dem Sieger; und nachdem sie geprügelt und beraubt worden, erklären

sie sich für zufrieden; da ist es doch das wenigste, wenn sie den Freunden unserer Feinde die Hand reichen. Ein jeder eben fasst seine Würde auf seine Weise auf. Pierre Franc." Nun Herr Pierre Franc wird keinesfalls dem neuen Verein beitreten. Im Namen des „Vaterland" — so heisst ja das Blatt — muss vor Allem gehasst werden und nur ewige Mordbereitschaft ist da würdevoll. Wann werden denn die ihr Vaterland wirklich Liebenden sich dieser Verquickung mit Krieg energisch entledigen? Hoffentlich trägt die „Union des journalistes amis de le Paix" dazu bei, wenn sich die Talentvollen und Hochdenkenden und Angesehenen verbunden, sich durch das Geschimpfe der Anderen nicht terrorisiren lassen und Pierre Franc und Consorten dann abseits bleiben als die Zwietrachtshetzer. Dass unter diesen die Talentvollen und Angesehenen nur eine geringe Zahl bilden werden, ist unausbleiblich, denn immer sind es die neuen und die Glücksgedanken eines Zeitalters, denen die Besten sich zuwenden.

Baron K—brunn, Graz. Möchte gerne wissen, was Sie zu dem Prozesse Bruno Wille sagten? Die Aeusserung des Präsidenten „Man kann alles verbieten", war jedenfalls gelungen. Freilich kann man alles verbieten. Nur das Verbietenlassen hört hier und da auf.

L. D. O. Die französischen „Patrioten" irren sehr, wenn sie glauben, dass man in den Ländern des Dreibundes für den „Verräther" (denn so nennen sie den, dessen Verrath eben das bezweifelte Moment ist) als solchen Partei nehmen. Die Antisemiten und Chauvinisten in Deutschland und Oesterreich sind gegen die Vertheidiger des Dreyfus eben so heftig aufgebracht, wie die französischen Antisemiten und Chauvinisten. Es bilden sich heutzutage eben über alle Grenzen hinaus ganz andere Gruppirungen als die nationalen. Da schickte einer mir eben den Kikeriki (Wiener christlich-soziales Witzblatt) vom 16. Dezember zu. Da ist eine Carricatur von Zola, von Scheurer-Kestner und von einigen sich freuenden Oesterreichern, darunter ich in allerscheusslichster Gestalt, dabei der Text: „Aus Frankreich wird eine Vermehrung der Truppen gemeldet, die in Oesterreich mit lebhaftem Beifall aufgenommen wird, nämlich die Vermehrung der Judenschutztruppe." Guter Witz, wie?

Dr. Kolben. Ihre Gepflogenheit, in den Cafehäusern hartnäckig diese Blätter zu verlangen, möge von unseren Freunden nachgeahmt werden.

Frl. D. Gewiss können junge Mädchen auch in unserer Sache thätig sein — sind sie doch so ziemlich auch auf der entgegengesetzten Seite thätig!

L. R. Wir haben grossen Manuskript-Vorrath. Nach und nach kommt alles Angenommene an die Reihe.

R. F., Riga. Nicht verwendbar. Würde sich eher für das Militärwochenblatt eignen.

Schluss der Redaktion: 31. Dezember.

† Hermine v. Semsey.

Nach Schluss der Redaction erhalten wir aus Meran die Trauerbotschaft, dass die Gattin des österr. Viceadmirals v. Semsey am 15. d. gestorben ist. In ihr verliert die Friedensgemeinde eine der eifrigsten Anhängerinnen. Auch mit ihrer Feder — H. v. S. hat mehrere Bände Gedichte veröffentlicht — hat sie unserer Sache gedient. Ehrendes und dankbares Andenken sei der uns vorzeitig Entrissenen bewahrt.

☛ **Diesem Hefte liegt das Inhaltsverzeichnis des VI. Jahrganges bei, aus welchem die neuhinzutretenden Abonnenten die Reichhaltigkeit der Beiträge ersehen können.**

Ferner liegt diesem Heft ein **Prospekt des Kunstwart-Verlags** bei, den wir unseren Lesern zur geneigten Beachtung empfehlen.

Verlag von E. Pierson in Wien.
Redaction: Baronin Bertha v. Suttner, Schloss Harmannsdorf, Post Eggenburg, N.-Oest.
Für die Redaction verantwortlich: Richard Lincke in Dresden.
Druck der Albanus'schen Buchdruckerei, Dresden, Am See 7.

A. Vielhauer's streng reelles alt- renommirtes Leinenhaus u. Leinenweberei **Landeshut 319** in Schlesien fabrizirt und versendet nur **gediegenste** und **haltbarste** Leinen-Gewebe für Leib-, Bett-, Haus-, Küchen- und Tisch-Wäsche, Bedienung **streng reell und billig**, Waare **unverwüstlich**. Preisliste gratis. Qualitätsproben **franco** gegen franco. Bei grösseren Auftragen **5 bis 10 Procent Rabatt**, Leinen- und Handtuch-Rester **mit 20 bis 30 Procent Rabatt**, Probepackete hiervon gegen Nachnahm., alle nicht convenirende Waare wird gegen Nachnahme **zurück** verlangt. Der **kleinste** Probe-Auftrag veranlasst zu **dauernder** Kundschaft.



Kanarienroller,

tiefe, tourenreiche Sänger; hochedler eigener Zucht, von 8 bis 25 Mark. Garantie Probezeit. Preisliste frei.

Wilh. Ernst,

St. Andreasberg im Harz.
Mühlenstr. 194

Im Verlage von **Gebr. Harz**, Altona (Elbe) erschien:

Aus dem Tagebuche eines Dreijährig-Freiwilligen

von **Heinrich Harz.** Preis 1 M., geb. 1,50 M.

Rasse-Hunde!

Weltbekanntes Etablissement!

Arthur Seyfarth.

Köstritz, Deutschland,

prämiirt mit höchsten Auszeichnungen.



Versandt div. Specialitäten moderner

Renommir-, Luxus-, Salon-, Jagd- und Sporthunde.

Prima Referenzen vieler Länder, fürstlicher und gräflicher Häuser.
Illustr. Album und Preisliste M. 1,25 Marken.
Das Werk „Der Hund, seine Rassen, Dressur, Pflege, Krankheit", franco M. 6,—

Export nach allen Welttheilen.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zum Preise von 2 M. zu beziehen:

Max Breitung:

Der Sonnenkaiser.

Für Denker und Lenker!

(Besprechung in dieser Zeitschrift Heft 9 und 10/11 1896.)

Kürschners Bücher

Vorrätig in allen Buchhandlungen

Frau Musika. Ein Buch für frohe und ernste Stunden. Kl. Folio. ca. 600 Seiten. Illustr. von A. v. Schrötter. Brosch. 8 Mk., eleg. in Leinwand geb. 10 Mk. Untrennbarer Bestandtheil eines jeden Klaviers. Anmuthige und lehrreiche Schilderung des Laufes des Jahres und des menschlichen Lebens, musikalisch illustriert von den besten Kompositionen aller Art.

Jahrbuch 1898. Ein Kalendarium und Nachschlagebuch für Jedermann. ca. 500 S. 8°. Alle nur erdenkliche Informationen über alle Gebiete des Wissens u. Lebens, aus Vergangenheit u. Gegenwart. Handbuch, das jeder haben muss, der seinen Vorteil wahrt. In farb. Umschl. 1 Mk.

Unterm Weihnachtsbaum. Christfestgabe vom Bücherschatz. Zehn Weihnachtsnovellen bester Autoren, illustriert. Das billigste Weihnachtsbuch.

Das ist des Deutschen Vaterland. Das schönste Prachtwerk über Deutschland. 1275 Illustr. In 12 farb. Lwbd. 12 Mk.

Universal-Konversations-Lexikon. 23,5 × 18 cm geb. Auf 213 600 Zeilen der Inhalt vielbändiger Lexika in 1 Band. 2700 Illustr.

Welt-Sprachen-Lexikon. 300 960 Zeilen. Praktische deutsch-engl.-französ.-ital.-latein. Wörterbücher, ein Fremdwörterbuch etc.

Kürschners Bücherschatz. Jede Woche ein reich illustrierter Band von circa 128 Seiten mit Porträt und Autobiographie des Verfassers. Die billigste Romanbibliothek. Beste Autoren Mitarbeiter.

3 Mark. 20 Pfennig.

Der grosse Krieg 70/71 in Zeitberichten. Preis Mk. 3,50 1228 Sp. Text. ca. 320 Illustr. Origin. u. unmittelbarste Geschichte des Krieges.

Heil Kaiser Dir! Das Leben und Wirken Kaiser Wilhelms I. 416 Seiten Text nebst 300 authentischen Illustr. Preis 50 Pf., geb. 1 Mk.

Prospekte durch **Hermann Hillger Verlag, Berlin NW. 7,** und alle Buchhandlungen.

Schönste Weihnachtsgeschenke



Dr. Oetkers

Backpulver à 10 Pf.

giebt feinste Kuchen u. Klösse. Die 100 000-fach bewährten Recepte gratis vom besten Drogen- oder Colonialwaaren-geschäfte jeder Stadt oder direct vom Apothekenbesitzer

Dr. Oetker,
Bielefeld.






Querelle d'Allemand und echte Friedensgesichtspunkte.

Nosce te ipsum, von einem Optimisten. — Breslau, S. Schottländer.

„La logique est à sa manière aussi la folle de la maison." Dupont White.*)

„Querelle d'Allemand" heisst dem Franzosen der unnütze, vergebliche, vom Zaun gebrochene Streit. Und der Franzose hat Recht. Spöttelt ja der Deutsche selbst über seinen Liebling, seinen Stolz: „Der deutsche Professor ist ein Mann, der anderer Ansicht ist". Er hat in der That zumeist seine feststehende, vorgefasste Meinung über Alles so ziemlich im Himmel und auf Erden, obschon nach Hamlet zwischen beiden Vieles ist, wovon Schulweisheit sich nichts träumen lässt. Ein Denker dieser Sorte, es muss durchaus nicht der Carricatur-Professor der obigen Definition sein, ist im voraus über einen zwischen uns strittigen Gegenstand anderer Meinung als ich, bevor er sich noch die überflüssige Mühe genommen hat, diese meine Meinung anzuhören, zu lesen, zu studiren. Er kennt sie ja ohnehin besser, als ich selbst, und er polemisirt eigentlich gegen sich selbst, nämlich gegen das, was ich nach seiner Meinung meine, was in der That auch falsch ist, was ich aber zum Glück für meinen gesunden Menschenverstand nicht im Traume gemeint, nicht mit einer Silbe oder einem Federstrich geäussert habe.

Bei diesem argen Nationalfehler ist das Volk der Denker und Dichter denn auch das klassische Volk der unfruchtbaren, nicht vorwärtsbringenden Discussion auf den vielseitigsten Gebieten. Keines jedoch wird zum grössten Schaden des Fortschritts von der widerwärtigen Heimsuchung so verheerend getroffen, als das der Friedensbewegung. Der Gegner weiss, dass es eine Friedensbewegung, eine Bertha v. Suttner, einen Roman: Die Waffen nieder! giebt. Das genügt ihm. Für die Argumente, die er zu bekämpfen gedenkt, sorgt er schon selbst, einerlei, dass die ernsten Denker der Bewegung an sie ob ihrer Lächerlichkeit und Kindlichkeit nicht einmal denken zu sollen glauben mussten. —

Der Verfasser von Nosce te ipsum hält sich für einen Optimisten, und ist es nur in dem Sinne, dass er seinen Argumentationen, seiner Dialektik die Kraft sieghafter Ueberzeugung zumuthet. In Wahrheit ist aber ein Denker auf dem Gebiete der Weltanschauung, des sozialen Fortschritts, der Ethik, nur dann Optimist sich zu nennen berechtigt, wenn er einen logischen und gleichzeitig teleologischen Gedankengang aufzubieten und überzeugend zu gestalten vermag. Logik und ganz besonders der Zweckbegriff sind die wahren Prüfsteine des Optimismus. Pessimist zu sein ist augenscheinlich ein weit leichteres Ding. Man braucht eben nur den Zweckbegriff aus Welt und Ent-

*) Dieses Citat ist dem Buche N. t. i. entnommen.

wicklung zu eliminiren, und auch die Logik braucht sich dann weit weniger anzustrengen.

Nosce te ipsum bietet ein Vor- und Schlusswort, und vier grössere in Unterabtheilungen zerfallende Artikel: Clique, Ein ideales Wahlgesetz, Lüge, Friede, an welch' letzteren ich, den Zielen dieser Blätter entsprechend, ausschliesslich anknüpfen will.

Aus dem überreichen Material greife ich mit Absicht des Optimisten Polemik gegen das internationale Schiedsgericht p. p. 171, 172 und 173 heraus, weil sich da Anlass bietet, gleichzeitig einer auch in der Friedenspartei verbreiteten irrigen Auffassung zu begegnen. Die Friedensfreunde verkaufen nämlich bei der zu besprechenden Angelegenheit für das Linsengericht einer leeren Huldigung an das Schiedsgericht das Erstgeburtrecht einer echten und tiefwahren Begründung von dessen Nothwendigkeit; während unser Optimist die seiner Ansicht nach prächtige Conjunktur benützt, um mit dem Schiedsgericht ganz aufzuräumen. —

Auf S. 171 wird die bekannte Stelle aus des brit. Botschafters Lord Dufferin Pariser bekanntem Trinkspruch citirt, welcher ja auch die unverdiente Ehre zu theil wurde, in fast allen Citatenschätzen der Friedenslitteratur neben anderen eben so missverständlichen Friedensorakelsprüchen von Machthabern, Feldherren und Diplomaten, zu figuriren. Sie ruhen alle sammt und sonders auf dem kindlichen, heute kaum mehr entschuldbaren Wahn, Friede heisse keinen Krieg führen. Friede aber bedeutet, keinen Krieg führen dürfen, keinen Krieg führen **können**, weil ein Tribunal und die ihm zu Gebote stehende Macht und Wachsamkeit Aller, den Krieg zur Ueberflüssigkeit und Unmöglichkeit stempeln. — Und die Friedensliebe eines Machthabers soll nicht ein Nichtwünschen, ein Nichtmögen des Krieges bedeuten, sondern den glühenden Eifer, sich und sein Volk von der Möglichkeit des Krieges zu erlösen, nämlich den Weltfrieden zu organisiren.

Lord Dufferin sagte: „Auf den Grenzen jedes Staates sollten zwei Galgen errichtet werden, auf welche im Falle eines Krieges die beiderseitigen Minister des Aeusseren und diplomatischen Vertreter aufzuknüpfen wären.“ Der Optimist fügt hinzu: „Dies ist der Ausdruck der Meinung der meisten Machthaber der Erde“, worin er auch nach meiner Ansicht ganz Recht hat. Nun raisonnirt er über Lord Dufferins vielleicht durch Weinlaune entschuldbare Weisheit, und leistet sich ein Argument von hinreissender Komik, dass nämlich das den Krieg abschliessende Friedensinstrument „ebenso gut vor dem Kriege zu vereinbaren gewesen wäre, wenn (!) die beiderseitigen Staatsmänner nicht blos das gegnerische sondern auch das eigene Unrecht im Auge gehabt hätten.“ Ja, **wenn!** Ja aber, die Staatsmänner sind eben, so zu sagen, auch nur Menschen, die bis an's Ende der Zeiten den Balken im eigenen Auge immer weniger bemerken, als den Splitter im Auge des Nächsten. Bürger reimte „Wenn und Aber“ in Kaiser und Abt auf „Ihr füttert die Pferde mit goldenem Haber“, und ein Wiener Scherzwort behauptet „Wenn meine Tante Räder hätte, dann wäre sie ein Vélocipède“. Zu all' dem ist es ja doch nicht so ganz undenkbar für einen Optimisten, dass ein oder beide Staatsmänner ganz aufrichtig und ehrlich an das eigene gute Recht glauben, und würden sie da nicht eher den Galgen verdienen, wenn sie sich die Sache gar so bequem machten?

Aber unser Optimist concludirt von solchen Skrupeln ungeplagt „wozu bedarf es da eines Schiedsgerichts?“

Und er motivirt seine Idiosynkrasie gegen das arme Schiedsgericht weiter: „Als ob das freiwillige Eingestehen eines Irrthums nicht tausendmal würdiger

wäre, als die Unterwerfung dem (! —) Urtheilsspruche Anderer.“ Unterwerfung also unter ein richterliches Urtheil wäre etwas weniger Würdiges? Also immerfort nachgeben, oder immerfort rüsten und raufen? O weiser Daniel! Weiser, optimistischer Kenner des Lebens und der menschlichen Natur!

Ich meine, dass der Leser an diesem einen Pröbchen einer „logique à sa manière la folle de la maison“ sich genügen lässt, und ich schreite nun zu dem weit interessanteren und wichtigeren Geschäfte, den Speech Lord Dufferins und die ihm seitens der Friedensvereine gespendeten Beifallsehren auf ihren wahren Gehalt, auf ihre Gefährlichkeit, nach meinem bescheidenen Dafürhalten, zu prüfen. Lord Dufferin ist gewiss ein aufrichtiger Friedensfreund und ein warmer Verehrer internationaler Justizorganisation. Und er hat wahrscheinlich mit dem pium desiderium nach Galgen für kriegentzündende Diplomaten nur zu sagen vermeint, dass schiedsgerichtfeindliche Staatsmänner den Galgen verdienen, was sich ja hören lässt. —

Allein es genügt keineswegs, eine Wahrheit, der man praktisch zum Siege verhelfen will, zu verkünden und ihr treu und unentwegt anzuhängen. Man muss sie auch richtig und so tief als möglich zu begründen verstehen. Wie der Bau eines Hauses auf zu seichtem Fundament mit dem Einsturz, so hat eine unrichtig oder nicht tief genug begründete Wahrheit stets mit der Gefahren des Missverständnisses und der falschen Durchführung im praktischen Leben zu rechnen.

Wo ich gegen die Auffassung des Optimisten mich verwahrte, dort habe ich auch bereits Lord Dufferin selbst widerlegt. Unter den Staatsmännern, das wird Lord Dufferin am wenigsten zu bestreiten Lust haben, giebt es doch ohne Frage, nicht etwa nur im Sinne von Shakespeares Antonius über Brutus, ehren- und hochehrenwerthe Männer; und so viele von ihnen haben bei Kriegen Pathe gestanden, und nicht nur in rohen Zeiten, sondern in unseren aufgeklärten Tagen. Und die hätten Alle den Galgen verdient? Undenkbar! Die, die keine Kriege inscenirt haben, hat ja vielleicht nur ein günstiges Geschick vor der furchtbaren Nothwendigkeit bewahrt, oder ihr grösseres diplomatisches Talent hat sie in der Friedenserhaltung wirksamer unterstützt, oder auch, sie haben in der That zu Gunsten ihrer persönlichen Friedensliebe, wichtige ihnen berufsmässig anvertraute Interessen ihrer Staaten preisgegeben. Das wäre entschuldbar, aber doch nicht unbedingt preisenswerth. Denn zum Minister des Auswärtigen, der in die Lage kommen kann, einem Kriege zuzusteuern, wird man ja nicht gepresst, wie zum unfreiwilligen Heldenthum im Soldatenrock.

Aber ein anderer Gedankengang ist noch wichtiger; denn er zeigt klar, dass die Idee Lord Dufferin's höchst utopisch angehaucht ist, und das ist das Schlimmste, was Jemand passiren kann, der eine edle Sache reformatorisch vorwärts bringen will.

Ich gebe Lord Dufferin Alles zu, was er postulirt. Die Galgen für die krieginscenirenden Staatsmänner bespicken drohend die Grenzen, die Staatsmänner verzichten, die Einen aus Edelmuth und Gewissenhaftigkeit, die Anderen aus Respekt vor dem Galgen, auf den Ruhm d'avoir sa petite guerre. Und das Recept schlägt an, es giebt nun Jahrhunderte ohne Krieg, es giebt, da es ja nur an den bösen Staatsmännern gelegen hat, überhaupt keine Kriege mehr. Wäre wohl eine solche Lösung, die Erstarrung, die Petrificirung der Grenzen, wenn sie denkbar wäre, die rechte, naturgewollte Lösung des Problems? Macht das Gesetz des Wechsels, der Entwickelung, der Anziehung und Abstossung, des Pantarrhei, das für Alles Lebendige gilt, etwa vor einem Grenzstein Halt? Interesse, Leidenschaft, Hass, Hader, Aufschwung, Rückschritt wären bei und zwischen den Staaten geblieben. Aber sie könnten sich nicht

geltend machen, könnten sich nicht ausleben, kein Richter wäre da, den Streit zu schlichten, kein Krieg, ihn zu entscheiden, und so müsste Alles als vergiftendes Geschwür nach innen schlagen, und die Staaten mit ihren festen, von keinem Krieg bedrohten Grenzen, würden zu weiten, die Erde bedeckenden Gräbern.

Die Natur der menschlichen Gesellschaft ruft, ja schreit nach dem Richter. Setzt Ihr keinen Richter über Euch, dann ist der Krieg Eure naturgemässe, naturgewollte, verdiente Strafe. Er ist der für Euch auf Eurer niedrigen Stufe unentbehrliche Entscheider Eurer Lose. Wähnt nicht, durch Anathem und Galgenandrohungen für seine Entfessler, ihn zu verscheuchen. Und wähnt auch nicht, dass die Zeiten, in die Eure Tage fallen, Friedenszeiten sind, weil ein falscher Sprachgebrauch sie so nennt, so lange nicht die Kanonen donnern und die Gesandten ihre Pässe fordern. Seit 1870 *wähnt* Europa Frieden zu haben, aber es hat den Krieg, und vielleicht einen schlimmeren als vorüber gehenden Schlachtenkrieg. Statt der Kanonen decimirt jahraus jahrein der schmähliche Hunger, die arge Noth, die blasse Sorge, das Heer der Berufskrankheiten, Europens Bevölkerungen. Spionage, Spionenangst, Spionenriecherei verpesten die Luft Eurer Städte und Festungen, die Wissenschaft erniedrigt sich zur Ausheckerin tödtlicher Schädlichkeiten; die absurde zwecklose Rüstung, von der Gebrauch zu machen der Muth fehlt, bildet den Hauptinhalt des modernen Lebens, und leert den Säckel der Nationen, aus dem der beschämende Bettelpfennig für die Enterbten mit zornigem, vorwurfsvollem Widerwillen mühsam hervorgeholt wird. Die Sahne von der Nährmilch der Bevölkerungen wird zu Niemandes als der edlen Erfinder Frommen für teuflischen Plunder abgeschöpft und in gährendes Rüstungsgift umgesetzt, und die Menschen sind froh, mit wässriger Schlippermilch ihr Bedürfniss zu täuschen. So haust der Krieg und nicht der Frieden!

„Wär' der Gedanke nicht so verflucht gescheit, man wär versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.“ Und so hat denn unser Optimist auch einen guten Rath auf S. 167 für die Friedensfreunde in seinem reichen Füllhorn. Sie sollen den Grossstaaten insbesondere des Dreibunds die Rüsterei noch verstärken helfen, auf dass diese stark, stärker, am stärksten seien. „Nicht „die Waffen nieder“ sei somit ihr (der F. F.) Schlagwort, sondern „*Hoch die Waffen*“, deren Bestand den Frieden erhalten kann und will.“ Ist dies auch Wahnsinn, so ist doch Methode darin“, muss man da denken.

Trotz der wenig empfehlenden Stellungnahme des Optimisten zur Friedensbewegung ist das Buch doch höchst lesenswerth, weil anregend und interessant geschrieben. Man findet häufig sehr werthvolle, kräftig und mit dem Brustton echter Ueberzeugung vorgetragene Betrachtungen und Sätze, an denen man sich freilich nur so lange zu erfreuen vermag, als der Verfasser nicht plötzlich umsattelt, und aus dem geistvollen Paulus, dem man gern gelauscht, ganz unvermittelt, ein polternder, rückfälliger Saulus wird.

Wien, Januar 1898. **Moritz Adler.**

Zur Psychologie des Militarismus.

Meine Generation hat den Krieg nicht gesehen, ihr hat nur die Geschichte und die Kunst seine Bilder entrollt; in ihr besteht nur das Phantasiegemälde des Krieges und seiner Psychologie als einer plötzlich entbundenen Naturkraft, welche die Völker als Ganzes ergreift und im Einzelnen all' jene

dunklen naturmenschlichen und ursprünglichen Triebe rege macht, welche zu anderer Zeit von der Wucht des Strafgesetzes niedergehalten werden, als eines Zustandes, der Gemeinwesen und Gemeinheit mobilisirt. Aber sie kennt das para bellum, die Kriegsparade, den bewaffneten Frieden, diese polizeilich organisirte Lebensversicherungsanstalt des Staates.

Der Krieg braucht eine Accumulation von Roheit, und die Dimensionen, die letztere zu Zeiten angenommen hat, beweisen, dass Träger derselben in genügender Anzahl geboren werden. Mich interessirt die Provenienz der Kriegerkaste, soweit Passion und innerer Beruf für den Eintritt in dieselbe massgebend sind; ich meine das Gerüst unserer Volksheere, in deren Rahmen die wechselnden Soldatengenerationen von Jahr zu Jahr sich eingliedern, die unveränderlichen Punkte in dem ewigen Stoffwechsel der allgemeinen Wehrpflicht.

Krieg war die Hauptbethätigung der Völker in ihrem Kindesalter, es ist aber auch die Lieblingsbethätigung der Kinder überhaupt. Macht doch der Einzelne in seiner Entwicklung alle Stadien der Phylogenese durch, vom Urschleim bis zum verständnissinnigen Kenner der Weltlitteratur. Nur ist die letzte Etape nicht die allgemeine Endstation. Die Vorliebe für das bunte, reitende, schiessende Metier ist eine Petrification kindlicher Interessen.

Es ist keine gekünstelte Aufstellung, wenn man aus dieser Erscheinung die Charakteristik des militärischen Geistes gewinnen will, sie ist vielmehr die einzige Erklärung, die man gewissen Neigungen zu Grunde legen kann, die im weiten Interessengebiete der civilisirten Menschheit ebenso paradox sind, wie der Militarismus selbst im modernen Staate. In ihr liegt das wesentliche Unterscheidungsmerkmal zwischen der uniformirten und nicht uniformirten Welt. Denn diese Unterscheidung ist durchaus nicht willkürlich und durch Aeusserlichkeiten allein bestimmt, als wollte man etwa die Menschheit in Briefträger und Nichtbriefträger scheiden. Der militärische Geist ist naturfremd, wie der des Kindes. Wer diesen Geist erfasst hat, das heisst in ihm zurückgeblieben ist, findet Dinge selbstverständlich, die ausserhalb seiner Welt absurd sind. Was davon nothwendige Mittel zum Zweck des Institutes sind, bleibt hier ausser Frage, denn es geht die Psychologie der Sache nichts an: übrigens hat nie Jemand nach weiteren Gründen gefragt, der die Ehrenbezeugung mit ergriffenem Säbel schön findet und der in seinen Werken Richtung sucht, dieses grosse Prinzip, das alle militärischen Leistungen beherrscht. Im Leben würde man von Spielregeln reden, dem Soldaten sind sie das Leben selbst.

Die Thatsache, dass militärische Gegenstände nicht mit der Kraft eines besonders organisirten, sondern mit der eines zurückgebliebenen Verstandes erfasst werden, ist unbewusst in militärischen Dokumenten selbst beurkundet. Das Dienstreglement II. Theil für das K. u. K. Heer empfiehlt den Patrouillen der im Aufklärungsdienst stehenden Cavalleriekörper, Knaben auszuholen, weil dieselben, so heisst es dort, für militärische Interessen im allgemeinen mehr Verständniss haben als Erwachsene. Und in der That, wer die Keime dieses künftigen Unverständnisses in sich trägt, wächst über das Räuber- und Soldatenspiel heraus, der Verständnissvolle jedoch begehrt Fortsetzung. Offenbar liegen hier seine Talente. Sie sind der Kern seines Wesens und drängen nach Bethätigung, all' diese naturmenschlichen Qualitäten, deren geistige Natur sich diskutiren lässt und die einen guten Reiter und einen grossen Heerführer begründen können. Solche Individuen kennen keine andere Carrière als die militärische. Sie bevölkern die Cadettenschulen oder lassen sich's an der Ableistung des Einjährig-Freiwilligenjahres nicht genügen, wenn sie es bei ihren

Neigungen zu den Vorbedingungen desselben gebracht haben und werden gute Officiere, weil sie schlechte Juristen geworden wären. Die Armee ist der geeignetste Ort zur Entfaltung ihrer Kräfte. Die Bestimmungen des Reglements sind ihnen an den Leib gedichtet. Sie stehen mit Begeisterung „habt Acht“, und machen die Autorität ihrer Charge geltend, ohne je über sich den Ernst zu verlieren. Bei den Uebungen sind sie schneidige Reiter und beweisen ihre Talente, für die man auf andern Gebieten keine Verwerthung finden könnte. Terraingefühl, Distanzschätzung, taktische Feinheiten in Anlage und gesicherter Durchführung eines Manövers: das sind die Elemente desselben indianischen Genies, mit denen der jetzige Officier als Schuljunge auf der Sturmwiese seine Gespielen überrumpelt und geschlagen hat.

Zuweilen aber löst sich der Bann und die Natur reisst den Zurückgebliebenen weiter auf der Bahn der Entwicklung. Es giebt darum unzählige Officiere, die sich in ihrem Berufe elend fühlen, weil sie aufgehört haben, Knaben zu sein. Das Paradies wird langweilig und unerträglich, wenn man das Engelsgemüth verliert.

Die Sache hat eine viel tiefere, wenn auch kürzer dauernde Tragik für alle Jene, die nie Begeisterung empfunden haben. Die Armee ist eben nicht allein das Conservatorium der geschilderten Talente, sie umfasst die grosse Masse des Volkes, welche die letzteren nicht besitzt. Und was dem Einen ein Schwimmen ist, ein Wohlleben in der vom Reglement geschaffenen Welt, das ist dem Andern ein Ertrinken in einem Meer von Unsinn. Für ihn ist der bewaffnete Frieden Zwangsarbeit und Gefangenschaft.

Ich will nicht von den Grausamkeiten der allgemeinen Wehrpflicht reden, von der schmerzlichen Vertauschung des Berufes beim Pflug mit demjenigen beim Feldgeschütz, diesem Pflug des Todes; nicht von den Opfern und dem dreijährigen Martyrium der Manlicherdisziplin und den Leiden der Stall-Inspektions-Korporalen; mich interessirt allein die Qual der militärischen Beschäftigung für den, der ohne Enthusiasmus gezwungen wird, Soldat zu sein.

Der Berufssoldat, der Officier, betrachtet seine Arbeit, den Dienst, in seinen Einzelheiten, nicht im Zusammenhang auf den entfernten Zweck. Derselbe liegt so weit, dass seine Vorbereitung Selbstzweck wird. Es ist eine Probe nicht um der Vorstellung, sondern um ihrer selbst willen. Das militärische Leben, abgetrennt von seinem Zweck, als eine Thätigkeit für sich, steht in einem frappirenden Gegensatz zum wirklichen Leben. Das Treiben in der Kaserne, der ganze innere und äussere Dienst haben darum etwas Abgeschiedenes, Trauriges an sich; es giebt keine Beschäftigung, die gleich der so ganz und gar nicht in das normale, auf Daseinserhaltung und Bethätigung gerichtete Getriebe der Menschheit eingreift. Es ist ein weltentferntes Schaffen für die Weltgeschichte.

Und das empfindet jeder Soldat aus Zwang: sein zweckloses, unproduktives Leben. Er sieht drei Jahre aus dem Zusammenhang seines Lebens gerissen und einer Sisyphusarbeit gewidmet. Er erfüllt jede nicht rein militärische Pflicht mit verhältnissmässiger Freude, denn er sieht Resultate, die er als solche anerkennt. Er reinigt gerne Stiegen und Aborte, aber die Durchführung eines markirten Feuergefechtes, das Beschiessen vorgehender Cavallerie mit wohltempirten Shrapnels, das ist ihm in tiefster Seele zuwider. Es hat einen tiefern Grund, wenn der Rekrut abnormal dumm ist und sich ungeschickt stellt. Nicht jeder ist es, aber jene Mehrzahl, die an den Körperwendungen keine Freude findet, weil ihr das kindisch scheint, und die der Mechanismus des Repetirgewehres kalt lässt, weil ihr auch die Einrichtung einer Spieluhr gleichgiltig wäre, die nicht für den Mechaniker, wohl aber für den Achtjährigen Reiz hätte.

Dieses Angebundensein an eine quälend unliebe und reizlose Beschäftigung, für welche intensive Theilnahme äusserlich erzwungen wird, das ist ein namenloses Elend für den unbegabten Soldaten, und das bedeutet den Kern der Armee, die für Kulturarbeit geschaffene Blüthe der Nation.

Czernowitz. **Walther R—g.**

Polemisches.

Ein von mir hochgeschätzter Freund schreibt mir:

„Für das, was Badeni an unserer Monarchie verbrochen hat, giebt es keine Worte und über den ersten Absatz Deiner letzten Zeitschau (Nr. 12, S. 453) hätt' ich einige hundert Hühnchen mit Dir zu pflücken. Ja, wenn es wahr wäre, dass mit einem allgemeinen Schiedsgericht im Handumdrehen andere Menschen und andere Zustände geschaffen würden! Beneiden könnt' ich Dich um Deinen seligen Glauben, der Dir gestattet, nur den Einen Punkt zu sehen. Du wärest im Stande, die Deutschböhmen den Czechen zu überliefern, wenn Du dafür das Schiedsgericht einhandeln könntest. Ein aufrichtiger Freund sagt et Dir: mit solchen Artikeln bringst Du die herrliche Friedensidee um allen Credit."

Weil vielleicht noch andere unserer Leser an dem incriminirten Absatz ebenso Anstoss genommen haben, so will ich an dieser Stelle antworten. Zum besseren Verständniss setze ich die betreffende Stelle hierher:

„Wien, Ende November. Eine Chronik, die aus Wien datirt ist, darf über die letzten Vorgänge im österreichischen Parlament nicht hinweggehen. Wenn es in einer Dorfschänke zu Invectiven und Faustschlägen und Stuhlbeinschwingen kommt, so heisst das „locale Excesse"; geschieht Aehnliches unter Staatsmännern und Volksvertretern, so heisst es „politische Ereignisse", während es unter Nationen und ausgetragen auf den Schlachtfeldern gar zu historischen Ereignissen anschwillt. Die „politischen Kämpfe" also, die jetzt im Reichsrath sich abgespielt haben und für die das ganze In- und Ausland sich leidenschaftlich interessirte, müssen hier besprochen werden — obgleich, offen gesagt, der Friedensfreund sich mit Trauer und Ekel von der ganzen Episode abgewendet, und ihr nicht die Wichtigkeit beimass, die ihr von der Gesammtpresse gegeben wurde. Ein vorübergehendes Unwetter. Aber ein fürchterliches Zeugniss für den Tiefstand politischen Denkens und Fühlens. Dass es in den Volksvertretungen noch keine Fractionen giebt, die den übernationalen Gedanken der Volkseinigkeit vertreten, die die Würde des Menschen über die eingebildeten Vorrechte des „Volksthums" zu stellen wissen, das macht sich bei solchen Anlässen doppelt schmerzlich fühlbar. „Jedes Mittel gut" — das war die Kriegsmoral, die von der deutschen Obstruction und der sie unterstützenden Presse in der ganzen Sache angewendet wurde. Schimpfen, Toben, Pfeifen, tödtlich insultiren und in den Blättern der Partei nicht ein Wort des Schämens über die angewandten Mittel, weil man für den Zweck — Sieg des Deutschthums — fanatisirt war. Es war im Abgeordnetenhaus und in der Bevölkerung eine Zeit der Raserei. Und obwohl jetzt ein neues Ministerium eingesetzt wird — der Kampf wird nicht zu Ende sein. Was gesiegt hat, ist kein für die Völker Oesterreichs gemeinsam erspriessliches Princip; und wie es gesiegt hat, das muss eine tiefe Bitterkeit zurücklassen und bürgt nicht für die würdevolle Ausgestaltung des Sieges. Sollen sich die deutsche Cultur und die theuere Muttersprache darüber freuen, dass die eine durch Pultdeckelschlagen sich bethätigt und die andere durch die Beredtsamkeit der Worte: „Schuft, Gauner!" und dgl. sich gegen die Ausbreitung der czechischen Sprache — in der ein Vrchlicky singt! — behauptet hat? Die Friedensfreunde wissen ja auch, was Nationalität bedeutet — nämlich dasselbe Recht der Gruppen, das auch das Individuum haben sollte: das Recht der Selbstbestimmung. Aber durch

Dreinschlagen, durch Unterdrücken, durch hochmüthige Selbstüberschätzung und Schmähung der Anderen soll die Nation sich ebensowenig Geltung zu schaffen suchen, als dies dem gesitteten Individuum erlaubt ist: Die Brutalität ist der Feind.“

Durch meines verehrten Freundes Tadel zu Selbstkritik aufgestachelt, gebe ich zu, dass diese Betrachtungen etwas einseitig sind und den Eindruck hervorrufen könnten, als hätte ich in der ganzen beklagenswerthen Episode: Sprachenverordnung — Obstruction — Parlamentsscandal alle Schuld nur auf Seiten der deutschen Obstruction gesehen. Ja, so kommt es, dass bei Beurtheilung von Gesagtem das Verschwiegene mit in die Wagschale fällt. Es hätte nicht verschwiegen werden sollen, dass dasjenige, was die Obstruction hervorgerufen, nämlich der in der Verordnung enthaltene Zwang (Zwang ist ja auch eine Form der Brutalität) die ursprüngliche Schuld am Ganzen darstellt. Im Uebrigen will ich über das Meritorische des deutsch-czechischen Conflictes mit meinem verehrten Freund nicht streiten, sondern meine Erwiderung nur an das Urtheil knüpfen, das er in Zusammenhang mit dieser Frage über den Schiedsgerichts- und Friedensgedanken fällt. Denn hierin liegt das Missverständniss. Vor allem: in dem kritisirten Absatz ist mit keiner Silbe auf das Schiedsgericht hingedeutet; — dass die Entscheidung über die Amtssprache in Böhmen einem solchen unterbreitet werden sollte, steht doch weder in noch zwischen den angeführten Zeilen. Nicht durch das Allheilmittel des Schiedsgerichtsprincips will die Friedensbewegung andere Menschen und andere Zustände schaffen, sondern sie will die bereits vorhandenen — der Kriegsbarbarei längst entwachsenen und nur durch Zwang darin zurückgehaltenen — Menschen dazu bringen, Zustände zu schaffen, die Schiedsgerichte (später Volkstribunale) zu ihren Organen einsetzten. Dadurch würde allerdings auch als Rückwirkung eine weitere Umwandlung der Menschen eintreten, da ja alles in Rück- und Wechselwirkung steht und auch in den inneren politischen Streitigkeiten würde sich diese Rückwirkung segensreich fühlbar machen, denn wenn einmal im äusseren Verkehr Gewalt, Hass und Dünkel ihrer jetzigen Legitimität entkleidet wären, so würden diese Dinge auch im Innern weichen. „Beneiden könnte ich Dich um den seligen Glauben u. s. w.“ — diesen Satz, der von Aufgeklärten häufig an beschränkte bigotte Leute gerichtet wird, möchte ich doch im eigenen, wie im Namen der gleichdenkenden Friedenskämpfer zurückgewiesen haben: um Kurz- und Engsichtigkeit, um fixe Ideen braucht Niemand beneidet zu werden — am allerwenigsten Solche, die für sich und ihre Mitmenschen den Weg nach lichteren Höhen suchen.

Was die Zumuthung betrifft, „die Deutschböhmen den Czechen auszuliefern“, um dafür irgend etwas „einzuhandeln“, so liegt dieser ganze Gedankengang ausserhalb des Horizonts der Friedensfreunde. Einhandeln für dies und jenes — nämlich Zurückstellen eines Princips zur Erlangung irgend eines Programmpunktes, das ist ein der Opportunitäts- und Partei-Politik entnommener Begriff, der bei unserem Programme, in welchem alle Punkte widerspruchslos mit einander verkettet sind, keine Anwendung findet. Und eine Nationalität der andern „ausliefern“ — das heisst ja doch, dass man die Nationen als einander bekämpfende, sich gegenseitig unterdrückenwollende Feinde betrachtet und das ist ja eben das von uns negirte Postulat einer „Auslieferung“. Wenn wir die Versöhnung und Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich predigen, so wollen wir ja auch nicht das eine Land dem andern in den Rachen werfen. Warum sollten Czechen und Deutsche nicht innerhalb desselben Staates friedlich sich behaupten und entfalten? Hätten die Deutschen nur einen würdevollen passiven oder ruhig begründeten Widerstand gegen die Zwangsverordnungen angewendet, so wären die deutschen Bewohner Prags viel weniger den czechischen Fanatikern und dem dortigen Strassenmob ausgeliefert gewesen, als es thatsächlich geschehen. Edle Zwecke dürfen — unter allen Umständen — nur mit edlen Mitteln angestrebt werden. Denn die Mittel führen ein selbstständiges Leben: sind sie schwarz, so können sie für ein noch so blendend weisses Ziel angewendet worden sein, es gehen unterwegs doch ihre schwarzen Saaten auf. **Bertha v. Suttner.** *)

---

*) Siehe „Correspondenz“: Brief von Max Nordau.

Eine parlamentarische Kundgebung für die Friedensbestrebungen.

Eine erfreuliche Mittheilung kommt aus Baden. Die Petitionscommission der zweiten Kammer hat, nachdem ein Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung mit 9 gegen 8 Stimmen abgelehnt worden war, beschlossen, die von ca. 2000 Mitgliedern unterzeichnete Petition der Ortsgruppen der Deutschen Friedensgesellschaft zu Mannheim, Pforzheim, Offenburg, Konstanz und Lörrach wegen Reform des Schulunterrichtes

der grossherzoglichen Regierung zur Kenntnissnahme zu überweisen in dem Sinne, dass die Geschichts- und Lesebücher der Volks- und Mittelschulen einer sorgfältigen Prüfung und Sichtung des Stoffes unterzogen werden, und zwar nach folgenden Grundsätzen:

1. Alles chauvinistische Beiwerk ist fernzuhalten;
2. Die Geschichte der Kriege ist nur in ihren allgemeinen Umrissen zu fassen;
3. Die Kulturgeschichte der Völker ist in verstärktem Maasse zu pflegen.

Dieser Beschluss wurde allerdings nur mit 9 gegen 8 Stimmen gefasst, welche sich für Uebergang zur Tagesordnung aussprachen, — es ist indessen bei der gegenwärtigen Zusammensetzung der Kammer zu hoffen, dass sich auch im Plenum die Mehrheit dem Antrag der Commission anschliessen wird. Den Bericht über die Verhandlungen in der Commission hat der Abg. Pfarrer Werr erstattet, der den Reichstagspräsidenten von Buol in der Vertretung des Landtagswahlbezirkes Werthheim-Walldürn seit den letzten Wahlen ersetzt hat. Es werden in dem Commissionsbericht zunächst Entstehung und Satzungen der Friedensgesellschaft in sachlicher Weise geschildert und dann in einem weiteren Abschnitt die Bestrebungen der Friedensgesellschaft als wohlberechtigt nachgewiesen. Die Kommission beruft sich u. A. auf Aussprüche von Fürsten und Staatsmännern über den Frieden.

Des Weiteren wird in dem Kommissionsbericht die Forderung der internationalen Schiedsgerichte gleichfalls als wohlberechtigt bezeichnet und insbesondere auf den englisch-amerikanischen Schiedsgerichtsvertrag vom 11. Januar 1897 hingewiesen. Zur Begründung des Beschlusses der Commission über den Unterricht an den Volks- und Mittelschulen („Mittelschulen“ heissen in Baden die Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen u. s. w.) werden zahlreiche Citate angeführt aus den an diesen Anstalten eingeführten Geschichts- und Lesebüchern, in welchen der Chauvinismus in systematischer Weise genährt wird.

Die „Frankfurter Zeitung“ bemerkt hierzu: In den Kreisen der Friedensfreunde, deren Bestrebungen in neuerer Zeit angesichts der immer furchtbarer anschwellenden Militärlasten immer mehr Anklang finden und deren früher so beliebte, äusserst billige Verspottung mehr und mehr einer ernsten und vorurtheilslosen Würdigung weicht, wird diese erfreuliche parlamentarische Kundgebung nicht verfehlen, eine ermuthigende und anspornende Wirkung auszuüben. Wie sehr berechtigt die Klagen des Commissionsberichterstatters über den in unseren Volks- etc. Schul-Lesebüchern heutzutage sein Unwesen treibenden Pseudopatriotismus, Chauvinismus und Personencultus sind, davon weiss jeder Vater ein Lied zu singen, der sich die Mühe nimmt, die seinen schulbesuchenden Kindern vielfach gebotene geistige Kost einer Prüfung zu unterziehen.

Die „Volks-Zeitung“ begrüsst das Vorgehen der Petitions-Commission der badischen Kammer mit um so grösserer Genugthuung, als wir wiederholt auf die gemeinschädliche Art von Afterpatriotismus und von Völkerhass hingewiesen haben, durch welche zahlreiche Schulbücher, Lese- wie Geschichtsbücher, die Herzen der Jugend vergiften. Es

wird endlich Zeit, dass mit diesem Unfug gründlich gebrochen wird. Zwar wird dies, weil starke Einflüsse diese Methode der Volksverbildung stützen, nur langsam vor sich gehen. Aber steter Tropfen höhlt den Stein, zumal dann, wenn es die öffentliche Meinung versteht, auf die Parlamente den nöthigen Druck auszuüben.

Der Wegweiser.

Eine chinesische Legende.

Im Schattenreiche des ewigen Friedens und der Ruhe unterhielten sich einst die Gründer der 3 Religionen, welche Ostasien beherrschen, Buddha, Lao-tse und Kong-tse (Confucius): über die Erfolge ihrer Bestrebungen.

Nach einem sehr langen Gespräche kamen sie, wie alle Priester, schliesslich darin überein, dass die Menschheit im Argen läge". . . .

Sie entschlossen sich deshalb, nochmals auf die Welt, unterhalb des Mondes, zu steigen, um Leute zu finden, geeignet, die vollständig vergessenen Lehren der Tugend und Gerechtigkeit zu erneuen.

Sehr viele blühende Länder und Städte durchzogen sie nun ohne Jemand zu finden, dem sie Vertrauen schenken mochten. Da verliessen die 3 Weisen betrübt die bewohnten Gegenden, wandten sich den äussersten Grenzen zu, indem sie mit Eis bedeckte hohe Gebirge überkletterten und Einöden und ausgedorrte Wüsten durchschritten, und ermatteten schliesslich vor Durst. Plötzlich bemerkten sie eine herrliche Quelle, die ein uralter Mann bewachte. Da sprachen Lao-tse und Kong-tse: „Gehe hin, Buddha, und bitte ihn um Wasser! Dir ist ja die Bettelei angeboren, das kann man an deinen zahllosen Schaaren von Bettelmönchen sehen." — „Wer bist Du?" fragte der Alte den Buddha. „Ich bin Shakiamuni" (der Wegweiser), spricht dieser. „Der ehemals im Westen erschienen." „Ei ja, Ei!" Du bist also der berühmte Buddha, von dem ich so viel gehört. Du giltst für einen gutherzigen Mann, Dir werde ich auch Wasser geben, sobald Du mir eine Frage beantwortet haben wirst. Ihr Buddhisten sagt: „Alle Menschen sind gleich". Warum habt Ihr denn also einen Dalai Lama und Pfaffen aller Sorten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und Aebtissinnen, Mönche und Nonnen aller möglichen Arten?" — Buddha verneigte sich und ging tiefbeschämt von dannen. Nun macht sich Lao-tse auf zur Quelle. „Wer bist Du?" fragte der Greis. „Ich bin Laokiun." „Ah, ah! Der Stifter der Tao-Lehre, ich kenne Dich wohl, Du hast einen guten Namen, und Wasser erhältst Du, sobald Du mir eine Frage beantwortest. Ihr Tao-Leute rühmt Euch den Trank des ewigen Lebens, habt Ihr so etwas oder nicht?" — „Natürlich besitzen wir ein solches Geheimmittel und mich hat es, wie Du siehst, unsterblich gemacht." — „Nun Lao", spricht der Alte zürnend. „Warum warst Du so der kindlichen Liebe vergessen und hast Deinen lieben alten Vater sterben lassen?" —

Meister Lao geräth in die grösste Verlegenheit, geht zurück und sagt zu Kong-tse: „Mein lieber Bruder, jetzt musst Du zu dem impertinenten Alten, wir Beide, Buddha und ich, sind dem Kerl nicht gewachsen." —

„Wer bist Du?" frägt der Greis. „Mich kennst Du nicht? Ich bin Kong-Tschon-ki, aus dem Lande Lú, der erhabene, der weise, der einzige Mann." — „Ei so, Ei so! Ich kenne Dich jetzt schon, Du bist der überall bekannte Kong-tse, der Lehrer des Reiches der Mitte (China): Ach lieber Herr! Wie könnte ich Dich dursten lassen?.. doch zuvor löse mir eine kleine Schwierigkeit. Deine Vorschriften über die kindliche Liebe sind so vortrefflich. Sagst Du doch an einer Stelle: So lange Deine Eltern

leben, gehe nicht von ihnen weg; musst Du aber, so bleibe wenigstens an einem bestimmten Orte. Heda! warum ziehst Du denn auf und ab im Lande, und kommst selbst zu mir in diese abgelegene, wüste Gegend?"

Auch Kong-tse musste sich beschämt zurückziehen. Nun fingen die 3 durstigen Weisen an über den so klugen Wächter an der Quelle zu berathschlagen. Glück auf! spricht endlich Buddha zu den beiden Anderen. Haben wir kein Wasser, so haben wir doch endlich den rechten Mann gefunden, der unsere bereits verblichenen Lehren wieder auffrischen und die verderbende Menschheit erneuern wird." — Alle drei standen nun auf und gingen zusammen zu dem klugen Greis und schütteten vor ihm ihr Herz aus.

Dieser lächelte über ihre Worte und sprach alsdann: „Meine lieben und guten Herren, Ihr scheint also nicht zu wissen, wer ich eigentlich bin, seht mich doch einmal recht genau an! Schaut her! Nur mein oberer Theil besteht aus Fleisch und Blut, hier unterwärts aber bin ich von Stein. Ueber Tugend und Gerechtigkeit kann ich ein Langes und Breites predigen, namentlich viel schwatzen. Ich kann Ihnen aber nicht mit gutem Beispiele voran gehen, und auch nicht darnach leben. Ich bin nur ein Wegweiser!" — —

Da sahen sich die 3 Weisen betrübt und verständnissinnig an. Das Gewicht seiner Rede fällt ihnen schwer auf's Herz und traurig verlassen sie die Erde und erheben sich wieder nach jenen luftigen und so überaus nebligen Räumen, jenseits des Mondes. **H. v. Fircks.**

Eine Theeplauderei.

Wissen Sie, lieber Leser, wo Rajecz-fürdö liegt? Nicht? Das habe ich mir gedacht. Nun denn, es ist ein kleines Eldorado für abgehetzte, Ruhe suchende Menschenkinder, droben im Rastelbinderlande. Eine wunderthätige Wassernymphe, die in dem nimmer versiegenden gesundheitspendenden Jungbrunnen haust, lockt jährlich immer mehr Heilbedürftige, Naturfreunde und Luftfexe dahin. Ja, ich könnte ein Sonett über die reine, würzige Luft in Rajecz singen, wenn ich könnte und wenn der Zweck dieser Zeilen nicht ein anderer wäre.

Im letzten Sommer wars, als sich unter den Kurgästen von Rajecz wie ein Lauffeuer die Nachricht verbreitete: „Morgen kommt die Jászai! die ungarische Wolter!" Mich, ich muss es gestehen, liess die „sensationelle" Nachricht ganz kühl, da die berühmte ungarische Tragödin nicht als Künstlerin nach Rajecz kam, sondern um der Ruhe zu pflegen, — der geistigen nämlich — und durch fleissige Gebirgstouren einige Kilo von ihrem imposanten Körpergewicht zu verlieren, war mir ihre Ankunft ebenso gleichgiltig, wie die jedes andern neuen Kurgastes. Der Zufall wollte es, dass wir in derselben Villa auf demselben Flur wohnten, uns also mehrmals täglich begegnen mussten, was man übrigens in Rajecz-fürdö ohnehin immer muss.

Allmorgendlich weckte mich die tiefe, glockenreine Stimme der Tragödin aus meinen süssesten Träumen und ich verwünschte sie mehr denn einmal — hinter die Coulissen des Nationaltheaters, wenn sie in aller Gottesfrühe mit dem vielbeneideten „Pistike", einem herzigen Knirps von vier Jahren, denkwürdige Monologe hielt und ihn ermunterte aus den Federn zu kriechen. Die Hauptbeschäftigung der „grossen" Jászai — sie erfreut sich einer hohen, königlichen Gestalt — bestand darin, mit dem Spaten — manchesmal auch

zweien — auf dem Rücken in's Freie zu wandern und im Schweisse ihres Angesichts einige Stunden zu arbeiten, oder zum Gaudium der Kurgesellschaft besagten Pistike, das Söhnchen ihres Hausarztes, in einem Karren herumzufahren. Ja, der Kleine hatte es gut, er durfte nicht nur, so oft er wollte, die Gesellschaft der Jászai geniessen, sie hatte ihm auch das Recht eingeräumt, sie nach Belieben zu tyrannisiren, wovon er ausgiebigen Gebrauch machte, ohne die Geduld der „Mira néni“ zu erschöpfen.

Ich weiss nicht, wie es kam, aber plötzlich standen wir auf Grussfuss und als ich eines Tages nach dem Speisen wie gewöhnlich mit Frau R. das obligate Trätschchen abhielt, gesellte sich auch Frau Jászai zu uns, die anlässlich ihres Gastspieles in Zala-Egerszeg die Gastfreundschaft der kunstliebenden Dame genossen. Bescheiden wollte ich mich zurückziehen, da ich wusste, dass die Tragödin allen neuen Bekanntschaften aus dem Wege ging, doch sie sagte in ihrer bestimmten Weise:

„Bleiben Sie nur, ich mag nur die neugierigen Tratschbasen nicht leiden, die halte ich mir vom Leibe. Ihnen will ich jedoch etwas Herrliches zeigen: die Reproduktionen der gottbegnadeten Werke des gottbegnadetsten Künstlers in Ungarn. Ich meine die Aufnahmen des kürzlich in Pressburg enthüllten Fadruss'schen Maria Theresiadenkmals.

Kollegin R. lud uns zu einer Tasse Thee auf ihr Zimmer ein, dort plauderten wir über alles mögliche. Frau Jászai erzählte uns manches Interessante aus dem Kunstleben der ungarischen Hauptstadt, geisselte in ihrer eigenen Art die herrschenden Missstände und die Protektionswirthschaft.

Mir war die ganze Zeit über eine Frage am Herzen gelegen. Wie, wenn ich die Gelegenheit benützte, Frau Jászai auf den Zahn zu fühlen, ob sie nicht gewillt, wäre unsere in einem Dornröschenschlaf versunkenen ungarischen Friedensvereine mit ihrem Musenkuss wachzuküssen? Mit einem Saltomortale sprang ich in die Friedensfrage hinein, darauf gefasst, von der ungarischen Patriotin in kräftiger Weise zurückgewiesen zu werden. Doch wer beschreibt mein Erstaunen, als sie sich als begeisterte Friedensanhängerin entpuppte! Mit einer Leidenschaft, deren nur eine Jászai fähig, verfocht sie unsere gute Sache, erklärte dem Kriege Krieg, verfluchte den Militarismus, der eine Geissel der Völker und nur dazu da sei, um die Throne zu stützen oder ihnen als Staffage zu dienen. Auf die für uns Friedenspropagandisten nicht mehr ganz neue Einwendung unserer Gastgeberin, dass die Friedensbewegung an und für sich sehr schön sei, aber leider Gottes zu keinem praktischen Ziele führen könne, erklärte die Tragödin in ihrer kraftvollen, keinen Widerspruch duldenden Weise:

„Weshalb nicht? Es ist höchste Zeit dem höchsten Barbarismus — dem Krieg — endlich die Stirne zu bieten, damit er, wie schon viele andere Barbarismen aus der Welt geschafft werde, der er nur zur Schmach dient.“

„Ich habe nur mit Bangen das leider noch vielfach missverstandene Friedensthema berührt, weil ich glaubte, dass Sie, wie die meisten sogenannten Patrioten chauvinistisch angehaucht wären,“ wagte ich schüchtern einzuwenden, „und doch eigentlich nur kosmopolitisch denkende Menschen die Friedensidee voll und ganz begreifen.“

„Ich liebe mein Vaterland glühend, aber ich hasse den Krieg, wenn möglich, noch glühender und jeder vernünftige Mensch muss das. Leider sind die vernünftigen Menschen in der Minderzahl und deshalb geht es mit der Friedensbewegung so langsam vorwärts. Schade, dass sich Vernunft nicht eintrichtern lässt!“ lautete die Antwort.

„Das liesse sich schon, (denn der Mensch besitzt einen ausgeprägten Nachahmungstrieb) wenn wir recht viele so begeisterte Kämpfer und Kämpfe-

rinnen in unserer Friedensarmee hätten; auch fehlt es uns an Geld, um unsern Krieg gegen den Krieg wirksam führen zu können. Um den Friedensgedanken in alle Gesellschaftskreise zu tragen in Schrift und Wort braucht man viel Geld, aber unsere Vereine kranken alle an Geldmangel für Propagandazwecke. Ja, wenn sich alle bedeutenden Künstler an unsere Seite stellen wollten, wie es wiederholt einige gethan. — —"

„Und wie ich bereit bin, es jederzeit für den ungarischen Friedensverein zu thun," unterbrach mich Frau Jaszai."

„Freund Strakosch hat mir auch versprochen, jederzeit unserem Rufe nach Budapest zu folgen, leider aber hatten sich Stimmen dagegen erhoben, aus Furcht, dass in Budapest kein deutscher Künstler reussiren werde."

„Unsinn! Die Kunst ist international! Ich würde mich herzlich freuen, zusammen mit dem berühmten Meister der Recitation zu Gunsten der Friedensvereins wirken zu können und so mein Schärflein auf den Altar der Humanität zu legen," entgegnete Frau Jászei zu meiner nicht geringen Freude.

Wir haben Frau Jászi, die geniale ungarische Künstlerin und Strakosch, den kraftvollen deutschen Künsler (der übrigens Ungar ist) beim Wort genommen; sie werden durch ihre gottbegnadete Kunst helfen, unserer Idee neue Anfänger zu schaffen und aus Saulussen Paulusse zu machen.

Berta Katscher.

Leyer und Palme.

Das Vaterland wird für Euch sorgen!

Erzählendes Gedicht.

Des Kindesmordes angeklagt
Steht eine Mutter vor Gerichte.
Und wie sie nun der Richter fragt,
Erzählt sie folgende Geschichte:

Es kam der Krieg, die Trommel schlug,
Das ganze Volk flog zu den Fahnen!
Wie nun „Was thust Du?" Mutter frug,
Zeigt Vater stolz auf seine Ahnen:

„Sie haben stets, zu jeder Zeit,
Dem Vaterland gedient in Treue:
So bin auch ich zum Dienst bereit,
Den ich als Landwehrmann erneue."

Er sprach's, und ging und kam zurück
Im Waffenrock mit Helm und Degen.
Und Mutter seufzte: „Alles Glück
Ist nun dahin und aller Segen!

Da ziehst du in den Krieg hinaus,
Lässt Weib und Kind daheim verderben,
Und kommst Du schliesslich nicht nach Haus,
So müssen wir noch nach Dir sterben.

Und kommst Du ohne Arm und Bein,
Wird man Dich mit 'nem Orden ehren.
Das Glück wird drum nicht grösser sein;
Ich muss Dich dann noch mit ernähren.

Wie man's nur fertig bringen kann,
Ganz fremde Menschen hinzumorden!
Du triffst gewiss so manchen Mann,
Des' Kind durch Dich zur Waise worden.

Dich schiesst vielleicht ein Andrer todt,
Der Dich sein Lebtag nicht gesehen,
Dass Weib und Kind durch ihn in Noth,
Kann ihm ja nicht zu Herzen gehen.

Du meinst, es sei 'ne heil'ge Pflicht
Des Nachbarn Länder zu verheeren;
Ist es denn Deine grösste nicht,
Dich und die Deinen zu ernähren!?

Oh Adolph, komm und lass uns fliehn.
Du hast die Pflicht Dein Weib zu schützen.
Lass uns in ferne Länder ziehn,
Wo weder Krupp's noch Mauser blitzen."

Doch Vater sprach: „Lass, ab mein Weib,
Ich liebe Dich und meine Kinder!
Das Vaterland will meinen Leib:
Ich lieb das Vaterland nicht minder!"

Und sprach, als man zum Abmarsch blies:
„Ich weiss nicht, leb' ich, sterb' ich morgen.
Doch Eines weiss ich ganz gewiss:
Das Vaterland wird für Euch sorgen!"

Der Krieg begann und Schlacht auf Schlacht
Ward in des Feindes Land geschlagen.
Die Truppen drangen vor mit Macht,
Doch haufenweis die Todten lagen.

Auch Vater fiel und auf dem Feld
Ward er mit Tausenden begraben.
Gott mög' den braven, tapfern Held,
So wie sie Alle, selig haben!

Erst aus der Todtenliste hat
Die arme Mutter es gelesen.
Das ist für uns ein harter Schlag,
Das ist für sie der Tod gewesen.

Vier Wochen lag sie sterbend krank,
Dann hat man ach auch sie begraben.
Das war für uns ein schwerer Gang,
Gott mög die Mutter selig haben!

Da waren wir nun ganz allein,
Fünf arme Kinder, arme Waisen,
Wer misst das Unglück, malt die Pein,
Wer schilderte das Herzzerreissen!

Wer könnte nur den Jammer all
Der Hinterbliebenen erzählen.
Man gab für sie, so gross die Zahl,
Kaum mehr als man den Generälen

Für treue Dienste hat geschenkt.
Das reichte grad von heut bis morgen.
Oh Himmel, wenn man daran denkt:
„Das Vaterland wird für Euch sorgen."

Die Kleinsten wurden knapp ernährt,
Wir Gröss'ren kamen in Fabriken.
Fünf Groschen sind gar schnell verzehrt,
So musst' ich noch spät Abends stricken.

So schwand mir Jahr auf Jahr dahin;
Die besten, schönsten Jugendtage
Verbracht' ich mit getrübtem Sinn
In Sorge, Elend, Noth und Plage.

Die Schule that mir niemals weh,
Doch weh that mir des Lebens Schule.
Ich konnte kaum das A B C,
Da hatt' ich in dem Lasterpfuhle,

In der die ganze Jugend steckt,
In der Fabrik, in der wir waren,
So offenkundig, wie verdeckt,
Schon mehr als mancher Greis erfahren.

Die Sippschaft ekelte mich an,
Ich suchte eifrig fortzukommen.
Da hat sich mein ein Ehrenmann,
Den ich gebeten, angenommen.

Mich nahm in Dienst der General
Von meines Vaters Regimente.
Da glaubt' ich ein für alle Mal
Das Elend und die Noth zu Ende.

Der Erstgebor'ne meines Herrn,
Ein Offizier von zwanzig Jahren,
Der sprach mit mir unendlich gern,
So oft als wir zusammen waren.

„Warum so traurig, schönes Kind?"
Sprach er zu mir am Ostermorgen,
„Wenn Alle froh und lustig sind,
Gehst Du herum, den Kopf voll Sorgen.

Die Eltern sind zur Kirche jetzt;
Derweil sie dort die Zeit verlieren,
Den Wein herbei und hingesetzt,
Wir wollen uns schon amüsiren!

Wenn man so jung, so schön wie Du,
Muss man den Kopf nicht hängen lassen;
Komm Klärchen, mach die Thüre zu,
Wir wollen froh die Zeit verpassen."

Der Wein war schwer und ich war dumm,
Ich trank zum ersten Mal im Leben.
Bald dreht' sich Alles um mich rum.
„Das wird Dir rothe Backen geben"

Sprach er und trank mir fröhlich zu
Und heiss und heisser ward die Stirne,
Es raubte mir sein Kuss die Ruh',
Mir war's als tanzt' mir's im Gehirne.

Und ich war jung, und ich war schön,
Und ich war schwach und liess gewähren;
Da war es ach um mich geschehen.
Ich werd' mein Lebtag daran zehren.

Es ward die Schande offenbar
Ach leider schon nach kurzer Pause.
Derselbe, der mein Helfer war,
Stiess mitleidslos mich aus dem Hause.

Ihr Männer, die in wilder Lust
Ihr listig unsre Ehre schändet,
Habt kein Gefühl in Eurer Brust,
Wenn man in Elend dran verendet.

Ich hab', als ich verlassen war,
Der schwersten Arbeit mich ergeben.
Als ich das Mädchen dann gebar,
Hatt' ich acht Tage nur zu leben.

Es kam der Wirth am neunten Tag,
Um mir die Miethe abzunehmen,
Die ich im stärksten Fieber lag,
Sollt' gleich mich aus dem Haus bequemen.

Ein schlechtes Mädchen nebenan
Die hatt' des Wirthes Wort vernommen.
Das rührte sie, sie klopfte an
Und ist zu mir hereingekommen.

„Das Zimmer nebenan ist mein,
Da kann der Wirth Euch nicht vertreiben",
So sprach sie, „kommt zu mir herein,
Da könnt Ihr eine Zeitlang bleiben.

Auch hab' ich Feuer, Brod und Licht
Und was ich kann, will ich Euch geben."
Ich staunte, refüsirte nicht,
Und frug: „Wie kommt Ihr zu dem Leben!?"

„Wie Dein Kind bin ich vaterlos.
Die Mutter ist mir früh gestorben.
So ward ich denn mit Betteln gross,
Bis mich die bittre Noth verdorben.

Als mit der Zeit die Kindheit schwand,
Ist auch das Mitleid mitgeschwunden;
Da keine Arbeit ich verstand,
Hab' ich auch Arbeit nicht gefunden.

An einem kalten Wintertage,
Mich quälten Hunger, Schlaf und Frost.
Verzweifelt ach war meine Lage,
Stellt ich mich betteln an die Post.

Der Mittag kam, der Abend kam
Und Keiner wollt' sich mein erbarmen.
Ob man mein Flehn für Schauspiel nahm!?
Ich glaub' es fast; Ach Gott, wir Armen!

Schon war es spät, ein ält'rer Herr
Kam eilends noch zur Post geschritten.
Ich sprach ihn an und flehte sehr:
Ach Herr, erhöret meine Bitten.

Er aber sprach, komm mit nach Haus,
Dort will ich Alles Dir gewähren.
Und dorten sprach er: Zieh Dich aus,
Geht's so nicht, musst' Dich so ernähren!

Er wollt mir nicht aus Mitleid lassen,
Was er aus Wollust mir geraubt.
Ach Gott! es ist den „besser'n(?) Klassen"
Ja Alles gegen uns erlaubt!

Um mir das Leben zu erhalten,
Gab ich des Lebens Höchstes hin.
Es machten die, die stets uns schalten,
Zu dem mich, was ich heute bin.

Doch hätt' ich plaudernd fast vergessen:
Mich ruft hinaus die bittre Pflicht.
Sonst hab ich bald nichts mehr zu essen
Und morgen meine Miethe nicht.

Ihr könnt mein Zimmer frei benutzen;
Ich komm heut Nacht nicht mehr nach Haus
Und kann ich sonst Euch unterstützen,
So helfe ich Euch gerne aus."

Sie gab zum Abschied mir die Rechte.
Mit Thränen küsste sie mein Kind.
Und solches Weib nennt man die Schlechte!?
Dann frag ich, wer die Guten sind!

Ich sah ihr lange traurig nach:
Noth heisst der Teufel hier auf Erden,
Sprach ich zu mir; Du selbst warst schwach.
Was wird aus Deinem Kinde werden!?

Ein markerschütterndes Gefühl
Erfasste mich bei dem Gedanken.
Es überkam mich heiss und kühl
Wie einen armen Fieberkranken.

Die Bilder längstvergessner Zeit.
Sie traten hin vor meine Seele.
Die Mutter, die zum Tod bereit,
Mich noch ermahnt, dass ich nicht fehle,

Sah gramerfüllt auf mich herab.
Und wie sie nun mein Kind gewahrte,
Sprach sie: „Wie wohl wär' ihr im Grab,
Auf dass sie nicht zur Dirn' entarte."

Den Vater sah in seinem Blut
Ich auf dem Feld vom Feind erschossen.
Er sprach: „Hab Weib und Kind und Gut
Verlassen ich, mein Blut vergossen

Zu meines Vaterlandes Ehr,
Damit mein Blut die Meine schände,
Hab' ich ergriffen das Gewehr,
Damit mein Fleisch als Dirne ende!?

Es kommt so manches Kindes Blut
Auf's unbegrenzte Staatsgewissen.
Wohlan, mein Kind, und fasse Muth,
Der Staat kann Eines mehr vermissen.

Konnt' er nach meinem Opfertod
Dir keine Existenz gewähren,
Konnt' er die Meinen, die in Noth
Zurück ich liess, mir nicht ernähren,

So ist er Ursach' Deiner Sünd'.
So ist er Vater meiner Schande.
Und wenn ich heut' vorm Abschied stünd',
Ich diente nicht dem Vaterlande.

So manchen guten braven Feind
Erschoss ich ach mit dem Gewehre,
Da ich in falschem Wahn gemeint,
Dass solches Thun den Bürger ehre.

Es klebt zu vieler Feinde Blut
An dem Triumphe unsrer Krieger.
Das thut dem Vaterland nicht gut.
Gott wird es rächen an dem Sieger.

Und auch das Blut von Deinem Kind,
Das Du schon schuldig meinem Namen,
Damit es ew'ger Schmach entrinnt,
Wird Gott im Himmel rächen! Amen!"

Das Fieber stieg, das Bild verschwand.
Ich fasst' das Kind mit beiden Händen
Und warf es bebend an die Wand.
Dann wollt' ich mit dem Kinde enden,

Doch weiss ich nicht, wie mir geschah:
Mir schwand die Kraft nach kurzer Pause
Und als ich wieder um mich sah,
Befand ich mich im Krankenhause.

Da endlich hat man mich gepflegt,
Wahrscheinlich um mich hinzurichten.
Wenn seine Sünde Früchte trägt,
Dann denkt der Staat an seine Pflichten.

Das ganze lebende Geschlecht
Zeih ich des Mord's, den ich begangen.
Nur mich allein erreicht das Recht;
Wollt' alle Schuld'gen man belangen.

Der ganze civilisirte Staat
Stünd' heute hier vor dem Gerichte.
Ich sag' es frei: Mein ist die That,
Doch sein ist dieser That Geschichte!

Und Eines noch bevor ich schliess':
Ich weiss nicht, leb' ich, sterb' ich morgen,
Doch Eines weiss ich ganz gewiss:
(Ironisch:)
Das Vaterland wird für mich sorgen!

Zwei Lager.

Zwei Lager sind es in der menschlichen Gesellschaft von heute, die sich gegenüberstehen. In einem Lager gilt der Ruf Krieg, im andern Friede. Es dürfte sich nun doch einigermassen verlohnen, den Inhabern dieser Lager etwas näher zu treten, um zu erfahren, was die Einen bestimmt für den Krieg einzutreten und die Andern für den Frieden.

Betreten wir zuförderst das Lager der Kriegsleute, so fällt uns hier sofort die fast völlige Abwesenseit der Arbeiter und nahezu des gesammten Bauernstandes auf, es ist dies die grosse Masse des Volkes, das Tag um Tag den harten Kampf ums Dasein führen muss, der also ihr ganzes Dasein weiter nichts ist, als ein fortgesetzter Krieg im Frieden. Sie weiss aber auch zu gut, weshalb sie sich dem Kriegslager ferne hält, denn sie behauptet, wenn die Milliarden, die hier jährlich verbraucht werden, dem ringenden und schaffenden Theile des Volkes zu theil würden, dann würde ihr auch die schwere Last des Daseins erleichtert.

Von dem „Mittelstand" sehen wir im Kriegslager mehr als zu erwarten gewesen wären. Doch sehen wir nur etwas näher zu, so finden wir sofort auch die Erklärung hiefür. In allen den Städten, die eine Garnison haben, stehen die Bürger, welche Miltärlieferungen haben, auf Seite des Kriegslagers. Der selbstische, alles andere auf die Seite setzende Erwerbstrieb hat jede Regung der Vernunft in diesen Köpfen zum Stillstand gebracht, das Wohl und Wehe des Ganzen ist den Menschen völlig Nebensache, wenn nur sie ihre Geldsäckel füllen, mögen die Andern mehr und mehr verarmen; und bei solchen Lebensanschauungen rufen sie im Kriegslager von Tag zu Tag: „Wir sind die Stützen von Thron und Altar, das Vaterland hoch! hoch! und hoch!" Wenn man von der sittlichen Basis eines Staatsgebäudes den Menschen gegenüber spricht, erhält man sofort die Antwort: „Was? sittliche Basis, soll ich vielleicht mit jedem Lumpen von Arbeiter theilen? Das wäre mir recht! Aber das sind die modernen Anschauungen, Sie sind scheints auch ein halber Sozi!"

Ausser diesen gediegenen staatserhaltenden Bürgern sehen wir nun noch eine andere Bürgergruppe im Kriegslager. Das sind solche, deren Söhne aus

den Reihen der Handwerker ausgetreten sind, und die nun Kaufleute oder Beamte werden mit dem Berechtigungsschein für den Einjährigendienst, da aber der Reserveoffizier, insbesondere bei dem Avancement der Civilbeamten, immerhin nicht ganz einflusslos ist, trägt schon der Vater den entsprechenden Patriotismus zur Schau, damit dem Sohn wenigsten von seiner Seite kein Beförderungshinderniss zu theil werde. Ganz sicher sind allerdings diese Kriegsanhänger nicht, wenn der Reservelieutenant nicht dem Sohn zu theil wird, so hat schon mancher dem Kriegslager den Rücken zugewendet.

Eine zum Glück verhältnissmässig kleine Bürgergruppe ist die, bei welchen eine Anrede aus gräflichem oder gar fürstlichem Munde eine Gefühlregung hervorruft, die sie ihre Mitbürger als niedriger stehend betrachten lässt. Wenn diese Gruppen nun am äusseren Rande des Lagers aufgestellt, insbesondere sich durch Hurrahrufen nach aussen hin bemerkbar machen, so folgt im nächsten concentrischen Kreis der Stand der Civilbeamten. Dass trotz der sogenannten Bildungslaufbahn das Gros dieser Gesellschaftsklasse hier im Kriegslager sich aufhält, lässt freilich das, was unter Bildung hier verstanden wird, in einem etwas schiefen Lichte erscheinen. Dass wahre Geistes- und Herzensbildung da zu Hause sein soll, wo jahraus, jahrein für die Zerstörung der menschlichen, mit tausend Mühen erreichten Cultur gearbeitet wird: das erscheint mit Recht dem denkenden Menschen fraglich. Allein wir müssen mit unserem Urtheil etwas vorsichtig sein. Es ist ein guter Prozentsatz von Beamten im Kriegslager nur deshalb, weil er befürchtet, wenn er sich nicht hier aufhalte, so werde das seiner ganzen Laufbahn Eintrag thun, und der Beweis ist noch nicht erbracht, dass dies nicht da und dort der Fall sein sollte. Also auch hier ringt das selbstische Streben die Sittlichkeit zu Boden. Was nun aber geradezu verblüffend ist, das ist, dass wir eine so grosse Menge von Geistlichen im Kriegslager finden. Hier ist der personifizirte Widerspruch, der sich aber einigermassen dadurch erklären lässt, dass diese Herrn ja zweierlei Leben kennen: ein irdisches und ein himmlisches, und da sie wissen, dass dieses schöner ist wie jenes, so treten sie leicht für die Erhaltung des Kriegsgedankens ein, denn was kann da sein, wenn Tausende von jungen Menschenleben vernichtet werden? Es sind Tausende von sündhaften Lebenswandeln zu Ende gekommen und dafür ebenso viele himmlische neue Leben erweckt! Wer das nicht fassen kann, der hat auch nicht das Recht, darüber sich aufzulassen, die Prediger des „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ hier zu finden.

Dass auch die Kunst in einer recht erklecklichen Zahl von Vertretern im Kriegslager zu finden ist, wer wollte sich darüber wundern? Der Mensch braucht vor allem Brod zum Leben, und Kunst geht, und ist stets auch nach Brod gegangen; aber auch für Titel und Orden sind ihre Jünger nicht unempfänglich, wer wollte es ihnen verargen? Sie sind trotz alles Geniebewusstseins eben zuerst und zuletzt doch nur auch Menschen.

Der zweite Ring giebt dem ersten den Rückhalt, besonders bei patriotischen Festen, wo der Kriegsgedanke immer wieder neue Nahrung erhält.

Kommen wir nun zum Mittelpunkt des Lagers. Dass hier das Militär selbst sich befindet, ist selbstverständlich. Ei! wie es da gleist und blinkt, diese Titel, diese Orden, gar manchen Mann sehen wir da, bei dem es uns vorkommt, wie wenn der ganze Zweck seines Daseins nur der wäre, sich als wandelnder Ordensständer der Menschheit zu präsentiren. Krieg und Krieg ist das andere Wort, aber das nächste, was ebenso oft an unser Ohr schlägt, ist „Avancement“. Dass erst so und soviel der im Range höher stehenden weggeputzt werden müssen, pah! was macht dies, dann sind wir ja dafür da, ihre Stelle einzunehmen! Sich auszeichnen, Carriere machen, ist der selbstische

Grundzug, der sich in dieser Gruppe fast aller Orten bemerkbar macht. Das Leben, das Theuerste, kommt erst in zweiter Linie, die äussere Ehre, das Ansehen, wenn auch voll Neid betrachtet, die hohe Stellung, wenn auch isolirt, sie sind die gewaltigen Triebfedern, welche stets den Kriegsgedanken von Neuem anregen. Der Stand aber, in dem derartige Anschauungen nicht etwa nur vereinzelt, sondern besonders in seinen jüngeren Mitgliedern massenhaft herrschen, ist der erste, schon darum, weil in ihm der Adel am meisten vertreten ist. Hier sind die eigentliche Stützen der Throne zu suchen; dass die Throne bei solchen Stützen freilich stets auf des Degens Spitze balanciren, was liegt daran? Dass schon Throne durch den Krieg weggefegt worden sind, was macht das? Die erste Kaste kennt nur ihren Selbstzweck und hat ihn von jeher nur gekannt. Es lebe der Krieg, es lebe das Spiel und last not least — die Weiber! Wir aber verlassen jetzt das Kriegslager und betreten das Friedenslager. Geräumig genug ist dasselbe wahrhaftig angelegt, Millionen haben darin Platz, ja selbst das gewiss nicht kleine Kriegslager könnte hier noch untergebracht werden. Bis heute aber sieht's noch recht leer da aus; wir können die Gruppen, die in dem gewaltigen Raume sich aufhalten, an den Fingern aufzählen, und dabei sind die Gruppen an Zahl der Mitglieder gar schwach. Ja, wenn erst die ausserhalb des Kriegslagers stehenden Arbeiter und Bauern in hellen Haufen hier einziehen wollten, da müsste der Eindruck schon ein anderer sein. Allein das ist diesen Massen noch nicht zuzumuthen, hier fehlt der Verstand, die Herzens- und Geistesbildung. Auf der einen Seite ist völlige Stumpfheit, auf der andern in der Stille kochender Zorn, der das Wort „Friede“ nicht in die Herzen und zum Bewusstsein dessen kommen lässt, was er im Gefolge hat.

Im Mittelpunkt des weiten Lagers sehen wir ein paar Staatsmänner, eine ziemliche Anzahl Parlamentarier, letztere fast alle der linken Seite ihrer Kammern angehörig, auch der Adel hat hier seine Vertretung, aber nur ganz spärlich. Dann gruppiren sich Schriftsteller und Journalisten um diesen Kern; auch von letzteren sind es im Ganzen nur Wenige, was erklärlich ist, wenn wir unsere Zeitungen ansehen, deren Zweck vor allem doch in der grossen Masse nur darauf gerichtet ist, durch Annoncen möglichst viel Ertrag abzuwerfen, die Annoncen aber rühren vom Mittelstand und dem Staat her.

Des weiteren sehen wir noch ein Häuflein muthiger niedere Beamte und Bürger. Das ist für heute der ganze Belag des Friedenslagers, das so gross angelegt ist. Dass bei solchem Verhältniss von Kriegs- zu Friedenslager, die im Kriegslager Befindlichen die Friedensligisten mit Spott und Achselzucken noch heute behandeln, wer möchte etwas anderes erwarten?

Und doch, wenn wir dem Häuflein der Friedensligisten näher treten, so ist zu glauben, dass sie das Recht haben, für die Zukunft etwas anderes zu erwarten, den sie haben das für sich, was dem Kriegslager völlig fehlt, und das ist die Begeisterung für eine hohe, sittliche Idee, für das höchste Gut der Menschheit, auf dessen Grund allein jeder weitere sittliche Fortschritt basirt ist. Sie sind Feinde des heute besonders im Kriegslager alles unterwühlenden selbstischen Strebens, das Wohl des Ganzen, nicht nur des selbstisch vorwärtsstrebenden Vaterlandes nein, der gesammten Menschheit, ist ihnen ihr Lebensziel, ist ihnen ihre Lebensaufgabe. Nicht der Gedanke an das jenseitige Himmelreich, nicht dieses widerliche, unsittlich selbstische Streben drängt sie auf der Bahn, die sie betreten haben, vorwärts. Männer wie Frauen wollen das Gute um des Guten willen thun, weil dies ja schon die innerste Befriedigung erregt. Das ist es, was sie erfüllt, die Erde und das Dasein des Menschen so zu gestalten, dass er sich seines Menschseins im edelsten Sinne bewusst wird, dass er von der rohen Bestie immer mehr sich entfernte. Das ist der Grund-

gedanke, welcher die Friedensligisten erfüllt, und der sie heute noch allen Spott und Hohn, alle Zurücksetzung und Anfeindung leicht ertragen lässt. Wehe! aber dem, der solch sittliches Streben einfach für Utopie hält und erklärt, möge er sein, wer er auch wolle, zum Wege der sittlichen Weltanschauungen hat er noch weit und der göttliche Funke Vernunft, er gleicht bei ihm höchstens einer rauchenden Wachskerze, die am helllichten Tage angezündet nur umsonst abbrennt! **Wilhelm Unseld.**

Zur ostasiatischen Politik.

Die Expeditionen nach Haiti und China haben natürlich wieder einmal einen mächtigen Ausbruch des deutschen Chauvinismus zur Folge gehabt. Das Thema des „Civis germanus sum" wurde bis zum Ueberdrusse behandelt, zugleich war viel von der Eröffnung einer neuen glänzenden Periode der Entwicklung des deutschen Reichs oder kurzweg auch gleich von dem Beginn eines neuen Abschnitts der Weltgeschichte die Rede, immer selbstverständlich in jener historienhaften, gedunsenen, lärmenden, beleidigenden und renommirenden Tonart, in welcher der Chauvinismus allein zu sprechen imstande ist. Man gab den Vereinigten Staaten ohne alle und jede Veranlassung zu verstehen, dass sie wohl daran gethan hätten, keinen Versuch zur Beschützung Haitis zu machen; man verhöhnte die Monroedoctrin und stellte sie als beim ersten Nahen der deutschen Schiffe zerflitternd dar. Man citirte Aussprüche eines exaltirten Professors, dass Deutschland dereinst die erste Seemacht gewesen und es, „so Gott will" (denn in einem so eminent christlichen Reiche ist der Chauvinismus fromm, sogar ungemein fromm, wenn es verlangt wird), wieder werden würde; — ganz so, wie man vor dreizehn oder vierzehn Jahren bei den ersten deutschen Flaggenhissungen in Afrika den Mund vollgenommen und z. B. ganz kaltblütig von dem Antritte des überseeischen Erbes des bereits altersschwach gewordenen Englands gefaselt hatte, ganz unberührt von den Erinnerungen zur Bescheidenheit, welche der bescheidene Verlauf der deutschen Kolonialpolitik so eindringlich predigt.

In China tritt nun die Rechts- und Genugthuungsfrage hinter der politischen Action völlig in den Hintergrund. Deutschland wollte einen Hafen an der chinesischen Küste haben und wenn sich dieses Verlangen nicht an die Ermordung der Missionäre hätte knüpfen lassen, so wäre es eben in einer andern Form gestellt worden.

Ob der Schritt die Eröffnung einer neuen glänzenden Periode in der Entwicklung des deutschen Reichs bedeutet, muss abgewartet werden. Derartige Erwerbungen sind nicht schwer zu machen; dass die deutschen Panzer nicht auf bewaffneten Widerstand Chinas zu Wasser oder zu Lande stossen würden, war von vornherein klar; ebenso dass keine andere europäische Macht, mochte sie vorher von der Action verständigt sein oder nicht, darin einen casus belli finden würde.

Aber damit ist noch lange keine Bürgschaft dafür gegeben, dass die volkswirthschaftlichen und Handelsvortheile, welche erwartet werden und welche schon nicht gering sein dürfen, um die Kosten der Errichtung und Erhaltung der Station zu decken, auch wirklich eintreten werden; — noch dafür, dass der Besitz des Hafens von Kiao-Tschau nicht in einem gegebenen Augenblick zu politischen Verwicklungen führt, welche ihn eher zu einer Quelle der Schwäche als der Stärke machen. Wenn der chinesische Hafen auf der einen Seite eine Stütze für die deutschen Streitkräfte zur See ist, so ist er andrer-

seits ein neuer angreifbarer Punkt für eine feindliche Flotte, zu dessen Schutz Deutschland einen unverhältnissmässig grossen Theil der eigenen zur Verfügung wird halten müssen.

In der deutschen chauvinistischen Presse und sogar auch in einem Theile derjenigen, welche gewöhnlich nicht chauvinistisch ist, wurde die Angelegenheit nicht vom Standpunkte nüchterner Erwägung, sondern lediglich von dem des Hurrapatriotismus besprochen. Das Signal dazu war durch den Verlauf der offiziellen Feierlichkeiten gegeben, welche die Abfahrt des nach China bestimmten Geschwaders begleiteten. In Deutschland ist ja unter dem neuen und neuesten Curse die Entfaltung pomphafter und romantischer Formen, wo immer sie sich nur einigermassen anbringen lassen, zur Staatsmaxime geworden.

So standen auch die bei dieser Gelegenheit und namentlich bei dem Festmahl in Kiel gebrauchten Worte nicht ganz in Einklang mit dem andrerseits so sehr betonten friedlichen Charakter und mit der augenscheinlichen Lebensungefährlichkeit der Expedition. Die Folge war, dass hinterher verschiedene journalistische und wahrscheinlich auch diplomatische Beschwichtigungsfedern in Thätigkeit versetzt werden mussten, um den etwas gruseligen Eindruck, der doch hier und dort hervorgebracht war, zu mildern.

Das Hauptinteresse an diesem Vorgange ist ein psychologisches. Wenn der deutsche Kaiser in dem Augenblicke, wo er den friedlichen Charakter der Expedition so stark betont, plötzlich und unvermittelt mit pathetischen Worten einen förmlichen Kriegsschrei, wenn auch nur hypothetisch, ausstösst, ohne dass in den gegebenen Verhältnissen die Voraussetzung dazu zu entdecken ist, so wirft dies ein helles Licht auf die Vorgänge in seinem Innern. Man fürchtete bekanntlich von ihm, als er zur Regierung kam, eine ehrgeizig-kriegerische Politik. Man wusste, dass er thatenlustig war und danach dürstete, einen würdigen Platz unter den Berühmteren seiner Vorfahren einzunehmen, und der Gedanke lag nahe, dass ihm der Waffenruhm als hohes Ideal vorschwebe. Unzweifelhaft ist dies auch in seinen jüngeren Jahren der Fall gewesen, wie ja überhaupt ein gewisses Lebensalter den höchsten Ruhm in dieser Richtung zu suchen pflegt, und es dem jungen Prinzen damals an Anregungen in dieser Richtung sicher nicht gefehlt hat. Allein jedenfalls in der Stunde seiner Thronbesteigung hatte er diese Auffassung vom Ruhm bereits überwunden und sich für eine höhere empfänglich gezeigt, wie seine durch eine zehnjährige Regierung bekräftigten Versicherungen, mit denen er seine Regierung eröffnete, beweisen. Damit ist nicht unvereinbar, dass seine früheren Eindrücke und Auffassungen noch immer lebendig und wirksam in ihm geblieben sind, dass ihm der Gedanke, in einem Streite, für den er die Verantwortung nicht trägt, hohen kriegerischen Ruhm zu erringen, ausserordentlich sympathisch ist, und ihn unter Umständen überwältigt und fortreisst. Solche Augenblicke mögen über ihn kommen, wenn er sich bei grossen Manövern an der Spitze von so und so viel kriegslustigen Regimentern, Schwadronen und Batterien sieht; solch ein Augenblick war es, als er ein stolzes Geschwader auf eine Sendung entliess, welche ihm eine ebenso glänzende wie folgenschwere dünkte.

Wenn es so ist, so entsteht daraus nicht einmal irgend ein Vorwurf. Es wäre fast gegen die menschliche Natur, wenn angesichts eines so vorzüglichen Werkzeugs sich nicht nebenbei die Vorstellung und damit der Wunsch regte, es einmal in Wirklichkeit zu erproben ohne eigene Schuld und ohne das Gewissen bedrückende Verantwortlichkeit, um den Ruhm zu erringen, der so vielen Menschen noch immer als der höchste gilt und unseligerweise den kindlichen Seelen noch so oft als höchster eingeprägt wird.

Es ist die alte Wahrheit, welche die Friedensbewegung vom ersten

Anfang an gepredigt hat und nicht genug predigen kann, dass gewaltige Kriegsheere und Flotten, je vollkommener sie sind, keine Sicherung des Friedens bedeuten, sondern das Gegentheil, weil sie mit Naturnothwendigkeit den Gedanken an den Krieg wach halten und anregen, wo es dann nur noch des Hinzutretens anderer, oft geringfügiger Zufälligkeiten bedarf, um den Gedanken an den Krieg in den Wunsch nach dem Kriege zu verwandeln.

Allen dem gegenüber aber fragt sich der Unbefangene, der nicht in den Fesseln altüberlieferter Vorurtheile und Irrthümern Liegende: Wie ist es möglich, dass ein vom edelsten Ehrgeize erfüllter, auf die Erhaltung des europäischen und Weltfriedens mit aufrichtiger, ganzer Seele bedachter Monarch nicht auf den Gedanken kommt, seine Macht, statt zur kümmerlichen Fortfristung eines unsichern, die Völker mit schwersten und unerträglichen Kriegsrüstungen belastenden Friedens von Jahr zu Jahr und von Fall zu Fall, zur Schaffung fester, dauernder Grundlagen für einen wirklichen Frieden, der diesen Namen verdient und das Gut der Völker edleren Zwecken zur Verfügung stellt, zu verwenden: wie ist es möglich, dass er nicht wenigstens einen ernstgemeinten Versuch macht, und schon dadurch sich einen Namen sichert — glänzender als der aller seiner Vorfahren zusammen?

Naumburg a. S. **Richard Reuter.**

Zeitschau.

Wien, Ende Jänner 1898.

Affaire Dreyfus-Esterhazy . . . Was immer in den letzten vier Wochen an Ereignissen stattgefunden, es ist schwer, von anderem zu berichten, als von dem Drama, das sich da in Paris abgespielt hat — und noch weiter abspielen wird. Jedenfalls muss man zuerst davon sprechen, denn jeder, der schreibt, und jeder, der liest, hat gerade über dieses Thema Zentnerschweres auf dem Herzen. Dass es eine „europäische Seele“ giebt, hat sich jetzt wieder schlagend geoffenbart: in allen Ländern unseres Festlandes — von America gar nicht zu reden — wurden die Perepitien dieser Angelegenheit mit fast dem gleichen leidenschaftlichen Interesse verfolgt, wie in Frankreich selber; wochenlang suchten alle Zeitungsleser der Welt mit ihrem ersten Blick die Spalte: Dreyfus. Als zum erstenmale eine Kunde nach Paris kam, dass in Holland ein Theaterstück aufgeführt werde, dessen Held der Verbannte der Teufelsinsel sei, bemerkte ein Pariser Blatt in ärgerlichem Tone: „Schliesslich geht ja die ganze Sache doch nur Frankreich allein an.“ Nein, nein — solche nationale Absperrungen haben in unserer Zeit aufgehört. Wenn in einem Lande eine Katastrophe geschieht: Ermordung eines Staatsoberhauptes, Brand eines Wohlthätigkeitsbazars — so strömt von allen Seiten das Mitgefühl herbei, und das wird im betroffenen Lande freudig empfunden. Dann muss es sich aber auch gefallen lassen, dass, wie man an seinem Glück und Unglück allgemein theilnimmt, man auch sein Recht und Unrecht allgemein beurtheilt. Die Solidarität der Culturmenschheit ist schon eine so grosse geworden, dass es nicht mehr auf den Ort ankommt, wo irgend etwas wichtiges und erschütterndes geschieht, um dass die Menschheit überall miterschüttert werde. An den Sieg der Gerechtigkeit und Wahrheit über Willkürherrschaft und Vertuschung haben die Gerechtigkeitsanhänger der ganzen Welt das gleiche Interesse — und umgekehrt; die Anhänger der Autorität, die Verfolgungsfanatiker sind auch auf der ganzen Welt im selben Lager — und gegen die Revision des Dreyfusfalles treten die antisemitischen und damit verbundenen clericalen und

militärischen Blätter und Kreise der übrigen Länder gerade so eifrig auf. wie die „Libre parole“, „Vérité“ und „Patrie“ und deren Leser in Frankreich.

*

Der Dreyfusfall — ich kann ja diesmal von nichts anderem reden — wird, wie er sich jetzt gestaltet hat, noch zu einer Dreyfus-Revolution führen. Die Phasen des Dramas und des Alps hat er schon durchgemacht. Derjenige, der das bedrückte Zeitgewissen von dem Alp befreite, indem er mit kühnen Muth die ganze Wahrheit in die Welt hinausrief, war ein Dichter — ein Seher — war Emil Zola, der schon vor dem Esterhazyverhör mit seinem Briefe an Frankreich und an die Jugend als Anwalt des vielleicht unschuldig Verurtheilten auftrat; der aber zu Titanenhöhe wuchs, als er, nach Esterhazys Freispruch, in seinem Brief an die Präsidenten der Republik seine dröhnenden Anklagen erhob. Ein Sturmwind ist nun losgelassen, vielleicht reinigt er die Luft . . .

*

Björnstjerne Björnson schrieb an Zola: „Ich beneide Sie um das, was Sie im Dienst der Menschheit gethan haben. Von den ethischen Gesellschaften, von der Friedensgesellschaften, von den gelehrten Gesellschaften flogen dem kühnen Manne Worte des Dankes und der aufjauchzenden Bewunderung zu —; Worte der Drohung, der Verdächtigung, der Schmähung, der Wuth hagelten von seiten der Antisemiten, der Autocratismusanbeter, der Chauvinisten und der Clericalen auf ihn ein. „Zola auf den Galgen! Tod den Juden!“ Diese Rufe vermengten sich mit den Rufen: „Es lebe die Armee! Es lebe Frankreich!“ und von den Jesuitenkloster der Rue des Postes gingen die gedruckten Formulare dieser Rufe in die Schulen der halbwüchsigen Jungen, welch letztere sie dann auf die Strasse trugen. Deutlicher als je hat sich wieder der Zwiespalt gezeigt, der zwischen den Jüngern der neuen heranbrechenden, auf Licht und Recht gegründeten Cultur, und den Anhängern der alten, auf Ränken und Dunkel ruhenden Gewaltprinzipien herrscht. — Die zwei Lager scheiden sich immer reinlicher und die Entscheidung des Kampfes wird dadurch beschleunigt werden. Freilich, die Kräfte sind da sehr ungleich vertheilt: die Partei, die für das Recht eintritt, hat wohl die hinreissende Macht für sich, die ihrem Ziele — allgemeines Menschenglück — eigen ist; die andere Partei hat aber die thatsächliche Macht und hat — die Kanonen hinter sich.

*

Die Macht erzeugt Uebermuth. Ihr ist alles erlaubt, dünkt ihr, und sie will es sogar zeigen, dass sie sich alles erlauben darf. So war auch die ganze Esterhazy-Untersuchung, das Esterhazy-Verhör, die Esterhazy-Freisprechung und schliessliche Esterhazy-Apotheose eine reine Satyre auf jegliches Gerichtsverfahren. Ein Faustschlag ins Gesicht der hehren Justitia — mehr noch: ein Zertreten ihrer Wage unter dem bespornten Absatz des Soldatenstiefels. Eine gesunde Lection für die Frechheit des Civil-Gesindels, welches die Unantastbarkeit des kriegsgerichtlichen Geheimverfahrens erschüttern wollte . . . sie müssen sich ja ducken, die Leute — das soll man sie fühlen lassen, damit ihnen ein anderes mal die Lust vergehe, die heilige Militärvehme des Irrthums zeihen zu wollen. Ihr habt gegen eine res judicata anrennen wollen? So — nun habt ihr deren zwei. Und richtig; man duckte sich. „Die Sache ist abgethan“ (affaire liquidée) überschrieben die Journale ihre Leitartikel. Einer aber richtete sich auf und stiess den „Schrei seiner Seele“ aus . . . „J'accuse“ — —. Einer gegen ein Heer. Das Heldenstück wird noch die ferne Nachwelt preisen.

*

Bis diese Blätter in die Hände unserer Leser gelangen, wird der Prozess Zola, der sich vor den Pariser Assisen abwickeln soll, schon beendet sein und wieder hundert neue Complicationen — wenn nicht Katastrophen — hervorgerufen haben. Zur Stunde sind die abscheulichsten Leidenschaften entfesselt: es wird gemordet, geplündert (Judenkrawalle in Algier), gelogen, verleumdet ... die mittelalterliche Barbarei ist unter der schwachen Civilisationskruste hervorgebrochen. Die Träger des Humanitäts- und Friedensgedankens müssten wahrlich verzweifeln, wenn nicht anderseits die Hoffnung winkte, dass gerade jetzt durch die Selbst-Entlarvung der Gewaltmenschen das Gewaltsystem zu Falle kommt. Die Kämpfer der Culturideale schliessen sich fester aneinander — sie finden sich von allen Seiten. Eine Genugthuung war es, dass die alten Anhänger unserer Bewegung auch hier zusammentrafen, dass die Björnson, Fréderic Passy, Y. Gujot, Moneta, Pirquet, Trarieux, Egidy unter den ersten waren, die mit Zola gingen.

*

Viele andere Ereignisse des Januar sollten besprochen werden — die deutsch-böhmischen Kämpfe, Griechenland, Creta, Cuba, China (ach, unser armer kleiner Planet!), aber alles dies tritt hinter die Dreyfus-Sache in den Hintergrund. Was die ostasiatische Angelegenheit betrifft, so verweise ich auf den Aufsatz R. Reuters, der sich mit den Anschauungen unserer Zeitschau deckt, aber diese selber kann nur enden, wie sie begonnen - mit dem tiefaufgewühlten Gefühl des Bangens, des Schauderns, des Schmerzes und dennoch nicht hoffnungsloser Spannung über die Affaire — nein, nicht „Affaire“ — über den geschichtlichen Wendepunkt Dreyfus.

Bertha von Suttner.

Gegen die Friedensbewegung.

(Diese Stelle bleibt den Vertheidigern des Kriegsgedankens allzeit offen.)

(Audiatur et altera pars.)

Die gegnerische Presse hat sich, wie vorauszusehen, des Beschlusses der Petitionscommission der badischen Kammer: „zur Kenntnissnahme“, der von 9000 Mitgliedern der badischen Ortsgruppen der deutschen Friedensgesellschaft eingereichten Petition zur Abänderung chauvinistischer Lesestücke etc. in den Schulbüchern, bemächtigt und ihre abfällige Kritik daran geübt. — Wir veröffentlichen im Nachstehenden einige Auszüge:

Eine dumme Schande.

Unter der vorstehenden Ueberschrift schreibt die Münchener „Allg. Ztg.“: „Es ist Menschenrecht, sich lächerlich zu machen, so gut das ein Jeder vermag; allein ein solches Recht ist ein höchst persönliches und sollte nur im Privatleben ausgeübt werden. Die jetzige Majorität der Zweiten badischen Kammer gilt, wenigstens äusserlich, als Vertretung des badischen Volks, und als solche hätte sie Anlass gehabt, ihrer Faschingslaune nicht völlig die Zügel schiessen zu lassen.

Weil seit einem Menschenalter die deutsche Monarchie den Frieden aufrecht erhält, haben einige demokratische Grössen das unabweisbare Bedürfniss verspürt, in Mannheim, Pforzheim, Offenburg etc. Ortsgruppen der deutschen Friedensgesellschaft zu gründen. Diese Ortsgruppen ihrerseits haben an die badische Kammer eine Petition gerichtet, in welcher unter Anderem gebeten wird, aus den Geschichts- und Lesebüchern alles chauvinistische Beiwerk zu beseitigen. In einer Commission, deren Mehrheit aus sechs ultramontanen, zwei socialdemokratischen und einem demokratischen Abgeordneten bestand und für die der Abg. Werr schriftlichen Bericht erstattet hat, wurde dann die Prüfung der Schullesebücher vorgenommen. Ohne ein Urtheil darüber abzugeben, ob die bemängelten Stellen Chauvinistisches enthalten, stellt es Herr Wert

der Erwägung der Regierung anheim, ob solche nicht in pädagogischer Beziehung Bedenken erregen könnten.

Man höre: der Tod Schwerin's in der Schlacht bei Prag wird so berichtet: „fünf Kugeln hatten ihn getroffen, eine hinterm Ohr ins Genick, eine durchs Herz und drei in den Unterleib“. Das pädagogische Bedenken des Herrn Werr liegt hier offenbar im „Unterleib“. Die badischen Schüler dürfen in Zukunft nimmer wissen, dass es einen Unterleib giebt, in welchen man sogar geschossen werden kann. In einer Erzählung über den Anfang des Krieges 1870/71 wird von den Franzosen als von dem Erbfeind gesprochen. Der geistreiche Herr Werr hat die unbeschämte Stirne, in einem Lande, da die Schlossruine von Heidelberg ins Thal hinabschaut, den Ausdruck „Erbfeind“ als unpädagogisch zu erachten. Welch' herrliche Früchte der Erziehung im Priesterseminar! Der sanfte Herr Werr nimmt bei Freiligrath's Gedicht „Die Trompete von Gravelotte“ unter Anderem Anstoss an den Worten: „wir haben sie niedergeritten.“ Zukünftige Cavallerie-Attacken sind also gemäss priesterlicher Weisung — Herr Werr ist eine Säule seiner Kirche — so einzurichten, dass vom Feinde Niemand zu Schaden kommt. Es ist weiter unpädagogisch, unsere Kinder zu lehren, dass wir die Franzosen bei Wörth auf das Haupt geschlagen haben. Bedenklicher wäre es jedenfalls, wenn gesagt worden wäre, auf einen anderen edlen Theil. Auch ist es viel zu breit, wenn in einem Lesebuch für die Mittelschulen auf 7½ Seiten — man denke! — erzählt wird, wie die Preussen im Anfang des Jahrhunderts unter Aufbietung der letzten Kraft sich und uns die Befreiung von der Fremdherrschaft eroberten. Das war überhaupt nicht schön, denn man soll ja nicht tödten. Wie viel richtiger wäre es nach Herrn Werr, unsere Knaben, statt ihnen von den Heldenthaten unserer Väter zu erzählen, über die Thätigkeit der Missionäre zu unterrichten.

Wir könnten diese Blüthenlese noch weiter fortsetzen, das Angeführte genügt. Die Commission hat die Lächerlichkeit nicht gescheut, die Petition der Regierung zur Kenntnissnahme zu überweisen. Man ist der Zukunft schuldig, die Namen der Herren aufzubewahren, welche diesen wunderbaren Kohl beschlossen haben. Es waren die Herrrn von Bodman, Armbruster, Kopf, Hennig, Schuler und Werr vom Centrum, zwei Socialdemokraten Scheier und Kramer und Herr Venedey von der Demokratie.

Wir wiederholen, kein Mensch wird den Genannten verbieten, sich selbst lächerlich zu machen. Aber mit Recht muss man auf die Gesinnung hinweisen, aus welcher derartige Anträge allein erwachsen können. Was die Regierung aus diesem Antrag entnehmen kann, ist die Verpflichtung, mit allen Kräften dafür zu sorgen, dass in den badischen Schulen ein patriotischer Sinn gepflegt wird, welcher die Werr'schen Ausführungen als das empfindet, was sie sind, als eine Schmach für den deutschen Namen, als eine grobe Versündigung am Vaterland. Dass der letzte Rest an Achtung vor der jetzigen Majorität der badischen Kammer mit dieser Heldenthat draufgeht, ist das einzige Gute an der Sache und insofern mag man über Herrn Werr und seine Freunde lachen!“

Die **„Köln. Zeitung“** schreibt darüber u. A.:

. . . „An diesen Proben eines sich überaus edel und menschenfreundlich dünkenden Fühlens mag es genug sein. Schade nur, dass es sich lediglich regt gegenüber einem berechtigten und gesunden nationalen Empfinden als Ausfluss eines schwächlichen Kosmopolitismus und verschwommenen Humanitätsdusels und dass die gleiche Friedfertigkeit, die der Commissionsbericht zu gunsten von Franzosen und anderen Ausländern athmet, den eigenen Stammesgenossen entschieden nicht entgegengebracht wird. Denn in den inneren politischen Kämpfen lassen es wahrlich die Anhänger des Ultramontanismus, der Demokratie und der Socialdemokratie an leidenschaftlicher, gehässiger und feindseliger Bekämpfung der Gegner nicht fehlen; da ist nichts zu verspüren von jener zarten Rücksicht und Sanftmuth, die unter allen Umständen Frieden zu halten und gütliche Verständigung anzubahnen bestrebt ist! Wie die Mehrheitsverhältnisse einmal liegen, steht zu befürchten, dass die Zweite Kammer den Antrag der Petitionscommission zum Beschluss erhebt und sich damit vor ganz Deutschland unsterblich lächerlich

macht. Die Regierung aber wird sich hoffentlich in dieser Sache durchaus ablehnend verhalten und darüber bei der bevorstehenden Verhandlung keinen Zweifel aufkommen lassen; denn wehe dem Volke, das nicht mehr fähig ist, sich an den Heldenthaten der Vergangenheit zu begeistern und es unterlässt, dem heranwachsenden Geschlecht davon zu singen und zu sagen!"

Die **„Heidelberger Zeitung"** bringt ihre Auslassungen unter der Ueberschift: „Ein Capitel für Heul- und Klageweiber" und endigt sie mit folgenden Worten:

„Mit erschreckender Deutlichkeit sieht man aus diesen naiven Beschlüssen der Petitionscommission, wie Demokratie und Ultramontanismus daran arbeiten, das deutsche Volk herunterzuziehen. Wer leben will und vorwärts kommen, der muss kämpfen. Das ist doch eine allgemein anerkannte Wahrheit. Der Kampf um's Dasein ist ja zu einem Schlagwort geworden, das die gesammte moderne Cultur- und Geschichtsauffassung kennzeichnet. Wer nicht kämpfen will, muss untergehen, denn er ist untauglich. Das gilt von dem Einzelnen wie von den Völkern. So lange die Kampfinstinkte und die Kampfelemente in einem Volke oben auf sind, so lange wird dies Volk vorwärts schreiten, wenn aber die Müden und Matten, die Kampfesunlustigen, die Leidensschafe und Friedenshämmel die Oberhand gewinnen, dann ist es um ein Volk geschehen, dann geht es mit ihm unaufhaltsam rückwärts. Der Beschluss der Petitionscommission der Zweiten badischen Kammer erleuchtet die Situation gleich einem grellen Blitz; er zeigt, wie weit die Entartung eines Theiles des deutschen Volkes schon gediehen ist. Die Aufgabe Aller, die es mit dem deutschen Volke gut meinen, ist es, der schwächlichen kampfesscheuen, welken Stimmung und Gesinnung entgegenzuwirken."

Das „Grazer Tageblatt" vom 29. Dec. 1897 schreibt Folgendes:

Gegen die Friedensmeierei. Ludwig Anzengruber, der mit seinem scharfen Geistesauge alles Unwahre durchschaute und als offener Charakter unnachsichtlich geisselte, hat auch das deutschfeindliche und franzosendienerische Treiben der sogen. „Friedensfreunde" auf den ersten Blick erkannt. Im Nachlasse unseres unvergleichlichen Volksdichters finden wir unter den „Einfällen und Schlagsätzen" folgenden wahren und tiefen Gedanken über „Die Friedensliga": „Sie ist den Gedanken der Zeit, nicht aber den Thatsachen entsprechend. Ihr habt nicht die Macht, alle Völker durch Friedenslieder einzulullen. Leider nicht. Der aber, der es vermöchte, ein einzelnes, es wäre das edelste, einzuschläfern, dass es unbereit, waffenlos unter den anderen dastände, er wäre nicht ein Freund der Menschheit, sondern nur ein Feind dieses Volkes. So steht es leider, darum keine Friedenspredigten, keinen Kosmopolitismus, sondern Betonung des Nationalgefühles. Der Krieg wird schliesslich den Krieg unmöglich machen. Nicht die Milde, der Greuel, der himmelschreiende Greuel, war von je der Lehrer der Völker."

Gegen den Krieg.

(Citate aus der alten und neuen Literatur.)

„Oder nehmen wir das folgende Beispiel: Es ist am Morgen einer Schlacht. Zwei Heere stehen sich gegenüber, die man hierher zusammengetrieben hat, damit sie sich gegenseitig vernichten. Es werden ja zuviel unnütze Menschen geboren. — In einer Stunde soll die Metzelei beginnen. (Die kleinkalibrigen Geschosse schlagen noch auf 1400 Meter durch 10 mm starke Stahlbleche.) Wie viele auf beiden Seiten, glauben Sie wohl, wenn dem Willen des Einzelnen die freie Wahl gelassen wäre in dieser Stunde, würden bleiben, um zu Mördern zu werden; und wie Viele würden die auferzwungenen Waffen fortwerfen und heimkehren zu den friedlichen Beschäftigungen ihres Lebens? — Fast Alle würden umkehren, nicht wahr? — Bleiben würde vielleicht nur der Haufe, dem Krieg und Gewalt anerzogener Beruf sind: Ober und Unteroffiziere. Und doch handeln alle die Andern gegen ihren Willen, gegen ihre Vernunft, ihr besseres Wissen, weil es ihnen nicht klar geworden ist. Sie müssen. Denn der Fluch des Wahns — ein Etwas, ein

Unfassliches, ein Unverständliches, Schreckliches treibt sie dem Tod entgegen. — Sagen Sie mir, was das ist, dieses Grauenhafte?

Gewohnheit, Dummheit und Feigheit, Furcht vor Bestrafung.

„O, ich habe gar nichts gegen Kriege! Denken Sie das nicht. Nicht das Geringste. Raufbolde und Brutes hat es leider zu allen Zeiten gegeben. Aber mögen sie allein unter sich ihre Kämpfe und Streitigkeiten ausfechten, und nicht andere, völlig unbetheiligte, am liebsten in Frieden lebende Menschen zur Theilnahme an ihren Raufgelagen zwingen unter allerlei verlogenen Vorgeben, ihr eigenstes Interesse erfordere es, im Namen des „heiligen Krieges für das Vaterland" (der Mehrzahl gehört noch nicht so viel Erde, um darin begraben zu werden) und ähnlicher hohler Schwindeleien sich gegenseitig dahin zu morden. Leute, die sich nie gesehen oder gesprochen haben.

Ich habe gar nichts gegen Kriege —, rief er noch einmal, mögen sie nur geführt werden von denen allein, welche sie durchaus wollen. Um so besser — geht auf einander los, ihr brutalen mörderischen Schlächter, zerfleischt Euch gegenseitig, rottet Euch gegenseitig aus, die Erde wird freudig aufathmen, wenn sie von Euch befreit ist." —

John Henry Mackay. 1891.
Kulturgemälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. p. 267.

Correspondenz.

Fontenay s. B., 1. Januar.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich erinnere mich an die ersten und glänzenden Versuche der Friedensbewegung in Deutschland im Jahre 1850. Wir waren damals in Frankfurt beim Friedenscongress — Engländer, Franzosen, Deutsche, Italiener: Richard Cobden, Henry Richard, Elihu Burritt, Emile de Girardin, de Cormenin, Joseph Garnier, Guillaumin und so viele andere — seither leider dahingegangene andere Freunde*). Nach dem Congresse unternahmen wir corporativ Ausflüge nach den Umgebungen: Wiesbaden, Heidelberg etc. Fröhlich, gehoben, predigten wir den Frieden und die Vergessenheit der Kriege des ersten Kaiserreichs, und der unter Ludwig XIV. begangenen Vandalismen im Palatinate. Von Frankfurt begab ich mich nach Regensburg, von dort, die Donau hinab, nach Wien und Pest. Welcher Eindruck: Ofen noch ganz verwüstet vom letzten Kriege — welcher Gegensatz zu allem was ich eben gesehen und gehört hatte! Nein, wahrlich — nach den ersten Eindrücken meiner zarten Jugend, wo ich in Paris die Schrecken des Bürgerkrieges (Juni 1848) gesehen — wahrlich, niemals werde ich aufhören, gegen den Krieg zu kriegen und gegen die Monopole, gegen die Ungerechtigkeiten aller Art, die in unseren — Civilisation benannten — barbarischen Zuständen enthalten sind. Verzeihen Sie, dass ich Sie mit den alten Erinnerungen ermüde. — — Daran ist der Neujahrstag schuld.

Edmond Potonie-Pierre.

*) An diesen Congress hat Alexander von Humboldt einen Brief gerichtet, der im Frankfurter Stadt-Archiv aufbewahrt ist und von dem Archivar Dr. Jung diesen Blättern eine Copie übermittelt hat, die in Band I, Heft III erschienen ist. Humboldt drückt darin sein Bedanern aus, durch hohes Alter verhindert zu sein, dem Congresse beizuwohnen. In dem langen, volle Zustimmung ausdrückenden Schreiben heisst es u. A.: „Die ganze Vergangenheit lehrt, wie unter dem Schutze eines höheren Waltens in dem Leben der Völker eine langgenährte Sehnsucht auf einen edlen Zweck gerichtet, doch endlich ihre Befriedigung findet." D. H.

*

Paris, 12. Januar 1898.

Hochgeehrte Frau Baronin!

In Ihrem lieben Briefe finde ich Sie ganz wieder: Ihr Temperament, Ihr grosses Herz, Ihre seelische Vornehmheit, die — von allen anderen Gefühlen abgesehen — Rohheit und Sklavensinn bei Anderen ästhetisch verletzt, aufrechte Haltung und gerader Blick bei Anderen ästhetisch erfreut. An Angriffen wird es Ihrem neuen Buche gewiss nicht fehlen. Aber Sie haben auch eine sehr grosse Gemeinde. Und Sie handeln nach Ihrem kategorischen Imperativ. Freilich, welche Ironie, dass man gerade für den Frieden die wüthendsten Kämpfe bestehen muss!

Ueber Ihren Zeitschau-Absatz*) will ich

*) Siehe „Polemisches".

Ihnen mit der Ehrlichkeit, die ich einem Geiste Ihres Ranges und mehr als jedem andern Mitmenschen schulde, meine Ansicht sagen, da Sie mir die Ehre erweisen, mich nach ihr zu fragen.

Ihre Bedenken gegen die Kampfweise des Deutschthums im österreichischen Parlament sind verständlich. Aber es war schwerlich politisch, sie jetzt auszusprechen. Seine ethische Individualität durchzusetzen hat jedes Volk, und nun gar ein Volk der obersten Gesittungsstufe, ein heiliges Recht. Will man dies verhindern, so muss es sich wehren, und in diesem Kampf um den Bestand hängt die Wahl der Waffen des Angegriffenen von der Bewaffnung und den Kampfgewohnheiten des Angreifers ab. Mit milden Worten der Schrift erwehrt man sich nicht eines rohen Gewalthaufens, der die Deutschen plündert und todtschlägt und die übrigbleibenden zwingen will, zuerst zweisprachig, dann wahrscheinlich tschechisch zu werden.

Sie haben wohl nie um Ihre Muttersprache kämpfen müssen. Ich habe es in Pest, in meinen Knabenjahren, gegen magyarische Gewaltthat thun müssen. Ich habe bis heute den Schmerz und Grimm nicht vergessen, die ich in der eigenen wüthenden Seele damals erfahren habe.

Werfen Sie den Deutschen Oesterreichs vor, dass sie so würdelos sind, einen Wolf zu ihrem Vorkämpfer zu machen. Aber den Kampfeszorn dürfen Sie ihnen nicht vorwerfen. Die Deutschen sind die Angegriffenen! Das ist nie aus den Augen zu verlieren.

Ich sende Herrn von Suttner meine aufrichtigsten Grüsse und bin stets, hochgeehrte Frau Baronin, voll Hochachtung Ihr gehorsamster

Dr. M. Nordau.

NB. Alle Mittheilungen, Ausschnitte etc., die sich auf die Redaction der Rubriken „Aus den Vereinen", „Aus der Presse", „Vermischtes" beziehen, sind zu richten an Herrn A. H. Fried, Berlin W., Goltzstrasse 37.

Vermischtes.

Richard Feldhaus tritt im Frühjahr wieder eine grössere Vortrags-Tournée an, und bittet die Vorstände der Ortsgruppen, die einen Vortrag wünschen, sich baldigst mit ihm in Verbindung zu setzen. Die Tournée beginnt mit Ostern. Die Adresse R. F.'s ist **Basel,** Holbeinstr. 36.

*

Die Londoner Peace Society (Secretär Dr. Darby) hat 23,500 Aufforderungen zur Einhaltung des Friedenssonntags ausgesendet. Zugleich wurden ungefähr 200,C00 Drucksorten (der Text bereits gehaltener Predigten und dgl.) verschickt. Der Friedenssonntag kann schon als wurzelschlagende Einrichtung betrachtet werden. Im letzten Jahre haben wieder 5000 Geistliche sich angeschlossen. Interessant aber sind einige der Antworten, welche die Diener des „Friedensfürsten" Christus der Peace Society zukommen liessen und die der „Herald of Peace" seinen Lesern zum besten giebt.

So schreibt der Reverend Werthered: Ich finde, dass ich mein irdisches Theil, den Frieden zu erhalten, geleistet habe, indem ich drei Söhne für das britische Heer erzogen habe, in welchem sie nunmehr als Officiere dienen.

Rev. Armytage: Ich empfange meine Befehle von meinem Bischof, nicht aber von den unverantwortlichen chismatischen Führern eines gottlosen „undenominationalism".?

Rev. Adams tadelt die Bischöfe für ihre Uebereinstimmung mit der Friedensgesellschaft in der Vertretung des Internationalen Schiedsgerichts und spricht die Ansicht aus, dass „die Bejahung des Schiedsgerichtsprincips das mehr oder minder vollständige Opfer der moralischen Ueberzeugung einschliesst" und schliesst seinen Brief mit den Worten: Diese Ihre Bestrebung, die Grundsätze des Milleniums herbeizuführen und die Kriege aufhören zu machen, ehe der Tag des Herrn gekommen ist, vor der Zeit Gottes, — dies ist (verzeihen Sie, dass ich es sage) keine Förderung — weder für die Religion, noch für die Tugend, noch für den

grossen Kampf der sündhaften, trauernden menschlichen Familie dem Lichte zu.

Rev. J. Fraser: So weit ich beides verstehe, habe ich weder für Ihre Ziele noch für Ihre Methode Sympathie und ich hoffe zuversichtlich, dass niemand vom Clerus auf diesen Appell an falsche Sentimentalität und unechtes Christenthum hineinfallen wird.

*

Ueber die Lage, welche durch die deutsche Expedition nach China geschaffen worden ist, schreibt Francis de Pressensé in „Cosmopolis“ folgende Betrachtungen, die wieder ein Muster jener gefährlichen kriegshetzenden Schreibweise und Denkweise abgegeben, zu welcher jede kriegerische Unternehmung Anlass bietet. Da glauben manche Friedensfreunde, es läge in solchen colonialen Ausbreitungsfahrten keine Gefahr und schenken den Flottenplänen Beifall. Nun man lese, wie in den Augen der Anderen die Dinge sich darstellen: „In dem Augenblick, wo das deutsche Reich diesen Weg betritt, fühlt sich England, das sich eben eine grosse Flotte geschaffen und das auf die Herrschaft zur See nie verzichten wird, fühlt sich England gedrängt, sich eine Landarmee zu schaffen, die es auf das Höhenmass der ersten Militärmächte brächte. Es bereitet sich zu enormen Opfern vor und geht sogar so weit, die Möglichkeit der allgemeinen Wehrpflicht ins Auge zu fassen, eine Umwälzung, welche die Existenz selbst des parlamentarischen Regimes und der britischen Freiheiten gefährden könnte.

Und so kommt es, dass beide kaiserlichen Mächte, die ja durch den Wunsch und durch das Bedürfniss, ihre Kräfte zu messen, in Antagonismus gedrängt sind, sich gegenwärtig aus ihren Elementen herausgerissen und gezwungen fühlen, ihrem Bereiche dasjenige zuzufügen, das sie nicht besitzen und worin die andere herrscht. So schreiten sie Beide, wie Nachtwandler, ohne dass die Staatsmänner, Publicisten und Denker sich dessen bewusst zu sein scheinen, einem Zusammenstoss entgegen, gegen welchen die Hegemoniekämpfe von Sparta und Athen, von Frankreich und Spanien, von Frankreich und Oesterreich nur Kinderspiele gewesen wären.

Hier liegt das eigentliche Interesse, ich möchte sagen, das unvergleichliche Pathos des Schauspiels, dem wir beiwohnen. Wirklich, der grösste Romantiker könnte sich nicht beklagen: neben der Comödie sehen wir eine Tragödie am Horizonte aufsteigen, den sie mit dem Purpur eines blutigen Sonnenuntergangs zu entflammen droht.“

So weit Pressensé. Und werden sich die beiden Völker dahineintreiben lassen?

*

Pharagraph 1 der Statuten der von Potonié Pierre im Jahre 1866 gegründeten „Ligue universelle du Bien Public“ besagt: Die Mitglieder verpflichten sich, nach Maassgabe ihrer Kräfte folgende Grundsätze zu verbreiten:

Unverletzlichkeit des Menschenlebens;
Keine stehenden Heere mehr;
Keine Zölle;
Keine indirecten Steuern;
Pressfreiheit;
Versammlungsfreiheit;
Associationsfreiheit;
Unterrichtsfreiheit;
Föderation der Völker;
Internationales Schiedsgericht;
Solidarität der menschlichen Interessen;
Gleichberechtigung der Geschlechter, Rassen, Classen und Glaubensbekenntnisse.

„Das ist mein Evangelium“, sagte Novicow zu Potonié Pierre und zeigte, dass er die Abschrift dieses Paragraphen beständig in seiner Brieftasche trägt.

*

Hyacinthe Loyson. Einem Berichte Fréderic Passy's über einige unlängst gehörte Vorträge des berühmten Kanzelredners entnehmen wir folgende interessante Stellen:

— — — — — „Eine andere Stelle hat die Zuhörerschaft tief bewegt. Das war, als P. Loyson — nachdem er das Verhalten des Caiph und des Pontius Pilatus gebrandmarkt und gezeigt hatte, wie zu allen Zeiten die religiösen und weltlichen Mächte in dieselben Feigheiten und dieselben Gewaltthätigkeiten verfallen — nun mit herrlicher Entrüstung den abscheulichen Antisemitismus verklagte, diese Schande unserer Zeit und unseres Vaterlandes, dessen edle Traditionen und grossmüthigen Ziele er verleugnet. In diesem Augenblick hat die ganze Zuhörerschaft — in der das jüdische Element doch nicht zahl-

reich vertreten war — sich von einem einmüthigen Gefühle hingerissen gefühlt, und vergessend, dass man in einem Gotteshaus nicht applaudiren darf, brach sie in lauten Beifall aus. — Das nächste Mal sprach Hyacinthe Loyson über das Werk Jesu in Israel und in der Christenheit. Ich müsste diesen Bericht zu weit ausdehnen, wenn ich ein Resumé dieses Vortrags geben wollte; es sei also nur gesagt, dass der Grundgedanke — der noch in einer Conferenz über das Werk Jesu in der Menschheit vervollständigt werden soll — folgender ist: Jesus, Anhänger des jüdischen Gesetzes, legte in dessen Einrichtungen, die er respectirte, einen neuen Geist und hat seine Lehre nicht als Gesetzesartikel formulirt und dem von ihm gepredigten Cultus keine Satzungen gegeben; aber er hat in die Welt jenen Begriff und jenes Gefühl gebracht, welche den Cultus beleben sollten, indem sie den Seelen die Grundlage jeder echten Religion einflösste: die thätige Liebe zu Gott und Menschen. Was der Redner in dieser so erhabenen und doch so einfachen These für bewundernswerthe Ausführungen, für inspirirten Schwung gefunden hat, ist unmöglich zu sagen. Ich fühle mich übrigens verlegen, darüber frei zu reden, denn mit Bezug auf diesen Begriff der menschlichen Verbrüderung, der den Einzelnen wie den Gruppen auferlegten Pflicht, Gerechtigkeit und Wohlwollen zu üben, hat mir der Redner die unerwartete Ehre erwiesen, sich auf meinen letzten Vortrag, „Die Utopie des Friedens“ zu beziehen und sich formell gegen die trügerischen Schlichtungen des Krieges und für diejenigen des internationalen Schiedsgerichtes ausgesprochen. Ich darf nicht verschweigen, dass dies eine der Stellen des Vortrages war, die von der Versammlung am lebhaftesten acclamirt worden ist.

*

Ein gefährliches Buch. Anlässlich der am Vorabend im Residenztheater zu Wiesbaden stattgehabten Première der Pauli'schen dramatischen Bearbeitung des Romans „Die Waffen nieder!“ schreibt der „Rheinische Kurier“ vom 7. Januar in seiner Recension: Das Buch selbst ist ja allgemein bekannt; mit allen seinen blendend und leidenschaftlich vorgetragenen Halbwahrheiten das Ergebniss einer sehr lückenhaften historischen Bildung, die sich an Buckle'schen Paradoxen berauscht, ohne eine recht empirische Grundlage zu besitzen, interessant und zu entschuldigen durch die Individualität der Verfasserin, gefährlich, indem es mit all seinem humanen Idealismus doch das ganze Ergebniss unseres Jahrhunderts, den nationalen Gedanken, negirt, und die staatenlose Gesinnung des vorigen Säkulums an seine Stelle setzt; gefährlich auch, insofern es der socialdemokratischen und extremliberalen Anschauung die bequemsten Waffen liefert. Die eigentliche Handlung des Romans ist von einer Einfachheit, ja Interesselosigkeit, dass man es kaum versteht, wie ein künstlerisch gebildeter Mensch den Gedanken einer dramatischen Gestaltung fassen konnte etc. etc.

*

Subvention. Nummer 2 der „Vita internazionale“ (siehe „Aus der Presse“) veröffentlicht die Namen der Spender, welche das Inslebentreten der neuen Revue pecuniär ermöglicht haben. Als Erste zeichnete die stets grossmüthige Miss Peckower 1500 Frs.; E. T. Moneta widmete 2000 Frs.; E. Castiglioni 6000 Frs. Es folgen noch 40 Namen mit kleineren Beiträgen von 30 bis 1000 Frs. In Summa über 20,000 Frs.

*

Henri Dunant. Der in Genf verstorbene Dr. Laurent Binet hat der schweizerischen Eidgenossenschaft einen Betrag von 10,000 Frs. hinterlassen mit der Bestimmung, dass die Interessen dieses Kapitals alle 5 Jahre unter dem Namen „Doctor-Binet-Preis“ dem Urheber jener bürgerlichen Handlung oder gedruckten Arbeit zugetheilt werde, welche von der Jury als am geeignetsten betrachtet wird, unter den Bürgern den Frieden, die Eintracht, die gegenseitige Hilfeleistung zu unterhalten, oder in ihrem Gemüthe die Liebe zum Vaterland und Hingebung für dessen Wohlergehen zu erwecken. Der dies Jahr zum ersten Mal zur Auszahlung gelangte Preis wurde Herrn Henri Dunant in seiner Eigenschaft als Gründer des Rothen Kreuzes und Anreger der Genfer Convention zugesprochen.

*

† Hermine Semsé de Semsey, Gattin des österreichischen Contre-Admirals D. von Semsé, ist in Meran, nach sechstägiger Krankheit, am 15. December gestorben. In ihr haben die Friedensfreunde eine der treuesten und eifrigsten Anhängerinnen verloren. Unsere Collegen, die an den Con-

gressen von Rom und Budapest theil genommen, werden sich alle der liebenswürdigen Frau erinnern; ihr verdankte unser Verein eine grosse Anzahl von Proselyten und auch mit ihrer Feder — die Verewigte hat mehrere Bände Gedichte veröffentlicht — hat sie sich oft begeistert in den Dienst der Friedensidee gestellt. Ehre ihrem Andenken!

*

Ein Nazarener als Soldat. Aus Jászberény, 26. December, schreibt man uns: Das Budapester Honvéd-Auditoriat befasste sich in der verflossenen Woche mit einem sonderbaren Straffall. Im Oktober v. J. ist hier der nach Orosháza zuständige Rekrut Franz Paul Kiss eingerückt; er wurde der 4. Escadron des hier stationirten Honvéd-Husaren-Regiments No. 1 zugetheilt. Allein bei den Uebungen weigerte sich Kiss, die Schiesswaffe in die Hand zu nehmen, da er erst vor Kurzem Nazarener geworden sei. Escadrons-Commandant Rittmeister Vinzenz Kelcz versuchte den Mann erst durch gütliches Zureden, schliesslich durch Drohungen und Disciplinarstrafen zu bekehren, da jedoch alle Mittel erfolglos blieben, wurde Kiss Anfangs December dem zuständigen Budapester Honvéd-Garnisonsgericht eingeliefert. Dieser Tage wurde das Urtheil erbracht, wonach Franz Paul Kiss wegen Verweigerung des Gehorsams zu fünf Jahren Kerkers verurtheilt worden ist. Kiss erklärte, dass er bereit sei, lieber die schwerste Strafe zu verbüssen, als gegen die Gesetze seines Glaubens zu handeln.

Der „Pesther Lloyd" vom 8. Januar theilt Folgendes mit: In Vertretung der ungarländischen Narazener wurde heute, im Interesse der dem Glauben der Narazener anhängenden Soldaten, ein mit sechs Unterschriften versehenes Gesuch im Landesvertheidigungs-Ministerium eingereicht. Das Schriftstück kulminirt in folgenden Bitten: 1. Die militärpflichtigen Narazener seien vom Waffendienste und von den Waffenübungen zu entheben, und zwar auf Grund des Evang. Matth., 5. Th., Vers 43—45; 2. die Narazener seien ferner von der Eidesleistung und von den Anforderungen derselben zu entheben, und zwar auf Grund des Evang. Matth., 5. Th., Vers 33—37; 3. die Narazener seien von der Theilnahme an kirchlichen Ceremonien zu entheben. Namentlich wäre für sie das Commando „Knieet nieder zum Gebet!" und „Zum Gebet!" abzustellen. Diese Bitte wird mit dem Evang. Joh., 4. Th., Vers 24 begründet. Das Gesuch, welches auch um Gnade für die bereits in Strafe stehenden Glaubensgenossen fleht, schliesst wie folgt: „Wiederholt bittend, mit unseren militärpflichtigen Glaubensgenossen Gnade und Erbarmen haben und sie nur zu solchen Dienstleistungen verwenden zu wollen, bei welchen sie ohne Verletzung ihres Gottesglaubens und ihres Gelöbnisses, als getreue und willige Unterthanen, dem Staate nützliche Dienste leisten können." — Ein gleichlautendes Gesuch wurde, wie uns mitgetheilt wird, dem gemeinsamen Kriegsministerium in Wien eingereicht.

*

†**Conte Paulovic,** Spalato, ist am 16. Januar nach langem, schweren Leiden verschieden. Wieder ein Verlust für die österr. G. d. Fr.-Fr., der er seit dem Römer Congresse angehörte und grossmüthig förderte. Seine letzte Liebesthat in unserem Dienste war die Zuwendung des merkwürdigen Schriftchens aus dem 17. Jahrhundert, von welchem wir einen Auszug in diesen Blättern brachten und das dann auf Wunsch des Verewigten der Bibliothek des Berner Bureau's einverleibt worden ist. Der tiefgebeugten Wittwe unseres begeisterten Strebensgenossen sei hierdurch der Ausdruck des Beileids unseres mitbetroffenen Vereins dargebracht.

*

Der berühmte englische Geschichtsschreiber Macaulay schildert die Missregierung dieses Consortiums englischer Gross-Kaufleute in Ostindien (ostind. Compagnie), welches solche Ungeheuer in Menschengestalt als Regenten brauchte. Sie zwang die verelendeten Eingeborenen ihre Produkte billig an sie zu verkaufen um die Baumwollenstoffe ihnen wieder theuer abzukaufen. Die Ausfuhr von Maschinen nach Indien wurde verboten. Die schwächlichen Indier sollten durch Handweberei mit den riesigen eisernen Dampfmaschinen Englands um die Wette arbeiten. Auf diese Art raubte England allen Nationen die Kraft, ihre Arbeit auf etwas Anderes als zur Erzielung von Rohmaterialien für die grosse englische „Universal-Werkstatt" zu verwenden. Alles wurde besteuert, selbst das Einsammeln von Salz an der Meeresküste war bei strengen

Strafen verboten. Die Angeberei wurde — wie noch heute gefördert. Mit Feuer und Schwert wurde das unglückliche Land verwüstet. Selbst durch die Tortur konnten keine Steuern mehr erpresst werden. Arme englische Abenteurer überflutheten das Land und häuften durch die schmutzigsten Mittel ungeheure Reichthümer auf. England wurde reich, Indien aber verarmte. Bei 60—70% Abgaben lohnte der Ackerbau nicht mehr. Der Pflanzenwuchs bedeckte Alles mit Dickicht voll Tiger und giftigen Schlangen, an deren Biss alljährlich 60,000 Menschen sterben. Die armen Eingeborenen waren gewöhnt unter einer tyrannischen Regierung zu leben, aber nie unter einer so teuflischen Tyrannei. Unter ihren alten Herren hatten sie wenigstens einen Ausweg und wenn das Uebel unerträglich wurde, erhob sich das sonst so sanftmüthige Volk und stürzte solch schlechte Regierung um. Allein das englische Joch war nicht abzuschütteln. Diese englische Regierung war so drückend wie der barbarische muhamedanische Despotismus und besass zugleich die volle Stärke der sogenannten christlichen Civilisation. — Sie glich aber eher der Regierung böser Geister und Dämonen, als der Regierung menschlicher Tyrannen und die „high church“ segnete sie.

Handel und Krieg sind seit Anbeginn der Welt Hand in Hand gegangen. Endlich kam der Aufstand der Seapoys. Der englische Dichter Campbell schleuderte eine bittere und prophetische Anklage gegen dieses schlechte egoistische Regierungs-System.

Unmenschen! schreit empört ihr Schutzgeist auf,
Den Tag der Rache bringt der Zeiten Lauf,
Da euch ereilt des Himmels Zornesgluth,
Auf Indiens Gefilden regnet Blut.

Nach einer sinnreichen Methode wurden die Kriegsgefangenen von den so überfrommen englischen Offizieren an die Räder der Geschütze mit dem Rücken gegen die Mündung gebunden und auf diese schreckliche Weise zerstückt in die Luft geblasen. Damit war die teuflische Absicht verbunden, den todesmuthigen Indiern die Aussicht auf den Eingang ins Paradies zu zerstören. Sie hatten ja den Kopf mit der Haarlocke verloren, an welcher sie vom Erzengel Gabriel in den Himmel gezogen werden. Kein Gefühl von Menschlichkeit regte sich bei den die Execution leitenden Offizieren. Immer wieder erscholl das eintönige Commando: „Abräumen!“ — Dann wurden die abgerissenen Hände und Füsse von den Rädern losgebunden, die blutigen, zuckenden Gliedmassen mit einem Besen zusammengefegt und die Blutarbeit begann von Neuem.

H. v. F.

*

Karl Pauli's Drama „Die Waffen nieder!“, eine Bearbeitung des Suttner'schen Romans, erlebte am 6. Januar im Wiesbadener Residenz-Theater eine Aufführung, die der dortigen Presse Veranlassung gab, sich über die Tendenz des Stückes ausführlich zu äussern.

*

Alfred Nobel. In einem Briefe an die Herausgeberin schreibt Baron H. v. Fircks aus Altona: Im Jahre 1869 wohnte ich mit A. Nobel in der Theaterstrasse in demselben Hause und er machte mir schon den Eindruck eines klaren Socialisten und Humanitariers. Er brachte meinen Kindern öfters Kistchen gefüllt mit Pralinée's und candirten Früchten. Bei der Altonaer Weltausstellung 1869 sprach ich ihn. Er bat um meinen Besuch (grosse Bleichen), in sein Comptoir. Er erzählte mir, sein Vater hätte das Nitro-Glycerin erfunden und sei mit seinem Bruder bei chemischen Versuchen in die Luft geflogen. Ich sollte ihn in seiner Fabrik oberhalb Hamburgs besuchen, wenn Nitro-Glycerin gekocht würde. Es trete eine starke Erhitzung in den Kesseln ein, stets müssten Stücke Eis hineingeworfen werden. Sobald sich aber rothe Flammen im Kessel zeigten, müssten die Arbeiter hinter die schützenden Wälle treten. Um Nitro-Glycerin ungefährlich zu machen, mische er Kieselguhr von der Lüneburger Haide dazwischen, knete es wie ein Bäcker zusammen. Das nannte er Dynamit. — Er zeigte mir eine Patrone Dynamit. Sah aus wie eine Stange Mandelmilch. Mit einem Kupferhütchen wäre es so stark, uns und die Wand des Hauses auf die Strasse zu werfen, so aber sei es ganz ungefährlich. Während er mir das sagte, zerbrach er die Patrone mit den Händen und warf die Stücke auf die brennenden Kohlen. Wahrscheinlich dachte er, ich würde mit einem Sprunge von der

Bildfläche verschwinden. Seine Bekannten hätten das häufig practicirt.

*

Ein deutscher Matrose ist in Kiaotschau ermordet worden. Der Matrose Schulze stand auf Posten in Tsimo, einem Orte innerhalb der nach dem Vertrag zwischen China und Deutschland als neutral geltenden Zone. „Patriotische" Blätter schlagen darob bereits Lärm, sprechen von „chinesischem Gesindel", „frecher Schandthat" und dergleichen, und gewiss kommt gewissen Leuten auch dieser Anlass geradezu willkommen, um neue Forderungen, womöglich Landabtretungen von China zu fordern.

Der „Vorwärts" bemerkt diesem gegenüber: „So bedauerlich der Vorfall ist, so sollte die chauvinistische Presse doch nicht in der lächerlichsten Weise den Thatbestand verdrehen. Wir sind den Chinesen die Störenfriede, wir brechen in ihr Land ein, wir bedrohen ihre alten Sitten und Gebräuche. Können wir da noch besonders liebevolles Entgegenkommen beanspruchen? Brauchen wir uns da im geringsten zu wundern, wenn die chinesische Bevölkerung sich vom Unmuth über die fremden Eindringlinge hinreissen lässt?"

*

In den **Tagebüchern und Briefwechsel des Fürsten Hermann Pückler-Muskau** habe ich Folgendes (pag. 197, 7. Band) gefunden: (H. v. F.)

Pückler an Lucie (seine Frau, Tochter des Preussischen Staats-Canzlers Fürsten Hardenberg).

„Berlin, 28. August 1830.

— — — — — Eine merkwürdige Unterredung hatte ich früh mit unserem Portier, der, wie Du vielleicht weisst, den englisch-spanischen Peninsular-Krieg mitgemacht hat. Er ist ein ziemlich gebildeter Mann, der 30,000 Thaler im Vermögen hatte und die Tochter eines hiesigen Staatsraths zur Frau, durch Betrug und ungeordnetes Leben aber so heruntergekommen ist. Er erzählte, dass nach der Schlacht bei Guartalla Lord William Bentinck (der jetzige Gouverneur von Indien) den Befehl gab, alle Todten und Schwerblessirten, für die weder Pflege in den Lazarethen noch Transportmittel vorhanden waren, mit einander zu begraben, wozu die Bauern die Gruben graben mussten. Es war Ordre, die Lebendigen zuerst hineinzuwerfen und die Todten darauf, und bei Todesstrafe war es verboten, einem der Blessirten vorher das Leben zu nehmen. Wie menschlich! — Er konnte das Geschrei und Geheul der Unglücklichen nicht schrecklich genug schildern; besonders, sagte er, hätten ihm die jammervollen Bitten eines seiner Kameraden von derselben Compagnie das Herz zerschnitten, dem nur ein Fuss und eine Hand abgeschossen waren, und der recht gut hätte leben bleiben können und den er demohngeachtet selbst mit anfassen und in die Grube werfen musste. (Oh, heilige Disciplin!) Ueber solche Scheusslichkeiten sagt man nichts, während es Napoleon zum schrecklichsten Verbrechen angerechnet wird, dass er ein halb Dutzend Pestkranker, um sie vor den Martern zu bewahren, die ihnen vielleicht die Türken angethan hätten, mit Opium vergiften liess. Auch die Geschichte ist ungerecht und parteiisch; doch verdient diese Sache wirklich öffentliche Bekanntmachung — und Brandmarkung."

Diese kaum auszudenkende Abscheulichkeit muss weiteste Verbreitung finden. Die durch Plünderung der ganzen Erde unsagbar reich gewordenen Engländer führten in der knauserigsten Weise ihre Kriege. Ohne hinreichende Aerzte und Ambulanzen. (Das rothe Genfer Kreuz existirte damals noch nicht in der heutigen segensreichen Formation.) Die vorhandenen Transportmittel dienten dazu, die luxuriösen Toiletten-Einrichtungen und die Baggage der Herren Offiziere zu retten. Arme hungrige Deutsche, die der englischen Werbetrommel folgten, gab es massenhaft. Wie Hunde, d. h. diese werden ja vorher todtgeschlagen, wurden sie kunterbunt in Gruben verscharrt. Es wäre angezeigt, jetzt den Brief Moltke's an Tschudi wieder abzudrucken. In demselben äussert er unverholen die Ansicht, der Krieg fördere und erwecke die edelsten Triebe im Menschen, namentlich die unbedingte Unterordnung unter die Befehle seiner Vorgesetzten. Dem „echten" Militär muss ja das Herz im Leibe lachen vor Freude über die strikte Ausführung des Befehls, seinen Compagnie-Kameraden lebendig zu verscharren. Er steht da als phänomenales Ideal eines pflichttreuen Soldaten. Wie son-

timental und lächerlich erscheint dagegen Uhland's treuer Kamerad, der ihm die Hand nicht reichen kann. Dieser schneidige Krieger benutzt beide Hände, um seinen Kameraden in die Grube zwischen die Todten — abzuladen. Sein Bitten und Geheul vermag ihn nicht vom Pfade der Pflicht, der Disciplin zu gehorchen, abzubringen. H. v. F.

*

Das Ende der Millionenheere. Wiederholt ist in den letzten Monaten aus militärischen Kreisen eine seltsame Stimme gehört worden. Fort mit den Millionenheeren, zurück zu dem festen, kernhaften Berufsheere! rief sie; denn nicht die Millionen, sondern die guten Soldaten entscheiden. Und dieser Rufer ist selbst ein trefflicher Soldat, ein hoher General, der allerdings in den Tagen des Ruhestandes auch die nöthige „Ruhe" findet, über Armeefragen zu philosophiren. Im jünsten Streffleur-Heft finden wir nun abermals jene geheimnissvolle und dennoch nicht unbekannte Chiffre „A. S." und ein neues Essay: „Das Ende der Millionenheere", das sich zu einer gewissen Positivität der Vorschläge zuspitzt. FML. S. betrachtet die politische Gruppirung Europas, deren Signatur er in der Politik der Allianzen sieht. Kein Staat kann sagen: „Ich bin ich", sondern nur: „Ich und noch einer oder noch zwei". Nicht in dem Gigantenkampfe aber, der sich aus einem Aufeinanderstürzen der „Allianzen" entwickeln kann, sieht A. S. die nothwendige und natürliche Evolution der Menschheit — „nein, tausendmal nein", ruft er, „diese Evolution hat nicht auf dem Wege von Blut und Eisen, sondern auf dem Wege der Cultur, der Bildung, der Gesittung, des Wohlstandes, des „Huhn im Topfe", endlich in der Entwickelung der bürgerlichen Tugenden, zu welchen auch Mann- und Wehrhaftigkeit zählen, zu geschehen". Hier hätte es, wie er meint, durch mildere Bestimmungen des Wehrgesetzes derart zu geschehen, dass die Folge eine gleichmässige Herabsetzung des Mannschaftsstandes der Heere wäre. Das gegenseitige Stärkeverhältniss bliebe ja conform, sozusagen eine Abkürzung einer mathematischen Gleichung. Wenn die bis an die äusserste Grenze gehende Ausnützung der allgemeinen Wehrpflicht so bedeutende Nachtheile zeigt, wie es thatsächlich der Fall ist, so hätte der Staat regelnd einzugreifen. Da man von Ausnahmen mit Recht nichts wissen will, so hätte die Beschränkung bezüglich der Dauer der Dienstpflicht einzutreten. So würde beispielsweise die Bestimmung, dass die Dienstpflicht für jeden Einzelnen überhaupt nur zehn Jahre Alles in Allem zu währen habe, schon einen bedeutenden Erfolg gegen die Hypertrophie der Heere herbeiführen. Von den Staaten vereinbart, würde eine solche Bestimmung bald den Charakter eines Weltgesetzes annehmen, welches ebenso als selbstverständlich gelten würde, als wie dass die allgemeine Wehrpflicht nicht auf Kinder, Frauen und Greise ausgedehnt wird. „Es ist ja keine Abrüstung, keine tief eingreifende Aenderung in der Organisation der Heere nothwendig", meint FML. S., „im Gegentheil, die Heere könnten in ihrem jetzigen Friedensbestande, in ihrem Charakter als Volksheer belassen werden. Es wäre aber der ungemessenen Zunahme der numerischen Stärke der Heere an Mannschaft durch internationale Vereinbarungen ein Riegel vorzuschieben. Hingegen müsste der Stand an Berufsofficieren unangetastet bleiben. Da nun alle europäischen Mächte, sowie der Drei- und der Zweibund sich zur vollsten Friedenspolitik bekennen, dürften solche internationale Vereinbarungen wohl zu Stande kommen können. . . . Sollte dann in späteren Zeiten ein Krieg aus gerechten Ursachen losbrechen, geführt von Armeen, blank wie Stahl, hart wie Stahl, wie das sausende Schwert, nicht wie die plumpe Keule, etwa noch aus weichem, splitterndem Holze, so wird sicher jener Staat siegen, der über die tüchtigere Bevölkerung, über die gediegenere Armee verfügt. So siegten 1870 die Deutschen mit und ohne „allgemeine Wehrpflicht" über die mit Kriegsruhm gesättigten Franzosen. Wie ein belebender, erfrischender Hauch wird es dann durch die Völker ziehen, die Miasmen des endlosen socialen, politischen und nationalen Parteikampfes verwehend. Das Volk aber, das Volk führe man auf dem Wege des Friedens und der Arbeit, der Cultur und der Gesittung." . . . So spricht ein General, ein beim Waffenhandwerk ergrauter Krieger. Die Friedensidee siegt auf der ganzen Linie.

Literarisches.

Auf zwei Planeten von Kurt Lasswitz. 2 Bde. Weimar, Felber's Verlag. Ein hervorragendes Werk, auf das wir zurückkommen werden. Hier seien unsere Freunde nur aufmerksam gemacht, dass ihren Principien durch dieses theils auf dem Mars, theils auf der Erde spielendes, auf wissenschaftlichen Voraussetzungen beruhendes glänzendes Phantasiestück ein neuer Anwalt entstanden ist. Der berühmte Verfasser der „Seifenblasen" hat da, indem er die Cultur der Marsbewohner schildert, den Erdbewohnern die eindringlichsten Lehren einer über die Barbarei des irdischen Kriegszustandes erhabenen Ethik gegeben.

*

Lettre à M. Max Nordau par Juan Enrique Lagarrigue. Santiago du Chili. Der Verfasser, ein Apostel Auguste Comte's, dessen Menschheitsreligion mit den Wahlsprüchen „Ordnung und Fortschritt", „Für Andere leben", „Bei hellem Tageslicht leben" er consequent vertritt, findet in diesem Briefe wundervolle Accente.

*

Wirthschafts- und handelspolitische Rundschau für das Jahr 1897. Von R. E. May, Inhaber der Firma A. Jahn & Co., Hamburg. (Puttkamer & Mühlbrecht, Berlin.) Der Verfasser der prächtigen Schrift „Die Kanone als Industriehebel" wendet sich auch in vorliegendem Hefte gegen jene Stimmen, welche die kriegerische Bekämpfung der Concurrenten auf dem Weltmarkt empfehlen. Die interessanten, ziffernmässig erhärteten Ausführungen über Export- und Zollfragen gipfeln in dem Satze: „Es giebt eben keinen wahren Vortheil aus dem Nachtheil Anderer.

*

Vortreffliche Propagandaschrift für Lehrerkreise. Der Vortrag, den Rector E. Triebel in der Gothaischen Lehrerversammlung (16. September 1897) gehalten hat, ist nunmehr als ein hübsch ausgestattetes, 20 Seiten Gross-Octav umfassendes Heft in F. Sonnekens Verlag in Bonn erschienen. Titel: „Was kann die Schule zur Förderung der Friedensbestrebungen beitragen." Die österreichische Gesellschaft der Friedensfreunde hat eine Partie bezogen, um sie an die Landschullehrer zu vertheilen. Der Verlag hat den Preis ausserordentlich billig gestellt: 500 Stück M. 30, 1000 Stück M. 42, 2000 Stück M. 60. Bei einer grösseren Bestellung vermindern sich die Kosten entsprechend. Die Berechnung versteht sich bei freier Lieferung innerhalb Deutschlands.

*

Schach der Qual! Ich weiss, dass es den Absichten der Herausgeberin dieser Blätter nicht entspricht, hier ihre eigenen Werke angekündigt oder besprochen zu sehen. Ich würde es jedoch als eine grobe Verletzung der mir obliegenden Aufgabe als Chroniqueur der Bewegung ansehen, wenn ich nicht unsere Gesinnungsgenossen auf das unter obigem Titel in E. Pierson's Verlag in Dresden soeben erschienene Buch hinweisen wollte.

Ich behalte mir vor, darüber noch ausführlich zu sprechen. Für heute sei nur darauf aufmerksam gemacht, dass es ein Werk voll tiefster Seelenkraft ist, „ein Schmerzensschrei", wie es die Verfasserin selbst nennt, der nicht ungehört und nicht ohne Folgen verhallen wird. „Schach der Qual!" ist eine Erweiterung des in den Worten „Die Waffen nieder!" enthaltenen Rufes, ein Schlachtruf der Zeit, der alle Eigenschaften in sich hat, das Losungswort der Kämpfer für Aufklärung und Menschenglück zu werden. Die Verfasserin des Romanes „Die Waffen nieder!", der eine so weltbewegende Umwälzung geschaffen, hat abermals die Edelmenschen zum Sammeln gerufen. „Schach der Qual!" ist ein echter Suttner. A. H. F.

Aus der Presse.

Vita internazionale. Heft I der unter den Auspizien der Unione lombarda und unter der Leitung T. Moneta's eben in's Leben getretenen Halbmonatsschrift erfüllt die freudigen Erwartungen, die wir an die Ankündigung dieser Publication geknüpft haben, in vollstem Maase. Es ist kein Fach-Friedensblatt. Desto besser; sein Programm umfasst, was sein Titel besagt — die Internationalität. Dass dieser in unserer Zeit

des Verkehrs erwachte Geist der internationalen Solidarität nicht die Verleugnung des nationalen Prinzips, sondern die Sicherung der vaterländischen Unabhängigkeit auf Grund gegenseitig gewährleisteter Gerechtigkeit darstellt, das wird in dem am Kopfe des Blattes stehenden Prospekte ausgeführt. Die Grundsätze des „internationalen Lebens", die auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete längst Geltung haben, auch auf das politische Gebiet zu übertragen, gehört zu den Aufgaben, welche die Revue zu fördern bestrebt sein wird. Die glänzenden Namen in der Mitarbeiterliste und unter den Zustimmungsbriefen, bürgen für eine kräftige Ausführung der besagten Aufgabe und schon die im ersten Heft enthaltenen Aufsätze sind in dieser Richtung vielversprechend: Moneta: Nach 50 Jahren 1848—1898; Alfredo Nicoforo: Nord- und Süditalien; Prof. Scipio Sighele: Die Bildung der Politiker; L. Diligenti: Dreibund und Zweibund. — Auch die äussere Ausstattung der neuen Revue — das stimmungsvolle Titelblatt, die im Text verstreuten Illustrationen, die angefügten Carricaturen — ist zu loben. Man sieht, dass dem Unternehmen reiche Mittel zur Verfügung gestellt worden sind. In No. 2 werden die Namen jener Philantropen veröffentlicht werden, die durch ihre Beiträge die Gründung unterstützt und das Weitererscheinen gesichert haben. (Siehe „Vermischtes" dieser Nummer.) Preis des Jahresabonnements für Italien: L. 10; für das Ausland L. 15. — Erscheint am 5. und 20. jeden Monats. Umfang 32 S. Grossquart. (Mailand, Porte Settentrionali 21).

Nation (Berlin), 8. Januar. „Internationales Recht." Ein Aufsatz über die Rede des franz. Staatsanwalts Mérillon von Bertha von Suttner.

Volksstimme (Wien). 2. Januar. Rückblick auf die Friedensbewegung im Jahre 1897 von Bertha von Suttner.

Indépendance belge. Wochenausgabe, 8. Januar. Artikel von Fréderic Passy über Hyacinthe Loyson.

La Fronde. Diese merkwürdige, vor kurzem entstandene Pariser Tageszeitung ist vollständig von Frauen hergestellt; Redactrice, Mitarbeiterinnen und Setzerinnen. Die berühmtesten französischen Schriftstellerinnen — Sévérine, Marie Anne de Bovet u. A. schreiben die Chroniquen über die Tagesfragen. Das Blatt tritt für die Frauenrechte und auch für die Friedensbewegung ein. Neulich zwar brachte es einen ziemlich kriegsverherrlichenden Aufsatz von Marie Anne de Boret — für die gezeichneten Artikel sind nur die Verfasser verantwortlich. — Tags darauf wurden aber diese Ausführungen von der Redaction selbst widerlegt.

Das **Budapester Tageblatt** v. 25. Januar (No. 25) druckt: „Herrn General etc." aus die Waffen nieder No. 1 nach.

Aus Friedensvereinen und Versammlungen.

Auch der Frankfurter Friedensverein hat an das Abgeordnetenhaus eine Eingabe gerichtet, der sich alle übrigen preussischen Friedensvereine angeschlossen haben.

Die Eingabe fasst das Uebel an der Wurzel und führt aus, dass bei der Erziehung der Jugend alles vermieden werden müsse, was die Kriege an sich verherrlicht, also z. B. ein Geschichtsunterricht, der die Eroberer ohne jede Rücksicht auf die Motive als Helden feiert, der aber fast ganz unterlässt, den Schülern klarzumachen, welch' namenloses Elend jeder Krieg für die daran betheiligten Völker, und zwar selbst für die siegreiche Nation, im Gefolge hat. Die Zunahme der schiedsgerichtlichen Entscheidung in Völkerstreitfällen während der letzten fünfundzwanzig Jahre geschah durch die Mithilfe weiser Staatsmänner, und der Umstand ist geeignet, den Vorwurf des Mangels an Vaterlandsliebe denen zu ersparen, nach deren Meinung die Erziehung zur Vaterlandsliebe anders gestaltet werden sollte als bisher. Im deutschen Schüler wird das berechtigte Gefühl des Stolzes auf sein Vaterland besser genährt, wenn man hervorhebt, dass Deutschland einen Gutenberg, einen Albrecht Dürer, einen Lessing und Herder, einen Goethe und Schiller, einen Kant und Humboldt hervorgebracht hat, als wenn man die Siege deutscher Truppen in diesem und jenem Feldzug allzusehr verherrlicht.

Die Schülerbibliotheken aber enthalten noch vielfach literarisch werthlose Werke, die dem Cultus des Militarismus in einseitigster Weise dienen und in den Lesebüchern fehlt es nicht an Aufsätzen und Gedichten, in denen Frankreich als der deutsche Erbfeind behandelt wird. Wenn auch ausserhalb der deutschen Grenzen in dieser Richtung gefehlt wird, so sollte uns das nicht abhalten, bessernd einzugreifen, zumal in Frankreich wiederholt hohe Preise ausgesetzt wurden, um friedensfreundliche Lesebücher und Geschichtskompendien zu erlangen.

Die Eingabe gipfelt in der Forderung, das Abgeordnetenhaus möge bei der Regierung darauf hinwirken, dass im Unterricht an den Volks- und Mittelschulen die Geschichte der Kriege nur in allgemeinen Umrissen, dagegen in verstärktem Maasse die Culturgeschichte der Völker gelehrt werde, und dass die Geschichts- und Lesebücher einer sorgfältigen Prüfung und Sichtung des Stoffes in diesem Sinne unterworfen werden möchten.

Die „Preussische Lehrerzeitung“ bemerkt hierzu:

„Was der preussische Friedensverein durch diese Petition anregt und erstrebt, findet sicherlich den Beifall aller denkenden Pädagogen. Noch bevor es Friedensgesellschaften gab, haben ernste Schulmänner die bezeichneten Uebel erkannt und ihre Beseitigung gefordert; und wer in der pädagogischen Literatur bewandert ist, der weiss, dass es hier auch an praktisch werthvollen Vorarbeiten nicht fehlt. Dass den Schulmännern begeisterte Bundesgenossen im Friedensverein erstehen, wird den Kampf gegen die beklagten Uebel erleichtern, wenn auch unter der gegenwärtigen Herrschaft des Zeitgeistes sehr wenig, am allerwenigsten vom preussischen Abgeordnetenhause zu erwarten ist. Höchst befremdlich und ganz entschieden tadelnswerth erscheint uns aber in der sonst mit grossem Geschick abgefassten Petition der alleinige Hinweis auf „Volks- und Mittelschulen“. Meinen die Verfasser wirklich, dass diesem gegenüber die höhern Schulen auch nur um Haarbreite bessere Zustände aufweisen? Im Gegentheil, viel üppiger wuchert hier das beklagte Unkraut und hindert die Aussaat guter Gedanken und Gefühle. Was stellt ausser dem angedeuteten Unterrichtsstoff schon allein der übermässig breite Inhalt des Lateinunterrichts dar? Also nicht bloss die „Volks- und Mittelschulen“, sondern auch und zwar weit mehr die höhern Schulen haben es nothwendig, dass der Schulunterricht umgestaltet werde, um in dem wahrhaft humanen Sinne der Friedensfreunde wirken zu können. Ja, gerade hier muss der Anfang gemacht werden, wenn das herrliche Ziel je erreicht werden soll. Denn die „weitesten Kreise der Bevölkerung“, welche aus den Volks- und Mittelschulen hervorgehen, werden niemals aus sich selbst heraus Kriege fordern und führen; diese Kreise werden von den aus den höhern Bildungsstätten hervorgehenden Elementen in den Krieg gefordert und geführt.“

*

Frankfurt a. M. Der hiesige Friedensverein erhielt am 31. December die officielle Mittheilung, dass die Erben Franz Wirth's zum Andenken an ihren verstorbenen Vater dem Verein eine Stiftung von M. 10000 gemacht haben. Diese hochherzige Handlung wird von allen Friedenskämpfern dankbar anerkannt werden.

*

Mannheim. Einige genussreiche Stunden bot der von der Ortsgruppe Mannheim der deutschen Friedensgesellschaft im „Ballhaus“ veranstaltete Unterhaltungsabend. Das hierfür gewählte Programm war ein exquisites und äusserst reichhaltiges, so dass das sehr zahlreich erschienene Auditorium jeder einzelnen Nummer ungetheilten lebhaften Beifall zollte. Ein von der „Liederhalle“-Mannheim unter Leitung seines bewährten Dirigenten Herrn J. Strubel mit grosser Präcision vorgetragener Chor „Schutzgeist“ von Mozart, welcher die Leistungsfähigkeit des Vereins in glänzendstem Lichte zeigte, eröffnete den Abend und fand den wärmsten Beifall des Publikums. Hierauf hielt der 1. Vorsitzende des Vereins, Herr Dr. Meuser, eine Begrüssungsansprache, in welcher er für das überaus zahlreiche Erscheinen dankte. Der zahlreiche Besuch sei wiederum ein Beweis dafür, dass die humanen Bestrebungen des Vereins in immer weiteren Kreisen Anerkennung finden. Diese Anerkennung berechtige auch zu der Hoffnung, dass der seitens des Vereins gesäte gute Same herrliche Früchte trage, wenn diese auch die gegenwärtige

Generation nicht mehr ernten werde. Redner kommt sodann auf die edlen Zwecke und Bestrebungen der Friedensgesellschaften, welche international seien, zu sprechen, wobei er auch das stetige Wachsen des Vereins betont. — Der Rede folgten noch hervorragende declamatorische und musikalische Vorträge.

*

Wiesbaden. Die Generalversammlung des Friedensvereins Wiesbaden fand am 18. Januar im Damensaale des „Nonnenhofs" statt. Der Vorsitzende Herr Graf A. v. Bothmer erstattete den Jahresbericht. Das abgelaufene Jahr war für die Ortsgruppe Wiesbaden ein günstiges. Der Vorstand setzte 250 Exemplare des bekannten Romans „Die Waffen nieder" ab. Ein Vortrag des Herrn Rechtsanwalts Kullmann im Saale der „Loge Plato" hatte eine beträchtliche Erhöhung der Mitgliederzahl zur Folge. Auch die Agitation ausserhalb des hiesigen Vereins war eine rege. Der Cassenführer Herr Rechnungsrath Schwartze erstattete sodann den Cassenbericht. Ihm wurde Decharge ertheilt, nachdem eine aus der Mitte der Versammlung gewählte Commission die Rechnungslegung geprüft hatte. Die Vorstandswahl ergab die Wiederwahl der seitherigen Mitglieder. Zum Schlusse fand eine lebhafte Discussion über die Aufgabe der Ortsgruppe Wiesbaden statt, an welcher sich die Damen Fräulein Schultz-Curtius, Fräulein Engel und die Herren Graf von Bothmer, Kanzleirath Flindt, Prof. Kühn und Aug. Schmidt betheiligten.

*

Die Ortsgruppe Erfurt der deutschen Friedensgesellschaft, welche sich im Vorjahre nach einem Vortrage des Regierungsassessors a. D. Reuter gebildet hatte, hielt am 7. Januar Abends in Steinigers Restauration ihre erste constituirende Mitgliederversammlung ab. Nach einem vorliegenden Musterstatut wurden die Satzungen für die Ortsgruppe berathen und dann die Wahl des aus 3 Personen bestehenden Vorstandes vorgenommen. Vorsitzender wurde der bisherige interimistische Leiter der Ortsgruppe, Herr Rechtsanwalt Anderseck.

*

Die in Friedrichsroda (Thüringen) kürzlich begründete Ortsgruppe der deutschen Friedensgesellschaft hat sich nun endgiltig constituirt. Vorsitzender ist Herr Lehrer Dünkel.

*

In Heilbronn wurde am 18. Januar eine neue Ortsgruppe der deutschen Friedensgesellschaft constituirt, der ca. 70 Frauen und Männer beitraten.

*

Der ungarische Friedensverein hielt am 15. Januar unter dem Präsidium Moriz Jókai's seine diesjährige Generalversammlung.

Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung mit einer längeren Rede, in welcher er etwa Folgendes sagte: Die Apostel des Friedens haben keinen Dank zu erhoffen. Für die grossen Heerführer ist das Pantheon, für die Apostel des Friedens das Golgatha bestimmt. Der Friede hat keine Stimme, keine That, der Friede wird nicht mit störendem Lärm, sondern mit schweigendem Herzen gemacht. Dieses schweigende Herz hat aber eine Riesenaufgabe in der Geschichte der Zukunft zu erfüllen. Dies haben hervorragende Ereignisse der jüngsten Zeit bewiesen. Die Rolle des Friedensstifters ist eine sehr undankbare, die Belohnung hierfür von beiden Seiten reichliche Schläge. Und dennoch gebe ich — schloss Jókai — die Hoffnung nicht auf, dass es bei uns und in anderen Ländern hervorragende Individuen geben wird, die statt des billigen Ruhmes der Verhetzung das theuere Werk der Versöhnung als ihre Lebensaufgabe wählen werden. Den Worten des greisen Poeten folgten stürmische Eljenrufe. Hierauf erstatteten Secretär Franz Kemény und Cassier Ludwig Kende ihre Jahresberichte. Der im Vorjahre für eine Arbeit, welche die Pflege der Friedensidee mit Rücksicht auf das Kinderherz behandelt, ausgeschriebene Preis von 100 fl. gelangte nicht zur Vertheilung. Es wurden drei Arbeiten eingereicht, von denen zwei belobt wurden. Die Verfasser derselben sind Dr. Emerich Friedrich und E. Blumgrund. An Stelle des verstorbenen Vicepräsidenten Julius Horváth wurde sodann Abgeordneter Dr. Kornel Emmer gewählt. Nach Ergänzung des Ausschusses wurde die Verhandlung des Dr. Aurel Szilágyi'schen Antrages auf Erhöhung der Mitgliedsgebühren auf das nächste Jahr verschoben.

*

Budapest. Zu Gunsten des ungarischen Friedensvereins soll im Monat März eine grossartige künstlerische Veranstaltung stattfinden unter Mitwirkung der berühmten ungarischen Tragödin Jaszai, des Vortragsmeisters Alexander Strakosch u. A. Der Präsident des Vereins, Maurus Jókai, und das Ehrenmitglied Baronin Suttner werden gleichfalls mitwirken.

*

Die Hauptversammlung der **Ortsgruppe Baden** fand am 19. Januar unter Vorsitz Dr. J. Schwarz im Saale des Rathhauses statt.

*

Vortrag von Frédéric Passy in Havre am 16. Januar. Die Localblätter brachten lange, den Enthusiasmus der Zuhörerschaft constatirende Berichte; einer von den Berichterstattern konnte sich aber nicht enthalten, dem neuen Einwand Ausdruck zu geben: „In einer Zeit, wo alle Nationen ihre Rüstung vermehren, welche wird da als erste abrüsten wollen — und wenn sich eine fände, die das Beispiel gäbe, würde sie da nicht zur Beute ihrer Nachbarinnen, die trotz aller Predigten der Theoretiker stark geblieben wären?“

*

Der akademische Friedensverein zu Zürich hat sich „wegen Mangel an Betheiligung“ aufgelöst. Wir constatiren diese Thatsache nach einer uns zugegangenen Meldung mit grösstem Bedauern. Gerade die Züricher Akademiker, an ihrer Spitze J. V. Ed. Wundsam, haben Vieles geleistet. Vielleicht findet sich doch noch eine kräftige Hand, die den Entschlafenen wieder zum Leben erweckt?

Briefkasten.

Ten Kate, Epé, Holland. Nochmals Dank. Die Skizze zu dem Gemälde „Die letzte Kanone“ erregt allgemeine Bewunderung. Ihr grosses Talent, in den Dienst der Friedenssache gestellt, wird dieser einen mächtigen Vorstoss geben.

Baron Pirquet. Also auch Sie haben Exminister Trarieux zu seiner Haltung in der Dreyfusaffäre beglückwünscht? Mir antwortete er folgendes: Paris, 14. 1. 98. Madame Je vous remercie bien sincèrement ainsi que M. de Suttner du souvenir que vous me conservez, et ce que vous me dites de mon attitude dans la cruelle affaire qui agite, en ce moment, mon pays, m'est particulièrement précieux. Il est bon de savoir qui est avec nous dans ces luttes terribles où l'esprit des ténèbres cherche à étouffer la Justice et la verité. Cela augmente le courage si on reçoit des encouragements pareils aux vôtres, et votre parole vient à propos au moment où il va falloir redoubler d'efforts. Bien respectueusement et amicalement. Trarieux.

Dr. K., Baden. Neulich wurde eine meiner Freundinnen gefragt, ob sie denn noch immer beim Friedensverein sei. Es sei ja ohne uns auch an keinen Krieg zu denken, da keiner sein könne, weil die Staaten nicht Geld genug dazu haben. — Wo bleibt denn aber, antwortete die Befragte, die ewige Nothwendigkeit des Krieges, der immer war und immer sein wird? Und wozu das viele Geld für Rüstungen, wenn für die Veranstaltung selbst kein Geld da ist?

R. D., Altona. Sie vermissen volkswirthschaftliche Aufsätze in unseren Blättern? Freilich hängt Alles mit Allem zusammen, aber man muss sich auch zu beschränken wissen. Besonders da, wo das eigene Wissen aufhört. Lesen Sie „Die Lösung der sozialen Frage“ von Hugo Schüssler (Pierson's Verlag, Mk 2.50) oder abonniren Sie das von Schüssler herausgegebene Blatt „Deutsche Volkswirthschaft“ (Frankfurt a. M., Gartenstr. 33, Mk. 1 20 ganzjährig). Die von Schüssler vorgeschlagene Lösung scheint so einfach wie das Ei des Columbus. Es ist verblüffend. — prüfen Sie! —

A. H. in G. Also der Vorsitzende Ihres Friedensvereins sagte in einem gemüthlichen Beisammensein der Mitglieder: „Die Frage der Abrüstung gehöre weder in Friedensvereine, noch erstrebe die deutsche Friedensgesellschaft die Abrüstung —, man werde immer stehende Heere haben müssen, sei es auch nur, um im Innern die Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten zu können.“ — Das ist ja, als sagte der Präsident eines Mässigkeitsvereins: „Den Trunk wollen wir abschaffen; aber die Schnapsboutiken dürfen nie vermindert werden — und wäre es auch nur, um den Leuten am Sonntag einen Zusammenkunftsort zu sichern.“ Der Friedenszustand, der unser Ziel ist, würde ja das Aufgeben der Kriegsorgane zur unausbleiblichen Folge haben. Wir brauchen die Forderung der Abrüstung nicht voranzustellen; aber wir erstreben diese allerdings, weil wir in den wachsenden Riesenheeren — ganz abgesehen vom Kriege, der ihre Voraussetzung bildet — an sich ein Unglück sehen. Sie führen den Ruin herbei, welcher seinerseits jene „Unordnung und Unruhe“ herbeiführt, die sie unterdrücken sollen. Und gegen Ausschreitungen im Innern braucht man doch keine gedrillten Millionenheere und Festungen und Kriegsschulen?

D. S. Sie haben „Aurore“ abonnirt; das war gut. Lesen Sie aber auch die gegnerischen, die „patriotischen“ Blätter, da findet man die ganze Verdrehungsmethode aufgedeckt. Zum Beispiel: Millevoye schreibt in der „Patrie“: Die Vertheidiger des D., Scheurer — Kestner, Zola etc. hatten weder Ueberzeugung, noch Ehre, noch Muth. Hätten sie Ueber-

zeugung von der Unschuld ihres elenden Clienten, so würden sie schon seit 3 Jahren Himmel und Erde bewegt haben, um ihm die Degradirung zu ersparen. Die Ueberzeugung ist nur zu der Stunde erwacht, als sich die Cassa des cosmopolitischen Syndikats geöffnet hat, um in die leeren Taschen gewisser Blätter zu fallen, die sich verbunden haben, um gegen die französische Armee Sturm zu laufen: Times, Tribuna, Frankfurter Zeitung etc. Was die Ehre dieser Bande betrifft? — es ist ja nur der Abschaum der Panamisten dabei. Und ihr Muth? Sie wagen nicht einmal, sich des Dolches zu bedienen und niemals sieht man den Blitz ihrer Degen leuchten. Wollte einer von uns Trarieux beim Schnurrbart auf das Terrain ziehen, so bliebe ihm nur Farbe an den Fingern." — Wir haben nur den Trost, uns zu sagen, fügt Mille roye hinzu, dass das alles nicht französisch ist, denn in unserem Lande wird man nimmer die Schurkerei naturalisiren können, nimmer die Geldgier und nimmer die Furcht."

Anton Graf A. Es herrscht jetzt eine solche Fremdenhetze in der pariser Welt, dass man an die Abhaltung einer Weltausstellung gar nicht denken kann. Jedenfalls nicht daran, dass dort internationale Congresse abgehalten werden könnten. Die internationale Kundgebung Solcher, die — falls die Revision nicht stattfindet — es unterlassen wollen, im Jahre 1900 nach Paris zu kommen, wird von bedeutenden Namen und Corporationen gezeichnet werden.

L. F. Egidy sprach am 29. Januar zum erstenmal in Wien. Thema: „Die Wandlungsbestrebungen der Gegenwart". Er riss das Publikum zu begeistertem Beifall hin und die Presse widmete ihm lange Artikel, Biographien, Porträts etc. Am 30. sprach er in Brünn, am 31. in Aussig. In Wien erwartet man nun Egidy's Wiederkommen mit Ungeduld. Das nächste Mal wird er im grossen Musikvereinssaal sprechen, der mehrere tausend Zuhörer fasst

Wawrinsky, Stockholm. Die Mittheilung von der Bildung einer skandinavischen interparlamentarischen Union ist sehr erfreulich. Danke für Ihren Brief. Habe ihn aber zu spät erhalten, um noch in dieser Nummer die interessanten Nachrichten verwerthen zu können.

Dr. Sch., Mannheim. Verzagen wir nicht: Es kann auf diesen Dreyfus-Wolkenbruch der verheissungsvollste Regenbogen folgen.

Frau Elise T. Die Frage, wo mein neues Buch zu haben wäre, wurde schon von mehreren Seiten an mich gestellt. Gehen Sie doch zur Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft oder in eine Vogelzucht-Lehreranstalt — vielleicht in eine Gemischtwaarenhandlung ... und sollte das alles vergebens sein, so versuchen Sie einmal bei einem Buchhändler. Der Preis ist zwei Mark. Wenn Sie sich aber einen Fiaker nehmen und ein paar Stunden im Bekanntenkreise herumfahren (Taxe 1 fl. 60 kr. für die erste Stunde), so werden Sie vielleicht Jemand finden, der Ihnen „Schach der Qual" leiht.

Schluss der Redaktion: 31. Januar.

Die Redaktion bestätigt dankend den Empfang von: „La Paix par le Droit". — „Fred-Bladet". — „Versöhnung". — „Herald of Peace". — „Advocate of Peace". — „Correspondance bi-mensuelle." — „Revue des Revues". — „Ethische Cultur". — „Der Freimüthige." — „Concord." — „Les états unis d'Europe." — „Freie Bildungsblätter." — „Der Friede". — „The peace-maker". — „L'époque". — L'Etranger. — „Peace and Goodwill." — Monatl. Extrabl. für Friedensbestrebungen." — „The Arbitrator." — „La liberta & la pace." „Petits plaidoyers contre la guerre."

Verlag von E. Pierson in Wien.
Redaction: Baronin Bertha v. Suttner, Schloss Harmannsdorf, Post Eggenburg, N.-Oest.
Für die Redaction verantwortlich: Richard Lincke in Dresden.
Druck der Albanus'schen Buchdruckerei, Dresden, Am See 7.

Der heutigen Nummer liegt eine **Einladung zur Betheiligung an den Internationalen Serienloos-Gesellschaften von dem Bank-Commissions-Geschäft Carl Sacht, Kopenhagen V und in Hamburg, Herderstrasse 4,** bei, auf welche wir noch besonders aufmerksam machen.

Ferner liegt dieser Nummer noch ein **Aufruf der „Ligue des Femmes pour le Désarmement international"** bei, auf welchen wir unsere Leser hierdurch noch besonders hinweisen.



Badischer Landtag.

27. Sitzung.

Präsident Gönner eröffnet um 9¾ Uhr die Sitzung.

Berathung des Berichtes der Petitionskommission über die Petition der Ortsgruppen der Deutschen Friedensgesellschaft zu Mannheim, Pforzheim, Offenburg, Konstanz und Lörrach wegen Reform des Schulunterrichts.

Den Bericht erstattet der Abg. Werr.

Zur Begründung der Petition führen die Bittsteller aus: Alle Staatsmänner unserer Zeit versichern, den Völkern den Frieden erhalten zu wollen. Dieses edle Bestreben könne nur dann Erfolg haben, wenn es gelänge, den Krieg nach und nach ganz abzuschaffen und alle auftauchenden Streitfälle durch internationale Schiedsgerichte zum Austrag zu bringen.

Zur Erfüllung dieses Wunsches trage wesentlich bei, wenn in der Erziehung der Jugend alles vermieden werde, was dieser Erleuchtung der Völker im Wege stehe.

Deswegen müssten die bisher im Unterrichte an den Volks- und Mittelschulen gemachten Fehler vermieden werden.

Mit Interesse habe die Kommission aus der Petition vernommen, dass sich den verschiedenen Friedensvereinigungen auch eine „Deutsche Friedensgesellschaft“ beigesellt hat und dass auch in unserem engeren Heimathlande Baden fünf Ortsgruppen bestehen. Die Absicht der „Deutschen Friedensgesellschaft“ gehe dahin, die Idee der friedlichen Verständigung zwischen den Völkern in immer weiteren Kreisen zu verbreiten und zur Verhütung der Kriege die Einsetzung internationaler Schiedsgerichte anzustreben.

Die Forderung der „Friedensgesellschaften“, internationale Schiedsgerichte zu errichten, sei dadurch als berechtigt anerkannt worden, dass dieses Problem schon mehrmals in Parlamenten, z. B. in jenen von England und Frankreich besprochen wurde.

In Bezug auf die Bitten der Petenten bemerkt der Berichterstatter: Es könne und dürfe kein Streit darüber bestehen, dass der Patriotismus in der Schule mit allem Nachdruck geweckt und gepflegt werden müsse. Denn der Patriotismus sei ja die Liebe zu dem heimathlichen Boden, der uns nähre, zu dem Volke, das unsere Sprache spreche, das uns verstehen könne und dessen Herzschlag wir gleichsam erlauschten. Der Patriotismus sei etwas so Natürliches, dass er bei längerer Abwesenheit vom Vaterland sich in einem gewissen Heimweh offenbare, ja, dass er selbst in dem Herzen seiner Bürger nicht ersterbe, die aus irgend einem Grund das Vaterland zeitweilig verlassen müssen, wie das Beispiel so vieler Priester beweise. Diese Liebe zum Vaterland in den Herzen der Kinder zu wecken und zu pflegen, sei eine so edle That, dass sie der Hingabe von Gut und Blut für das Vater-

land nicht nach-, sondern gleichstehe. Darum wollen die Petenten, dass diese erste und wichtigste aller Bürgertugenden bei der Jugend eifrigst gepflegt werde.

Nur darüber können verschiedene Ansichten bestehen, auf welche Art und Weise der Patriotismus am besten in den Herzen der Jugend geweckt und gepflegt werden kann und soll. Viele seien der Meinung, dieses edle Ziel werde am besten erreicht durch möglichst ausführliche Schilderung der Kriege, der Schlachten und der Heldenthaten der Führer und der Soldaten. Die Petenten dagegen meinen, es genüge eine Schilderung der Kriege in ihren allgemeinen Umrissen, dagegen sei die eifrige Pflege der Kulturgeschichte ein wesentliches Mittel zur Weckung und Pflege des Patriotismus. Die Petenten befürchten, dass bei zu breiter Schilderung der Kriege der Patriotismus irregeleitet werde und der Chauvinismus ausarte.

Es sei begründeter Anlass vorhanden, zu verlangen, dass die Kulturgeschichte sowohl in den Lehrbüchern als auch in der Schule ausführlicher als bisher behandelt werden möge, dass dagegen die Geschichte der Kriege etwas gekürzt werde.

Die Kommission stelle deshalb den Antrag:

> Die Petition der Ortsgruppen der Deutschen Friedensgesellschaft ist der Grossherzoglichen Regierung zur Kenntnissnahme zu überweisen.

Oberschulrathsdirektor Geh. Rath Dr. Arnsperger: Man möge ihm gestatten, im Namen der Regierung die Stellung der Unterrichtsverwaltung zu der vorliegenden Frage kurz anzugeben. Er sei der Ansicht, dass nicht nur die Liebe zum heimathlichen Boden und zu dem Volke, das unsere Sprache spricht, den Inbegriff des Patriotismus bilde, sondern dass Patriotismus auch den regen, warmen Sinn für Grösse, Ehre, Macht und Ruhm des deutschen Vaterlandes und für die Sicherheit, Unabhängigkeit und Freiheit desselben mitumfasse. Der Chauvinismus sei gar nicht in der deutschen Natur begründet. Er könne es desshalb nicht für nothwendig finden, dass man diese Petition in dem Sinne der Regierung zur Kenntnissnahme überweise, wie die Kommission es beantragt habe.

Abg. Leimbach: Kein Volk habe ein grösseres Bedürfniss nach Frieden, als das deutsche, weil gerade der deutsche Boden so oft mit dem Blute von Kriegern getränkt worden sei. Das Wort Chauvinismus habe in Deutschland nie Geltung gehabt, daher sei diese Bemerkung im Kommissionsbericht überflüssig. Die Deutsche Friedensgesellschaft fühlt das Bedürfniss, sich nach aussen bemerkbar zu machen durch Friedenskongresse, in denen sich aber manchmal ihre Mitglieder selbst in die Haare gerathen. Die Petition gehe von Utopien aus. Wir stehen aber auf dem Boden der unerbittlichen Wirklichkeit.

Abg. Armbruster bedauert, dass die Berathungen in der Kommission vorzeitig in der Presse zur Erörterung gelangten.

Abg. Dr. Weygoldt: Die Deutsche Friedensgesellschaft habe ja ein schönes Ideal, sie wünsche, dass der Krieg aufhöre und ewiger Frieden herrsche. Dasselbe habe er auch und Alle im Haus und Alle hofften, dass es sich verwirkliche. Die Petition ginge von der Stellung aus, als ob im deutschen Volk eine Art Chauvinismus herrsche. Die Regierung, der Kaiser, die deutschen Bundesfürsten, auch der Reichstag, alle wollten den Frieden.

Abg. Greiff: Gerade die alten Kämpfer fühlen sich geehrt, dass es ihnen vergönnt war, an den ruhmvollen Kämpfen theilzunehmen. Sie empfinden es aber auch mit nicht geringer Genugthuung, dass jetzt Friede eingekehrt sei. Er möchte es bezweifeln, ob eine Jugend, wie sie die Deutsche Friedens-

gesellschaft erziehen will, bei 15 Grad Kälte drei Tage dem Feinde Stand hält. Wir brauchen eine Jugend, die nicht von Prüderie angekränkelt ist.

Abg. Birkenmayer: In der vorgelegten Petition sehe er auch die Bezeichnung „Mitbürgerinnen“. Diesen Ausdruck kenne er aber bis jetzt als solchen nicht. Er sei der Ansicht, dass auch diesmal der alte Satz: „mulier taceat in eclesia“ gelten müsse.

Abg. Freiherr v. Stockhorner: Der Kommissionsantrag bringe manches Gute, so den Wunsch nach grösserer Berücksichtigung der Kulturgeschichte und die Pflege des Patriotismus, aber auch vieles Unrichtige und sogar Unbegreifliche. Jedermann wünsche den Frieden: der Kaiser, die Bundesfürsten und das ganze deutsche Volk. Es liege also kein Grund vor, besondere Aussprüche zu betonen.

Beim Präsidenten ist ein Antrag der nationalliberalen Fraktion, unterstützt von den Abgg. Freihr. v. Stockhorner und Flüge, eingelaufen, das Haus möge über die Petition zur Tagesordnung übergehen.

Abg. Wittum: Die Friedensgesellschaft mag ja einen edlen Zweck verfolgen, allein, wie der Abg. Leimbach schon hervorgehoben habe, ginge es gerade auf ihren Kongressen nicht immer sehr friedlich zu, denn in der That seien dort die politischen Gegensätze und Anschauungen sehr heftig aufeinander geplatzt. Noch lebe es ja in der Erinnerung, wie der Vorsitzende des seiner Zeit in Hamburg tagenden Kongresses — übrigens ein Landsmann — das Anerkennungstelegramm an den deutschen Kaiser einfach vereitelt habe. (!) Er sei auch der Meinung, so paradox dies klingen mag, dass gerade die Weiterentwickelung unserer Waffentechnik mehr als alles andere zur Wahrung des Weltfriedens beitragen werde.

(Oberschulrath Dr. Weygoldt nimmt am Regierungstisch Platz.)

Abg. Heimburger: Der Friedensgesellschaft gehöre Redner nicht an; auch habe er die Petition nicht unterschrieben; er glaube aber nicht, dass man in solcher Weise, wie der Abg. Leimbach, über diese Leute sprechen dürfe. Die Namen ihrer Angehörigen bürgen dafür, dass sie sich nicht eine weitere Folie geben wollen, als was sie thatsächlich bestreben. Ihre Ziele seien sicherlich edle und patriotische. Es werde eingewendet, dass ihre Bestrebungen Utopien seien und kein praktisches Resultat bringen können. Wenn nur wenigstens in Zukunft wegen einer Bagatelle kein Krieg mehr angefangen würde, dann wäre schon viel erreicht. Ob übrigens der „ewige Friede“ eine Utopie sei, möchte er bezweifeln. Man habe z. B. seiner Zeit auch die Einheitsbestrebungen deutscher Patrioten als Utopie bezeichnet, ja sogar bestraft, und doch bestehe heute ein einiges Deutsches Reich.

Abg. Dr. Reichardt: Er hoffe, dass das Haus dem Antrag nicht zustimmen werde. Wenn die Kriegsgeschichte nur in allgemeinen Umrissen geschildert würde, käme nichts heraus.

Die Sitzung wird um 1 Uhr abgebrochen.

28. Sitzung.

Präsident Gönner eröffnet um 9¾ Uhr die Sitzung.

Abg. Venedey: Wer in den letzten Tagen die Kundgebungen einer gewissen Presse gegen die Friedensvereine, die gewissermassen an ein Kesseltreiben erinnerten, einer Presse, zu der auch ein angeblich sehr fein gebildetes Blatt in München gehöre, gelesen habe und wer weiter gehört habe, wie seine Partei gestern im Hause angegriffen worden, müsste zu der Meinung kommen, als ob sie ganz Unerhörtes beabsichtigten, als ob sie das Vaterland ruiniren und den Deutschen den Patriotismus entziehen wollten. Indessen das Geschrei habe ihn kalt gelassen, es werde ja auch gegen die besten Patrioten erhoben.

Die Petition fordere zweierlei: die Beseitigung jeden chauvinistischen Beiwerks im Lesebuch, sowie Einschränkung des kriegsgeschichtlichen Unterrichts, sodann grössere Pflege der Culturgeschichte. Von nationalliberaler Seite werde freilich der Petition jeder ernste Hintergrund abgesprochen, man sage, es sei unnöthig, sich damit zu befassen, da nichts von Chauvinismus im Lesebuch enthalten sei, sondern nur das Allernothwendigste, zur Pflege des Patriotismus Unumgängliche den Schülern geboten werde. Ja, da käme es darauf an, was man unter Patriotismus verstände. Er und seine Partei glauben ebenso für sich die Vaterlandsliebe in Anspruch nehmen zu dürfen. Eigenthümlich sei es, dass man sich nach einer erst eben verflossenen, der Erinnerung an eine grosse Schlacht gewidmeten Feier als von jedem Chauvinismus frei hinstellen wolle. Aber der Ruhm sei eben auch im friedlichen Wettkampf der Nation zu suchen und dieser Ruhm werde hoffentlich in nicht zuferner Zeit die Bedeutung des ersteren überflügeln. Man sage auf der Gegenseite des Hauses, es gebe keinen Chauvinismus im deutschen Volke. Vielleicht sei dies früher der Fall gewesen. Was nun die Lesebücher betreffe, so habe er dort manches gefunden, was seiner Ansicht nach chauvinistisch genannt werden müsse und geeignet sei, im Gemüth der Kinder eine schiefe Auffassung von manchen Dingen zu schaffen. Sei doch vieles so dargestellt, als besitze das französische Volk weniger Ideale, als es besitzen sollte. Er verweise auf den im zweiten Theil für die mittleren Klassen geschilderten Anfang des Krieges 1870/71 und den dritten Theil, wo die Kämpfe bei Saarbrücken behandelt sind (Redner verliest eine Stelle aus letzterem Aufsatz). Man könne unmöglich mit Recht einem ganzen Volke so etwas unterstellen, wie dies in jenem Lesestück geschehe. Wenn es da heisse, die Franzosen seien von Habgier erfüllt gewesen nach den Kohlenbecken von Saarbrücken, so bezweifle er, ob die grosse Masse des französischen Volkes damals überhaupt gewusst habe, wo Saarbrücken liegt. Ueberhaupt habe nicht das französische Volk den Krieg 1870/71 angefangen. Auch das Wort „Erbfeind“ müsse man, namentlich von 9—10jährigen Kindern, fernhalten, wie denn überhaupt eine Erbfeindschaft zwischen Völkern als solche nur eine Ausgeburt der Phantasie einzelner Leute sei. Was seien denn die früheren Kämpfe der Völker gegeneinander gewesen? Was sei denn das Volk überhaupt gewesen? Die künstlich in Stumpfsinn zurückgehaltene Masse, welche, wenn die Dynastien um ihre Herrschaft fochten, ihre Knochen dazu hergegeben habe. Der Ausdruck „Erbfeind“ habe keine Berechtigung im historischen Sinne. Aber selbst wenn das der Fall wäre, müsse denn bis ans Ende aller Zeiten immer daran erinnert werden, dass die Väter in Feindschaft mit einander gelebt? Wenn man sage, die Franzosen seien chauvinistisch und die Deutschen duldsam, so weise er doch darauf hin, dass naturgemäss immer der Sieger der Friedlichere, der Versöhnliche sei, wogegen es eine allgemeine Erscheinung sei, dass der Gehauene sich gekränkt fühle. Andererseits dürfte man doch eine erfreuliche, in Frankreich zu constatirende Besserung in dieser Beziehung nicht verkennen. Eine ganze Reihe von erleuchteten Staatsmännern und Gelehrten in Frankreich hätten sich für eine Verständigung, für eine Vereinigung der Völker ausgesprochen. Er nenne Männer wie Jules Simon, den Delegirten auf dem Arbeiterschutzcongress in Berlin, ferner Louis Pasteur, Carnot, Feldmarschall Canrobert, welch' Letzterer sich sehr entschieden gegen den Krieg ausgesprochen und denselben une vilaine chose genannt habe. Die Petition betone, dass die kriegerischen Ereignisse in den Lesebüchern übermässig hervorgehoben und die Culturgeschichte zu wenig gepflegt würde. Auch darin könne er ihr nicht unrecht geben, denn im zweiten Band handelten die Stücke 148, 159, 160 bis 63 durchweg von kriegerischen Ereignissen. Noch viel mehr ständen im dritten Theil, wo auch die Völkergeschichte des Alter-

thums behandelt sei, von der er übrigens wünsche, dass man eher den Opfertod des Kodrus oder das Leben und Wirken Solons hätte aufnehmen sollen. Das sei auch nach seiner Meinung für die Kinder nicht zu schwer verständlich, wenigstens würden in der Religionsstunde weit schwerere Fragen den kindlichen Gemüthern aufgegeben. Von den 36 der deutschen Geschichte entlehnten Lesestücken seien 21 ausschliesslich kriegerischen Ereignissen gewidmet. Das sei ein Missverhältniss, und mit der Petition müsse man es bedauern, dass über unsere Entwickelung, über Errungenschaften und Erfindungen, über Leute wie Keppler und Albrecht Dürer nichts aufgenommen sei. Seiner Meinung nach habe also der Herr Oberschulrathsdirector nicht recht, wenn er behaupte, dass Krieg und Schlachten nur in grossen Umrissen aufgenommen seien, ebensowenig der Abg. Weygoldt, der das wiederholt habe. Was dann die Gedichte anbelange, so müsse man bedenken: Wann sind dieselben entstanden und für wen waren sie bestimmt? Jene Gedichte seien eben in einer Zeit tiefster Schmach und Niederwerfung des deutschen Volkes entstanden, als es galt, dem Volke Patriotismus einzuflössen, und zwar dem Theil desselben, der dazu bestimmt war, diesen Befreiungskampf auszufechten. Von diesem Standpunkt aus seien sie grossartig. Aber es sei doch sehr die Frage, ob man jene Gedichte aus der Zeit nationaler Entflammung Kindern von neun oder zehn Jahren zu lesen geben solle. Wenn man sie in der Fortbildungsschule lese und erkläre, würden sie stets gute Früchte tragen, dann würde er der Letzte sein, der dagegen etwas einzuwenden hätte. Etwas anderes sei es doch aber, wenn man sie dem zarten Kindergemüthe vorführe. Es sei doch ganz unvereinbar, wenn das Kind in der Stunde von 8—9 die Religionsgesetze „Du sollst nicht tödten" oder „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst" zu hören bekomme, und in der Stunde darauf predige man ihm „Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen". Man habe es eine Utopie genannt, die Völker könnten aufhören, Kriege zu führen. Dagegen müsse er einwenden, dass gewiss auch früher manches schon Utopie genannt worden sei, was uns heute als selbstverständlich gelte. Der Krämer, den der Raubritter überfallen und ausgeraubt hätte, würde den Hinweis auf eine Zeit, die kein Faustrecht mehr kenne, sicher auch als Utopie bezeichnet haben, und als nichts anders wäre es einem Manne aus dem ancien régime erschienen, wenn man ihm hätte sagen wollen, dass er dereinst bei der Wahl nicht mehr Recht und Stimme als sein Hausknecht haben würde. Auf der anderen Seite glaube er nicht an den Grundsatz: „Si vis pacem para bellum". Diese Devise der alten Römer, des kriegerischsten Volkes aller Zeiten, dessen Symbol des ewigen Krieges die immer geöffneten Thüren des Janustempels gewesen, könne für uns nicht mehr gelten. Die grosse Ansammlung waffengerüsteter Männer sei ein zweischneidiges Schwert. Man habe gesagt, es werde einen schlechten Eindruck machen, wenn man dem Antrag zustimme; das glaube er nicht. Im Gegentheil, wenn man sähe, dass die badische Kammer sich auch mit dieser Frage beschäftige, dass sie also mit an der Spitze der Civilisation marschire, könne dies nur einen guten Eindruck machen. Denn dann habe sie sich nicht gebeugt vor dem Geschrei in der „Badischen Landeszeitung", jenem Patriotismus in Gänsefüsschen!

Oberschulrathsdirector Geh. Rath Dr. Arnsperger: Der Herr Abg. Venedey habe ihn unter denjenigen aufgeführt, welche sagten, „es gebe in Deutschland keinen Chauvinismus". Er sei zwar persönlich dieser Ansicht, habe aber in seinen gestrigen Ausführungen von dieser Stelle aus nur von den Verhältnissen in der Schule und von den Lesebüchern gesprochen, und da sei er nach wie vor der Ansicht, dass chauvinistisches, d. h. das Fremde absichtlich herabsetzendes Beiwerk in den Lesebüchern nicht vorhanden sei.

Abg. Dr. Binz: Die Petition an sich verdiente einfach in den Papierkorb zu wandern. Auf den ersten Blick wenigstens scheine sich eine solche Auffassung zu rechtfertigen. Aber bei genauer Durchsicht namentlich des Kommissionsberichts werde man bemerken, dass es sich um eine ernste Sache, um ein Vorgehen der Deutschen Friedensgesellschaft auf einem sehr wichtigen Gebiete, das besonders in Baden stets gewürdigt wurde, auf dem Gebiete der Schule handle. Der Antrag sei daher von grosser prinzipieller Tragweite, insbesondere wegen der Ausführungen des Berichterstatters. Man müsse sich fragen, ob sich nicht unter dem Gewande internationaler Bestrebungen zur Erhaltung des Friedens Bestrebungen verbergen, die geeignet sind, die Grösse und Macht des Deutschen Reiches zu gefährden.

Abg. Kopf: Aus dem Commissionsbericht sei etwas herausgelesen worden, was gar nicht drin steht. In ganz besonderem Masse gelte das von dem Abg. Binz. Eine gewisse Abschweifung wäre ja zu erwarten gewesen, aber eine Rede, wie man sie eben gehört, in der vom Kern der Sache gar nichts gesagt worden sei, die hätte er von einem Juristen nicht für möglich gehalten. Er habe gemeint, es handle sich in einer bedeutsamen Angelegenheit um eine Kraftprobe seiner Partei. Es handle sich aber gar nicht um eine Parteisache, sondern nur um eine Reform des Schulunterrichts, und zwar nach einer Richtung, in der man verschiedener Ansicht sein könne, ob man nun der oder jener Partei angehöre. Wenn man darauf hinweise, dass auch Centrumsblätter die Sache gebracht und den Vorhalt gemacht habe, unsere Mehrheit sei in die Brüche gegangen, so möchte er dem entgegenhalten, dass seine Partei die ganze Sache überhaupt nicht als Parteisache betrachte. Was nun aber die Kritik des einen Centrumsblattes betreffe, so habe sie sich ja nur auf die paar, vom Herrn Berichterstatter beanstandeten Beispiele bezogen. Der Abg. Binz und andere Herren der Gegenseite hätten zwar gewünscht, die Petition in den Papierkorb wandern zu lassen. Aber die Herren, die auf Seiten der Commissionsmehrheit standen, hätten doch genugsam dargethan, dass die Petition sachlich Gutes enthalte. Gerade von liberaler Seite sollte man am allerwenigsten gegen Forderungen, die doch Ausfluss vom Liberalismus seien, etwas einwenden. Wenn gesagt werde, es solle Chauvinismus aus den Lehrbüchern fern gehalten werden, so sei ja damit gar nicht behauptet, dass das deutsche Volk Chauvinismus besitze. Desshalb habe die Commission sich auch gar nicht zu einer Prüfung der Lesebücher berufen gefühlt, sndern sich lediglich darauf beschränkt, die Richtigkeit der Tendenz der Petition zu untersuchen, und habe deshalb auch davon Abstand genommen, eine empfehlende Ueberweisung an die Regierung zu beschliessen. Im Gegensatz zu den Petenten, welche das Vorhandensein von Chauvinismus in den Lesebüchern behaupten, habe die Commission sich einer Entscheidung darüber enthalten und gesagt, sie wisse nicht, ob Chauvinismus enthalten sei oder nicht. Fern halten heisse einfach, alles, was chauvinistisch ist, nicht hineinkommen lassen. Im übrigen, glaube er, könnten die Petenten mit dem Verlaufe der Debatte zufrieden sein, in welcher von berufener Stelle anerkannt worden sei, dass in der Culturgeschichte mehr geschehen könne. Man mache sich doch klar, dass es, hätte die Commission Uebergang zur Tagesordnung beantragt, geheissen hätte: Man hält die Tendenz der Petition für unberechtigt und die Pflege der Culturgeschichte für genügend. Man schaue doch einmal nach innen, wie da die Gefühle des Hasses und der Verhetzung sich äussern! Man denke an die Militärvorlage mit ihrer zweimaligen Reichstagsauflösung, an die Flottenforderungen, wie da die nationalliberale Presse, bevor noch eine Prüfung eintreten konnte, zu zetern und zu schreien anfing über Reichsfeindschaft und Mangel an Patriotismus. Das sei eine ganz bedenkliche Erscheinung von

Chauvinismus im eigenen Lande. Auch in den gestrigen und heutigen Reden, wo Verschiedenes untergelegt worden sei, wo man offene Thüren einrennt und patriotische Reden halte, liege ein Stück Chauvinismus! Man habe also alle Ursache, auf der Hut zu sein, dass diese Stimmung nicht auch noch in die Schule hineingezogen wird. Der Patriotismus könne besser gepflegt werden, wenn man auf die wahren Vorzüge des deutschen Volkes hinweise, auf seine Gottesfurcht, Gerechtigkeit, seinen Sinn für wissenschaftliches Streben. Man möge doch nicht in die französische Hurrahstimmung verfallen. Uebrigens mache er darauf aufmerksam, dass auch viele Nationalliberale Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft seien, so z. B. ein Oberamtmann aus einer grösseren Stadt des Landes.

Abg. Mampel: Ein altes Sprichwort sage: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Er hätte lieber nicht das Wort ergriffen, aber in einem Momente, wo Schweigen als ein Verbrechen ausgelegt werden könne, müsse er reden als alter Feldzugsssoldat — er sei zwar nur Colonnenkutscher gewesen — als Reichsbürger und Badener, besonders aber als Pfälzer. In seiner Heimath weisen die Kinder auf die stummen Zeugen einer schrecklichen Zeit in Heidelberg hin und fragen: Was haben die Franzosen im Lande zu schaffen gehabt? Es sei kein Chauvinismus, wenn man darauf hinweise, wenn man sich der Voreltern erinnere, die so oft die heimische Scholle gegen die Franzosen vertheidigen mussten.

Abg. Fieser: Er bezweifle, ob es der Friedensgesellschaft auch ernst sei mit ihren Forderungen. In ihrem Organ werden merkwürdige Dinge als die letzten Ziele aufgestellt; die Durchführung der republikanischen Staatsverfassung in ganz Europa, Gleichberechtigung der Frauen, Trennung von Staat und Kirche und Einführung der Schweizer Militärverfassung in allen Staaten. Gegenüber dem Abg. Venedey bemerkt der Redner, dass ihn der Grundsatz: „Si vis pacem, para bellum“ ein ganz vernünftiger staatsmännischer Grundsatz erscheine.

Präsident Gönner bemerkt, dass noch zehn Redner vorgemerkt seien, und schlägt vor, die Sitzung abzubrechen, was geschieht.

29. Sitzung.

Vicepräsident Lauck eröffnet um $4^1/_2$ Uhr die Sitzung.

Vicepräsident Lauck theilt mit, dass jetzt noch 16 Redner vorgemerkt sind. Es sei ein Schlussantrag des Abg. Wilckens, unterstützt von Mitgliedern aller Parteien, eingelaufen, dass ausser dem Berichterstatter und dem Antragsteller Wittum nur noch drei Redner, und zwar die Abgg. Dreesbach, Pflüger und Giessler zum Worte kommen sollen.

Das Haus stimmt dem Antrag bei.

Abg. Dreesbach: Als Nichtmitglieder der Friedensgesellschaft sprächen er und seine politischen Freunde durchaus objektiv und nicht pro domo, allein die Bestrebungen jener Gesellschaft seien ihnen sympathisch, weil sie sich mit ihrer Ansicht deckten, die dahin gehe, dass mit einem Verschwinden der Kriege bezw. einer Herabdrückung auf ein Mindestmass nicht allein den Kriegführenden, sondern der gesammten Menschheit gedient wäre. Ueber die Ursachen der Kriege sei ja genug gesprochen worden; seine Partei sei der Meinung, dass die Gründe namentlich der letzten Kriege in wirthschaftlichen Verhältnissen zu suchen seien. Nun habe man von der Gegenseite darauf hingewiesen, dass schon in der Vervollkommnung der Waffentechnik ein Mittel zur Beschränkung der Kriege gegeben sei. Er glaube im Gegentheil, dass das fortwährende Rüsten einmal zum Kriege führen müsse. Die Machthaber beschwören die Kriege herauf und das in Ekstase gesetzte Volk dränge dann

weiter. Die Sozialdemokratie habe mehr als einmal den Reichstag zur Abrüstung aufgefordert; allerdings müsse die Abrüstung international geschehen. Auch müsse das Volk die Entscheidung über jeden Krieg treffen. Wäre das erst einmal erreicht, dann würde man dynastische Kriege nicht mehr kennen. Was sei nun aber das Hauptmotiv der Petition? Eine Reform des Lesebuches. Ob die angeführten Stellen allein eine Reform bedingen, sei dahingestellt, aber reformbedürftig sei das Buch. An den citirten Stellen könne er keinen Anstand finden, man könne ja eben den Feind nicht mit Glacéhandschuhen anfassen, sondern müsse ihn mit der Schärfe des Schwertes züchtigen, auch müsse man ihn aufs Haupt schlagen, und könne nicht gut einen anderen Körpertheil wählen (Heiterkeit). Warum aber enthalte das Lesebuch nichts vom 66er Kriege, der den ersten Anstoss zur Einigung Deutschlands gegeben habe? Wenn man dem heranwachsenden Geschlecht einen Begriff von der Entwickelung Deutschlands geben will, dürfe dieser Krieg nicht fehlen. Habe man ihn vielleicht nicht aufgenommen, weil man nicht wusste, wer damals der „Erbfeind“ war? Auch die 48er Erhebung, die dem Absolutismus den Todesstoss gegeben, enthalte das Lesebuch nicht. Warum beobachte man da Stillschweigen? Wolle man Kriegsgeschichte schreiben, so müsse man sich vor Allem der Wahrheit befleissigen und auf die Kosten und das Elend des Krieges hinweisen. Man solle nicht glauben, dass der Pariser Pöbel Rufe wie: „Rache für Sadowa!“ ausgestossen hätte, wenn Napoleon und seine Minister nicht den Krieg gewollt hätten. Das Berliner Volk könnte hundertmal rufen, wenn es nicht in den Plänen der deutschen Regierung liege, würde sie keinen Schritt zu einem Feldzug thun. Und dann denke man doch auch an die Redigirung der Emser Depesche! Bismarck selbst habe ja zugestanden, dass man den günstigen Augenblick nicht habe verpassen dürfen. Also wenn der Krieg, der eine naturnothwendige Folge des 66er gewesen, auch nicht abzuwenden war, so hätte er doch hinausgeschoben werden können. Der Abgeordnete Wittum habe die Franzosen so chauvinistisch hingestellt, als bedürfe es bei ihnen nur eines Funkens zur Explosion des Pulverfasses, nun jene Depesche sei der Funke gewesen. Der Abg. Schaier habe mit Recht die Sozialdemokratie eine Partei des Friedens genannt, denn die Vereinigung aller Proletarier würde die Kriege unmöglich machen, eine Neuordnung der Gesellschaft herbeiführen, und dem Friedensbedürfniss Rechnung tragen. Der Abg. Birkenmayer habe den Frauen das Recht der Mitbürgerschaft absprechen wollen. Wer erziehe denn aber die Helden und Kämpfer? Wer folge dem Heere als barmherzige Samariter in die Schlacht? Man könne also nicht so wegwerfend von den Frauen sprechen.

Abg. Pflüger: In unseren Schulen sei der Geschichtsunterricht sehr anfechtbar. Ausdrücke wie „Erbfeind“, „englische Krämerseelen“ u. dergl. kommen in den Aufsätzen von Schülern und Lehrern häufig vor. Das müsse zum Chauvinismus führen, zumal es nicht Jedermann vergönnt sei, das Ausland zu besuchen und die dortigen Leute und den Volksgeist, der sie beseele, kennen zu lernen. Den Franzosen haben wir die Abschaffung vieler Missstände zu verdanken; jedenfalls hätten die Pfälzer — er betone dies gegenüber dem Abg. Mampel — noch viel länger in der Leibeigenschaft geschmachtet, wenn die Franzosen nicht gewesen wären. Die Engländer haben unsern Dichtern grosse Vorbilder geliefert. Die Abgg. Binz und Fieser hätten auf den internationalen Charakter der Friedensgesellschaft hingewiesen. Wie man denn in unserem Lande Frieden schaffen wolle, wenn nicht gleichzeitig auch in allen übrigen Ländern die gleichen Bestrebungen verfolgt werden? Seit Gründung der Schiedsgerichte seien 112 grosse Fälle gütlich geschlichtet worden. Aus 14 Parlamenten seien jetzt 1500 Mitglieder verpflichtet, die Schiedsgerichtsklausel in alle Staatsverträge aufzunehmen. Es

könne dem Frieden nur förderlich sein, wenn auf diese Weise die Abgeordneten aus verschiedenen Ländern sich kennen lernen und Freundschaft schliessen.

Abg. Giessler: Man fürchte nicht, dass er am dritten Tage der Debatte dem Hause noch ein Colleg über die Philosophie des Krieges lesen werde nach dem Rezepte Fieser's oder Dreesbach's. Geschichte könnte hier nicht dozirt werden. Aber er konstatire als Mitglied der Friedensgesellschaft, dass diese mit dem Gang der Verhandlungen zufrieden sein könne. Der Kern der Petition sei ja ein berechtigter. Die Petenten wollen das Lesebuch nicht gleich abgeschafft wissen, sondern verlangten nur eine Prüfung desselben. Die Commission stelle nicht den Antrag auf empfehlende Ueberweisung, aber sie habe sich auch nicht entschliessen können, über den Antrag einfach zur Tagesordnung überzugehen. Die Petition wolle auch nicht, dass die Freiheitsgedichte ausgemerzt und verstümmelt werden. Aber der der Kriegsgeschichte gewidmete Umfang sei zu gross. Die Behauptung, die Petition rüttele an dem Bau des Reichs und die Petenten hätten nur wegen der jetzigen Zusammensetzung des Landtags die Vorlage gewagt, weise er zurück. Die Petition war schon vorbereitet, ehe man in den Wahlkampf eintrat. Auch könne nicht von einer Kraftprobe die Rede sein. Man habe der Friedensgesellschaft republikanische Ideen vorgeworfen auf Grund einer Schrift, die nur angeblich, nicht aber thatsächlich ihr offizielles Organ sei. In der Gesellschaft müssten natürlich auch Republikaner sein, ebenso gut wie Monarchisten dabei sind. Uebrigens sei die Friedensliga seinerzeit in Budapest offiziell von der ungarischen Regierung empfangen worden. Es einige jene Männer eben nur der Friedensgedanke. Er verweise auf die Gründung des Rothen Kreuzes, ein Werk der Friedensliga, auf die in vielen Verträgen zwischen Staaten enthaltenen Schiedsgerichtsklauseln. 234 Mitglieder des englischen Parlaments hätten beim amerikanischen Repräsentantenhaus den Antrag auf Einführung der Schiedsgerichte gestellt, auch Gladstone habe den Bestrebungen zugestimmt. Abg. Binz sage, die Völker selber tragen die Verantwortung für die Kriege. Das sei richtig, aber dann müsse eben das Volk so erzogen werden, dass es seine Verantwortlichkeit erkenne, und in dem Sinn wollen die Petenten die Kriegsgeschichte in den Lesebüchern beschränkt wissen. Gerade weil das deutsche Volk das mächtigste sei und die grösste Cultur habe, müsse es auch Träger der Culturideen sein und auf andere Völker einwirken. Kämen die Völker zur Einführung von Schiedsgerichten, so werde eben nicht mehr die Macht, sondern die Gerechtigkeit entscheiden.

Abg. Dr. Weygoldt: Wir alle anerkennen die Bestrebungen der Friedensgesellschaft und kämpfen für den Frieden. Wenn auch einzelne Redner sich gegen die Friedensgesellschaft geäussert haben, so sei dies noch kein Beweis dafür, dass die Herren mit den Friedensbestrebungen nicht einverstanden sind. Die Behauptung, dass das deutsche Volk chauvinistisch sei, müsse er zurückweisen. Ein anderer Geist, als der, die Kriege abzuwehren, herrsche im deutschen Volke nicht.

In seinem Schlusswort konstatirt der Berichterstatter, Abg. Werr, dass 2000 Personen, und zwar badische Staatsbürger, die Petition unterschrieben hätten, und schon jeder Einzelne, der nur seinen Namen unterzeichne, habe das Recht, eine Petition dem Hause vorzulegen. Die Commission habe ihre Pflicht erfüllt und die Petition nach allen Seiten geprüft.

Nach persönlichen Bemerkungen der Abgg. Dr. Reichardt, Birkenmayer, Wittum, Venedey, Kopf, Binz, Heimburger und Mampel wird der Commissionsantrag in namentlicher Abstimmung mit 29 gegen 28 Stimmen angenommen.

Der Beschluss der Badischen Kammer und die gegnerische Presse.

Die Zahl der anlässlich des Beschlusses der Badischen Kammer in den Blättern erschienenen gegnerischen Artikel ist unendlich gross. Um den Lesern nur einen Begriff von der Seichtigkeit dieser Angriffe zu machen, geben wir im nachstehenden einige Titelüberschriften dieser Artikel:

„Münchener Allgemeine Zeitung“: Hammelpolitik. „Münchener Neuesten Nachrichten“: Eine schmachvolle Dummheit. „Kölnische Volkszeitung“. „Schwäbische Chronik“: „Die Friedensengel in der Badischen Kammer. „Deutsche Tageszeitung“: Gereinigte Lesebücher. „Schlesische Volkszeitung“: Kraftmeierthum und Friedensschwärmerei. „Flensburger Norddeutsche Zeitung“: Eine parlamentarische „Grossthat“. „Rhein- und Ruhrzeitung“: Ein Abderitenstreich. „Leipziger Neueste Nachrichten“: Ein Badischer Schwabenstreich. „Rheinisch-Westfälische Zeitung“: Jeder blamiert sich so gut er kann. „Bonner Zeitung“: Ein klerikaler Schildbürgerstreich. „Badische Landeszeitung“: Zur Kennzeichnung der Friedensvereinler.

Es ist genug. Zur Kennzeichnung des Geistesrichtung einer gewissen Presse genügten diese Titelüberschriften, auf den Inhalt einzugehen, wäre gar nicht nöthig. Wir wollen aber auch noch einige Stilblüthen dieser Presse hiermit zur Kenntniss geben:

Neue preussische (†) Zeitung: Die Gesinnung der europäischen Welt ist in der That so wenig auf Krieg gerichtet, dass es nach dieser Richtung einer weiteren grundsätzlichen Abmilderung gar nicht mehr bedarf. Die Friedensgesellschaften thun also nichts als offene Thüren einrennen, wenn sie fortwährend gegen eine garnicht bestehende Mordlust wettern, und sind deshalb das überflüssigste Ding von der Welt. Immerhin könnte man sie, so lange sie sich auf allgemeine Deklamationen beschränken, ruhig gewähren lassen. Wenn sie aber thörichte Parlamentsmehrheiten dazu verführen, sich ihrem Beginnen so zu sagen von Amtswegen anzuschliessen, so ist das ein öffentlicher Unfug, dem wir auf das entschiedenste entgegentreten müssen.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Mit dem Soldaten, der jeden Augenblick bereit ist, fürs Vaterland sein Leben einzusetzen, verschwindet der Staat, mit dem Staat verschwindet die Zucht, die Ordnung, die Sittlichkeit, also auch die Christlichkeit, deren wir, wir Deutsche, uns erfreuen. Mit dem deutschen Staat verschwände die deutsche Kultur. Die naiven „Friedenmacher“ von Pforzheim und Lörrach verlangen in der Volksschule „Kulturgeschichte“; in Wirklichkeit dienen sie den Zwecken der geschworenen, unversöhnlichen Feinde unseres Volksthums und unserer deutschen Kultur.

Die Badische Zeitung lässt sich aus Donaueschingen melden: Des Volkes Rache für den Schwabenstreich der Kammermehrheit in Sachen der Friedensvereine macht sich da und dort in Faschingsscherzen Luft. Auch das reiche Programm des Narrenvereins Donaueschingen enthält für den Umzug, den er am 21. Februar, Mittags 1 Uhr veranstaltet, folgende Gruppen: „Chinesen. Neue deutsche Reichsbürger, Anhänger der Friedensvereine.“ Ausserdem zählt der Zug noch 13 Abtheilungen, darunter einen Trachtenwagen, Eskimos, Neger, Indianer, Zigeuner. Das Ganze verspricht recht originell zu werden.

Deutsche Lehrerzeitung. (Berlin.) „Was sagen alle verständigen Leute zu einem solchen Entmannungsversuche unserer patriotischen Gesänge?

Was sagt unsere liebe Jugend dazu, die ein kräftiges kriegerisches Wort gottlob mehr liebt als alle Duckmäuserei?"

Bonner Zeitung. Die schmachvolle Dummheit der Kammer, die böses wollte, wird, so hoffen wir, gutes schaffen. Dass die Regierung des Grossherzogs Friedrich anders als mit abgrundloser Verachtung das Blatt mit dem Schandbeschluss aufnehmen könnte, ist ausgeschlossen.

Deutsche Tageszeitung. Doch Scherz beiseite! Die Sache hat einen ernsten Hintergrund. Was die Bittsteller von „Chauvinismus" sagen, ist Unsinn. Dem deutschen Volke ist das, was man Chauvinismus nennt, so fremd, dass es nicht einmal ein eignes Wort dafür hat. Versteht man aber unter Chauvinismus eine ausgeprägte, eigenartstolze, trutzige Vaterlandsliebe, so wollen wir die unserer Jugend mit allen Mitteln wahren. Eines der besten Wahrungsmittel ist die Geschichte der Grossthaten unserer Ahnen. In unserer papiernen, schreibstubendunstigen, redefrohen, thatenarmen Zeit muss das werdende Geschlecht sich an der Kunde grosser Mannesthaten aufrichten, stärken, festigen. Die Erziehung unserer Jugend ist an sich schon lebensarm: daher der Hunger nach frischem, thatfrohem, unmittelbarem Leben! Würde der Wunsch der Friedensgesellschaft erfüllt, dann würde mehr noch als heute ein frühmüdes, frühaltes, sieches und stumpfes Geschlecht heranwachsen. Das verhüte Gott! Unsere Jugend soll — im Gegentheil — mehr noch als bisher erzogen werden zur Freude an der muthigen Mannesthat, zur Begeisterung für des Volkes Grösse und kriegerische Vergangenheit.

Das Volk. Es wird wohl noch ein Weilchen dauern, bis es gelingt, die badische Jugend zu Milchpuppen zu erziehen, die sich einbilden, mit ästhetischem Tintenspritzen und mit Schlagsahne dem Vaterland Achtung zu erzwingen.

Diese wenigen Proben genügen wohl. — Es ist selbstverständlich, dass diesen Auslassungen die Jubelartikel der verständigen und fortgeschrittenen Presse gegenüberstehen.

Um allen diesen Angriffen entgegenzutreten, haben die badischen Friedensgesellschaften nachstehende Erklärung veröffentlicht:

Zur Klarstellung.

Gegenüber den Angriffen, welche theils in der Presse, theils in der Kammer in den Sitzungen vom 28., 29. und 31. Januar gegen die Friedensvereine und die Petition wegen Reform des Schulunterrichts erhoben worden sind, sehen wir uns veranlasst, Folgendes festzustellen:

1. Es ist erwiesen, dass in den vom Grossh. Oberschulrath herausgegebenen Volksschullesebüchern mehrfach Ausdrücke wie „Erbfeind", „Habgier der Franzosen", „wüstes Geschrei des (franz.) Volkes" etc. vorkommen. Aus der erstaunten Frage des Herrn Oberschulrathdirektors Dr. Arnsperger, ob es denn nicht wahr sei, dass Frankreich der Erbfeind Deutschlands sei, geht hervor, dass einer der obersten Leiter des badischen Schulwesens diesen Ausdruck, welcher dem Schüler den Begriff einprägt, in jedem Franzosen seinen geborenen Feind zu erblicken, für berechtigt hält.

2. Aus diesen beiden Thatsachen ergiebt sich, dass unser Verlangen nach Befreiung des Schulunterrichts von „allem chauvinistischen Beiwerk" vollauf berechtigt war. Denn wenn Ausdrücke, wie die angeführten, in einem offiziellen Lehrbuch enthalten sind, kann es nicht ausbleiben, dass diejenigen Lehrer, welche in Sachen des „Patriotismus" temperamentvoll denken, im Unterricht selbst leicht noch viel weiter gehen.

3. Unser Verlangen will die badischen Schulen nicht herabsetzen, sondern im Gegentheil auf eine noch höhere Stufe heben, wie sich aus dem

Schlusssatz unserer Petition deutlich ergiebt, der da sagt, dass Baden durch Erfüllung unserer Bitte bahnbrechend vorangehen werde.

4. Die „Umdichtung“ bestimmter poetischer Erzeugnisse zu verlangen, ist uns nie in den Sinn gekommen, womit alle an die gegentheilige Unterstellung geknüpften Forderungen von selbst entfallen. Es fragt sich aber allerdings, ob von einzelnen Dichtern nicht andere, litterarisch ebenso werthvolle Gedichte, als die gerade ausgewählten, für ein Volksschullesebuch vorzuziehen wären.

5. Die Pflege der Vaterlandsliebe ist als Aufgabe der Schule auch in unserer Petition ausdrücklich anerkannt und gefordert worden; die Pflege kriegerischer Regungen bei der heranwachsenden Jugend, die von einzelnen Rednern vertheidigt wurde, verwerfen wir dagegen auf das Entschiedenste.

6. Dass die Schüler sich bestimmte feste Kenntnisse in der Geschichte erwerben sollen, ist auch unsere Meinung, deshalb fordert unsere Petition ja auch, dass die Kinder über die einzelnen Kriege unter besonderer Berücksichtigung ihrer Ursachen und Folgen in grossen Zügen unterrichtet werden.

7. So gut die Schüler im Anschluss an die Geographie mit den einschlägigen kriegerischen Ereignissen bekannt gemacht werden, kann dies auch bezüglich kulturhistorischer Thaten und Fortschritte geschehen. Wenn in den an den Volksschulen eingeführten Lesebüchern, welche zugleich als Leitfaden für den Geschichtsunterricht dienen, Ereignisse, wie die Erfindung der Buchdruckerkunst durch den Deutschen Gutenberg nur kurz gestreift, der Schilderung einer Schlacht dagegen 10 Seiten gewidmet sind, so ist damit erwiesen, dass im Volksschulunterricht der Kulturgeschichte bei weitem nicht der Raum eingeräumt ist, den sie verdient.

8. Durch das Fehlen eines besonderen offiziellen Leitfadens für den Geschichtsunterricht an den Volksschulen ist dem Hauptpatriotismus (Chauvinismus) einzelner Lehrer freier Spielraum gewährt und unser Verlangen nach Ertheilung bestimmter Direktiven in dieser Richtung daher durchaus berechtigt.

9. Uns gegen den Vorwurf antimonarchischer Tendenzen zu vertheidigen, halten wir angesichts des absolut parteilosen Charakters unserer Vereine für überflüssig.

Welche Folgen die Grossh. Regierung dem von uns mit Genugthuung begrüssten Beschluss der Abgeordnetenkammer geben wird, warten wir in Ruhe ab. Wir werden auch ferner mit Energie für unsere gute Sache kämpfen und zweifeln nicht, dass die Versuche unserer Gegner, den Geist unserer Petition zu verketzern und unsere Vaterlandsliebe zu verdächtigen, von der öffentlichen Meinung die gebührende Verurtheilung finden werden. Denjenigen Herren Abgeordneten und denjenigen Zeitungen, welche für uns eingetreten sind, sprechen wir schliesslich unseren verbindlichsten Dank aus.

Mannheim, Pforzheim, Offenburg, Konstanz und Lörrach, im Februar 1898.

Die Vorstände der Ortsgruppen der Deutschen Friedens-Gesellschaft.

A. Nobel's Testament angefochten von seiner Familie.

Vorladungs-Eingabe an das Karlskogaer Erbgericht.

Die Ingenieure Ragnar Sohlman in Bofors, Rud. Liljequist von Bengtsfors, die kgl. Krone für die schwed. Staaten und Gemeinden, das nordische Storting, die kgl. Academie der Wissenschaft, die schwed. Academie der Korol. medizin.-chirurg. Institute werden hiermit aufgerufen, auf dieses Ansuchen zu antworten

und sich einzufinden im Rathhause von Karlshall zum ersten Verhandlungstag des laufenden Jahres und den gesetzlichen Termin im Sinn des Karlskogaer Erbrechtes nicht zu versäumen.

Nova, 4./2. 98. Von Amtswegen: Stellvertreter E. Br.Leijenhufvud.

Am 10. Dec. 96 starb in St. Remo in Italien der Ingenieur Alfred Bern. Nobel. Unter dem Nachlass des Verstorbenen hat sich eine am 27. Nov. aufgesetzte Urkunde vorgefunden, die mit dem Worte „Testament“ bezeichnet war, durch welche er die Ingenieure Ragnar Sohlman und Rud. Liljequist zu Vollstreckern seines letzten Willens bezüglich seiner Verlassenschaft ernennt. Die Genannten übernahmen und haben gegenwärtig noch das Vermögen des verstorbenen Dr. Nobel's in Händen.

Da inzwischen mehr als ein Jahr verflossen ist und sich in obiger Urkunde keine Andeutung befindet, wem oder welcher (Person oder Gesellschaft) ein bestimmter (gewisser) Geldbetrag, entsprechend den kgl. schwed. Testamentsbestimmungen, auszubezahlen sei,

so dürfte Dr. Nobel's Meinung gewesen sein, dass, übereinstimmend mit dem Gesetz und der Natur der Sache, seine Nachlassenschaft seinen nächsten Erben überantwortet werden sollte.

In summa summarum:

Die unterzeichneten Erben verlangen, dass ihnen von den durch Dr. Nobel aufgestellten Testamentsvollstreckern vollständige Rechenschaft über die bisherigen Auslagen, Zahlungen und Unkosten abgelegt werde. Sie versprechen keine der zu irgend welchen Ansprüchen laut Testament berechtigten Institute und Corporationen wie Personen irgendwie zu verkürzen und erwarten, dass sämmtliche, in obigem Sinne an der Hinterlassenschaft Dr. Nobel's interessirten Parteien sich bis zum ersten Verhandlungstage, d. i. binnen sechs Monaten, vom Tage der Vorladung an gerechnet, sich unter Bekanntgabe ihrer etwaigen Ansprüche melden. Die unterzeichneten Familienmitglieder erklären ausdrücklich, im Falle ihnen das Erbschaftsrecht zugesprochen werden sollte, den Hauptgedanken des Testamentes nach bestem Wissen und Gewissen zur Ausführung bringen zu wollen. Folgen die Unterschriften.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sämmtliche gesetzliche Ansprüche der Anverwandten, welche diese Vorladung unterschrieben, repräsentiren $^{12}/_{20}$ der Verlassenschaft.

Herr Em. Nobel in St. Petersburg, welcher obige Vorladung nicht unterschrieb, ist mit seinen Ansprüchen allein rück- (aus-) ständig.

*

„Dagens Nyheter“ („Tagesneuigkeiten“) äussern sich anlässlich der Bekanntmachung der Kläger, dass diese es nicht unterlassen sollten, da, wo es auf sie ankommt, die Verwirklichung des Hauptgedankens im Testamente Dr. Nobel's zur Ausführung zu bringen. „Sie sagen, dass diese Mittheilungen schon genügen, um Missverständnissen vorzubeugen, aber die Kläger unterlassen es, weiterhin mitzutheilen, wie und auf welche Weise sie die Hauptgedanken zu verwirklichen gedenken, welche Garantieen sie geben können, dass ihre angedeuteten Absichten auf alle Fälle und auf dem Rechte basirend, zur Ausführung kommen, weshalb die Angelegenheit am besten geordnet würde, ohne jede Controle, durch das Zusammenwirken aller bei der Sache Betheiligten.“

Im Auszug aus „Aftonbladet“. Stockholm, 7./2. 1898.

Zeitschau. Wien, Ende Februar 1898.

Wieder, wie im vorigen Monat, ist es unmöglich, in dieser Zeitschau von anderen Dingen zu sprechen, als von dem weltbewegenden Falle Dreyfuss-Esterhazy-Zola, ein Fall, der, wenn diese Blätter erscheinen, wieder in eine neue Phase getreten sein wird, denn mit der Aburtheilung Zolas ist die Sache ebensowenig beendet, als sie es mit der Freisprechung Esterhazy's war.

Zur Stunde als ich die an jene Ereignisse knüpfenden Betrachtungen hier niederschreiben wollte, kommt mir ein von einem bewährten Mitarbeiter und Mitkämpfer, Pfarrer Umfrid, über denselben Gegenstand in edlem Ueberzeugungsfeuer geschriebener Aufsatz zu, den ich an dieser Stelle gern statt der eigenen — vielfach übereinstimmenden — Anschauungen veröffentliche.

Zola's Verurtheilung.

Zola ist verurtheilt. Man hat es kommen sehen. Der ganze Prozess war eine Komödie, ein Hohn auf die Gerechtigkeit. Man hätte die Verhandlung ebensogut hinter verschlossenen Thüren führen können; wenigstens hat man der Menschlichkeit, der Idee des Rechts in dem Gerichtssaal, in dem Zola vor den Geschworenen stand, die Thüre gewiesen. Das Urtheil war fertig, ehe die Verhandlung begonnen hat, der Stab war über den Edelmenschen Zola gebrochen, ehe er selbst oder sein Vertheidiger den Mund aufgethan hat. Alle Mittel des Fanatismus, des Chauvinismus, des Nationalhasses wurden aufgeboten, um das Urtheil der Geschworenen zu verwirren, um sie zum willenlosen Werkzeug der Generale zu machen. Keine Drohung liess man unausgesprochen, der Gassenpöbel von Paris durfte mit Genehmigung der Regierung den Justizpalast umlagern, von der Galerie den Generälen zujauchzen und den Vertheidiger terrorisiren. Zeugen, die für die Unschuld Dreyfus, für die Schuld Esterhazys, für das Recht Zolas aussagen konnten, durften gar nicht zum Wort kommen, der Vertheidiger durfte Fragen, die Aufklärung hätten schaffen können, gar nicht stellen; dagegen wurde es gewissen Generalen gestattet, ganze Plaidoyers unter dem Titel von Zeugenaussagen vor den Geschworenen zu halten. Zola war seines Lebens nicht sicher: unter starker Bedeckung musste er in seine Wohnung gebracht werden, umringt von der johlenden, schreienden, brüllenden Menge, die ihn in die Seine zu werfen drohte. Die chauvinistische Hetzpresse leistete das Menschenmögliche: eine zweite Bartholomäusnacht haben die Ehrenmänner verlangt, die einen grossen Theil des französischen Volks mit geistiger Nahrung versorgen; alle Juden müssen ausgerottet und der Baum der Freiheit mit dem Blut der Israeliten begossen werden. . .

Ist es nicht, als ob wir wieder einmal um Jahrzehnte, ja um Jahrhunderte zurückgeschleudert wären? Ist das das Frankreich, das an der Spitze der Zivilisation marschiert, das Gedanken- und Gewissenfreiheit auf seine Fahne geschrieben hat, das ein Vorbild republikanischer Staatsverfassung der Welt vor Augen stellen wollte, und das nun reif zu sein scheint, die Beute irgend eines ehrgeizigen Generals zu werden? Das, was sich in Frankreich uns vor Augen stellt, das ist keine Republik mehr, das ist ein der Militärdiktatur zutreibendes vom Chauvinismus um den Verstand gebrachtes Volk. Wir Friedensfreunde sind weit entfernt von der pharisäischen Selbstüberhebung, die in dem Worte gipfeln könnte: „Ich danke Dir, Gott, dass ich nicht bin wie diese Franzosen da;“ — aber wir sind doch auch nüchtern genug um einzusehen: so wie Frankreich heute sich darstellt, ist es nicht fähig, der Versöhnungsbotschaft zu lauschen, die wir bringen. Ein Volk, das den Verstand verliert, sobald nur von der entfernten Möglichkeit die Rede ist, dass ein jüdischer

Offizier, den es im Verdacht hat, seine militärischen Geheimnisse an Deutschland verrathen zu haben, unschuldig sein könnte, — ein solches Volk ist nicht reif für die Versöhnung.

Ich möchte zwar auch gegenüber der Anklage, die der französischen Nation ins Gesicht geschleudert werden wird, für mildernde Umstände plädieren. Das Verhalten der Richter und der Geschworenen lässt sich zwar nicht rechtfertigen aber erklären unter dem Gesichtspunkt der sogenannten Staatsraison. Wie? sagten sie sich, wenn der Dreyfus-Prozess wirklich revidirt wird, dann kommen unter Umständen Dinge an den Tag, die — was weiss ich, uns Russland entfremden, Deutschland aber so vor den Kopf stossen, dass es sich genöthigt sieht, uns anzugreifen; dann ist sie da die Stunde der Gefahr, welche Frankreich an den Rand des Abgrunds bringen könnte. — Männlich ist das zwar nicht geredet, aber — es ist ja doch der Ueberlegung werth. Es ist besser, dass ein Mensch sterbe, sagte der Hohepriester Kaiphas, als er Jesus zum Tod führen liess. . . . besser, dass ein Mensch sterbe, denn dass das ganze Volk (durch diesen Messias zu unbesonnenen Schritten sich fortreissen lassend) verderbe. Anwendung: Es ist besser, dass Dreyfus — möglicherweise unschuldig auf der Teufelsinsel leide, als dass Frankreich verbluten muss.

Ist dies wirklich der Gedankengang der französischen Diplomaten, Richter und Geschworenen, so kann ich sie verstehen, wenn ich auch ihr Verfahren nicht billige. Ich sehe, wie das französische Volk sich vor die furchtbare Wahl gestellt wähnt, entweder blutiges Unrecht an einem einzelnen zu thun, oder selbst als Ganzes — sein Todesurtheil zu unterschreiben. Aber giebts wirklich keinen Ausweg? O doch, wenn man ihn nur gehen wollte. Es ist der Ausweg, den die Friedensfreunde seit Jahrzehnten vorgeschlagen haben; die Moral in die Politik einzuführen, d. h. z. B. lieber eine diplomatische Schlappe sich gefallen zu lassen, als Unrecht zu thun, lieber auf die Kenntniss der nachbarlichen Streitkräfte zu verzichten als zu spioniren; lieber auf dem Weg des Vertrags zu versöhnen, als mit bluttriefendem Schwert sich zu zerfleischen.

Dass davon die Völker im Allgemeinen noch so himmelweit entfernt zu sein scheinen, das ist unser Leid. Dass speciell Frankreich der Einfügung in ein wirkliches europäisches Staatenkonzert gegenwärtig noch aufs heftigste widerstrebt, das haben wir aus dem Prozess Zola wieder gelernt. Ich vermisse bei den französischen Richtern und Geschworenen jede Unparteilichkeit, jede ruhige Ueberlegung, jede Nüchternheit. Wenn die Richter im Zolaprozess etwa gesagt hätten: „Die Staatsraison gebietet uns, den Mann zu verurtheilen; das ist eine diru necessitas; aber wir sind geneigt, die edlen Motive dieses Mannes anzuerkennen: so wollen wir uns auf das kleinste Strafmass einigen, das im Gesetze vorgesehen ist, so wäre das zwar nicht gerecht, aber menschlich gehandelt gewesen; aber nein, Zola muss mit der höchsten im Gesetz zulässigen Strafe belegt werden, dieses Urtheil hat der Hass diktiert. Daher stehen wir nicht an, auch den Wahrspruch der Geschworenen als einen gewissenlosen zu bezeichnen. Dieser Wahrspruch ist nahezu so gewissenlos, wie jener andre, den ein französisches Geschworenengericht bald nach dem Jahre 1871 fällte über einen Menschen, der des Mords an einem deutschen Krieger überwiesen war: das Urtheil der Geschworenen aber hat auf „Nicht schuldig“ gelautet. Auch dieses Urtheil war vom Hass und von der Rachsucht eingegeben.

Ein Trost ist uns auch bei dieser traurigen Betrachtung geblieben: der Chauvinismus hat durch diese jüngste That sich so komprimittiert, dass er nicht mehr lebensfähig sein dürfte, dass sich alle anständig denkenden Individuen und Nationen mit Abscheu von ihm wenden. Dass Frankreich sich auf diesem Wege wieder völlig isolieren würde, dass ihm der Zolaprozess ärger geschadet hat, als eine verlorene Schlacht, das steht schon heute fest. Aber,

dass auch dieses Volk einer Umkehr fähig sein dürfte, das wird bewiesen durch die Thatsache, dass die Elite der französischen Gesellschaft auf Seiten Zolas steht, das heisst auf Seiten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Die Edelmenschen aber, welche zur Elite gehören, sie sind die ersten Frühlingsboten einer besseren Zeit. O. Umfrid.

*

Von sonstigen Ereignissen des Februar giebt es nichts Erfreuliches zu berichten. In Oesterreich fortgesetzte Nationalfehde; im deutschen Reichstag halb- oder dreiviertel bewilligte Flottenvermehrung. Stets vergrösserte Tödtungs-Massnahmen zu Land und zur See, stets vermehrte Gewaltwerkzeuge — wie soll da das Leben zu seinem Recht kommen, wie das Recht endlich zum Leben erwachen?

*

So ein Schreckensungethüm, mit Vernichtungsmaterial geladen, ist in die Luft geflogen — das amerikanische Kriegsschiff Maine —; das Unglück wird als nationales Unglück betrachtet und der Präsident erhält von allen Souveränen Beileidsdepeschen. Gewiss, es ist ein trauriger, erschütternder Fall, wenn einige hundert Menschenleben so plötzlich und schrecklich vernichtet werden: — aber warum sind es gerade immer die militärischen Unfälle, die so wesentlich als nationale gelten und die Theilnahme der ausländischen Regierungen erwecken? Das kommt von der unseligen Verquickung der nationalen mit der Kriegssache her; es ist als wäre jedes Land in seinen Streitkräften verkörpert. Es ist dieses eine Umkehrung: man mag wohl sein Höchstes schützen wollen — aber das Schutzinstrument ist nicht das Höchste. — Der Verdacht war rege, das amerikanische Schiff sei von Spaniern vernichtet worden. Mein Gott, was ist zwischen Menschen, die überhaupt Hass und Todtschlag als „politische“ Dinge betrachten, nicht alles möglich? Und nun wird in Amerika fieberhaft gerüstet. Ob die öffentliche Meinung schon genügend – in unserem Sinne — erstarkt sein wird, um das Unglück abzuwenden, dass wegen eines vielleicht heimtückisch und verbrecherisch zerstörten Schiffes ganze Geschwader offen und legal zerstört werden? Warten wir es ab. Aber nicht unthätig. Unsere Freunde in den Vereinigten Staaten erheben laut ihre Stimmen, so laut sie eben können.

*

Aber trotz Amerika, trotz China, trotz Creta, trotz Indien und Sudan, wo überall das Kriegsgespenst droht oder wüthet, die Gedanken kehren zu der Dreyfussache zurück, denn in dieser hat sich am deutlichsten geoffenbart, in welche Lager die heutige Menschheit getheilt ist; und mit voller Klarheit hat sich gezeigt, wie die gewohnten Geleise: Staatsraison, Regierungspolitik, Nationalismus in entgegengesetzter Richtung von jenem Tempel liegen, dem die sehnenden prophetischen Geister seit jeher zustrebten, dem Tempel, wo der Vernunft, dem Herzensadel, der Einigkeit Altäre errichtet werden sollen. — Wie die Dinge heute in Frankreich liegen, wäre dort die Abhaltung eines Friedenscongresses kaum möglich.

Doch, wer weiss, bis 1900 können sich die Legionen der Fortschrittsgeister — Erben der vor hundert Jahren in Frankreich verkündeten Menschenrechte — so gestärkt haben, sie können so sehr durch die jetzigen Ereignisse zur thätigen Selbstbejahung aufgestachelt worden sein, dass zur Ausstellungszeit nicht nur ein Friedenscongress, nicht nur ein Congress der Religionen, wie in Chicago, sondern sogar der „Congrès de l'humanité“ zustande kommt, den einige kühne und begeisterte französische Idealisten schon vorzubereiten begonnen haben.*) Nun gleichviel, wann wir zum Ziele kommen — die Hindernisse mögen sich thürmen, die Strasse möge durch klaffende Abgründe unterbrochen werden, der Leitstern bleibt unverdunkelt. **Bertha v. Suttner.**

---

*) Amo et Decrespe. Le Congrès de l'humanité. Paris, Chamuel. Rue de Savori 1897.

Friedensmärchen.*)

Nach einer von Tordis Bajer (geb. 31. August 1877, gest. 29. Dec. 1897) hinterlassenen Bleistiftsskizze von Sigrun Bajer.
Deutsch von Erich Holm.

> Heilige Nacht mit tausend Kerzen
> Steigest Du festlich in's Erdenthal,
> Giessest Dein Licht in sehnende Herzen
> Kündest mit Trosteswort Frieden zumal

Von jubelnden, holden Frauenstimmen gesungen, schwang sich das Lied himmelan. Lange noch hallte es in meinem Innern nach — tröstend, erhebend, erquickend — — —

Um mich her duftete es lieblich von frischen Tannen. Die Lichter des Weihnachtsbaumes waren halb herabgebrannt. Ein leichter Qualm stieg von den langen Schnuppen auf. Im Verein mit dem Harzgeruch und dem Duft der vielen süssen Sachen bildete er ein eigenes unbeschreibliches Aroma, etwas festliches, poetisches, das mit zum Weihnachtsbaum gehörte.

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Ich war müde des Brütens über die nämlichen, immer wiederkehrenden Gedanken — nun lehnte ich den Kopf zurück und schloss die Augen. Ich verfiel in einen traumartigen Zustand. —

Mächtige, blühende Städte, herrliche Wälder, schneebedeckte Berge, schiffbare Flüsse, blumige Wiesen, fruchtbare Felder! Alles liegt da wie ein sich weithin dehnendes, herrliches Land! Alles athmet Ruhe und Frieden. — — — — Es sieht aus, als wäre es die ganze Welt. Die ganze Welt bildet ein grosses Volk; dann rasch hineilende Eisenbahnzüge und Dampfschiffe, die über die Weltmeere fliegen, als wären es Seen, verbinden die Völker mit einander. Arbeitslust und Ordnung herrscht überall. Die Künstler arbeiten, um die Welt mit den schönsten Früchten ihrer Seele zu schmücken, die Männer der Wissenschaft studiren Tag und Nacht, um die Mittel ausfindig zu machen, ihr am Besten zu dienen. Alles will Entwickelung, Aufschwung, Fortschritt. — — — — — — — — — — — — — —

Da plötzlich zuckt ein Wort wie ein Blitz durch die Nacht, darob selbst der gehärtete, wettergebräunte Bauer erblasst. Es fährt über die Welt hin, und wohin es dringt, stockt alle Arbeit, alle Freude, und stumm und schreckgebannt stehen die Menschen und lauschen ihm. Es ist das Wort „Krieg".

In alten Tagen, als man dem Kriege den Strahlenglanz der Poesie verlieh, ward dies Wort oft mit Jubel begrüsst — jetzt weiss man, dass es Tod, Verderben und die Vernichtung alles dessen bedeute, wass man grossgezogen, gefördert hatte. Darum schallt es jetzt wie ein verzweifelter, qualvoller Schrei: „Krieg!"

Die Mutter weiss, dass sie ihren Sohn, ihren Mann verlieren, — die Jungfrau, dass sie ihren Herzliebsten opfern soll. Und alle wissen es, ihr Heim werde sich schliessen, ihre Arbeit stille stehen, ihr Friede dahin sein.

Die Nacht senkt sich auf sie herab und in deren Gefolge der Schlaf. Doch vergebens sucht der Schlaf ihnen Ruhe zu schenken. Selbst im Traum erzittern sie vor dem Nahen des Kriegs. —

In einem stillen Arbeitszimmer, bei dem gedämpften Schein einer mit grünem Schirm behängten Lampe, sitzt ein weisshaariger Gelehrter in düsteren Gedanken versunken.

Sein ganzes Leben hat er dem Kampfe wider den Krieg geopfert. Und nun fühlt er sich als Einer, der alle seine Hoffnungen gescheitert sieht.

„Wenn ich doch stürbe — wenn ich doch das Zerstörungswerk nicht mit ansehen müsste," murmelt er vor sich hin und streicht sich mit der Hand über die Stirn, als ob dort drinnen etwas wehe thäte. — — — — — — — — — — — — — —

*) Wir freuen uns, unseren Lesern obige kleine Schilderung aus der Feder des Frl. Tordis Bajer, der leider so früh verstorbenen Tochter des Herrn Fr. Bajer, mittheilen zu können. Sie hatte einen so gütigen, liebreichen Sinn und hegte das wärmste Gefühl für die Sache des Friedens. Die Red.

Allein der Friede hatte einen Schutzengel. Er fühlte Erbarmen mit allen den Menschen, die also gepeinigt wurden. Da flog er in die Welt hinaus. Er trat in die Häuser, setzte sich an's Bett der Schlafenden, und sah er ihn sich winden im Grauen vor dem schrecklichen Kriege, so strich er mit seiner weichen Hand beruhigend über sein Haupt. Dann aber sprach er: „Ihr thörichten Menschen! — Wer ist denn Herr über die Welt, als Ihr selbst! — Was krümmt Ihr Euch denn in Schreck und Angst vor dem Kriege! — Seid Ihr Alle wider ihn, was schliesst Ihr Euch nicht zusammen und jagt ihn aus der Welt? —

Gegen die Friedensbewegung.

(Diese Stelle bleibt den Vertheidigern des Kriegsgedankens allzeit offen.)
(Audiatur et altera pars.)

Der Beschluss der Badischen Kammer veranlasste den bekannten Militairschriftsteller Generallieutenant z. D. von Boguslawski zu einen geharnischten Artikel in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“, den wir nachstehend wiedergeben. Wir haben dem Artikel nur das eine entgegenzusetzen, dass wir von dem Umfange der Friedensbewegung leider noch nicht so übezeugt sind wie der Herr General, der unsere Bewegung gewissermassen schon als eine Gefahr für den kriegerischen Geist hinstellt. Soweit sind wir ja leider noch nicht. Dass der Lobredner des Krieges im Allgemeinen nicht ganz richtig urtheilt, geht schon aus der Unbefangenheit hervor, mit der er Klerikalismus, Friedensbewegung, Sozialdemokratie und Frauenbewegung in einen Topf wirft.

Immerhin ist es interessant diesen Gegner zu hören, der bereits im Jahre 1892, als das erste Heft dieser Revue erschien und die „Deutsche Friedensgesellschaft“ ihre ersten Versammlungen hielt, ein warnendes Buch über diese Anzeichen des Fortschrittes veröffentlichte:

Hören wir nun:

„Seit einer Reihe von Jahren entfalten die Friedensgesellschaften eine Propaganda, welche den Krieg als ein absolutes Uebel, ja sogar als ein Verbrechen an der Menschheit darzustellen sucht, ihm alle grossen und erhabenen Seiten abspricht und nur die furchtbaren und abschreckenden hervorzuheben bemüht ist. Hierin findet sich die Thätigkeit dieser Gesellschaften mit der Wühlarbeit der revolutionären Sozialdemokratie zusammen. Wie diese bemüht ist, vor allem den Zusammenhalt des ihren Plänen hinderlichen Heeres durch Lockerung der Manneszucht zu zerstören, so gilt es auch hier, den kriegerischen und militairischen Geist, die Neigung zum Heldenthum, die Freude am Heer, die Liebe zum Waffenhandwerk zu bekämpfen. Von den übrigen radikalen Parteien wird das insofern unterstützt, als ihnen von alters eine gewisse Abneigung gegen das militairische Wesen eigen ist, in dem sie eine Stütze eines starken monarchischen Regiments und die Unterdrückung eines freien Bürgerthums erblicken. Auch in der süddeutschen Demokratie zählt die Milizidee immer noch viele Anhänger. Ein grosser Theil der Klerikalen theilt diesen Widerwillen, wenn er auch ihn in den Parlamenten nicht so offen ausspricht wie die radikale Demokratie. Das infame Wort „Sankt Sedan“ wurde mit der grössten Vorliebe in den westlichen Kaplansblättern gebraucht. Die gegen die Theorien der Freunde des „ewigen Friedens“ geführten Widerlegungen, dass die grössten Geister den Krieg als eine durchaus nöthige Bewegungskraft in der Entwicklung der Menschheit anerkannt haben, dass sogar Kant, trotz seines Buches vom ewigen Frieden, seine erhabenen Seiten und zeitweise Nothwendigkeit nicht in Abrede gestellt hat, verhallen ungehört.

Als ich in meinem 1892 erschienenen Buche „Der Krieg und seine Bedeutung für Staat und Volk“ darauf hinwies, dass alle diese Bestrebungen allmählich zu einer Abschwächung der kriegerischen Eigenschaften unseres Volkes führen müssten — die wir sicherlich einmal in der Zukunft noch nöthiger als früher brauchen werden — wurde mir erwiedert, dass diese Besorgniss vollständig unbegründet sei, da diese Einwirkungen

praktisch niemals Boden gewinnen würden. Die letzten Jahre haben die Unhaltbarkeit dieses Einwandes dargethan. Die Anfänge zu einer Erziehung der Jugend in diesem Sinne, zur Abwendung von den Thaten der Väter, zu einer Missachtung des kriegerischen Geistes und des Heldenthums sind gemacht, jedenfalls bemüht man sich eifrig, sie in Scene zu setzen. Sozialdemokratie und Friedensgesellschaft haben das Wort Chauvinismus, welches gar nicht für uns Deutsche, sondern nur für die Franzosen passt, herüber genommen, um ihren Bestrebungen in Deutschland Vorschub zu leisten. Man bezeichnet auf jener Seite mit Chauvinismus die Liebe zum Heer und den militairischen Geist, die Pflege der Erinnerung an die Heldenthaten der Deutschen, die Freude an der mannhaften kriegerischen That; die ungeschminkte Darstellung eines thatsächlichen bestehenden feindlichen Verhältnisses zwischen einzelnen Nationen, sogar die entschiedene Aufrechthaltung der Ehre und Würde einer Nation in bestimmten Fällen. Die Besitznahme uncivilisirter Länder wird einfach als Eroberungspolitik gebrandmarkt, ohne zu bedenken, dass das „Land der Freiheit“, Amerika, einzig und allein durch eine solche Politik entstanden ist. Neben den allgemeinen Friedenskongressen tagen aber auch solche, die nur von Parlamentariern verschiedener Länder besucht sind. Durch diese sucht man Einfluss auf die Gesetzgebung, betreffend den Schulunterricht, zu erlangen und durch Resolutionen die Volksstimmung zu bearbeiten. Wie dabei verfahren wird, kann man an den bekannten jüngsten Beispielen in Baden sehen, wo man die Lesebücher ihres „chauvinistischen Beiwerks“ entkleiden wollte.

Was man unter „chauvinistischem Beiwerk“ zu verstehen hat, ist oben von uns auseinandergesetzt worden. Uebermässig ins einzelne gehen solche Bücher in der Kriegsgeschichte überhaupt nicht, dazu fehlt ihnen der Raum. Entkleidet man sie aber aller belebenden charakteristischen Züge, die zur Nacheiferung anregen, giebt man nur die trockenen Zahlen- und Zeitangaben, so verfehlt ein solches Lesebuch eben ganz den Zweck, auf die Erweckung nationalen Heldensinns und kriegerischer Thatkraft hinzuwirken. Diese müssen vor allem gepflegt werden, denn so gebietet es die Sicherheit des Vaterlandes, insbesondere des unsrigen, das von allen Seiten von fremden Nationen umgeben ist, wie kein anderer Staat. Die Pflege der Kulturgeschichte wünschen auch wir, aber sie darf der Kriegsgeschichte nicht Abbruch thun, an die sich nun einmal das Geschick der Völker, so lange die Welt steht, hauptsächlich geheftet hat.

Der Vorgang in Baden ist offenbar sehr bezeichnend für den Charakter dieser Bestrebungen. Zu den Zeiten, als die Kriege sehr häufig das waren, was man unter dem Sammelbegriff „Kabinetskriege“ zusammenfasste, hatten die Friedensbestrebungen einen weit grösseren Sinn als jetzt, wo man Kriege nur beginnt, wenn es sich um Lebensinteressen der Völker und um grosse Krisen in der Entwiklung der Staaten handelt, die Gesammtheit der Nation mindestens einen sehr grossen Antheil an der Entscheidung über Krieg und Frieden nimmt, wo erwiesenermassen die Nationen, nicht die Fürsten, es sind, welche in gewissen Momenten zum Krieg gedrängt haben. Wenn im übrigen die an die Möglichkeit eines ewigen Friedens Glaubenden sich damit begnügten, die Segnungen des Friedens zu schildern und ihn als das stetige Glück der Menschheit zu erklären — was er in Wahrheit keineswegs sein würde —, die Schrecken des Krieges hervorzuheben und hiernach ihre Anträge zu stellen, so könnte man hierin keine Gefahr erblicken. Aber die Bestrebungen richten sich dahin, Waffendienst und Heldenthum, alle Eigenschaften des Kriegers herabzusetzen, dem Volk sozusagen zu verekeln und jeden kriegerischen Thatengeist im Keime schon in der Jugend zu ersticken. Diese Bestrebungen sind auch in die „Frauenbewegung“ hineingetragen worden. Den Knaben soll ein kriegerisches Spielzeug nie mehr in die Hand gegeben, sogenannte Kriegsbücher sollen verbrannt werden. Kluge weibliche Politiker haben auch erklärt, sie würden nie mehr einen Groschen für Heer und Marine bewilligen, wenn sie erst — die politischen Rechte hätten. Dass die Frau dazu neigt, die Schrecken des Krieges in den Vordergrund zu stellen und Liebe und Versöhnung zu predigen, ist natürlich: sie

8*

sollte sich aber hüten, in Verhältnisse eingreifen zu wollen, in denen sie niemals vollwerthig mitsprechen kann. Denn weder das weibliche Gefühl kann hier entscheiden, noch kann der Verstand über Werth oder Unwerth des Krieges vollgültig aburtheilen, sondern nur die Erfahrung, die geistigen Prozesse, welche der Mann im Feld durchmacht, und welche seiner Natur nach jeder Mann noch mitten im Frieden besser begreifen wird als die Frau, befähigen hierzu. Nur der Mann kann alle Eindrücke des Krieges vollständig würdigen, denn nur er ist der Handelnde, der Kämpfer. Denn dass die Frau auch diese Erfahrungen machen kann, ist im allgemeinen — mit seltenen Ausnahmen — ausgeschlossen, sie müsste denn der Amazonentruppe von Dahomey nacheifern wollen. Es wird eben stets Themata geben, in denen der in den Geschlechtern an und für sich liegende Unterschied die Wahrheit des alten Paulus-Wortes: Mulier taceat in ecclesia, aufs neue erhärten wird.

In allem dem liegt absolut keine Herabsetzung des Weibes. Die Frau leistet in vielen Gebieten des menschlichen Lebens viel mehr als der Mann, aber nur auf den ihr durch die Organisation ihres Körpers und ihrer seelischen Eigenschaften zugewiesenen.

Die sozialdemokratische Presse, welche schon vor Jahrzehnten unsere Feldherren Gurgelabschneider und unsere Soldaten zweibeinige Thiere in Uniform nannte („Freie Presse“ in Chemnitz, und „Volksstaat“, redigirt von Liebknecht), hat natürlich diesen Bestrebungen andauernd und lebhaft sekundirt und erklärt, Kriege lägen nur im Interesse der Bourgeoisie.

Möchten doch die guten Patrioten, welche es ohne Zweifel in den Friedensgesellschaften ebenfalls giebt, sowie die Anhänger der Sozialdemokratie, die sich klare Einsicht in die Lebensbedingungen unsres Volkes erhalten haben, es sich wohl überlegen, was eine Abschwächung der kriegerischen Tugenden gerade für unser Volk bedeutet. Keine noch so treffliche Organisation der Wehrkraft, keine noch so vervollkommnete Waffentechnik kann diese Tugenden und die aus ihnen hervorgehende Gesinnung ersetzen. Ein Heer ohne inneren kriegerischen Werth wird stets erliegen, wie man es oft genug schon nach langen Friedensperioden gesehen hat. Gerade in solchen Zeiten die kriegerischen Tugenden zu erhalten, muss das Bestreben jeder Regierung und Nation sein.

Der Chauvinismus — bekanntlich abgeleitet von der legendenhaften Figur eines französischen miles gloriosus namens Chauvin — ist die Caricatur des wahren kriegerischen Geistes. Er ist auch kein Kind des Volksheeres, der allgemeinen Dienstpflicht, sondern des Werbe- oder Stellvertreterheeres. Der Chauvinismus erblickt nicht nur in dem kriegerischen Ruhm die Spitze des nationalen Daseins, sondern er will den Ruhm des eigenen Heeres über den aller anderen setzen, er will diese Stellung behaupten und empfindet, wie die Franzosen nach Königgrätz, den Ruhm einer anderen Nation als eine Niederlage der eigenen. Der Chauvinismus ist eitel und überspannt; er ist gar nicht das wahre Heldenthum, sondern steckt zu allermeist in denjenigen, welche, wie abermals in Frankreich 1870, ihre Haut nicht zu Markte zu tragen brauchen. Und nun fragen wir, wo der Chauvinismus denn eigentlich in Deutschland zu finden ist?

Der kriegerische Geist aber besteht allerdings auch in der Anerkennung und Bewunderung der Thaten der Ahnen, in dem Selbstbewusstsein der Kraft, in der Freude an der Mannesthat, aber er ist bei civilisierten Völkern fern von der Eroberungssucht und Prahlerei, wie sie dem Chauvinismus eigen ist. Der kriegerische Geist soll den zur Fahne Einberufenen befähigen, gern seiner Pflicht zu genügen, denn er ist mit dem altgermanischen Gedanken, dass es eine Ehre für den Mann ist, die Waffen für das Vaterland zu tragen, eng verbunden. Wie aber soll er gern und freudig kommen, wenn man ihm täglich predigt, dass der Krieg nicht nur schauderhaft, sondern auch ein Verbrechen sei? Der militärische Geist ist nicht dasselbe, wie der kriegerische. Der erstere umfasst vor Allem das Pflichtgefühl und die Erkenntniss, dass die Unterordnung eine Nothwendigkeit im Heere ist, ohne die das ganze Gebäude zusammenfällt. Der kriegerische Geist wurzelt in der Thatkraft, der militärische in der Ausdauer und Aufopferung. Diese Tugenden in Deutschland zu erhalten, ist für unser Volk eine Lebensbedingung. Noch einige solcher Be-

schlüsse deutscher Landesvertretungen würden die stärkste Aufmunterung zum Kriege gegen uns sein, die es geben könnte — ein herrliches Ergebniss der oben gekennzeichneten Bestrebungen für einen „ewigen Frieden.“.

Gegen den Krieg.

(Citate aus der alten und neuen Literatur.)

Ich hasse den Krieg.

Ich hasse ihn seit meiner Kindheit; weil ich als kleines Mädchen von meinem Vater erzählen hörte, wie sein Aeltester, ein schöner, braver Junge, mit 30 Jahren Hauptmann, von französischen Kugeln aus unseligem Irrthum getroffen, auf nächtlichem Vorposten gefallen war in den Laufgräben von Sebastopol; weil ich später anlässlich einer anderen Katastrophe die Meinen habe schluchzen sehen: Mein zweiter Oheim, damals der Jüngste, im gleichen Rang und gleichem Alter, fiel bei St. Privat; 24 Stunden lang hat er im Todeskampf in einem Wagenschuppen gelegen, im Sterben verlassen: weil ich als kleines Ding während der Belagerung von Paris „die erhabenen Schrecken der Kanonade“, die Feuersbrunst, die Hungersnoth mit erlebt und mit geholfen habe, Kinder meines Alters, deren Gehirn über ihre Schulmappen floss, aufzulesen und zu pflegen!

Ich hasse mit Macht den Krieg, weil er hässlich, schmutzig und fruchtlos ist, aller Ordnung Hohn spricht und allem Schönheitsgefühl widerstrebt, weil blosgelegte, zuckende Eingeweide mein aesthetisches Empfinden und das eines jeden — verletzten.

Ich hasse den Krieg aus reiflicher Ueberlegung — weil er die Anstrengung ins Leere, die Ausgabe in den Abgrund darstellt, weil er noch niemals ein Volk oder eine Idee freigemacht hat, selbst wenn der Drang nach Unabhängigkeit an seiner Wiege gestanden hätte; weil er im Sinne ausschliesslicher Vertheidigung des heimathlichen Herdes die Sympathie und Bewunderung vergewaltigt, Numance, Carthago, Saragossa, Flandern gegen den Herzog Alba, Moskau gegen Napoleon.

Doch ich hasse den Elenden vor Allem auch ohne Ueberlegung, instinktsmässig, weil er in mir, dem zivilisirten Weibe, wie in jedem andern, das wilde Thier weckt, das unmenschliche weibliche Raubthier — Preis und Beute des Siegers!

— — — — — — — — — — — — — — —

O ihr Frauen! Wenn ihr von Krieg sprecht, blickt nicht nach den vorüberziehenden Regimentern — sondern nach den Ambulanzen, wo die Verwundeten schmachten: nach dem Beinhaus, wo die Todten liegen!

Severine in „La Fronde“, journal des femmes.

*

Dem Grundgedanken, welcher der Leitstern aller früheren und gegenwärtigen Friedensbestrebungen ist, giebt Heinrich von Treitschke, in seiner Abhandlung über Lessing, Ausdruck wie folgt:

Weit hinaus über den Gesichtskreis der Nachwelt selber schweift Lessing wieder, wenn er in den Freimaurergesprächen das tiefsinnige Problem durchdenkt: wie lassen sich die Uebel der Beschränktheit und der Härten heben, die das Bestehen mehrerer Staaten hervorruft? Wie ist eine Verbindung möglich aller guten Menschen ohne Ansehen des Standes, des Landes und des Glaubens zum Zwecke rein menschlicher Gesittung? In diesen Worten, fürwahr, eröffnet sich die Aussicht auf einen menschlichen Verkehr der Völkergesellschaft, den erst ferne Tage schauen werden. Wie aber? Steht nicht diesem Weltbürgerthum ein Todfeind gegenüber, dem ersten und berechtigsten Streben der Gegenwart, dem Drange nach nationaler Staatenbildung? Ich denke, nein. So tiefsinnig, so überschwänglich reich ist das Leben der Staaten, dass niemals eine Geistesrichtung allein darin herrschen kann. Noch heute leben sie, jene Gedanken von dem Weltbürgerthum, und eben jene dürfen sich heute Lessings getreueste Schüler nennen, die — seinem Geiste, nicht dem Klange seiner Rede folgend — am rührigsten für den nationalen Gedanken wirken. Wenn erst von den grossen Kultur-

völkern jedes zerrissene sich geeint, jedes geknechtete aus seinem Volksgeiste heraus seinen Staat sich gestaltet hat, wenn damit verschwunden sind die grössten, die gefährlichsten Anlässe des Haders, die bisher Staat mit Staat verfeindet: dann erst wird jener gesicherte Verkehr der Menschen, jenes Weltbürgerthum sich vollenden in einem weiteren tieferen Sinne als Lessing meinte, und allüberall wird man reden von seinem Sehergeiste. **Treitschke,**

Hist. polit. Aufsätze 1870.

*

Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advokaten,
Der ihm ausführt seine Thaten,
Keinem hat er was genommen,
Wo er nichts bei ihm bekommen;
Keinem hat er was gestohlen,
Denn er nahm es unverhohlen;
Keinen hat er je geschlagen,
Der sich liess bei Zeiten jagen;
Was er von der Strasse klaubet,
Ist gefunden, nicht geraubet:
Haus, Hof, Scheun' und Schopf geleeret,
Heisst ein Stücke Brod begehret;
Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichten,
Heisst des Herren Dienst verrichten;
Huren, saufen, spielen, fluchen,
Heisst dem Muth Erfrischung suchen;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heisst — den Engeln Müh' ersparen.

—

Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegs Genoss',
Sind zwei ungezogne Brüder,
Die durch ihres Fusses Stoss
Treten, was nur stehet, nieder.
Jener führet diesen an;
Wenn mit Morden, Rauben, Brennen,
Jener schon genug gethan,
Lernt man diesen erst recht kennen;
Denn er ist so rasend kühn,
So ergrimmt, und so vermessen,
Dass er, wenn sonst Alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu fressen.

Von **Logau,**
der in der Zeit des dreissigjährigen Krieges lebte.

*

Man kann sich nicht genug beeilen, den Zeitpunkt herbeizuführen, wo die Heere mit dem Volke identificirt sein werden, wenn dieser Zeitpunkt zu jenem führt, wo es keine Heere und keinen Krieg mehr geben wird, und wo unser Planet nur mehr eine Menschheit tragen wird, die endlich einig über die sozialen Formen wäre — ein Ergebniss, das schon längst erreicht sein sollte.

Alfred de Vigny,
Servitude et grandeur militaire.

*

Wenn Euere Seele, Franzosen, nicht mehr die Seele der Nationen erzittern macht, wenn Euere Stimme nicht mehr das Herz der ganzen Menschheit höher schlagen lässt, so heisst das, dass Ihr nicht mehr die Apostel der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit sein wollt, dass „La France“ nicht mehr die Freundin des Menschengeschlechts, die Mitbürgerin der Völker sein will; — so heisst das, dass sie nicht mehr die Hände aufthut, um jene Freiheits-Saaten auszustreuen, die sie einstens mit so hoheitsvoller Geberde über die Welt streute, so dass lange Zeit jeder schöne humane Gedanke als ein französischer Gedanke gelten konnte —; so heisst das, dass sie nicht mehr das Land der Philosophen und der Revolution ist und dass in den Dachstübchen in der Nachbarschaft des Pantheons keine jungen Meister mehr sitzen, die auf einem Tisch von weichem Holze jene Seiten schreiben, über welche die Völker in Hoffnung erschauern und die Tyrannen erblassen. **Anatole France.**

Aus Friedensvereinen und Versammlungen.

Der 22. Februar.

Der internationale Demonstrationstag der Friedensgesellschaften wurde auch in diesem Jahre an allen Orten, an denen sich Friedensgesellschaften befinden, durch Versammlungen gefeiert, die die vom Berner Bureau vorgeschlagene Resolution angenommen haben.

Es liegen uns bei Schluss der Redaction folgende Nachrichten vor:

Der Friedenstag in Wien. Ueber die Veranstaltung dieses Tages brachten am 23. Februar sämmtliche grossen Wiener Zeitungen, die auch schon vorher Ankündigungen der Feier und den Wortlaut der all-

gemeinen Erklärung veröffentlicht hatten, folgenden Bericht:

Eine Kundgebung der Friedensfreunde. In Ausführung des Beschlusses des achten Weltfriedens-Congresses in Hamburg, am 22. Februar eine allgemeine Friedenskundgebung zu veranstalten, fand heute Nachmittags unter dem Vorsitze der Gesellschafts-Präsidentin Frau Baronin Bertha Suttner im Saale des Wissenschaftlichen Clubs eine ausserordentlich zahlreich besuchte Versammlung der Oesterreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde statt. Derselben wohnten unter Anderen bei: Mark Twain, Reichsraths-Abgeordneter Dr. Kronawetter, die Landtags-Abgeordneten Baron Pirquet und Dr. Ofner, als Vertreter der akademischen Friedensfreunde Dr. Kelbel, Fürst Alfred Wrede, die Malerin Adrienne Gräfin Pötting, Hedwig Gräfin Pötting, Stiftsdame, Gräfin Hoyos, Pionnier-Hauptmann von Schindler, Dr. Schwarz in Vertretung der Friedensfreunde in Baden etc. Frau Baronin Suttner beleuchtete zunächst die Bedeutung des Tages, an welchem in allen Städten Europas und Amerikas und in allen Cultursprachen eine Manifestation zu Gunsten der Friedensidee stattfinde. In Berlin findet die Versammlung im Bürgersaale des Rathhauses statt, und ich gebe Ihnen zu bedenken, sagte Baronin Suttner, ob es für uns möglich gewesen wäre, im Bürgersaale unseres Rathhauses zu tagen. (Lebhafter Beifall.) Rednerin berichtete nun über die Fortschritte der Friedensbewegung, die in Europa und auch in Amerika, als dessen Vertreter ein illustrer Schriftsteller, Mark Twain, der Versammlung anwohnt, erfreuliche Bedeutung erlangte. (Die Anwesenden bereiten dem berühmten Humoristen eine lebhafte Ovation.) Die ganze civilisirte Welt, fuhr Baronin Suttner fort, blickt mit Spannung auf die Vorgänge im Zola-Processe. Auch dieser Process steht in Beziehung zu den Friedensfreunden, welche Recht und Wahrheit anstreben. Es ist nicht nothwendig, erst zu betonen, auf welcher Seite die Friedensfreunde stehen, dass sie auf der Seite des Rechtes und auf der Seite derjenigen sind, welche die Wahrheit suchen. Zola gehört zu den Friedensfreunden und auch in seinen Schriften verficht er die Ideen des Friedens und des Rechtes. Die hervorragendsten Schriftsteller, Künstler und Gelehrten Europas haben dem grossen Kämpfer für Wahrheit und Recht ihre Bewunderung ausgesprochen. Unsere Stimmen werden aber von dem Hassgeheul der Strassen übertönt. Der Ruf nach Liebe und Gerechtigkeit erweckt Spott bei unseren Gegnern. Wenn die Menschen vom Fiebertaumel der Feindschaft erfüllt sind, darf die Stimme der Vernunft nicht schweigen. Die Friedensbewegung ist keine Sache des Gefühles mehr, sondern eine Sache der Vernunft. Die Ritter der Menschenliebe müssen einmal aggressiv werden, sie müssen in die Offensive gehen. Es ist auch ein Krieg, den wir führen, schloss Baronin Suttner, aber mit anderen Mitteln und für andere Ziele. (Lebhafter Beifall.) Rednerin beantragte die Annahme folgender Resolution: „Wir protestiren gegen die Thorheit und Ungerechtigkeit, die der Absicht, Streitigkeiten zwischen den Völkern durch Kriege austragen zu wollen, zu Grunde liegt, und gegen den Unverstand, der sich in den stets zunehmenden Rüstungen offenbart. Wir verpflichten uns, das Princip der rohen Gewalt in den Beziehungen der Staaten zu einander energisch zu bekämpfen und nach Kräften die Organisation eines gerichtlichen Verfahrens zwischen den Völkern fördern zu wollen.“ Nach einhelliger Annahme der Resolution wurde noch folgender, vom Berner Central-Verein vorgeschlagener Zusatz einstimmig acceptirt: „Ueberzeugt von der Macht und dem Einfluss der Presse, begrüssen wir freudig das Zustandekommen des internationalen Journalisten-Verbandes für den Frieden. Wir beglückwünschen die Journalisten, welche diesem Verbande beigetreten sind, aufs herzlichste und versprechen der Presse, die für den Frieden und die Gerechtigkeit kämpft, unsere thatkräftige Unterstützung.“ An der sich anschliessenden Debatte betheiligten sich Reichsraths-Abgeordneter Dr. Kronawetter, die Ingenieure Lössel und Miller, Baron Pirquet, Gemeinderath Lucian Brunner und Andere. Dr. Kronawetter betonte, durch Hohn und Spott dürfe man sich nicht abhalten lassen, in allen Kreisen für die Ideen des Rechtes, der Freiheit und des Friedens zu kämpfen. Was wir thun, thun wir für die Menschheit und die folgenden Generationen. (Beifall.)

*

Am folgenden Tag, 24. Februar, stand in den Blättern folgender Nachtrag:

(Zola an die Oesterreichische Gesellschaft der Friedensfreunde.) Emile Zola hat anlässlich der am 22. Februar im Wissenschaftlichen Club abgehaltenen Versammlung der Oesterreichichen Gesellschaft der Friedensfreunde an Baronin Bertha von Suttner eine Zuschrift gerichtet, des Inhalts:

„Was ich Ihnen versprechen kann, gnädige Frau, ist, dass ich in meinem kleinen Winkel mit allen meinen Kräften und mit meinem ganzen Herzen an der Versöhnung der Völker arbeiten will."

Weitere Begrüssungszuschriften trafen ein von Maurus Jokai, Henri Dunant (Begründer des Rothen Kreuzes und der Genfer Convention), Rahusen (Präsident der Niederländischen Kammer), Wawrinsky (Präsident der Stockholmer Friedensgesellschaft, mit der Mittheilung, dass das schwedische Parlament dem Internationalen Friedensbureau in Bern eine Subvention bewilligt hat), der Pariser „Association des journalistes amis de la Paix". Dr. Carl von Scherzer, Graf L. Sarnthein, Alexander Strakosch, der Geographischen Gesellschaft von Lissabon (mit Einladung im Namen der Regierung zur Abhaltung des IX. Weltfriedenscongresses während der 400jährigen Vasco de Gama-Feier in Lissabon), Baron J. Doblhoff, Dr. A. von Panizza (Reichsrathsabgeordneter), vom Wiener flugtechnischen Verein, von Graf Bothmer (Präsident der Wiesbadener Friedensgesellschaft) etc. Die obenerwähnte Zuschrift Jokai's hatte folgenden Wortlaut: „Salutem optimam congregationi amicorum pacis in Austria. Spiritus coelestis concordiae descendat super corda omnium populorum, magna treuga dei sit perserverans in toto mundo. Dr. Mauritius Jokai, praeses amicorum pacis regni sancti Stephani regis." (Besten Gruss der Versammlung der Friedensfreunde in Oesterreich. Der himmlische Geist der Eintracht steige hernieder in die Herzen aller Völker, grosser Gottesfriede währe fort in der ganzen Welt. Dr. Maurus Jokai, Präsident der Friedensfreunde im Reiche des heiligen Stephan.)

Es war ein Missverständniss von Seiten des Berichterstatters, den Zola-Brief als anlässlich des Friedenstages geschrieben hinzustellen. Nur in ihren Betrachtungen über die Gesinnungen des für die Gerechtigkeit kämpfenden Romanciers erwähnte die Präsidentin die angeführte Stelle aus einem anlässlich der Jahresversammlung 1893 an sie gerichteten Schreiben Emile Zola's, das auch in diesen Blättern (Jahrg. 1894, Heft I) veröffentlicht wurde. Unter den Begrüssungen und Zustimmungen sind noch nachzutragen solche von: Bayer (Offenburg), Al. Fischel, Elie Ducommun, General Türr, Otto Ernst, E. V. Wundsam, Dr. Kolben (mit sehr wirkungsvollen Betrachtungen über den Zola-Process) und von zahlreichen Gruppen der deutschen Friedensgesellschaften. Dass keine Zustimmungen von anderen Körperschaften eingelaufen sind, ist auf ein bedauerliches Versehen der Kanzlei zurückzuführen. Der vom Präsidium gegebene Auftrag, den Vereinen Circulare zu schicken, wurde vom Kanzlisten fälschlich dahin verstanden und ausgeführt, dass die Friedensvereine gemeint waren. Nostra maxima culpa!

Boston. Dr. Trueblood schrieb der oester. Gesellschaft der Friedens-Freunde zum 22. Februar einen (etwas verspätet eingetroffenen Brief), worin er mittheilt, dass die amerikanische Regierung aufrichtig bemüht ist, die Wünsche der Jingo-Parteien zu vereiteln. Damit stimmt auch die kürzlich in den Blättern veröffentlichte Kabeldepesche überein: „New-York Herald meldet, Präsident Mac Kinley habe folgende Aeusserung gethan: „Ich wollte lieber, meine Amtsführung erwiese sich als ein schmählicher Misserfolg, als dass sie einen frevelhaften Krieg zu verantworten hätte."

Berlin. In der Versammlung der deutschen Friedensgesellschaft, welche im Bürgersaale des Rathhauses stattfand, beantragte der Vorsitzende Dr. Max Hirsch Namens des Vorstandes eine Resolution, in welcher die Versammlung erklärt, dass der dem Bewusstsein und der Wohlfahrt aller gesitteten Nationen widersprechende Krieg durch internationale Schiedsgerichte verhütet werden kann und muss und die Bewohner der Reichshauptstadt auffordert, ihre Friedensliebe durch Beitritt zur deutschen Friedensgesellschaft zu bethätigen. Nach kurzer Diskussion wurde die Resolution einstimmig

angenommen. Es folgte der Vortrag von Dr. Adalbert von Hanstein über „Nationalbewusstsein und Weltfrieden in der Dichtung“, welcher in dem Nachweis gipfelte, dass ausgeprägte Nationalität und internationale Friedensliebe, weit entfernt, Gegensätze zu sein, sich vielmehr bedingen. In der sehr lebhaften Diskussion über den Vortrag gab Dr. Conrad ein höchst interessantes Lebensbild des Friedensfreundes Emile Zola. Am Schluss zeichneten sich viele Anwesende als Mitglieder der deutschen Friedensgesellschaft ein.

Hamburg. Im Saale der „Erholung“ fand am 21. Februar eine von mehreren hundert Personen besuchte öffentliche Volksversammlung der Ortsgruppe Hamburg-Altona der Deutschen Friedensgesellschaft statt. Nach Erledigung einer internen Vereinsangelegenheit hielt der Reichstagsabgeordnete und Schriftsteller Dr. M. G. Conrad aus München einen Vortrag über das Thema „Der friedfertige Mensch und die gepanzerte Faust“. Anknüpfend an eine Berliner Versammlung, in der Dr. von Hanstein vor einigen Tagen gesprochen und er, Dr. Conrad, zum Schluss wegen Zola's interpellirt sei, gab der Vortragende zunächst eine begeisterte schwungvolle Schilderung des französischen Schriftstellers, mit dem er bereits im Jahre 1878 bekannt und auch befreundet geworden sei. Nach Erledigung des Haupttheiles seiner Rede machte sich der Vortragende daran, gegenwärtig bestehende politische und culturelle Zustände in Deutschland und im Auslande einer scharfen Kritik, theils vom Standpunkte des süddeutschen Volksparteilers, theils des Friedensfreundes zu unterziehen. Wagner ist nach ihm der Friedensmusiker, der nur einen „Kaisermarsch“ componirt hat und zwar einen sehr wenig kriegerischen. Böcklin hat niemals Blut und Schlachten gemalt. Auf anderen Gebieten der Kunst dieselbe Erscheinung: das höchste Talent, das höchste Können wird auf Darstellung friedfertiger Vorgänge verwandt. „Ebenso ist's in der Wissenschaft: auf den alljährlich stattfindenden internationalen wissenschaftlichen Congressen und Vereinen — was wird auf ihnen verkündet? Nichts als Frieden und Einigkeit.“ Die Versammlung zollte dem Redner des Abends reichen Beifall. Auf Veranlassung eines der Besucher wurde die Absendung einer Sympathiekundgebung an Zola beschlossen. Von auswärts hatte die Präsidentin der österreichischen Friedensgesellschaft, Frau Bertha von Suttner, einen Glückwunsch eingesandt. Dem vor Jahresfrist gegründeten Journalisten- und Schriftstellerverein zur Unterstützung der Friedensbestrebungen in Paris wurde eine Begrüssungsadresse zu übermitteln beschlossen.

Budapest. Der ungarische Friedensverein hielt am 24. Februar unter Vorsitz Moriz Jókai's eine Ausschuss-Sitzung, an welcher auch die drei Vicepräsidenten Géza Josipovich, Dr. Armin Vámbéry und Dr. Kornet Emmer theilnahmen. Nachdem der Präsident in pietätsvollen Worten des Ablebens Dr. Karl Méssáros' gedachte und die neuen Ausschussmitglieder begrüsst hatte, legte Sekretär Franz Kemény den Einlauf vor. In demselben befanden sich auch die von den auswärtigen Ehrenmitgliedern des Vereins eingelangten Dankschreiben. Zur Ausarbeitung des Programmes des laufenden Jahres wurde über Antrag Dr. Emmer's ein fünfgliedriges Subcomité entsendet, welchem ausser den drei Vicepräsidenten auch Karl Zipernowsky und der Sekretär angehören. Ueber Vorschlag Dr. Aurel Szalágyi's wurde die neuerliche Ausschreibung des Friedenspreiswerkes vorläufig in Schwebe gelassen. Hierauf wurde die Berner Resolution einstimmig angenommen. Vorsitzender erklärt hierauf, dass er anlässlich des heutigen Weltfriedentages im Namen des Vereins eine Depesche an den Wiener Bruderverein entsendet habe.

Frankfurt a. M. In der Hauptversammlung des Frankfurter Friedensvereins am 18. Februar gedachte der Vorsitzende, Dr. Hch. Rössler, des verstorbenen Vorsitzenden, Franz Wirth's, zu dessen Andenken sich die Anwesenden von den Sitzen erhoben. Auf Anregung des Wiesbadener Friedensvereins soll auf dem Grabe des Verstorbenen eine Gedenktafel errichtet werden. Ein anderes Denkmal hat die Familie Franz Wirth's durch Stiftung eines grösseren Betrages für die Zwecke der Friedensvereine errichtet. Der Jahresbericht betont, die Anhänger des Friedensgedankens wollen praktische und nüchterne Leute bleiben und jede Ueberschwänglichkeit auch in der Zukunft ver-

meiden, trotz der Erfolge, die erzielt wurden. Die Ueberzeugung, dass Kriege ein nationales Unglück sind, dringt in immer weitere Kreise, ebenso die Ueberzeugung, dass Schiedsgerichte, ohne die Grösse und Macht des Vaterlandes zu mindern, besser den Zwecken des Friedens dienen, als die Rüstungen, ebenso die weitere Ueberzeugung, dass trotz aller Rüstungen kein dauernder Frieden vorhanden ist. Der Bericht gedachte verschiedener Veranstaltungen, die den Zwecken der Friedensvereine im vorigen Jahre dienten, ferner auch des Beschlusses der badischen Kammer über die Eingabe der dortigen Friedensvereine wegen Aenderung des Geschichtsunterrichts und der Reform der Lesebücher. Die Friedensvereine in Preussen haben eine gleiche Eingabe an ihren Landtag gerichtet. Seit dem Tode Franz Wirth's, der die Propaganda fast allein bestritt, ist die Friedensagitation auf mehrere Mitglieder vertheilt worden mit dem Erfolg, dass jetzt in Deutschland 65 Friedensvereine bestehen. Am 6. März treten hier deren Delegirte zusammen, um über das weitere Vorgehen zu berathen. Der Frankfurter Verein zählt an 350 Mitglieder, seine Einnahme betrug an 2300 Mark. Die Delegirte zum vorjährigen Hamburger Congress, Frau Mayer, berichtete alsdann über den Verlauf dieser Veranstaltung. Hierauf wurde die Berner Resolution angenommen.

Bern. Literarische Concert-Soiree des bernischen Friedensvereins. Nach dem Eröffnungswort des Präsidenten, Herrn Müllhaupt, über die Friedensvereine in den verschiedenen Ländern und die Bedeutung des 22. Februars hielt Herr Rich. Feldhaus aus Basel eine zündende Ansprache über Zweck und Ziel der Friedensbewegung, welche sowohl ihres Inhalts als des formvollendeten Vortrags wegen einen grossen Eindruck hervorrief. Nun folgte der Hauptheil der Feier, der literarisch-musikalische Theil. Die Kosten desselben wurden ausschliesslich von den Damen Frau Dr. Schmidt-Troost (Gesang), Fräulein Arnold (Klavierbegleitung) und Herrn Rich. Feldhaus (Recitation) getragen. Zum Schlusse ergriffen Herr Elie Docummun und Frau Prof. Prächter-Haaf das Wort, um, jener in französischer, diese in deutscher Sprache, die von dem internationalen Friedensbureau in Bern den Versammlungen der Friedensvereine aller Länder an diesem Tage zur Abstimmung vorgelegten Anträge zu erklären und zu begründen. Ihre begeisterten Reden fanden ebenso begeisterte Aufnahme und einstimmig gaben die Anwesenden durch Erheben von den Sitzen ihre Zustimmung zur Resolution.

Königsberg i. Pr. Bei der gemüthlichen Zusammenkunft der hiesigen Ortsgruppe der deutschen Friedens-Gesellschaft referirte Herr Stadtrath a. D. Drawe über die Schrift von Kant „Zum ewigen Frieden“. Nach einer kurzen Einleitung, welche die Bedeutung der naturwissenschaftlichen Forschung des letzten Jahrhunderts gegenüber der spekulativen Philosophie betonte, wurden die einzelnen Thesen jener Schrift vorgetragen und durch angeführte Thatsachen glossirt, woran sich eine lebhafte Diskussion anschloss. Es wurde dann die Berner Resolution verlesen.

Stuttgart. Die Friedensgesellschaft Stuttgart gab am 17. Februar Abends ihren Mitgliedern und Freunden einen gelungenen Familienabend. In dankenswerther Weise hatten es einige Mitglieder der K. Hofoper übernommen, den Abend künstlerisch zu verschönen. Herr Stadtpfarrer Umfrid hielt einen prächtigen Vortrag über den „Idealismus in der Friedensbewegung“. Es wurde sodann die Berner Resolution angenommen.

*

Egidy in Wien. Ueber den Erfolg und den Vortrag unseres Mitkämpfers, der sich eben wieder auf einer Friedenstournee in Baden befindet, in der Hauptstadt Oesterreichs geben wir im Nachstehenden den Bericht der „Neuen Freien Presse“ wieder:

„Vor einem ausserordentlich zahlreichen und distinguirten Auditorium hielt am 27. Januar im Saale des „Hôtel Continental“ Oberstlieutenant v. Egidy den angekündigten Vortrag über „Wandlungsbestrebungen der Gegenwart“. Unter den Anwesenden befanden sich Baronin v. Hammer und Baron Langenau, die Herrenhaus-Mitglieder Baron Leitenberger und Dr. Millanich, der Präsident des Landesgerichtes Graf Lamezan, Hofrath Nothnagel, Baron Pirquet, Baron Seiller, die Reichsrath-Abgeordneten Hofrath Kareis und Noske, die Gemeinderäthe Frauenberger und Baurath Stiassny, Dr. Aristides Brezina, der Chef-Arzt der Freiwilligen Rettungs-

gesellschaft Dr. Charras, der Präsident der „Concordia", Ferdinand Gross, und zahlreiche andere Damen und Herren. Durch Baron Suttner der Versammlung vorgestellt, bestieg Oberstlieutenant von Egidy, stürmisch begrüsst, die Tribüne. Er erklärt, er sei hieher gekommen, um gemeinsame Angelegenheiten zu besprechen, die nicht nur Weltpostverein und Währungsfragen, nicht nur Kunst und Wissenschaft berühren, sondern das Innerste unseres Denkens ausmachen, da die Culturvölker im Begriffe sind, ihr Dasein, ihre ganzen Lebensverhältnisse auf neuen Grundanschauungen aufzubauen. Wir stehen in einer Wandlungsperiode, vielleicht in der allerbedeutsamsten, welche die Menschheit bisher auf ihrem Entwicklungswege zu verzeichnen hatte. Von den beiden Endpunkten, von denen ausgegangen werden muss, ist der eine das eigene Ich. Jeder ist berechtigt, sich als Mittelpunkt des Weltalls zu betrachten, und als Ausgangspunkt für dieses neue Denken nehmen wir den Begriff Ebenbürtigkeit, aber nicht in dem bisherigen Sinne, sondern eine Ebenbürtigkeit, die durch das ganze Volk durchgeht, so dass Jeder im Volke sich jedem Andern gegenüber ebenbürtig fühlt. Aus diesem neuen Aste des Ebenbürtigkeits-Gedankens spriessen zwei Gedankenstämme: Selbständigkeit und Zusammengehörigkeit, und daraus die Gerechtigkeit und das Persönlichkeits-Bewusstsein. Aus dem Persönlichkeits-Bewusstsein folgt das Recht auf Selbstbestimmung. Aus diesem Gedanken des Rechtes auf Selbstbestimmung kommen wir ganz von selbst zu dem Begriff der Toleranz, nicht nur auf konfessionellem Gebiete, sondern ohne jede Einschränkung übertragen auf alle anderen Gebiete unseres Einzel- und Gesammtlebens. Gehen wir mit dieser Toleranz auf das Gebiet unseres Rechtslebens, so heisst sie Milde. Die Zustände, die Anschauungen und Einrichtungen innerhalb der Culturwelt wirken bestimmend und entscheidend auf die Zustände in unserm eigenen Lande, und da steht in allererster Linie der Frieden, das ist eine kriegslose Zeit, nicht nur ein Waffenstillstand. Dieser Frieden kann allerdings nur das Ergebniss einer Uebereinstimmung innerhalb der Culturvölker sein, aber an der Herbeiführung dieser Uebereinstimmung mitarbeiten und mitwirken können wir Alle. In Ihrer Mitte, sagt der Redner, sitzt die Frau, die zuerst das Banner erhob. . . . (Die Versammlung bereitet der Baronin Suttner eine stürmische Ovation.) Zwischen diesen beiden Endpunkten liegt das ganze Leben des Volkes sowohl wie des Einzelnen. Die Gesammtheit ist verpflichtet, Jedem im Volke ein menschenwürdiges Dasein zu gewährleisten. Wenn gefragt wird, woher die Mittel nehmen, so ist auf die grosse Summe von geistigen und materiellen Kräften zu zu verweisen, die in unserem Heer- und Wehrwesen gebunden sind. Das Freiwerden dieser Kräfte kann auch der Hebung der geistigen Interessen zugeführt werden, wir können Schulen bauen, so dass wir nicht mehr Einem Lehrer 60 und mehr Kinder zutheilen müssen. In Bezug auf das confessionelle Leben muss Jedem im Volke nicht nur nach den Buchstaben der Verfassung, sondern auch nach der Handhabung sowohl durch die Richter wie durch die sogenannte Gesellschaft das Recht eingeräumt werden, zu glauben, was er will. Es ist ein Unding, von Gläubigen und Ungläubigen zu sprechen; jeder Mensch glaubt etwas, es giebt nur Andersgläubige. Dieser Glaube gehört in das innerste Innere des Menschen hinein, dieser Glaube soll sein heiliges, unantastbares Sondergut sein, und über uns Allen die Religion, und in dieser Religion soll Jeder sein eigener Hoherpriester sein. Das nenne ich Entconfessionalisirung. Wo ist nun die Brücke, die uns aus der Jetztzeit hinüberführt in die von uns angestrebte Zeit? Sie liegt in der Erziehung. Bisher hatten wir statt des Erziehungssystems das Zwangsverfahren. Wir dürfen die Erziehung nicht als eine Kinderstuben-Angelegenheit betrachten, sondern sie zum System erheben. Der Vortragende wurde am Schlusse durch lebhaften Beifall ausgezeichnet."

*

Egidy in Brünn. Aus Brünn wird uns geschrieben: Die Mährische Landeshauptstadt hat leider noch immer keinen Friedensverein, ein solcher soll erst in's Leben gerufen werden. Um so freudiger ist es zu begrüssen, dass der geradezu glänzende, inhaltlich, formell und auch rednerisch wahrhaft ausgezeichnete Vortrag über „Erziehung",

welchen M. v. Egidy am 30. Januar ds. Js. im grossen Festsaale des Deutschen Hauses hier vor mindestens 1500 Personen aus allen Kreisen der deutschen Bevölkerung Brünn's hielt, in sehr ausführlicher und nachdrücklicher Weise für die Friedens-Idee eintrat.

*

Baden bei Wien. (Ortsgruppe Baden der Oesterr. Gesellschaft der Friedensfreunde.) In der am 19. Jänner ds. Js. abgehaltenen Hauptversammlung erstattete der Vorsitzende, Herr Dr. Josef Schwarz, den Bericht über das abgelaufene Vereinsjahr. — Der Kassenbericht ergiebt einen Saldo von 99 fl. 95 kr. Die wesentlichsten Ausgaben bestanden in der an den Hauptverein abgelieferten Summe von 40 fl., ein Ankauf der 11 Exemplare „Friedensstimmen“ im Betrage von 12 fl. 76 kr. und in den verschiedenen zur Veranstaltung der geselligen Abende nothwendigen Erfordernissen. — In den Vorstand wurden gewählt die Damen: Fräulein Hilda Ekert, Frau Agnes Felba, Frau Kath. Holdenstein, Frau Marie Maga, Edle v. Magbach; die Herren Reichsritter von Kronenfels, Dr. Josef Schwarz, Hans Wladarz.

*

Görlitz. Die Ortsgruppe Görlitz hielt am 2. Februar im Saale des „Preussischen Hofes“ eine öffentliche Versammlung ab, welche recht zahlreich besucht war. Der Vorsitzende, Herr Amtsgerichtsrath Thuemmel, begrüsste die erschienenen Mitglieder und theilte mit, dass zu seinem Bedauern die Ortsgruppe in diesem Winter keine besonderen Veranstaltungen treffen, sondern nur ihre Sitzungen abhalten konnte. Redner hofft, dass es bald dazu kommen wird, öffentliche Versammlungen einzuberufen. Hierauf erhält Herr Diakonus Francke das Wort zu seinem Vortrage: „Leo Tolstois Auffassung der Welt-Friedensbestrebungen.“

*

Hamburg. Der Verein der Freisinnigen Volkspartei zu Altona veranstaltete am 10. Februar Abends im „Bachbierhaus“ in der Bachstrasse seinen ersten diesjährigen Discutirabend. Herr Rechtsanwalt Dr. Türkheim aus Hamburg ergriff das Wort zu einem Vortrag über „Cultur und Heer.“ Redner will in einigen Zügen zeigen, in welchem Verhältniss Cultur und Heer zu einander stehen, um darzuthun, dass die Culturfortschritte gehemmt werden durch die stehenden Heere. Wäre die Cultur im Stande, so zu wirken, wie sie es ihrem Wesen nach sollte, so würde es stehende Heere überhaupt nicht mehr geben. Redner citirt aus Kolb's Culturgeschichte, die vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges geschrieben ist, einen längeren Abschnitt, in welchem der berühmte Culturhistoriker die Priesterschaft und den Despotismus als die grössten Hemmnisse jeglichen Culturfortschritts bezeichnet. Schon aus dem Grunde sind die stehenden Heere ein wesentliches Hinderniss der Culturentwicklung, weil sie enorme Summen zu ihrer Erhaltung verschlingen; die Steuerkraft des Volkes ist fast erschöpft, und es ist kaum Etwas übrig, um Culturfortschritte zu pflegen. Jeder Staat sagt, er sei friedlich gesinnt und wolle keinen Krieg; aber der „böse Nachbar“ zwinge ihn, sich gerüstet zu halten; das oft angeführte Wort „Wenn Du den Frieden haben willst, rüste Dich zum Kriege“, sei ein alter lateinischer „Ladenhüter“ ohne praktische Logik. Wenn die Welt wirklich den Frieden will, brauchen die einzelnen Nationen sich nicht gegenseitig in Rüstungen zu überbieten. Die Erfahrungen der letzten 25 Jahre haben gelehrt, dass jede Verbesserung der Geschütze die Construction immer neuerer und kostspieligerer Kriegsgeräthe im Gefolge hat, während das bis vor zwei Jahren noch brauchbare Material zu dem alten Eisen geworfen wird; dasselbe gilt von der Marine und ihrem Material. Die stetigen Rüstungen bieten im Fall eines Krieges durchaus keine Gewähr für einen glorreichen Sieg; die Rüstungen selbst sind meist die Ursachen der Kriege, vor denen die Culturvölker geradezu einen Ekel haben. Redner erinnert daran, welche entsetzliche Summen von den „Culturstaaten“ für Kriegszwecke ausgegeben worden sind, die grösstentheils der Cultur entzogen wurden. Wenn es keinem Zweifel unterliegen kann, dass das Heer ein Feind der Cultur ist, schliesst Kolb dennoch seine Ausführungen mit dem Ausdruck der Hoffnung, dass die Welt unentwegt, wenn auch langsam, culturfortschrittlich weiter fortschreiten werde. (Langanhaltender Beifall.)

*

An den Vortrag schliesst sich eine äusserst lebhafte Debatte. Herr J. Kagerah weist auf die Bestrebungen der Internationalen Friedensgesellschaft hin und fordert zum Eintritt in dieselbe auf. Herr H. Thormählen-Bahrenfeld erwähnt des Internationalen Friedenscongresses in Hamburg. An der weiteren Debatte betheiligen sich die Herren Marcus, Hartig, Ph. Winter-Hamburg und der Referent, der sich in seinem Schlusswort der Aufforderung zum Beitritt zur Friedensgesellschaft anschliesst.

*

Heilbronn. Langsam aber stetig dringt der Friedensgedanke auch in den Provinzstädten Württembergs durch. In einer Reihe von Städten haben sich in den letzten Jahren Ortsgruppen der deutschen Friedensgesellschaft gebildet. Heilbronn, die drittgrösste Stadt Württembergs und erste Handelsstadt dieses Landes, ermangelte bisher einer solchen Organisation. Um dies zu erreichen, veranstaltete die Friedensgesellschaft Stuttgart am 6. Dezember eine öffentliche Versammlung, in welcher Herr Stadtpfarrer Umfrid aus Stuttgart über „Recht und Vernunft in der Friedensbewegung“ sprach. Die Versammlung war sehr zahlreich aus allen Schichten der Bevölkerung besucht und Alles lauschte mit Aufmerksamkeit den geistreichen Ausführungen des trefflichen, mit feuriger Begeisterung für die Friedenssache kämpfenden Redners. Der Schriftführer der Eriedensgesellschaft Stuttgart Hartmann und Herr Dr. Weesenmayer von dort sprachen über die Organisation der Friedensvereine. Dass die Worte der Stuttgarter Redner auf fruchtbaren Boden hier fielen, bewies die sofortige Gründung einer Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft, der sofort ca. 60 Herren und Damen beitraten.

Die constituirende Versammlung der Ortsgruppe Heilbronn fand sodann am 18. Januar im Kronensaal hier statt. Als Vorstand wurde einstimmig Herr Bankdirektor und G.-R. Fuchs gewählt. In den Ausschuss wurden gewählt die Herren G.-R. Braun (zugleich stellvertretender Vorsitzender), Landtagsabgeordneter Betz, Redakteur Wulle, Weingärtner Karl Drautz, Kaufmann Berberich jr., Graveur Hohly, Lehrer Aupperte und Lehrer Eichele. Am letzten Sonntag constituirte sich der Ausschuss und es wurden Redakteur Wulle zum Schriftführer und Kaufmann Berberich jr. zum Kassirer gewählt. Von hier aus wird der Verein die Agitation in die benachbarten Oberämter Weinsberg, Oehringen, Neckarsulm und Brackenheim tragen. Der Verein zählt jetzt 80 Mitglieder.

*

München. Am 30. Januar Nachmittag fand auf Veranstaltung der Friedensvereinigung München eine gut besuchte Versammlung mit Vortrag der Schriftstellerin Frau Hedwig Heinrich-Wilhelmi aus Stuttgart über das Thema: „Muth im Krieg und Muth im Frieden“ statt.

*

Nürnberg. Die erste Generalversammlung des Friedensvereins Nürnberg, welche am 10. Februar im Rothen Saale des Hotel Strauss stattfand, wurde von dem 1. Vorsitzenden Herrn Architekten Emil Hecht mit einer kurzen, überaus geistvollen Ansprache eröffnet. In formvollendeter, prägnanter Rede schilderte er die idealen Ziele der Friedensvereine und schloss mit einem warmen Appell an die Anwesenden, auch weitere Kreise für die Friedensfrage zu interessiren. Hierauf ertheilte er Herrn Gemeindebevollmächtigten Wertheimer das Wort zu einem Vortrage über Zweck und Bestrebungen der Friedensvereine, den der „Fränkische Kurier“ im vollen Umfange zum Abdruck brachte. Vor Schluss der Generalversammlung wurde auf Vorschlag eines Vereinsmitgliedes einstimmig der Antrag angenommen, Herrn Emile Zola, dem muthigen Streiter für Freiheit und Recht, die Sympathien des Friedensvereins auszusprechen. Das vom Vorsitzenden entworfene Schreiben hat folgenden Wortlaut: „Hochverehrter Herr! Die Ortsgruppe Nürnberg des Deutschen Friedensvereins hat in ihrer gestrigen Hauptversammlung einstimmig den Beschluss gefasst, Ihnen, hochverehrter Herr, die vollste Anerkennung für Ihr muthvolles und unerschütterliches Vorgehen auszusprechen. Wenn Ihnen als den tapferen Kämpfer für Wahrheit und Recht schon die Sympathien jedes ehrlich denkenden Menschen zufallen müssen, so muss Ihnen um so mehr die ungeschmälerte Zustimmung einer Vereinigung zu Theil werden, deren ganzes Bestreben darauf gerichtet ist, das grösste

Unrecht der Welt, den das Wohl der Völker vernichtenden Krieg zwischen gesitteten Völkern unmöglich zu machen. Indem wir uns des uns gewordenen Auftrags, Ihnen, hochverehrter Herr, den Eingangs genannten Beschluss zur Kenntniss zu bringen, entledigen und Ihren edlen Bestrebungen vom Herzen besten Erfolg wünschen, zeichnen wir etc."

*

Aus Stuttgart wird uns ferner geschrieben: Am 13. d. Mts. (Sonntag) fand unter zahlreicher Betheiligung eine öffentliche Versammlung in Aalen statt. Umfrid sprach über Recht und Vernunft in der Friedensbewegung. Der neuen Ortsgruppe sind ca. 90 Personen beigetreten. Verfasser und provisorischer Vorstand ist Amtsgerichtsschreiber E. Daus in Aalen. Am 13. März Abends 8 Uhr sprach Umfrid in Heidenheim. Im Juli wird Umfrid auch in Hagenbüschach in Bayern sprechen. Leider ist dieser Friedenskämpfer überlastet mit Geschäften. Im März spricht Umfrid in Schomdorf und im April in Uetzingen. Umfrid wird in Bayern eventuell auch noch an anderen Orten sprechen.

*

Conferenc Frédéric Passy's im Stadthaus von Nizza am 2. Februar. Begeisterter Beifall. Den Dank an den Redner sprach General Türr. Die Blätter berichten ausführlich und sympathisch. Nur der „Petit Niçois" schliesst seinen Bericht mit der Bemerkung, dass solche Vorträge in Deutschland nöthig wären und nicht in Frankreich, dass aber Deutschland sich dagegen sträuben würde. Der „Petit Niçois" weiss eben nicht, dass Frédéric Passy in Hamburg viel tausend Deutsche zu gleichem Beifall hingerissen hat.

Vermischtes.

Der IX. Welt-Friedenscongress. Ueber die Abhaltung des nächsten Congresses, zu dem bekanntlich zwei Einladungen vorliegen, die eine nach Turin, die andere nach Lissabon, hat das Berner Bureau eine Umfrage bei den Friedensgesellschaften angestellt, die als vorläufiges Ergebniss ein Uebergewicht der Stimmen für Lissabon ergab. Es haben aber nur 42 Friedensgesellschaften geantwortet, davon haben sich 17 Gesellschaften für Turin und 25 Gesellschaften für Lissabon erklärt.

Von den Ortsgruppen der deutschen Friedensgesellschaft haben erst 6 ihr Votum abgegeben, wovon sich drei für Turin und drei für die portugisische Hauptstadt erklärten. Das Berner Bureau versendet eben ein neues Rundschreiben an die Gesellschaften, wo es diejenigen, die sich noch nicht äusserten, zur raschen Beantwortung auffordert, da es Zeit ist, dass in dem betreffenden Orte, der nun gewählt werden wird, die Massnahmen getroffen werden.

Wir haben bereits im ersten Hefte dieses Jahrganges unseren Standpunkt klargestellt und hoffen, dass nicht kleinliche Rücksichten bei der Entscheidung massgebend sein dürften. Als Congressort für dieses Jahr ist Lissabon besonders geeignet, selbst wenn es auch von Deutschland aus schwer zu erreichen ist; der Sache würde auf der iberischen Halbinsel in diesem Momente am meisten gedient.

A. H. F.

*

Henri Brissac schreibt am 2. Februar in der ‚Aurore': „Ihr Thoren, die Ihr ‚Es lebe die Armee' rufet, statt ‚Es lebe die Vereinigung der Völker' zu rufen! Denkt doch einmal über den Beschluss der Badischen Kammer nach, der soeben gefasst wurde. Sie verlangt von der Regierung, dass diese den Chauvinismus in den Schulbüchern unterdrücke und an Stelle der kriegerischen Ereignisse die Fortschritte der Menschheit mehr in den Vordergrund stelle."

*

Das Berner Bureau veröffentlicht eben die Liste der Friedensgesellschaften. Man ersieht daraus, dass die Zahl der Gesellschaften sich wieder vergrössert hat und die Organisation sich immer weiter ausbildet.

*

Der Maler J. J. L. ten Kate zu Epe in Holland hat soeben sein grosses Bild „Die letzte Kanone" fertiggestellt. Das Gemälde ist 10 Meter breit und 8 Meter hoch. Die Composition des Riesengemäldes ist folgende: Längs einer feuchten Meeresküste dehnt sich

eine unermessliche Ebene aus, welche mit den traurigen Ueberresten der Zerstörungen im Kriege gleichsam übersäet ist. Nur ein einzelnes lebendiges Wesen, vom Morgenlichte umstrahlt, vernagelt die letzte Kanone und bringt die höhere Vernunft zum Ausdruck, indem sie die rohe Kraft des Krieges entwaffnet. Ten Kate beabsichtigt, demnächst die Ausstellung des Bildes in England und Amerika zu veranlassen und damit die Mittel zu erwerben, um auf der Pariser Welt-Ausstellung 1900 einen nach seiner Idee auszuführenden Friedenstempel zu errichten. Diesen Friedenstempel beschreibt der geniale Maler in einer soeben in deutscher wie in englischer und französischer Sprache erschienenen Denkschrift folgendermassen:

Nähere Beschreibung des Gebäudes des Friedenstempels.

Das Gebäude „Der Friedenstempel" wird ein starkes aus Stein, Eisen und Holz hergestelltes Gebäude sein. Es wird 25 m lang, 25 m breit und 60 m hoch sein. Es entpricht allen Anforderungen der Solidität und enthält: 1. Eine grosse runde Halle, 25 m im Durchschnitt. In die Mitte wird das „Kreuz des Schmerzes" gesetzt. 2. In dem Hintergrunde eine halbrunde Halle, 8 m tief und 10 m breit, in welcher ein allegorisches Gemälde aufgestellt wird, welches die letzte Kanone vorstellt. 3. Rechts eine halbrunde Halle, 8 m breit und 6 m tief, in welcher ein Marmorbild aufgestellt wird, das den Frieden vorstellt. 4. Eine halbrunde Halle, 8 m breit und 6 Meter tief, in welcher ein Marmorbild aufgestellt wird, das den Krieg vorstellt. 5. Einen Saal, in welchem sich das permanente Bureau zu Diensten des allgemeinen Friedensbundes befindet.

Das Aeussere des Friedenstempels.

Der Stil, in welchem der Friedenstempel erbaut wird, ist dem römischen Stile entlehnt. Das Gebäude wird auf einem erhöhten Terrain errichtet. Das Aeussere wird das richtige Merkmal eines Friedenstempels tragen: Auf der höchsten Kuppel erhebt sich das Bild des Friedensengels. Vor den Eingang ist eine Urne gestellt, worauf das Wort „Pax" steht.

Das Innere des Friedenstempels.

Die breite Terrasse giebt einen Eingang zu der Halle des Tempels; links und rechts gewähren zwei Gallerien den Zutritt zu dem Innern. Der Raum innerhalb des Tempels ist rund; die Kuppel wird durch marmorne Säulen getragen. An den grossen runden Mittelraum des Tempels stossen die drei halbrunden Hallen.

Die Mittelhalle des Tempels.

Die Halle hat 25 m im Durchschnitt. Das Mosaikpflaster besteht aus grauem, blauem und röthlichbraunem Marmor. Die Zeichnung der Mosaikarbeit in der Mitte des Bodens stellt die Passionsblume vor.

Aus dieser Blume entspriesst das Schmerzenskreuz, ein weisses marmornes Kreuz mit Blumen und Dornen umflochten, an welches sich Waffen und zerrissene Fahnen lehnen und die Helme der Schlachtopfer im Kriege aufgehängt sind. Das Ganze ist eine Vorstellung des Leides durch den Krieg. Vor der Stelle, wo das Kreuz angebracht ist, steht mit Dornenbuchstaben geschrieben: „Gott regiert". Ein bläuliches Licht, wie der Mondschein, bestrahlt dieses Symbol.

Die halbrunde Halle in der Mitte des Tempels.

In dieser halbrunden Halle befindet sich eine allegorische Vorstellung der „letzten Kanone", ein Gemälde, 10 m breit und 8 m hoch, in halbrunden Rahmen gefasst. Jede politische wie auch persönliche Anspielung ist sorgsam hierbei vermieden worden, die Uniformen und der Charakter des Ganzen sind völlig neutral. Unter den Gegenständen, welche an die Stelle des Vorhergehenden treten könnten, nenne ich zunächst „Frieden auf Erden". Von diesen beiden Gegenständen ist eine Skizze zu einem Fünftel der wirklichen Grösse verfertigt worden.

Die halbrunde Halle rechts im Tempel.

In dieser Halle wird eine grosse marmorne Gruppe ausgestellt, welche „den Frieden" vorstellt. Ein Friedensengel scheidet Streitende und setzt den Fuss auf den zerbrochenen Degen.

Die halbrunde Halle links im Tempel.

In dieser Halle befindet sich eine marmorne Gruppe, welche „den Krieg" vorstellt. Der Tod, der zu Pferde sitzt, reitet mit dem Schwert in der Hand über die Leichen der Erschlagenen. (Stuck.) Indem in dieser Umgebung der menschliche Geist für das Prinzip „Frieden auf Erden" gestimmt wird, klingen leise Orgeltöne, um in einer Hymne den Ge-

sammteindruck zu erhöhen. Im Kuppelrande liest man die folgenden Worte: „Dieser Friedenstempel ist durch Liebe zum Nächsten allen Völkern gewidmet im Namen des Friedens auf Erden."

*

Der Kaiser und König Franz Josef in der Werestschagin-Ausstellung in Budapest. Vom Maler Werestschagin und dem Custos Telepy geführt, besichtigte der König die Ausstellung im hiesigen Künstlerhause und verweilte fast bei jedem Bilde längere Zeit. Der König richtete an den Künstler verschiedene Fragen. Unter Anderem sagte der Monarch: „Sie haben mit viel Courage die Schrecken des Krieges gemalt." „Majestät!" erwiderte Werestschagin, „ich kenne diese Schrecken aus eigener Erfahrung. Man kann doch mit Kölner Wasser weder Krieg führen, noch malen." „Da haben Sie Recht!" bemerkte der König lächelnd.

*

Spenden für das Berner Bureau.

Vortrag	Fr.	4921.70
Frankfurter Friedensgesellschaft	„	100.—
Ungarische Friedensgesellschaft	„	100.—
Herr Lang in Luzern	„	10.—
Herr Beck in Strassburg . . .	„	20.—
Liverpool and Birkenhead Womens Socyety	„	25.—
Unione Lombarda	„	200.—
Dr. Jul. Ofner, Wien	„	20.—
Summa:	Fr.	5396.70

*

Kleinkalibrige Waffen. Einem Aufsatz des bekannten französischen gelehrten Schriftstellers Emile Gautier im Pariser „Matin" entnehmen wir folgende Stellen: „Die von den allzukleinen Kugeln gemachten Wunden sind keine n ü t z l i c h e n Wunden, insofern sie nicht genügend ernst sind, um den Feind aufzuhalten! Das hat sich jetzt in Indien im Kriege gegen die Afridis erwiesen, wo die Aufständigen, obwohl sie von den 6-mill.-Kugeln durchbbohrt waren, sich dennoch auf die englischen Reiter stürzten. Aber die Engländer wussten die Schwierigkeit zu überwinden und haben, um den Vortheilen des kleinen Kalibers — der in seiner grossen Schussweite besteht — nicht zu entsagen, zwei geniale Hilfsmittel gefunden. Das erste besteht darin, mittels eines Federmessers die Spitze des Projectils kreuzförmig zu spalten. Beim geringsten Widerstand öffnet sich die Spitze, und die Wunden, welche durch die vier Enden gemacht werden, erweisen sich als sehr „nützliche" Wunden durch ihre Ausdehnung, ihre Unregelmässigkeit und die erzielten Blutverluste. Aber das zweite System ist noch besser. Man lässt die Spitze unberührt, macht oben mittels einer Feile der Länge nach vier Einschnitte. Sobald das Geschoss ans Ziel kommt, lösen sich die vier Nickelbänder von ihrer Achse, und indem sie sich fächerartig ausbreiten, machen sie entsetzliche Wunden. Jeder Mann, der von einem Splitter dieser grässlichen Mitraille berührt ist, ist verloren. — „Es ist überflüssig", fügt Gautier hinzu, „sich in Sentimentalitäten zu ergehen; so lange man sich schlagen wird, wird es natürlich sein, seine Feinde so viel als möglich zu schädigen — da ja dies der Selbstzweck des Krieges ist." — Ganz richtig!

*

François Coppée über das Heer. In seinem Artikel über die Armee (Le Journal 8 Febr.) lobt François Coppée die grossen Anstrengungen, die seit 27 Jahren das Heer gemacht hat, um jetzt auf dem Punkte zu sein, den Feinden zu sagen: „Wir sind bereit — wann Ihr wollt! „Aber", fügt er hinzu, „ist die Armee für so viel Ausdauer und Disciplin belohnt worden? Nein, denn man führt jetzt nicht Krieg, und ihre grosse Arbeit bleibt verborgen. Der Offizier, ohne Avancement, muss lange seine verwelkten Epauletten tragen und sich darein fügen, nur mehr eine Art martialischer Schulmeister zu sein. Der Soldat, der vom Kriege weiter nichts kennt als die Manöver, hat niemals den neuen Lauf seines Gewehres mit der Blume des Sieges geschmückt." „Doch das thut nichts", fährt Coppèe fort, „die Armee beklagt sich nicht, sie weiss, dass die Menschen vergehen, dass aber die Fahne bleibt — die geduldigen Soldaten von heute arbeiten für die siegreichen Soldaten von morgen; sie werden nur die Mühe gehabt haben — desto besser, wenn Frankreich später seinen Ruhm zurückerobert. Und durch ihr blosses Dasein sichert sie die Ordnung und den Frieden — nur ihr dankst Du es, Kaufmann, dass Du Deinen Laden öffnest, Du Arbeiter, dass Du Dein Brod verdienst; Du Gelehrter, dass Du Deine Entdeckungen

machst, Du Künstler oder Dichter, der Du Dein Meisterwerk schaffst.“ Eins von Beiden: François Coppée sollte doch sagen, wofür er der Armee am dankbarsten ist, für den Krieg oder für den Frieden? Offenbar ist ihr Zweck der erstere: und der Frieden wird nur von der Armee bedroht, die jenseits der Grenze sich gegen die diesseitige stützt. Consequent ist nur der Friedensfreund, der das stehende agressive Heer auf beiden Seiten abgeschafft zu sehen wünscht.

*

Larrey, der Chirurg der Heere Napoleons. Aus Innsbruck wird uns geschrieben: Professor Dr. Procop Freiherr von Rokitansky hielt heute in der Reihe der volksthümlichen Universitätsvorträge einen solchen über Larrey, den berühmten Chirurgen der Heere Napoleons I. Redner schilderte in begeisterten Worten das heldenmüthige Wirken des als Arzt und Mensch gleich grossen Mannes, der sowohl durch geniale Neuerungen im Feldsanitätsdienst (Einführung fliegender Ambulancen) epochemachend war, als durch persönliche Leistungen (wie er z. B. als Chefchirurg der Rheinarmee nach der Schlacht bei Eylau im Schnee stehend durch 36 Stunden am Verbandplatze arbeitete), unsere höchste Bewunderung verdient, dabei eine Gewalt der Persönlichkeit besass, die er gelegentlich sogar dem gefürchteten Despoten selbst gegenüber zum Wohle der Armee wirksam zur Geltung zu bringen wusste, wie 1813 bei drohenden Strafmassregeln anlässlich des Ueberhandnehmens von Selbstverstümmelungen. Kein Wunder daher die ihm bewiesene, geradezu abgöttische Verehrung, welche ihn u. A. bei der Panik des Beresinaüberganges knapp vor Einsturz der Brücke vom sicheren Tode errettete.

Was es aber besonders rechtfertigen dürfte, dieses Vortrages hier zu gedenken, war der ganz im Geiste der Menschlichkeit, ja mitunter direkt im Sinne der Friedensidee gehaltene Tenor derselben, als dessen markantester Ausdruck hier zwei bedeutungsvolle Stellen folgen mögen:

1. (Nach einer ergreifenden Schilderung der russischen Expedition 1812.) „Der Brand von Moskau war es, an dem sich Napoleon die Flügel seines eitlen Ruhmes versengte; seines eitlen Ruhmes, denn, meine verehrten Anwesenden, der wahre Ruhm des Menschen besteht nicht in der erfolgreichen Bethätigung roher Gewalt, sondern im Wirken der Vernunft, im Bestreben, Bildung, Veredelung, Verbesserung des Menschengeschlechtes zu fördern.“

2. „Seid Ihr nicht Menschen, bevor Ihr Ghibellinen seid, Menschen, bevor Ihr Welfen seid?, und habt Ihr als solche nicht zunächst die Pflicht, Euch zu achten, einander zu helfen, zu unterstützen? sagte Gregor X.; und dieses Wort jenes Papstes, welches in unserer, von Racen- und Nationalitätenkämpfen durchsetzten Zeit wohl einer ernsten Beherzigung werth wäre, kennzeichnet auch den Standpunkt der Medicin.“

*

Ein Nobel-Denkmal. Im Hofe des die Bureaus der Dynamit-Gesellschaft umfassenden „Nobel-Hofes“ in Hamburg wurde dem grossen Menschenfreunde und Erfinder kürzlich ein Denkmal gesetzt. Die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ schreibt darüber: „Das etwa 4 Meter hohe, nach dem Entwurf des Berliner Künstlers Hugo Reinhold in Kupfer ausgeführte Denkmal wird wohl jeden Beschauer zuerst befremdlich berühren. Eine kleine Broncetafel in dem Granitblock, der das Postament bildet, belehrt uns: Dem Erfinder des Dynamits Alfred Nobel gewidmet von Max A. Philipp. Auf dem Granitblock steht eine hohe, hehre Frauengestalt mit mildem, ernstem Antlitz, in der Hand eine Fackel hoch emporhaltend. Mit dem einen Fuss aber tritt sie fest auf den Nacken eines bestialischen Gesellen mit wildem, höhnischem Gesicht, der trotz der riesigsten Muskelanstrengung sich nicht von dem Felsblock erheben kann. Das Befremdliche ist, dass uns jede Beziehung zum Dynamit fehlt, denn es wäre doch wohl gekünstelt, in der Gruppe etwa die Besiegung trotziger Felsmassen durch das Dynamit verkörpert sehen zu wollen, Es wäre an sich schon eine Verirrung, das Dynamit durch eine milde Frauengestalt darstellen zu wollen; und dann: was sollte die Fackel in der Hand, warum vor allem läuft der Körper des bestialischen Gesellen in seiner unteren Hälfte in einen Raubthierleib aus?

Die Idee des Denkmals ist eine andere. Es war Alfred Nobel stets ein schmerzlicher Gedanke, dass das Dynamit so vielen unfriedlichen Zwecken diente, dass es das Sym-

bol der Anarchisten wurde, und dass man es in den Kriegen zu den ungeheuerlichsten Verwüstungen verwendete. Nobel war einer der eifrigsten Verfechter der Friedensidee, und die Friedensgesellschaft hat er ja jederzeit reich unterstützt. Das Denkmal also. das der langjährige Freund Nobel's, zugleich sein Genosse im Aufsichtsrath der Nobel-Dynamitgesellschaft, seinem Andenken errichtete, bedeutet offenbar den endlichen Sieg der humanen, leuchtenden Friedensidee über alle rohen, thierischen Triebe der Menschheit. Das Denkmal macht in seinem scharfen Contrast zwischen der friedlichen, harmonischen Frauengestalt und der wilden Urkraft des gefesselten Thiermenschen einen effectvollen Eindruck.

*

Die Kosten des Krieges auf Cuba. Nach den amtlichen Rechnungsberichten aus Madrid hat der Krieg auf Kuba vom 1. April 1895 bis zum 1. Januar 1898 an baaren Ausgaben 1800 Millionen Franks gekostet, während sich die noch nicht bezahlten Beträge für Lieferungen und Gehälter auf 300 Millionen Franks belaufen. Die Kosten für das Jahr 1898 sind, vorausgesetzt, dass die Operationen in der bisherigen Weise ihren Fortgang nehmen, auf 420 Millionen Franks berechnet, doch reichen die gegenwärtig vorhandenen Baarmittel der Regierung nur bis zum 1. April. Alsdann hofft der Finanzminister von den Cortes neue Mittel bewilligt zu erhalten.

*

In der Versammlung der schwedischen parlamentarischen Friedensgruppe wurde ein Schreiben von dem Präsidenten des dänischen Folkethings, Herrn Högsbro, verlesen, mit der Anfrage, ob die schwedische Friedensgruppe Delegirte zu einer eventuellen schwedisch-norwegisch-dänischen interparlamentarischen Zusammenkunft in Christiania betreffend Neutralität und Schiedsgerichte zwischen den nordischen Ländern senden wolle. Diesem Vorschlage trat man bei.

*

Die schwedische zweite Kammer hat dem Berner Bureau eine Subvention von 750 Kronen bewilligt.

*

Die internationale „Schiedsgerichts- und Friedens-Gesellschaft" (London) hat folgenden Beschluss gefasst: „Während diese Gesellschaft jeden Versuch irgend einer auswärtigen Macht, sich ein Handelsmonopol in einem oder mehreren chinesischen Häfen zu verschaffen, lebhaft bedauern und auch glauben würde, dass ein solches Monopol schliesslich gegen die eigenen Interessen der betreffenden Macht und auch gegen die Interessen Chinas verstossen würde, ist sie doch der Meinung, dass das britische Volk nicht gerechtfertigt sein würde, eine Zuflucht zum Kriege zu nehmen, um die Gründung eines solchen Monopols zu verhindern."

*

Die Tapferkeit ist die erste und wichtigste Tugend des Soldaten; ja sie ist die Grundlage jeder militärischen Thätigkeit. Es ist daher von Interesse, die Ausführungen zu verfolgen, welche der vielgenannte Commandirende des Kiewer Militärbezirkes, General der Infanterie Dragomirow, der Tapferkeit widmet. Nach seiner Auffassung ist die Tapferkeit gleichbedeutend mit der Bekämpfung der Todesfurcht. „Ja, nur der siegt, welcher im Voraus weiss, dass er vielleicht auf dem Felde liegen bleiben wird, und welcher dieses nicht fürchtet. Ein Mensch, der sich dem Tode in die Hand gegeben hat, ist furchtbar. Der Soldat muss also so erzogen sein, dass er sich nicht fürchtet, getödtet zu werden, indem er zu gleicher Zeit seine Haut theuer zu verkaufen versteht. Höher als Gehorsam und Fähigkeit steht die Bereitwilligkeit zu sterben, d. h. die Selbstverleugnung. Alles Dasjenige ist zu vermeiden, was die Entwicklung des Instinkts der Selbsterhaltung begünstigen könnte und alles dasjenige anzuspornen, was der Entwicklung der Selbstverleugnung förderlich ist, weshalb auch Uebung in der Ueberwindung der Gefahr gegeben werden muss. Die Kugel geht fehl, das Bajonnett fehlt nicht; die Kugel ist eine Thörin, das Bajonnett ein braver Bursch. Gebt mir Soldaten, welche sich mit Freuden den Kopf zerschmettern lassen, und ich stehe dafür gut, dass ich eine vorzügliche Taktik haben werde; der Mensch, wieder der Mensch und immer der Mensch, das ist die erste Kriegswaffe. Denn der Mensch wird im Kampfe durch zwei entgegengesetzte Gefühle bewegt — durch das Gefühl der Pflicht und durch das der Selbsterhaltung; das erste von diesen

beiden Gefühlen äussert sich durch das Bajonnett, das zweite durch — die Kugel. Nicht diejenigen, welche zu vernichten verstehen, sondern die, welche sich selbst vernichten zu lassen bereit sind, sind allmächtig auf dem Schlachtfeld.“

*

Björnstjerne Björnson (so berichteten wir in D. W. N. 1897. S. 426) sprach zu einer Studentenversammlung in Kopenhagen folgende Worte: „Bringet zu Gunsten der permanenten Schiedsgerichtsverträge eine Aeusserung des Volkswillens zu Stande! Ihr habt länger für die Friedenssache gearbeitet als wir (d. h. Ihr in Dänemark, als wir in Norwegen), allein wir haben bereits drei Abstimmungen des Storthings in diesem Sinne aufzuweisen, ihr keine einzige.“

„Fredsbladet“ brachte auf diese Nachricht eine berichtigende, documentirte Erwiderung, aus welcher wir folgende Daten hervorheben:

Am 19. Dezember 1885 wurde im Folkething ein Antrag auf Einsetzung einer parlamentarischen Commission eingebracht, die die Frage eines Schiedsgerichtsvertrags zwischen den drei nordischen Reichen untersuchen sollte. Doch der Antrag war noch nicht zur Verhandlung gelangt, als der Rigsdag am 8. Februar 1886 geschlossen wurde.

Am 8. Februar 1887, bei Wiedereröffnung des Folkething nach den Neuwahlen, ward der Antrag ein zweitesmal vorgebracht, einem Ausschuss zugewiesen, der jedoch auch nicht dazu kam, vor Schluss der Session, 1. April, ein Gutachten abzugeben.

Der Dänische Friedensverein, auf dessen Initiative diese Vorgänge zurückzuführen sind, erkannte nun, dass ein grösserer Anlauf genommen werden musste, wenn der Sprung glücken sollte. Er leitete daher eine Agitation für eine Petition an den Rigsdag ein. Als diese 5000—6000 Unterschriften aufwies, wurde sie eingebracht und dem Ausschuss zur Prüfung überwiesen. Die Folge war eine Resolution des Inhalts: „Das Folkething schliesse sich dem in dem Antrage ausgesprochenen Wunsche unter der Voraussetzung an, dass derselbe von den beiden andern skandinavischen Staatsmächten getheilt wird.“ Das war am 27. März 1888.

Am 30. October 1890 wurde im Folkething das Ministerium des Aeussern in der Sache interpellirt. Die Stimmung war matt. Da hielt am 8. November Björnson einen Friedensvortrag im Concertpalais zu Kopenhagen. Dadurch wurde die Stimmung belebt, dass abermals ein Ausschuss eingesetzt wurde; allein sie ermattete neuerdings, und die Session wurde geschlossen, ohne dass der Ausschuss-Bericht zur Abstimmung gelangte.

Inzwischen hatte die Regierung der Vereinigten Staaten Nordamerikas die europäischen Staaten — mittels Note des Ministers Blaine — eingeladen, permanente Schiedsgerichtsverträge mit ihr abzuschliessen.*) Diesen Umstand benutzte die dänische Gruppe der Interparlamentarischen Union, um im Folkething eine Resolution zu erwirken, des Inhalts „dass das F. die Regierung auffordere, der Einladung der V. S. entgegenzukommen und auch mit andern Staaten, besonders mit den beiden nordischen, ähnliche Verträge anzubahnen.“ Das war am 21. November 1892.

Seither ist mehr als ein Lustrum vergangen. „Ist dem Folkething bekannt“, fragt Fredensbladet, „ob die Regierung sich um jene Aufforderung bekümmert hat, oder kümmert sich das Folkething selbst nicht darum, wie weit seinen Aufforderungen Rechnung getragen wird? — Thut der Rigsdag bis zum Wahltage nicht, was er sich selbst schuldet, so muss den Wählern jenes Wort zugerufen werden, das Björnson zu den Studenten sprach: „Bringt eine Aeusserung des Volkswillens in Dänemark**) zustande!“

*) Wenn Spanien dieser Einladung damals gefolgt wäre, wie ständen die Dinge heute? Anm. d. R.

**) Nicht nur in Dänemark! Anm. d. R.

Presse und Literatur.

Wollte man die Zeitungsstimmen sammeln, die anlässlich des Dreyfus-Processes, der ja gleichzeitig ein gegen und für den Chauvinismus geführter Process war, für und gegen die Kriegsidee sich erhoben haben, so könnte man Bände füllen. Hier seien nur einige interessante Aeusserungen angeführt. Die **„Aurore“** eröffnete eine Enquête über „Militärgerichte“. Charles Gide, Professor der politischen Oeconomie auf der Universität von Montpellier, sagt u. A.: „Seit einem Jahrhundert erschöpft sich Frankreich damit, dass es zugleich die Rolle eines grossen Militärstaates und einer grossen Demokratie spielen will, und alles was es that, um die eine Rolle zu erhalten, schädigt sie in der andern. Was die Sache besonders beängstigend macht, ist, dass die Demokratie (und selbst die Demagogie) gar kein Auflösungsmittel des Militarismus abgiebt. Der Pöbel — gerade so wie die Imperatoren und die Gassenjungen — liebt den Säbel, die Trommel und den Federbusch. Krieg und Heer sind sicherlich „Ueberbleibsel“, aber da sie von sehr weit her stammen, bis vor der Steinzeit her, so werden sie nicht durch geänderte Regierungsformen aus der Welt geschafft. Erst an dem Tage, da die socialen, moralischen und ästhetischen Sorgen die politischen Sorgen auf den letzten Plan zurückgedrängt haben, wird der Militarismus endgiltig überwunden sein. Noch halten wir nicht da, aber schon giebt es in allen Ländern eine kleine Minderzahl denkender Menschen, in deren Gehirn diese Geistesentwickelung sich schon vollzogen hat.*)

J. Allemane, der Führer der Arbeiterpartei, sagt: „Die Heere, ihre Sitten und ihre Disciplin stellen genau den Antheil der Barbarei vor, welche den Gruppen unserer Art noch anhaften und diese Ueberbleibsel ererbter Thierheit verschwinden zu machen, müssen alle aufrichtigen Freunde des Fortschritts sich bemühen, unter welche im ersten Range die Socialisten und die wahren Demokraten zu zählen sind.“ — Als leidenschaftliche Verfechter der kriegerischen und der nationalen Idee thun sich in diesem Presskampfe (um nur zwei hervorragende Schriftsteller zu nennen): François Coppé und Maurice Barrès hervor.

*) Wir glauben, bei der Mehrzahl der denkenden Menschen ist dies der Fall. Nur das laute und entschlossene Aussprechen ist unter diesen leider noch die Sache einer verschwindenden Minderzahl. Anm. der Red.

*

In einem Feuilleton über das Bahr-sche Stück „Josefine“ schreibt J. Schütz („Neue freie Presse“): Napoleons gewaltige Hand vollführte allein, was die Urtheile der Inquisition nach der Erhebung der Albingenser, was Karl V., Philipp II., Alba und der Orden Jesu nach der Reformation versuchten. Er brachte den geistigen Aufstieg der Menschheit zum Stillstand und stürzte Europa in die Nacht der Reaction. Frankreich wie die Welt hat er gleich geschädigt. Jenes war nach seinem Sturze kleiner als zur Zeit, in der er seine Laufbahn begann, diese fühlt noch heute in allen Gliedern die napoleonischen Ideen, welche „die Freiheit mit dem Säbel vermählen wollten“ und doch nur den Säbel herrschen liessen. „Heute giebt es keinen Franzosen, Deutschen, Spanier und Engländer mehr,“ schrieb Rousseau, der Lieblingsphilosoph des jungen Napoleon triumphirend vor seinem Tode, „es giebt nur noch Europäer, die alle dieselben Ziele, denselben Geschmack, dieselben Sitten, dieselben Leidenschaften haben, weil Niemand von ihnen durch besondere Forderungen eine Ausnahmestellung wünscht.“ Diesen edlen Traum des Weltbürgerthums hat die napoleonische Politik zerstört. Aus dem grauen Schlachtenmantel des Kaisers flatterte mit dem Dämon Chauvinismus ein besiegtes Vorurtheil nach dem andern hervor und hetzte Volk gegen Volk, Stand gegen Stand, Bekenntniss gegen Bekenntniss. Das Blut, das durch Napoleon in Strömen floss, ist umsonst geflossen, die Millionen, die er zur Schlachtbank führte, sie waren nur das Opfer der ehrgeizigen Laune eines Tyrannen. — So erscheint Napoleon in der Darstellung Taine's und Proudhon's. So geartet, tritt er aus einzelnen Gestaltungen der bildenden Kunst hervor; nicht nur aus Werken der republikanischen Meister Frankreichs oder der malenden Nihilisten Russlands. Franz Stuck, der junge Münchener, dessen Eingebungen jüngst in Wien so lebhafte Antheilnahme fanden, malt die Schrecken und

Greuel des Krieges in einem Leichenfelde, über das vereinsamt, wie ein Statthalter des Todes, ein Reiter mit den Zügen Napoleon's vorüberzieht. Unwillkürlich fällt vor diesem Bilde des letzten Attila, der Europa in die Kaserne wandelte, die es noch heute ist, der moderne Kampfruf: „Die Waffen nieder!" von den Lippen des Beschauers. Solchen Eindruck hätte ein gutes, in psychologischer und historischer Wahrheit, mit dem Blicke auf Vergangenheit und Gegenwart gedichtetes Napoleon-Drama hervorgerufen.

*

Kleine Nachrichten aus der Presse. Die neugegründete Wochenschrift „Die Waage" in Wien bringt in einer ihrer letzten Nummern einen ausgezeichneten Aufsatz aus der Feder unseres Moritz Adler über „Militärspionage im Frieden im Schlaglichte des Dreyfus-Processes". Der „Frauenbund" bringt einen Artikel „Die Friedensidee und die Schule" von Ida Barber. Im „Berl. Tagebl." vom 28. Februar vergleicht R. Deutsch den Helden des von der Baronin von Suttner verdeutschten Romans „Marmaduke" in einem ausführlichen Artikel mit Egidy. Der konservative „Reichsbote" in Berlin bringt einen ziemlich wohlwollenden Artikel über Pfarrer Umfrid's Buch „Friede auf Erden" und bekennt darin, dass das Blatt nicht für den Krieg schwärmt. Merkwürdigerweise unterlässt es aber nicht, die Friedensbewegung wo es nur kann zu bewitzeln.

*

Ferd. Gross unterzieht im Wiener „Fremdenblatt" das zuletzt erschienene Buch unserer Herausgeberin (Schach der Qual!) einer eingehenden Besprechung, der wir folgende Stelle entnehmen:

Das Buch müsste nicht aus der Feder der Frau von Suttner sein, wenn es nicht gegen den Krieg mit feuriger Beredtsamkeit aufträte. Sie plaidirt mit dem an ihr gewohnten Enthusiasmus für den Frieden, und bei dieser Gelegenheit findet sie frappante Wendungen, z. B. „Bis jetzt hat es ja überhaupt noch nirgends und nie „Frieden" gegeben; stets nur Kriegspausen". So wie unser Prinz Roland darüber sinnt, was da sein sollte und könnte, setzt er sich mit dem auseinander, was derzeit wirklich ist, und so registrirt er manche traurige Erscheinung, manchen düsteren Beitrag zu seinem Register der Qual. Zu diesen Erscheinungen gehört die russische Secte der Duchoborzen, die keine Waffe berührt, daher auch keinen Militärdienst leistet und sich schrecklichen Verfolgungen ausgesetzt sieht, über welche wir hier viele ergreifende Einzelheiten erfahren. Am wohlsten aber fühlt Roland-Suttner sich in den hoffnungsvollen Ausblicken in eine bessere und schönere Zukunft. Am wirksamsten soll der Qual Schach geboten werden, indem das Individuum für die Gesammtheit, die Lebenden für spätere Nachkommen zu ringen bestrebt und sich dessen bewusst sind. Wie wir nur die Vorarbeiter späterer Geschlechter sind, das wird uns also deutlich gemacht: „Jedes Zeitalter hat übrigens den Staat, den — ein voriges verdient hat. Verdienen wir, indem wir dem Gotte in unserem Innern folgen, verdienen wir unseren Söhnen vorerst einen ethischen Staat. Diese werden ihren Enkeln den göttlichen erobern." Frau von Suttner lehrt uns: „Vos non vobis."

*

Aus der Feder des Generals **v. Scherff** wird ein Buch angekündigt, das den Titel führt: Die Lehre vom Krieg auf Grundlage seiner neuzeitlichen Erscheinungsformen. Die darangeknüpfte Empfehlung beginnt mit den Worten: „Auch der Krieg als Vernunftact bedarf einer ordnenden und gliedernden Theorie, die" etc.

A. H. F.

Eingelaufene Bücher und Schriften.

(Die mit einem * versehenen gehören zur Friedenslitteratur.)

* **Bilz.** „Wie schafft man bessere Zeiten? Die einzig mögliche Lösung der socialen Frage, wie sie das Naturgesetz lehrt. Leipzig, Verlag von Bilz. 1897. 168 S. Preis 50 Pf.

* **La Coopération des Idées.** Revue mensuelle de Sociologie positive Paris. 17 Rue Paul Bert.

* **Otto Ernst.** Buch der Hoffnung (Neue Folge der gesammelten Essays aus Literatur, Pädagogik und öffentlichem Leben) Hamburg, Verlag Kloss. 1897. 456 S. Preis

4 Mark. Für unsere Ziele besonders hervorzuheben die Capitel: „Ueber Nationalismus und Erziehung zum Frieden", „Soldaten oder Menschen", „Ueber den Judenhass".

* **Versöhnung** M. v. Egidy. Februarheft. Aus dem Inhalt: Patriotismus vom Herausgeber.

* **Moloch** von Vincenz Chiavacci. Wien 1898. Selbstverlag. IX Frankengasse 1. 29 S. (Ein tief-ernstes, philosophisches Schriftchen.)

* **Welt und Seele.** Neue Gedichte von Paul Wilhelm. Leipzig, G. H. Meyer, 1898.

* Gaston Moch: **Une royale idée.** Extrait de la Revue des Revues (1. Decbr. 1897). Paris. Typographie Davy 52 Rue Madame.

Yves Guyot: **La Revision des Procès Dreyfus.** Faits et documents juridiques. Paris. P. V. Stock. Palais Royal.

* **La Paix Universelle.** Revue Indépendante. Directeur B. Bouvier. Siège Lyon. 5 Cours Gambetta. VIII. Jahrg. Nr. 172. Aus dem Inhalt: Le Congrès de l'Humanité.

* L. Tolstoi: **Krieg und Vernunft.** Stuhr'sche Buchh. Berlin, U. d. Linden 61. Preis 60 Pf.

* **Arbitrage entre nations.** Revue mensuelle fevrier. Aus dem Inhalt: Fréderic Passy. Le droit du plus capable (Eine Entgegnung auf einige Artikel des Almanac de la Paix). Mieille. Propaganda pacifique à l'école. Alfred H. Fried. Comment je me représent) l'exposition de la Paix en 1900 (übersetzt aus D. W. N.). Paris. Rue Pasquier 10.

L'humanite Intégrale. Nr. 1. Paris. 20 avenue Trudaine.

A. Hecker: **Ernstes und Heiteres aus dem Kriegstagebuche eines sächsischen Oberjägers 1870/71** von A. Hecker. Dresden 1895. Warnatz & Lehmann.

Aus den Tagen der Nihilisten-Gefahr von Erwin Bauer. Leipzig, Rob. Friese. Inhalt: Das Moskauer Eisenbahnattentat auf Alexander II.; Ein Abend unter Nihilisten; Die Wahrheit über den Tod Alexander II.

* **Jean de Triac** (Auteur de Guerre et Christianisme) Réponse au Père Ollivier. Paris. Librairie Dentu. 60 S. Pr. 75 Cent.

Briefkasten.

A. R. Es geht nicht an, die Druckfehler der früheren Hefte alle nachträglich verbessern zu wollen (namentlich wenn sie so häufig — wieder nostra maxima culpa! — vorkommen wie bei uns). Da schickt mir z. B. der Verfasser des Gedichtes: „Das Vaterland wird für Dich sorgen" (Heft II) eine Liste von, ich mag gar nicht sagen wie viel Correcturen. Es sei nur folgendes angeführt: S. 62, I. Vers 11 v. oben dem statt der. S. 63, II, Vers 5 v. o. längstentschwunden statt vergessen.

H. St. Wien. Nur Tendenzberichte hätte ich gelesen? Verzeihen Sie, ich glaube, das trifft umgekehrt zu; Sie lesen nur die antisemitischen Blätter und die bewahrten über den Prozess zumeist ein Tendenz-Schweigen; ich habe hingegen regelmässig das stenographische Protocoll der Verhandlungen aus Paris erhalten.

G. M. Paris. Unseren französischen Lesern zur Unterhaltung diene der Text der Adresse, welche die im Rathhaussaal, unter der Aegide Dr. Luegers versammelten Wiener Antisemitinnen an den pariser Judentödter Drumond geschickt haben: „Nous vous informons (!) de la résolution suivante: Plus de quatre mille dames et demoiselles chrétiennes de Vienne qui se sont assemblées (!) le 17 février 1898 dans la „Volkshalle" de l'hôtel de ville, ont resolues (!) ce qui suit (!): Nous sommes dans (!) la plus grande exaspération (!) contre ces 500 jeunes filles d'ici qui ont envovée (!) a Monsieur Emile Zola une adresse de leurs agrements (!), dont les journaux racontent (!). La plupart de celles qui ont soussignées (!) n'appartiennent pas aux habitants chrétiens de Vienne, et elles n'étaient point autorisées d'employer l'armoirie (!) de la ville de Vienne, à leur adresses (!) encore moins d'être bien disposées pour cette chose (!!) aux noms (!) de la population de Vienne. Nous, vraies Viennoises, assemblées aujurd'hui à l'hôtel de ville de Vienne, nous exprimons avec cela (!) à Monsieur Emile Zola notre plus grande exaspération (!), à lui, qui manifeste le judaïsme et la Dreyfus clique (!) et qui a dédaigné (!) l'honneur de l'armée française et leurs juges de guerre (!). Puisque nous-même sont des patriotes de notre patrie (!), nous ne pouvons pas estimer un homme qui fait un affront à son propre peuple et à l'armée, pour plaire au judaïsme international". — —

Nun ist die Kenntniss einer fremden Sprache wohl nicht nöthig, um zu documentiren, dass man patriote der eigenen patrie ist; aber characterristisch ist es immerhin, dass unter den 4000 Manifestantinnen und ihren Herren Einberufern sich nicht eine Person gefunden hat, die auf genügender Bildungsstufe gestanden hätte, um eine correcte französische Zeile zu schreiben. Im Uebrigen ist das Document auch

darum interessant, um zu zeigen, dass die Bewohner eines Dreibundlandes nicht etwa darum mit Zola gegen den französischen Generalstab zeugten, weil sie Feinde sind, da ja, wie ersichtlich, die Christlich-Sozialen „Damen und Fräulein" (Frauen und Mädchen sind nur auf der andern Seite) auch im Dreibundland für Drumond und für die französische Armee schwärmen.

Dr. S. Wien. Um einen Tag zu spät, am 23. Februar, erhielt ich einen für die Versammlung bestimmten drei Seiten langen Brief von Leo Tolstoi. Er soll nebst anderen interessanten Zuschriften im nächsten Hefte abgedruckt werden.

Fr. Emma L. Wissen Sie, was von sehr vielen Seiten geläufig gesagt wird? Ungefähr dieses: „Diese ganze Friedensbewegung ist weiter nichts als ein jüdisches Machwerk, in Scene gesetzt von der Alliance Israelite, die ihre Agitation in gewissenloser Weise unter der Maske hochtrabender (an und für sich ja gewiss ganz ideale) Zwecke verhüllt."

Pandolfi. Venedig. Bitte geben Sie doch wieder einmal Nachricht! Sie wissen doch, dass dem König von Italien die Adresse der Arbitration Alliance überreicht wurde und die Antwort darauf durch die italienische Botschaft in London erfolgte?

O. Ackermann. Luzern. Warum hört man nichts mehr von Ihnen?

M. G. Bonn. Manuscript zu Ihrer Verfügung. Es ist zu lang.

Theodor R. N—burg. Was ich nicht begreife ist dies: Es giebt doch Menschen in den Ministerien, in den Gesandtschaften, auf den Thronen, die ganz gewiss und genau wissen wie die Dinge in der Dreyfus-Sache liegen; dass von diesen nicht einer aufsteht, und hinaustritt und die Wahrheit verkündet und beweist und riskirte er dabei Stellung oder Leben ... Dass Einer, der etwa wüsste, dass D. unschuldig ist und der imstande wäre es zu beweisen — dass der an die Teufelsinsel denken könnte und noch schlafen könnte! ... Ich warte immer noch auf solch ein Auftreten.

Hermann D. Die Vita internazionale Moneta's wird mit jedem Hefte bedeutender.

Am. Ber—k. Solche Kränkungen bin ich schon gewohnt — dennoch thun sie immer weh. Unser armer Planet!

Schluss der Redaktion: 3. März.

Die Redaktion bestätigt dankend den Empfang von: „Monatliche Friedens-Correspondenz." — „La Paix par le Droit". — „Fred-Bladet". — „Versöhnung". — „Herald of Peace". — „Advocate of Peace". — „Correspondance bi-mensuelle." — „Revue des Revues". — „Ethische Cultur". — „Der Freimüthige." — „Concord." — „Les états unis d'Europe." — „Freie Bildungsblätter." — „Der Friede". — „The peace-maker". — „L'époque". — L'Etranger. — „Peace and Goodwill." — Monatl. Extrablatt für Friedensbestrebungen." — „The Arbitrator." — „La libertà & la pace." „Petits plaidoyers contre la guerre."

NB. **Alle Mittheilungen, Ausschnitte etc., die sich auf die Redaction der Rubriken „Aus den Vereinen", „Aus der Presse", „Vermischtes" beziehen, sind zu richten an Herrn A. H. Fried, Berlin W., Goltzstrasse 37.**

Kürschner's Jahrbuch 1898, ein einfacher Titel für eines der reichhaltigsten und komplizirtesten und zugleich billigsten Bücher (ca. 960 Spalten à 73 Zeilen und 850 Illustrationen, in sehr originellem Umschlag, solid gebunden. Preis 1 Mark!) Was es ist? Das lässt sich schwer sagen, denn man kann Seiten voll schreiben, ohne den Inhalt zu erschöpfen, hat doch der im Raumausnutzen so bekannte Herausgeber Joseph Kürschner für das Verzeichniss der Schlagwörter und Illustrationen allein 2000 Zeilen aufwenden müssen. Und auch das giebt noch kein irgendwie erschöpfendes Bild. „Kürschner's Jahrbuch" ist eine komprimirte Auskunftei über wissenschaftliche Fragen und praktische Angelegenheiten des Lebens, geradezu vollgepfropft mit Informationen aus den heterogensten Gebieten. Wem's Spass macht, der kann daraus ebensogut ersehen, wie man es anfängt, Löwen zu dressiren, oder in welchem Falle der Soldat im Frieden von seiner Waffe Gebrauch machen kann. Aber er kann auch einen Kursus der Photographie durchmachen, ein Kolleg über Geschichte hören, in die schöne Kunst der Weinbehandlung eingeweiht oder mit allen Feinheiten der Steuerkunde vertraut gemacht werden. Doch das will gesehen sein, schildern lässt sich's nicht und wenn man dem Leser Alles sagte, was „Kürschner's Jahrbuch" enthält, würde er uns auslachen und behaupten: das geht gar nicht. Also seht Euch das Buchwunder oder Wunderbuch an, überzeugt Euch davon, dass es niemals bis jetzt eine bessere Vereinigung von Kalender, Nachschlage-, Merk- und Notizbuch gegeben hat, als diese echt „Kürschner'sche" Leistung.

Verlag von E. Pierson in Wien.
Redaction: Baronin Bertha v. Suttner, Schloss Harmannsdorf, Post Eggenburg, N.-Oest.
Für die Redaction verantwortlich: Richard Lincke in Dresden.
Druck der Albanus'schen Buchdruckerei, Dresden, Am See 7.



Das Wettrüsten der Nationen

von

August Bebel, Reichstagsabgeordneten.*)

Die Rüstungen zu Wasser und zu Lande haben in den letzten Jahrzehnten in allen Grossstaaten Europas eine Ausdehnung und einen Umfang angenommen, dass auf unzähligen Lippen in allen Lagern und Parteien die ängstliche Frage schwebt: Wo soll das hinaus und wie soll das enden? Es giebt keine staatliche Einrichtung, die in den betreffenden Staaten, einerlei ob sie sogenannte Culturstaaten oder halbbarbarische Staaten sind, mit solcher Aufmerksamkeit, ja man kann fast sagen mit solcher Liebe und Sorgfalt gepflegt werden, als die militärischen Einrichtungen zu Wasser und zu Lande. Auf kaum einem anderen Gebiete sind Wissenschaft und Technik so eifrig beschäftigt, neue Entdeckungen und Erfindungen hervorzurufen, als auf dem Gebiete der Menschenzerstörungsmaschinen, handele es sich um Waffen und Schiffe, oder um Befestigungs- und Vertheidigungsmittel. Und für keinen Staatszweck werden bereitwilliger Mittel, selbst die grössten, zur Verfügung gestellt, sowohl seitens der Regierungen als der Volksvertretungen. Alle anderen Staatszwecke kommen erst in zweiter oder dritter Linie. Die nothwendigsten Mittel für die wichtigsten Culturzwecke, wie Volksbildungswesen, Schaffung neuer oder verbesserter Verkehrsmittel — es sei denn, dass sie ebenfalls dem Kriegszweck dienen —, Bodenmeliorationen, Hebung von Wissenschaft und Kunst, Volksgesundheitspflege, Arbeiterschutz, Rechtspflege u. s. w., sind oft nicht vorhanden, weil die Rüstungen alle auftreibbaren Mittel verschlingen. Es hat den Anschein, als sei es die vornehmste Aufgabe der modernen Staatswesen, die höchste Vollkommenheit in der Ausrüstung von Heer und Flotte zu erreichen und als sei diesem Zweck gegenüber alles andere Nebensache oder Nothbehelf.

Eine neue oder verbesserte Mordwaffe, ein anderer Schiffstyp für Kriegszwecke oder ein Zerstörungsmittel, wie ein neues Pulver, ein neues Geschoss, ein neues Sprengmittel, erfahren, sobald sie präsentirt werden, seitens unserer Staats- und Heeresleiter eine wahrhaft rührende Aufmerksamkeit und sie werden mit einer Sorgfalt geprüft, als handle es sich um eine der grössten Wohlthaten für die Menschheit.

Auf kaum einem anderen Gebiete öffentlicher Thätigkeit steht die Wirklichkeit mit der Phrase in so schneidendem Widerspruch, als auf dem militärischen. Religion, Sitte, Moralität und Humanität werden als die Grundlagen gesellschaftlicher Thätigkeit und staatlichen Lebens gepriesen, aber im Widerspruch damit wird unausgesetzt an die brutalsten und menschenfeindlichsten Instinkte appellirt, und sie werden nach Kräften genährt damit sie im gegebenen Augenblick in entsprechende Thaten umgesetzt werden können.

*) Dieser Artikel, den wir mit Erlaubniss des Verfassers hier zum Abdruck bringen, bildet die Einleitung zu einer Broschüre: „Nicht stehendes Heer, sondern Volkswehr“, die bei J. H. W. Dietz Nachf. in Stuttgart eben erschienen ist. Preis 30 Pfg.

Es ist ein alter Erfahrungssatz in aller Geschichte, dass ein gesellschaftliches oder staatliches Uebel erst seinen Höhepunkt erreicht haben muss, um seinen Niedergang und schliesslich seinen Untergang zu finden. Seit fünfzig Jahren sind die Klagen über den zunehmenden, Alles beherrschenden Militarismus immer lauter geworden, ohne dass das Geringste geändert wurde. Im Gegentheil. Die Entwicklung aller modernen Staaten zeigt uns in diesem Zeitraum eine immer stärkere Inanspruchnahme der öffentlichen Mittel für Heeres- und Marinezwecke, eine Inanspruchnahme, die prozentual ganz verhältnissmässig mehr stieg, als die Bevölkerungszahl und das Einkommen derjenigen Schichten, die finanziell, materiell und physisch die Hauptkosten zu tragen haben. Denn das ist auch ein bei allen in Frage kommenden Staaten gemeinsames Charakteristikum, dass die Aufbringung der finanziellen Opfer in Formen und nach Methoden geschieht, die auf die ärmeren, für ihren Lebensunterhalt schwer arbeitenden Klassen, die Arbeiterklasse und den Kleinbürger- und Kleinbauernstand, am schwersten drücken. Diese Lasten werden von diesen Schichten hauptsächlich auf dem Wege der indirekten Besteuerung aufgebracht, dagegen sind die leitenden Stellen, die das System zu vergeben hat, den Angehörigen der herrschenden Klassen reservirt. Die Armeen bekommen so einen Klassencharakter, welcher dem Klassencharakter der Gesellschaft und des Staates durchaus entspricht.

Die Haupttriebfeder für die Bildung immer grösserer Armeen und maritimer Rüstungen bildet zunächst das Streben nach Bildung grosser Nationalstaaten. Wie die Bourgeosie die Zersplitterung der Produktionsmittel, des Besitzes und der Bevölkerung immer mehr aufhebt, die Bevölkerung in den Städten und Indusriebezirken aufhäuft, die Produktionsmittel zentralisirt und das Eigenthum konzentrirt, so hat sie auch das Bedürfniss nach Zentralisation des Staatswesens, nach Schaffung eines möglichst grossen Binnenmarkts für den ungehinderten Absatz ihrer Produkte. Auf gegebenem Boden: „Eine Nation, Eine Regierung, Ein Gesetz, Ein nationales Klasseninteresse, Eine Douanenlinie“ zu schaffen, wie das Communistische Manifest so treffend ausführt, gebietet ihr Lebensinteresse.

Aber die Bourgeoisie treibt die Massenerzeugung von Waaren über den Bedarf des Binnenmarkts hinaus, und so wird die Bourgeoisie eines jeden Landes genöthigt, ein möglichst grosses Absatzgebiet für ihre Waaren auf dem Weltmarkt zu erobern. Dadurch entsteht die Rivalität mit den concurrirenden Staaten, und damit ist ein neuer Anstoss für die Bildung immer grösserer Armeen und Marinen gegeben. Eifersüchtig wachen die Regierungen der verschiedenen Staaten übereinander, dass keine es der anderen zuvor thut und dass, sobald die eine einen kleinen Vorsprung in der militärischen Machtentfaltung vor der anderen zu haben glaubt, alle anderen ihr nicht nur nacheifern, sondern sie noch zu überbieten trachten. So entsteht ein Wettrennen in den Rüstungen, wie Aehnliches die Menschheit nie zuvor gesehen hat.

Die politische Herrschaft der Kapitalistenklasse — wobei die Finanzmacht, die industrielle und agrarische Bourgeoisie sich beständig untereinander streiten und bekämpfen um den Antheil, den jede von ihnen an der Staatsbeute haben möchte — ist die nothwendige Ergänzung ihrer sozialen und wirthschaftlichen Macht über die Arbeiterklasse und die dem Untergang geweihten und in vollster Abhängigkeit von ihr gehaltenen Schichten der Kleingewerbetreibenden und des Kleinbauernthums. Dass die herrschenden Klassen hiernach auch die Staatslasten hauptsächlich den von ihr beherrschten Klassen auferlegen und namentlich den militärischen Frohndienst durch die von ihr beherrschten Bevölkerungsschichten ausüben lässt, ist selbstverständlich. Das liegt im Wesen einer herrschenden Klasse und ausserdem wäre die letztere viel zu schwach.

selbst die Opfer zu bringen, die ihre Herrschaft erfordert. Könnte sie auch die finanziellen Lasten tragen, sie will es nicht, und die körperlichen Lasten kann sie nicht tragen, weil ihr die dazu nöthige Kopfzahl fehlt; sie begnügt sich, die Führerrollen zu besetzen und das Heer zu einem vornehmlichen Werkzeug ihrer Herrschaft zu machen.

Dieser Klassencharacter der bestehenden militärischen Organisationen springt also in die Augen und die Erkennung desselben schärft das Urtheil für Vieles, das sich nur von diesem Gesichtspunkt aus erklären lässt. So z. B. die Abneigung der bürgerlichen Parteien zu einer ernsthaften absprechenden Kritik an den militärischen Einrichtungen; die Entrüstung über das An-den-Pranger-Stellen verübter Misshandlungen und die Lauheit in der Einführung von Einrichtungen, die solche Missstände beseitigen könnten. Ferner erklärt sich auch daraus die Bereitwilligkeit der Volksvertretungen, für neue militärische Rüstungen zu Wasser und zu Lande zu stimmen, obgleich man sich in Rücksicht auf die Opposition der beherrschten und geleiteten Massen den Anschein geben muss, als thue man es nur schweren Herzens, mehr der Noth gehorchend als dem eigenen Triebe.

Ein dritter Grund, der die Kapitalisten- und Unternehmerklasse immer mehr der Erweiterung militärischer Rüstungen geneigt macht und sie selbst für die unnatürlichsten Einrichtungen einnimmt, sobald dieselben geeignet erscheinen, die sogenannte militärische Disziplin aufrecht zu erhalten, ist die immer weiter um sich greifende sozialistische Bewegung, die sich naturgemäss gegen die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen und Herrschaftsformen wendet, weil sie die Unterdrückung und Ausbeutung der arbeitenden Klassen zur Voraussetzung haben.

Bisher hat die herrschende Klasse in allen grossen europäischen Culturstaaten im Widerspruch mit ihren Interessen, die zu internationalen Verbindungen über die ganze Erdkugel drängen, dem nationalen Banausenthum gehuldigt, die bornirten nationalen Aspirationen begünstigt und grossgezogen. Weiter hat sie durch die Schaffung von Armeen von gewaltiger Stärke und ausgerüstet mit einer Vollkommenheit für den Massenmord, wie ähnliches niemals vorhanden war, den Gedanken zum herrschenden gemacht, dass die Selbstherrlichkeit einer Nationalität die höchste Culturthat sei.

Dieser innere Widerspruch wird dadurch noch verschärft, dass die für den Kriegsdienst im stehenden Heere abgerichteten Massen so zahlreich sind und so vorzügliche Instrumente für die Massenabschlachtung des Gegners besitzen, dass auf allen Seiten ein Punkt der Vervollkommnung erreicht wurde, der nach dem Urtheil zahlreicher Sachverständiger d a s K r i e g f ü h r e n f a s t z u r U n m ö g l i c h k e i t m a c h t. Weder ist man sicher, die Generale zu besitzen, die so ungeheure Massen, wie sie künftig in einem Kriege zwischen europäischen Grossmächten im Felde erscheinen, kommandiren und dirigiren können, noch besteht die Gewissheit, die Massen entsprechend ernähren und im Fall von Schlachten die zahllosen Verwundeten gebührend verpflegen zu können. Aber dessen ungeachtet jagt eine Armeevermehrung die andere, macht eine verbesserte Mordwaffe einer noch vollkommeneren Platz, und folgen sich die neuesten Schiffstypen rascher als die neuen hergestellt werden können. Kaum fertig geworden, sind sie schon veraltet. Mitten im Bau wird die Herstellung fast jeder dieser modernen Schiffskolosse unterbrochen, um mittlerweile bekannt gewordene oder selbst erfundene Verbesserungen noch anbringen zu können. Die Durchschlagskraft der Geschosse und die Dicke und Festigkeit der Schiffspanzer führen einen ununterbrochenen Wettkampf. Heute ist der Panzer, morgen das Geschoss der unterliegende Faktor und umgekehrt. Dasselbe gilt von den Waffen der stehenden Heere und den Befestigungs-

mitteln. (Kaum hat im Frühjahr 1897 der deutsche Reichstag circa 45 Mill. Mark als erste Rate für die Beschaffung eines neuen Geschützes bewilligt, dessen Gesammtkosten sich auf 170 Millionen belaufen, so verlautet, dass in der französischen Armee ein neues Geschütz eingeführt wird, das an Leistungsfähigkeit das deutsche übertreffen soll.

Aehnlich auf anderen Gebieten. Das neue Magazingewehr, das vor Kurzem erst zur allgemeinen Einführung gelangte und im Ernstfalle, ausser an einigen entlaufenen Gefangenen und übermüthigen jungen Leuten, die Wachtposten molestirten, noch nicht zur Anwendung kam, ist bereits durch neue Erfindungen überholt und dürfte in nicht ferner Zeit durch ein neues Gewehr ersetzt werden. Das erforderte nicht allein neue Dutzende von Millionen zur Anschaffung, das erforderte auch neue Zeit und Kraftanstrengungen und Opfer aller Art für die gesammte Armee, einschliesslich der Reserve und Landwehr, um die Handhabung des neuen Gewehrs zu erlernen. Welche Wirkung aber im Ernstfalle schon das bisherige Geschoss anzurichten im Stande ist, darüber giebt ein Zeitungsbericht Auskunft über einen Vortrag, welchen im Jahre 1894 der Generalstabsarzt der preussischen Armee, Prof. Dr. von Coler, auf dem medizinischen Congress in Rom hielt, über die durch die Geschosse des kleinkalibrigen Gewehrs verursachten Verletzungen. Jener Bericht, der unseres Wissens unwidersprochen blieb, lautete:

„Man schoss auf verschiedene Entfernungen von 200 bis 2500 Meter mehr als 1000 Geschosse auf 480 Menschenleichen, 13 lebende und 16 todte Pferde ab. Ausserdem haben die Doktoren von Coler und Schjerning die Wirkungen der neuen Waffe auf 22 Menschen beobachtet, von denen 14 einen Selbstmord begangen oder versucht hatten, während 8 Opfer von Unfällen oder Verbrechen gewesen waren. Die Feststellungen heben vollkommen alles dasjenige auf, was man bisher im Grossen und Ganzen über die Wirkungen des neuen „humanitären“ Geschosses gesagt hat. Die auf alle Entfernungen durch die modernen Geschosse verursachten Verwundungen sind ungleich schwerer, als die durch die früher angewandten Kugeln verursachten. Auf kleine Entfernungen bis 600 Meter werden die Fetzen der Kleidungsstücke, die das Geschoss auf seiner Flugbahn reisst, nicht in die Wunde hineingezogen. Die Stoffe zersplittern sozusagen bei der Berührung mit dem Geschoss, das noch von seiner ganzen lebendigen Kraft beseelt ist; sie lösen sich vor dem Geschoss in Atome auf. Dagegen sind die Wirkungen auf den Körper furchtbar: das Geschoss wirkt wie ein Explosivstoff. Man darf nicht vergessen, dass der Organismus eine Art geschlossenes, mit Flüssigkeit angefülltes Gefäss ist. Die schwersten Verletzungen entstehen nun, wenn durch das Projektil im getroffenen Gewebe hydraulische Pressung zu Stande kommt. Die Wunde sieht dann aus, wie wenn sie durch Explosion hervorgebracht wäre. Feuchtigkeitsgrad des Gewebes, Geschwindigkeit des aufschlagenden Projektils und sein Querdurchschnitt bedingen diese Wirkung. Die Knochen werden nicht wie mit einem Locheisen, wie man fälschlich vorgab, durchbohrt, sie werden wie durch eine Dynamitladung zertrümmert und in kleine Stücke zersprengt, die durch den ganzen Körper zerstreut sind. Die Leber, das Herz, die Nieren pulverisirt, die Eingeweide in tausend Stücke zerrissen, die Muskeln auseinandergerissen. Die Eintrittsöffnung des Geschosses ist sehr klein, kaum wahrnehmbar, die des Austritts dagegen beträchtlich; sie gewährt den Anblick eines Trichters von 12 bis 18 Centimeter Durchmesser. Wohl verstanden, das Geschoss geht stets durch den Körper, der von Theil zu Theil durchbohrt ist: es durchdringt sogar drei Körper und bleibt erst im Innern eines vierten stecken. Ein Geschoss, das eine der Extremitäten trifft

und einem Knochen begegnet, zerstört sicher das getroffene Glied; wenn es den Kopf, den Hals oder Bauch trifft, tödtet es bestimmt. Wenn es die Brusthöhlung durchdringt, kann es den Tod auch herbeiführen, wenn es das Herz und die grossen Gefässe schont und nur die Lunge durchbohrt. Ueber 600 Meter hinaus sind die Geschosse weniger tödtlich. Wenn sie den Bauch treffen, erzeugen sie noch grosse Verheerung. 49 Geschosse, die den Leib auf 700 bis 1600 Meter Distanz getroffen hatten, haben 160 innere Zerreissungen der Blase und des Magens erzeugt. Die Durchschnittszahl der offenen Löcher für jedes Geschoss war drei, das Maximum acht. Auf weitere Entfernungen führten 12 Prozent der Geschosse Stofflappen in die Wunde, was stets eine schwere Komplikation ist, da die Kleidung nothwendiger Weise mit einem reichen Wachsthum von Mikro-Organismen bedeckt ist. Von 1000 Meter an werden die Knochen glatt, aber mit strahlenförmigen Spalten von allen Seiten des Bohrloches durchschlagen. Selbst auf 1600 Meter erzeugt das Geschoss bei 40 Prozent von Fällen weite Brüche mit Knochensplittern, die manchmal am Platze bleiben, aber zuweilen auch durch den Organismus getrieben wurden und in diesem Falle wie ebensoviele Scheermesserklingen wirken, so dass schon bei einer Geschwindigkeit von etwa 300 Meter in der Sekunde die Gewebe des Körpers durchfetzt werden. Die Temperatur des Geschosses steigt im Augenblick, wo es den Körper trifft, etwa auf 70 Grad. Wenn man Schuss auf Schuss abfeuert, kann sie bis auf 350 Grad kommen. Generalarzt von Coler bedient sich zur Erklärung dieses Punktes der Legierungsgeschosse mit bekannter Schmelztemperatur. Auch hat er festgestellt, dass beim Abgeben von 100 Schuss in $2\frac{1}{4}$ Minuten der Bleikern der letzten Geschosse geschmolzen wurde, was eine Mindesttemperatur von 334 Grad vorraussetzt. Das mit einem Stahlmantel umgebene Geschoss deformirt sich fast stets im Körper und zerspringt oft in kleine spitze Stücke, die alle ihnen begegnenden Gewebe auszacken und zerreissen. Im Ganzen beweisen die stattgehabten Versuche, dass die alte runde Kugel und selbst das längliche Geschoss von 1870 sozusagen gutmüthig im Vergleich zu der undenkbaren Grausamkeit des neuen Nickelstahlgeschosses mit geringem Durchmesser und schlanker Form waren.“

Aber auch das neue, früher oder später einmal zur Einführung kommende Fünfmillimetergewehr verrichtet, trotz der Kleinheit des Projektils, nicht geringere, sondern eher noch schlimmere Zerstörungen im menschlichen Körper als das Achtmillimetergeschoss, wobei noch in Betracht kommt, dass seine Tragfähigkeit und Treffsicherheit eine noch weit höhere ist als die des jetzt eingeführten Gewehrs. Das zeigt eine Schilderung, die vor einiger Zeit in der Presse die Runde machte. Darin hiess es: „Die bei uns durchgeführten praktischen Versuche haben dargethan, dass das Projektil des kleinsten Kalibers, das heisst des Kalibers von fünf Millimeter, noch furchtbarere Wirkungen hervorruft als das jetzige Geschoss. Und zwar trifft das Fünfmillimetergeschoss noch auf eine Entfernung von viertausend Meter, also in einer Distanz, bis zu welcher die Werndlgewehre gar nie getragen haben, mit dreifacher Kraft und dreimal so grosser Heftigkeit auf den getroffenen Gegenstand auf. Das harte erhitzte Stahlmantelgeschoss des Fünfmillimeterkalibers **zermalmt noch auf viertausend Meter die getroffenen Knochen förmlich zu Mehl,** oder es ruft, wenn es Fleischtheile durchdringt, in den benachbarten Knochen **Risse und Sprünge** hervor. Kurz, die Projektile des kleinsten Kalibers wirken **noch auf Entfernungen tödtlich,** bis zu welchen die früheren Bleigeschosse gar nicht gedrungen sind.“

Was aber die Einführung einer solchen Waffe bedeutet, möge man darnach bemessen, dass nach den Berechnungen einer in der russischen Zeitschrift

„Bibliotheka Worzaneska“ veröffentlichten fachmännischen Studie eines Herrn Bloch die Wirkung des jetzigen Gewehrfeuers im Vergleich zu dem im Kriege von 1870/71 ungefähr doppelt so gross sein wird, dass die Geschütze in Folge grösserer Treffsicherheit und schnelleren Schiessens etwa zwölf Mal soviel Treffer aufweisen werden und drei bis vier Mal mehr Menschen die Treffobjekte bilden.

Diesen Darlegungen schliesst sich würdig eine Schilderung an, die der „Pester Lloyd“ im Sommer 1892 über den Zukunftskrieg veröffentlichte. In derselben wurde ausgeführt: In den früheren Kriegen habe der Kampf erst auf zweihundert bis dreihundert Meter begonnen, in den Zukunftskriegen werde die Artillerie schon auf viertausend Meter, das Infanteriefeuer auf zweitausend Meter beginnen. Die Rasanz der Flugbahnen und die enorme Durchschlagsfähigkeit der neuen Geschosse zwängen im Infanteriefeuer gebieterisch zur Auflösung der geschlossenen Linien. Wörtlich heisst es dann:

„In dem Masse, als die Einwirkung der Führer schwindet, wird die Todesgefahr immer grösser. In dünnen Linien liegt die Infanterie der feindlichen Stellung gegenüber. Nirgends eine geschlossene Abtheilung, bei deren Anblick sich der schwankende Muth des Mannes wieder festigen könnte; die Reserven sind wegen des feindlichen Feuers so weit zurückgehalten, dass der Kämpfende nichts von ihnen erblickt. Unwiderstehlich packt ihn das Gefühl der Verlassenheit, er hält sich für verloren. In das Heulen und Zischen der Geschützprojektile mischt sich das dumpfe, unaufhörliche Schwirren der Infanteriegeschosse, begleitet von dem Stöhnen und Jammern der tödlich Verwundeten, zeitweilig übertönt von dem herzzerreissenden Geschrei eines Verstümmelten . . . Blut, nichts als Blut, wohin der Mann blickt; längst schon ist das Kommando, welchem er bisher in mechanischer Gewohnheit gefolgt, verstummt, die Führer sind gefallen.“

Aehnlich lautet eine Abhandlung im „Militär-Wochblatt“ im Herbst 1897, die sich mit der Gefechtsweise unter der Geschosswirkung der gegenwärtig in den europäischen Armeen eingeführten Gewehrsysteme beschäftigt. Der Verfasser führt aus, dass die Schiessergebnisse gegen hohe Ziele innerhalb achthundert Meter jede Möglichkeit einer sichtbaren Annäherung der Angriffstruppe in der bestehenden Form beinahe völlig auszuschliessen scheine. Da aber die Infanterie zur Erlangung der Feuerüberlegenheit unter Bewahrung ihrer Gefechtskraft auf eine kürzere Entfernung an den Feind werde heranrücken müssen — und dies häufig ohne Unterstützung des Geländes —, so dränge sich die bange Frage auf, was wohl der Angreifer anzustellen haben werde, um einer so bedenklichen Lage zu begegnen. Von glänzender Tapferkeit sei kommenden Falls bei derartiger Beweisführung von der vorhandenen Stärke der Vertheidigung nicht viel zu hoffen: sie werde an der reellen Macht des kleinkalibrigen Geschosses zerschellen.“

Es wird dann erörtert, dass die grösste Schwäche des Angriffs darin bestehe, dass er bei der Annäherung, entgegen den kleinen Zielen des Vertheidigers, die Nachtheile seiner grossen Ziele überwinden müsse. Das sei zwar immer der Fall gewesen, hätte aber bei der geringen Treffsicherheit und der mangelhaften Fähigkeit zu Schnellfeuer in früherer Zeit lange nicht die Bedeutung gehabt wie heute. Auch die beste Schiessausbildung werde nicht im Stande sein, die gewaltigen Verluste, welche uns unsere Mannsziele beim Vorlaufen einbringen, durch ähnliche Treffer beim Vertheidiger auszugleichen. Die Darbietung der Mannsziele in dem verheerenden Feuer würden auch für unsere tapferen deutschen Soldaten bald etwas Unüberwindliches haben. Die Zone, in welcher die Mannsziele der Vernichtung preis-

gegeben seien, fange nach den Ergebnissen der zahlreichen Versuche auf etwa achthundert Meter vom Feinde an. Da aber nach der Meinung vieler Autoritäten die letzte Entscheidung in einer Entfernung von dreihundert bis vierhundert Meter von der besetzten Stellung aus geschossen werden würde, könnte es sich somit nur um eine Strecke von vierhundert bis fünfhundert Meter handeln, auf welcher das Sichtbarwerden der hohen Ziele zu vermeiden wäre.

Es wird dann die Frage erörtert, ob man in Rücksicht auf die nur kurze zurückzulegende Strecke nicht versuchen sollte, die gewünschte Verkleinerung der Ziele durch eine Art kriechender Vorwärtsbewegung zu erhalten.

Das Endresultat dieser modernen militärischen Entwicklung ist also, dass der offene Kampf, wobei die Massen sich aufrecht gegenüber standen, sein Ende erreicht. Man wird genöthigt, zur Kriegsweise des Wilden zurückzukehren, der sich an seinen Feind heranschleicht und ihn niedermacht. Schliesslich hat jene Seite die grösste Sicherheit für den Sieg, die, hinter guten Erdwerken verschanzt oder in günstigem Terrain kämpfend, in der Defensive sich befindet und den offensiv vorgehenden Feind, ohne gleichen Schaden für sich befürchten zu müssen, vernichten kann.

Damit dürfte der bisher als die höchste militärische Weisheit gepredigte Satz, dass, vorausgesetzt man habe die nöthige Truppenzahl dafür, die beste Vertheidigung der Angriff sei, zu Schanden geworden sein.

Es liegt aber auf der Hand, dass gegenüber einer so furchtbaren Waffe, wie sie das moderne Magazingewehr darstellt, auch die Cavallerie ganz erheblich an Bedeutung verliert. Eigentliche Cavalleriegefechte werden im Ernstfalle nur noch möglich sein, wenn Cavallerie gegen Cavallerie kämpft oder die Cavallerie auf bereits in die Flucht getriebene Infanterie geworfen wird, wobei aber nicht ausgeschlossen ist, dass selbst eine solche Infanterie im Bewusstsein ihrer überlegenen Waffe wieder zum Stehen kommt. Mit den schönen Cavalleriegefechten, wie sie alljährlich bei den Kaisermanövern in Deutschland üblich waren und zuletzt noch im Herbst 1897 in den grossen Prunkmanövern bei Frankfurt a. M., zur Freude aller militärischen Laien, vorgeführt wurden, ist es im Ernstfalle ein für alle Mal vorbei. Ein General, der sich im Kriege ein solches Schauspiel erlauben wollte, lieferte seine Leute rettungslos an das Messer und hätte möglicherweise eine kriegsgerichtliche Aburtheilung zu gewärtigen.

Weitere Folgen dieser Entwicklung sind, dass auch der Aufklärungsdienst der Cavallerie, für den sie bisher als unentbehrlich galt, bedeutend an Werth verliert. Die Zielscheibe, die ein Cavallerist zu Pferde auf weiteste Entfernung dem hinter einem Baum oder Busch oder hinter einer Erdfalte versteckten Infanteristen bietet, ermöglicht sein Niederschiessen, ohne dass er sieht oder genau hört, woher die auf ihn gerichteten Schüsse kommen. Und entschliesst man sich von Seiten der Militärverwaltungen dazu, wozu sie sich früher oder später entschliessen müssen, alles Leuchtende, Glitzernde und Blitzende aus der Uniform und Bewaffnung der Truppen zu entfernen — und der nächste Krieg zwingt dazu, man mag wollen oder nicht —, so ist die Infanterie um so mehr gegen die Späherdienste der Cavallerie gesichert. Ferner werden die berittenen Infanterieoffiziere, die in den vorderen Treffen ihre Mannschaften zu führen haben, vom Adjutanten und Hauptmann bis aufwärts zum Oberst genöthigt sein, vom Pferde abzusteigen und diese in das Hintertreffen bringen zu lassen, andern Falles würden sie kurz nach der Eröffnung eines Gefechtes oder einer Schlacht allesammt kampfunfähig gemacht werden.

Endlich ist ein sehr zu beachtendes Moment in der neuen Art der Kriegsführung, die im Kriege und nicht auf dem Exerzierplatz oder im Manöverfeld ihre wahre Gestalt erhält, dass die Auflösung der Truppentheile in lange, lose

Linien auch das Commando ausserordentlich erschwert und daher moralische Qualitäten bei den Mannschaften erfordert, die durch die gegenwärtige Art der Ausbildung kaum genügend hervorgerufen werden. Endlich darf nicht unberücksichtigt bleiben, dass die weit vorgeschrittene Technik in der Herstellung der Zerstörungsmaschinen gegen Menschen wohl einen hohen Grad der Vervollkommnung, aber noch lange nicht den höchsten Grad erreicht hat. Vorläufig ist die Erfindungskraft auf dem Gebiete der Mittel zur Menschenvernichtung ebensowenig erschöpft als auf anderen Gebieten der Technik. Die Concurrenz der grossen Militärstaaten treibt fortgesetzt zu neuen Anstrengungen. Eine Macht will der andern voraus sein, und das veranlasst alle andern, die sich durch die Einführung einer neuen Waffe bei einer der concurrirenden Mächte ins Hintertreffen gedrängt fühlen, verdoppelte Anstrengungen zu machen, ihr wieder zuvorzukommen. So wird der menschliche Scharfsinn und Erfindungsgeist für Zwecke stimulirt, die allem Culturfortschritt Hohn sprechen, und werden die finanziellen Kräfte der Völker ununterbrochen und in stets steigendem Masse für neue kriegerische Rüstungen statt für Werke des Friedens und der Civilisation in Anspruch genommen. Ein Zustand, der dem ruhigen Beobachter den Eindruck macht, als befänden wir uns in einem grossen Irrenhause, dessen Insassen das Unvernünftigste für das Vernünftigste ansehen und darnach handeln.

Diese eigenartige, einzig dastehende Entwicklung vollzieht sich mit den gleichen Wirkungen in den Rüstungen zu Wasser wie zu Lande. Nicht genug, dass Deutschland die erste Landarmee Europas aufzuweisen hat, der Ehrgeiz massgebender Gewalten ist darauf gerichtet, auch die Rüstungen zu Wasser zu möglichster Grösse und Vollkommenheit zu gestalten. Unter der Begründung, dass der ausgedehnte internationale Handel Deutschlands, der ausschliesslich das Werk einer intensiven Friedensarbeit ist, einen umfänglichen Schutz durch eine grosse Flotte erheische, steigern sich die Ansprüche für diese Rüstungen prozentual noch höher, als für das stehende Heer. Hier kommt nur noch das Schlimme in Betracht, dass die Ansichten in den Kreisen der Marineverwaltung über die besten Schiffstypen für eine leistungsfähige Flotte unausgesetzt wechseln. Heute wird dieser, morgen jener Schiffstyp für den besten erklärt, je nachdem die Personen in der Leitung der Marineverwaltung wechseln. Und noch schneller als in der Ausrüstung des stehenden Heeres vollziehen sich die Erfindungen und Verbesserungen im Bau und der Ausrüstung der Schiffe, der Leistungsfähigkeit der Maschinen, der Armirung etc. Noch vor wenigen Jahren erhoben sich von Seiten der Sachverständigen grosse Bedenken gegen den Bau der grossen gepanzerten Schlachtschiffe. Man sprach ihnen jeden Werth ab. Es hatte sich herausgestellt, dass sie bei hoher See ihren Zweck verfehlten. Bei querer See sollten sie dermassen ins Rollen kommen, dass die Treffsicherheit der Geschütze gänzlich verloren gehe. Bei der Schwere der Geschütze — eines der mächtigen Kanonenrohre wiegt circa zweitausend Centner — sei die Gefahr vorhanden, dass bei hochgehender See dasselbe sich lossreisse und Schanzkleidung und Bedienungsmannschaften vernichte. Bei ruhiger See aber werde dem Panzerkoloss der Torpedo gefährlich, gegen den die Torpedonetze nicht immer genügend Schutz gewährten. Und ähnliche Einwendungen mehr.

Dem Misstrauen gegen die grossen Panzer folgte wieder eine Periode ihrer Verherrlichung, in der wir uns gegenwärtig noch befinden. Der Bau möglichst vieler und möglichst grosser Panzerschiffe scheint im Seekrieg den sichersten Erfolg zu verbürgen. Selbst die Panzerkreuzer, die in ihren verschiedenen Grössenklassen auf dem Meere ungefähr die Rolle haben, welche bisher die Cavallerie bei der Landarmee ausfüllte, nehmen mehr und mehr, wenigstens soweit die Panzerkreuzer erster Klasse in Frage kommen, den Charakter der grossen Panzerschiffe an, von denen sie sich, abgesehen von der

Grösse, hauptsächlich durch grössere Fahrgeschwindigkeit unterscheiden. Während nun die verschiedenen Marineverwaltungen dabei sind, enorme Summen für den Bau grosser und schnellfahrender Panzerschiffe — Schlachtpanzerschiffe und Panzerkreuzer — herzustellen und alle Werften Europas mit deren Bau beschäftigt sind, dringt die Kunde von der Erfindung eines neuen Zerstörungsmittels in die Oeffentlichkeit, das, wenn sich dessen behauptete Wirkung nur zur Hälfte als richtig erweist, eine abermalige Revolution im Marinewesen hervorrufen würde. Es handelt sich um eine neue Erfindung des bekannten Hudson Maxim, die er den „Lufttorpedo“ nennt und in einer Sitzung der Royal United Service Institution zu London im Spätherbst 1897 bekannt gab. Ueber diese Erfindung wird berichtet:

„Durch Torpedos, Seeminen und Projektile mittels pneumatischer Kanonen ist man bestrebt, eine möglichst grosse Explosivmasse zur Zerstörung der schweren Panzerschiffe zu verwenden. Indessen fassen die stärksten Torpedos, diejenigen von Howell und Whitehead, nur 90 kg Schiessbaumwolle, während eine Ladung von 225 kg nöthig wäre, um das stärkste moderne Panzerschiff vollständig zu zerstören. Mit den pneumatischen Geschützen dagegen lassen sich gute Resultate nur auf nahe Entfernungen erzielen, so dass sie schon, bevor sie noch in den Kampf treten, ausser Gefecht gesetzt werden können, wozu ihre Complication auch noch beiträgt. Alle die in dieser Hinsicht angestellten vielfachen Versuche in Amerika sind daran gescheitert, dass ein Pulver fehlte, welches ohne Gefahr derartige grosse Projektile in Bewegung setzen konnte. Hudson Maxim will nun dieses Problem mit einem seiner Mitarbeiter durch die Erfindung eines Pulvers „poudre multiperforée Maxim-Schupphaus“ glücklich gelöst haben. Es ist ein vielfach mit Canälen durchsetztes Pulverkorn, welches gleichmässig mit einem Druck von 700 kg verbrennt und das Geschützrohr treibt. Hiervon ausgehend, schlägt Maxim vor, die gegenwärtigen Geschütze in ihrem Kaliber zu verdoppeln — wobei jedoch der äussere Theil vom Bodenstück bis zum Schildzapfenlager eine Vergrösserung nicht zu erfahren braucht und man so an Gewicht sparen könnte — und ein Projektil von dünnen Wänden, eine halbe bis eine ganze Tonne Schiessbaumwolle fassend, zu verwenden. Einem solchen Projektil legt er den Namen „Lufttorpedo“ bei. Nachstehend ein Vergleich zwischen einem Geschütz von 30 cm Kaliber und einem neuen Maxim-Torpedogeschütz von 60 cm, welche beide dasselbe Gewicht (46 Tonnen) haben, bei grösserer Länge des letzteren. Das Projektil des 30 cm-Geschützes wiegt 385 kg und erreicht bei einer Ladung von 76 kg Cordit eine Anfangsgeschwindigkeit von ca. 770 m bei einem Druck von 2800 kg auf den Quadratcentimeter. Das Projektil des Maximgeschützes wiegt ungefähr 1225 kg und errreicht bei einer Ladung von 75 kg „de poudre torpille Maxim-Schupphaus“ eine Anfangsgeschwindigkeit von 600 m bei einem Druck von 700 kg auf den Quadratcentimeter, die Maximalschussweite reicht bis auf 15 000 m. Aus dem Vorstehenden schliesst Maxim, dass die schwerfälligen langsamen Panzer mobileren Schiffen werden weichen müssen, und macht sich anheischig, für einen Panzer erster Klasse mit vier 30 cm-, zwölf 15 cm- und achtzehn Geschützen verschiedenen Kalibers, sowie fünf Torpedorohren im Preise von 25 Millionen — zehn Torpedokreuzer à 2,5 Millionen, mit einem Torpedogeschütz von 60 cm (46 Tonnen wiegend) und zwei Mörsertopedos, jeder 20 Tonnen wiegend, liefern zu können. Die Torpedokanone soll im Stande sein, mit grosser Sicherheit eine halbe Tonne Schiessbaumwolle bis auf ungefähr 15 km und eine Tonne auf ungefähr 8 km, jeder Mörser 225 km auf $6^1/_2$ km und eine halbe Tonne auf ungefähr 3 km schleudern zu können.“

Bewahrheitet sich diese Erfindung des Lufttorpedos mit der angekündigten

Wirkung nur theilweise, in Bälde werden die grossen Panzerschiffe sehr erheblich in ihrem Werthe sinken. Hunderte von Millionen wären thatsächlich wieder einmal ins Wasser geworfen. Und da alle Seemächte durch eine solche Erfindung in Mitleidenschaft gezogen werden, handelte es sich sogar um Tausende von Millionen, die zwecklos geopfert wurden.

Aber ist es kein Lufttorpedo, welcher den Panzern gefährlich wird, so ist es der Torpedobootszerstörer. Nach einem Vortrag des englischen Vizeadmirals P. M. Colomb, den dieser gleich Maxim im Spätherbst 1897 in der United Service Institution in London über Schlachtschiffe und Torpedos hielt, können die Panzerschlachtschiffe dem Torpedobootszerstörer nicht die Stirn bieten. In dem Torpedobootszerstörer sei ein Fahrzeug geschaffen, das die Torpedoboote an Wirksamkeit als Angriffsmittel gegen Schlachtschiffe weitaus übertreffe, das die See halten oder sorglos in der Nähe eines Haupttheils feindlicher Torpedoboote auf ungeschütztem Ankerplatze verweilen könne, und das nur Seinesgleichen zu fürchten habe. Der Torpedobootszerstörer könne vermöge seiner hohen Fahrgeschwindigkeit jedem Fahrzeug entrinnen, und wenn er in genügender Anzahl vertreten sei, mit jedem noch so mächtigen Schlachtchiff den Kampf aufnehmen. Der Zerstörer übertreffe in glattem Wasser das Schlachtschiff durch eine Geschwindigkeit von 30 Knoten. Englands Schlachtschiffe liefen meistens 17½ Knoten, sie könnten daher von einem Zerstörer aus wirksamer Schussdistanz (1800 Meter) in 6 Minuten eingeholt werden. Für den Geldaufwand, den der Bau eines Schlachtschiffes erheischte, liessen sich 25 Torpedobootszerstörer herstellen. Die Gesammtbemannung von 15 Torpedobootszerstörern komme an Zahl der eines einzigen Schlachtschiffes gleich, was bei einer Aktion, wo beide Typen vertreten sind, sehr zu berücksichtigen sei. In England werde jetzt ein Torpedobootszerstörer sogar von 33 Knoten Fahrgeschwindigkeit gebaut. Es gebe auch schon gepanzerte Torpedobootszerstörer.

Die Entwicklung der Technik in der Marine übertrifft an Raschheit und Gründlichkeit die Fortschritte der Bewaffnung in der Landarmee. Die Erklärung ist darin zu suchen, dass die Stärke der Seewehr in erster Linie in der Qualität der Fahrzeuge und in ihrer Ausrüstung liegt, bei der Landwehr in der Zahl und in der Ausbildung der Menschen. Daher werden die maritimen Rüstungen, sobald die verschiedenen untereinander rivalisirenden Mächte in einen gleichen Wetteifer gerathen wie mit den Landarmeen, verhältnissmässig grössere finanzielle Opfer erfordern, ohne dass eine Ruhepunkt abzusehen ist.

Ein technischer Fortschritt treibt den anderen, und den wie hypnotisirt dreinschauenden Völkern bleibts nichts übrig, als immer neue Opfer für diesen Wettkampf, welcher der verwerflichste und verhängniszvollste aller Wettkämpfe ist, zu bringen. Da darf man immer wieder fragen: Wo soll das hinaus? Und wie soll das enden?

Dem Beispiel Deutschlands, das für seine Artillerie ein neues Geschütz einführt, ist, wie schon bemerkt, Frankreich bei der ersten Nachricht von diesem Schritte gefolgt. Und kaum ist die Nachricht von der Neubewaffnung der Artillerie in Deutschland und Frankreich in die Oeffentlichkeit gedrungen, so kommt von Seiten Russlands die Kunde, dass dieses durch eine Vermehrung seiner Artillerie Deutschland um einige Dutzend Bataillone überflügelt hat, was für letzteres wieder Grund genug ist, auch seinerseits einer Reorganisation und Vermehrung seiner Artillerie nahe zu treten. Hierzu kommt eine noch neuere Nachricht, nach der Russland im Westen seines Reiches, also an der deutsch-österreichischen Grenze, in aller Stille zwei neue Armeekorps bildete, eine Nachricht, die um so mehr überraschte, da man annahm, es habe durch die Inanspruchnahme seiner Kräfte und seines Interesses in Ostasien genug zu thun. Und das Alles, während die

Kronenträger gegenseitig versichern, gute Freunde zu sein und kein höheres Ziel als die Erhaltung des Friedens zu kennen.

Nationale Gesinnung und Friedensfreundlichkeit — kein Gegensatz.

Keiner Nation kann dies oft genug gesagt werden, aber keiner gegenüber ist es so sehr am Platze, jedes Misstrauen in dieser Richtung zu bannen, als gerade gegenüber dem deutschen Volke.

Es ist ja nur zu wahr, die deutsche Nation hat viel unter einem nebelhaften Kosmopolitismus gelitten und schwerer wie überall rang sich bei ihr das nationale Bewusstsein durch.

Es gab eine Zeit, in der die deutsche Sprache durch ein Kauderwälsch von Fremdwörtern aller anderen Sprachen ganz verunstaltet war, in der man auch auf allen anderen Gebieten Alles für gut und schön hielt, was nicht deutsch war: ein Taumel der Selbstentfremdung ganz Deutschland erfasst und alle Lebensrichtungen ergriffen hatte, man alles Ausländische in den Himmel hob und alles Eigene in den Koth schleifte, in der die deutsche Kleinstaaterei selbst vor den verwerflichsten politischen Concessionen an Fremde, vor der Selbsterniedrigung nicht zurückschrack, um sich vor einer grösseren Sonne zu verneigen und deutsches Land einen Handelsartikel der anderen Nationen bildete.

Gewiss, dieser kosmopolitische Dusel, diese nationale Geschlechtslosigkeit haben — trotz aller Vortheile, die eine objective Anerkennung fremder Vorzüge, Aufnahme und Vertiefung fremder Gedanken in Kunst, Literatur und Wissenschaft bieten — im Grossen und Ganzen das Ansehen des deutschen Volkes einst tief geschädigt und erst die Selbstbesinnung, die Ermannung hat es wieder aufgerichtet und zur heutigen Höhe gebracht.

Allein Nichts liegt uns Friedensfreunden ferner als einen derartigen falschen Cosmopolitismus neuerlich züchten zu wollen, der nur die eigene Nation wieder zu Falle brächte oder gar deren Interessen bewusst opfern zu wollen um eines Phantoms willen — ohne auch nur volle Gewähr zu besitzen, dass dieses Opfer den Zweck, der Gesammtheit der Nationen zu dienen, wirklich erreiche.

Es mag ja sein, dass es Einzelne unter uns giebt, die keinerlei Nationalgefühl hegen und die nur Europäer oder nur Weltbürger sind.

Wir schliessen sie aus unseren Reihen nicht aus, weil wir duldsam sind gegen jede Meinung, die dem gleichen Endziele zustrebt, wenn sie nur auf echter Empfindung beruht und weil unsere Gesellschaften nach der sonstigen politischen Gesinnung ihrer Mitglieder nicht fragen.

Allein Nichts berechtigt zu dem uns so häufig gemachten Vorwurf, dass der Mangel des Nationalgefühls im Wesen unserer Tendenzen liegt und dass wir Alle oder auch nur die Meisten unter uns dieses Gefühles entbehren.

Ja, es besteht auch durchaus keine Gefahr, dass in unseren Reihen derartige Bestrebungen je das Uebergewicht erlangen könnten und ich zweifle nicht einen Augenblick, dass die weit überwiegende Majorität aller deutschen Anhänger der Friedensbewegung dabei durchaus und energisch national denken und handeln.

Bestände aber solche Gefahr, so wird ihr desto besser vorgebeugt, je mehr Gut-Deutsche sich unserer Bewegung anschliessen und auch hier auf der Wacht stehen.

Ich speciell. Deutschböhme von Geburt und von ganzem Herzen Antheil nehmend an den Kämpfen meiner Nation um ihre heiligen Güter, ich, ein alter deutscher Burschenschafter und durchaus treu den Gesinnungen meiner Studentenzeit, würde sicherlich niemals Beschlüssen in unseren Kreisen mit Bewusstsein zustimmen, die nur auf Kosten des Deutschthums zur Befriedigung anderer Nationen führen könnten.

Und so dachte gewiss auch, um nur einen Namen zu nennen, Franz Wirth, der bis an sein Lebensende zugleich deutscher Burschenschafter und wärmster Friedensfreund war.

So denkt auch die enorme Majorität der Friedensfreunde mit dem bewährten Veteranen Frédéric Passy: „Wenn man unter Internationalismus die Unterdrückung des Nationalgeistes versteht, wenn man im Namen der Liebe zur Menschheit die Liebe zum Vaterlande zu vernichten oder auch nur zu verkleinern sucht, ist der Internationalismus kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt; er erhebt uns nicht mehr zu höheren Sphären, sondern er erniedrigt uns und entmannt uns, geradeso wie es das Ansinnen thun würde, den Patriotismus auf Kosten des Familiensinnes und der Pflichten, die dieser uns auferlegt, zu pflegen."

Und liegt denn im Wesen unseres Programms wirklich solch' eine Gefahr?

Wir wollen an die Stelle der Gewalt im Völkerleben das Recht setzen, das ewige und ebendeshalb auch ewig fruchtlose Wettjagen nach immer grösseren Machtmitteln endlich bannen durch die Sicherung aller civilisirten Nationen auf Grund eines allgemein anzuerkennenden Völkerrechtes und eines völkerrechtlichen Verfahrens vor einem internationalen Tribunale, was die Abrüstung ebenso zur nothwendigen Folge hätte, wie einst die Stärkung der staatlichen Autorität die Abschaffung des Faustrechts zur Folge hatte.

Also die gleichmässige Unterwerfung Aller unter das Völkerrecht und sein gesetzliches Verfahren nicht die Aufopferung der Interessen geschweige der Existenz irgend einer Nation ist unser Streben.

Kann man also nicht behaupten, dass durch den Rechtsstaat die Individualität, oder die Familie, die Gemeinde vernichtet wurde, sondern muss man vielmehr zugeben, dass diese Mikrokosmen dadurch, weil gesichert, auch gestärkt wurden, so wird man auch zugeben müssen, dass die einzelnen Nationen durch internationale Sicherung nur an Kraft gewinnen können.

Deshalb haben aber auch so viele deutsche Denker und Dichter, die über den Verdacht, nicht deutsch zu fühlen, erhaben waren, deshalb haben aber auch die grossen Geister anderer Nationen der Idee des ewigen Friedens ihre Huldigung dargebracht.

Oder erhöht etwa der heutige Zustand latenten Krieges oder gar der Krieg selbst die Nationalkraft?

Haben etwa die Rüstungen zum Feldzuge von 1870 oder gar dieser selbst den Franzosen mehr Vortheile gebracht als die Unterwerfung unter ein Schiedsgericht eingetragen hätte, demselben Frankreich, das um 40 Milliarden reicher wäre ohne diesen Krieg?

Und Deutschland? Man sagt, ohne den Krieg wäre es nicht einig geworden, daher war der Krieg sein Vortheil. Allein so darf die Frage nicht gestellt werden. Wohl war der drohende Krieg ein Impuls zur Einheit, aber doch nur der letzte Impuls. Es ist sehr zweifelhaft, wann Deutschland einig worden wäre ohne den Krieg, dass es aber auch ohne ihn in nicht allzulanger Zeit dies Ziel erreicht hätte, dafür bürgt nicht nur die weise Staatskunst, die es leitete und sicherlich nicht auf dies Auskunftsmittel allein angewiesen war, dafür bürgt auch die mächtige Triebkraft des nationalen Zuges, besonders seit den Zeiten des Zollvereins und ohne diesen Zug hätte selbst

der Krieg die Einigung nicht vollzogen, wie frühere Zeiten hinreichend beweisen. Die Frage muss also lauten, wäre Deutschland nicht noch stärker als es heute ist, wenn dessen Einigung im Jahre 1870 lediglich durch vernünftige Beiseitestellung kleinstaatlicher Eifersüchteleien und volle Erkenntniss des Werthes der Solidarität ohne Krieg sich vollzogen hätte? Wäre das aber nicht geschehen, dann wäre es eben Deutschlands eigene Schuld und seine Schwäche wäre nicht eine Folge des bewahrten Friedens, sondern seiner Schuld. Die endliche Erkenntniss der Naturnothwendigkeit seiner Einigung begründete Deutschlands Grösse, sie wäre nur noch mächtiger bei friedlicher Entwickelung und nicht dem Kriegsmomente ist sie zu danken! Das scheint mir die richtige Antwort auf die obige Frage zu sein.

Ich will das so oft producirte statistische Material über die Höhe der Belastung jedes einzelnen Staatsbürgers infolge der Rüstungen und der früheren Kriege, das immense Wachsen der Staatsschulden der rüstenden Staaten, die absolute und die relative Höhe dieser Rüstungskosten nicht wiederholen — soviel ist doch gewiss klar, dass darin nicht ein Moment der Stärkung der wirthschaftlichen Nationalkraft, auch für Deutschland nicht, gefunden werden kann.

Wie wenig aber auch die physische Widerstandskraft und die nationale Energie und moralische Kraft durch die Rüstungen gefördert wird, lehrt uns Haeckel: „Je kräftiger, je gesünder, je normaler der Jüngling, desto grösser ist für ihn die Aussicht, durch Zündnadeln, gezogene Kanonen und andere dergleichen Culturinstrumente getödtet zu werden. Alle kranken, schwächlichen oder mit Gebrechen behafteten Jünglinge dagegen werden von der „militärischen Selection“ verschont, bleiben während des Krieges zu Hause, heirathen und pflanzen sich fort. Durch diese und durch andere Formen der künstlichen Züchtung in unseren Culturstaaten erklärt sich hinreichend die traurige Thatsache, dsss in Wirklichkeit die Körperschwäche und Charakterschwäche in beständiger Zunahme begriffen ist und mit dem starken und gesunden Körper auch der freie und unabhängige Geist immer seltener wird.“

Und um ein Gegenbild zu liefern, lasse ich einen Kenner amerikanischer Verhältnisse, den Schriftsteller Dr. Karl Federn das Wort: „Wir bekommen eine Ahnung von der ungeheuern physischen Kraft der Rasse, der Wehrkraft des Volkes, wenn wir die Dimensionen des Krieges der 60er Jahre verfolgen, wo ein einziger der 38 Staaten mehr Freiwillige in's Feld stellte, als die Heere der Alliirten bei Waterloo Soldaten zählten und das zu einer Zeit, in der alle 38 Staaten zusammen weniger Einwohner hatten, als unsere Monarchie (Oesterreich-Ungarn) heute besitzt.“

Das zeigt doch wohl, dass Sparen mit der Volkskraft, mit der Steuerkraft, die Muskeln nicht erschlafft, sondern spannt und im Nothfalle um so sicherer auf ihre Function gerechnet werden kann und dass daher die Abrüstung, die Herabsetzung der Rüstungsausgaben auf das Minimum auch im Interesse der physischen Nationalkraft selbst, sogar der kriegerischen, liegt.

Und in jenem Amerika ist die Friedensbewegung ein Jahrhundert alt und nirgends ist sie mächtiger als dort!

Aber wem All das noch nicht genügt, für den habe ich mir einen Kronzeugen aufgespart, dessen Autorität und deutsche Gesinnung gleichermassen unbestreitbar sind und von dem ich mich nur wundere, dass er bisher noch nie zu unseren Gunsten in's Feld geführt wurde — es ist Niemand Geringerer als Fürst Bismarck.

In dem Buche „Unterredungen mit Bismarck“ (Berlin, I. Band, S. 183 ff.) citirt A. v. Unger aus den Verhandlungen, die von Bismarck mit dem 1878 bis 1882 in Berlin fungirenden französischen Botschafter Graf St. Vallier über

einen Freundschaftsbund zwischen den grossen Staaten Mitteleuropa's (Frankreich inbegriffen) geführt wurden, folgende Aeusserungen, die, wenn sie auch nur im Wesen richtig wiedergegeben sind, mehr für uns sprechen als eine ganze Literatur: „Seit mehr denn zwei Jahrhunderten, so entwickelte Fürst Bismarck seine Gedanken, befinden sich die Reiche Mitteleuropa's in geheimer oder offenkundiger Fehde. Alle Kunst ihrer Staatsmänner war darauf gerichtet, dem Nachbar Verlegenheiten zu bereiten, ihn mit Alliancen zu umgarnen und in regelmässigen Zeitabschnitten wurden gewaltige Kriege mit dem äussersten Aufwande von Kräften um gewisse Streifen Landes zwischen ihnen geführt. Diese Kriege, welche das Lebensmark der Völker bedrohen, werden mit den hochtrabendsten Titeln belegt. Die Könige, Imperatoren und Feldherren, welche sie geführt, werden im Siegeszuge gefeiert, mit Lorbeeren bedeckt. Sie, wie die Diplomaten und Staatsmänner, welche die Kriege eingefädelt haben, gelten als Weltwunder und werden durch marmorne Bildsäulen auf öffentlichen Plätzen der Unsterblichkeit zugeführt. Mit Erstaunen macht man aber die Wahrnehmung, um welches geringfügige Object und um welch' winzigen Streifen Landes diese ungeheuerlichen Kämpfe immer von Neuem entbrannt sind. Noch grösseres Erstaunen aber muss man empfinden, wenn man sieht, dass die gewaltigen Niederlagen und Siege fast gar kein greifbares Resultat ergeben haben, denn im Grossen und Ganzen sind die gegenseitigen Machtverhältnisse der Hauptkämpfer, wie Frankreichs, Deutschlands und Oesterreichs die gleichen geblieben. Das Leben von Millionen Soldaten, das Vermögen der Bürger, der Wohlstand von Städten und Ländern sind eigentlich um ein Nichts geopfert worden. Angesichts dieses Schauspiels kommt einem unwillkürlich der peloponesische Krieg in Erinnerung, jener vierzigjährige Bürgerkrieg zwischen Spartanern und Athenern, der den Ruin der Griechen herbeiführte und später von diesen selbst als ein Akt des Wahnsinns erklärt worden ist. Aber nur der Gewinn war bei dem Kriege zwischen Frankreich, Oesterreich und Deutschland ausgeschlossen, nicht der Verlust. Im Gegentheil der Verlust trat in jedem Falle ein, ob Niederlage oder Sieg erfolgte. Denn während diese Mächte in Vorbereitungen zum Kriege oder im blutigen Ringen begriffen waren, fanden England und Russland Zeit und Gelegenheit, ihre colossale Macht aufzurichten. Mit einem bedeutend geringeren Aufwand von Kraft als die Kriege zwischen Frankreich, Deutschland und Oesterreich um einen Fetzen Landes geführt wurden, haben England und Russland die Weltherrschaft erobert und es zu Wege gebracht, dass Frankreich, Oesterreich, Deutschland, welche die höchste, kompakteste Summe von Bildung, Kultur und Stärke auf der Erde repräsentiren, von den Meeren, von dem Reichthum der Tropen und überhaupt von jeder grösseren Entwickelung ihrer Machtverhältnisse ausgeschlossen sind."

Die äusserst interessanten Detailnachweise für diese Thesen muss ich, da sie zu viel Raum einnehmen, leider weglassen und auf das Buch selbst verweisen.

Gewiss, das ist nur eine diplomatische Erörterung, aber wie viel Lapidares und wie viel Unanfechtbar-Wahres darin mag Niemand tiefer empfunden haben als — der eiserne Kanzler?

Und jetzt frage ich nochmals? Besteht ein Gegensatz zwischen gut nationaler Gesinnung und zwischen dem Bestreben nach Völkerverbrüderung, nach internationaler Gerechtigkeit und nach Abrüstung? Ich glaube nicht.

Dr. Max Kolben.

Friedensbewegung und Schule.*)

Gerade im geeigneten Momente, wo noch der Lärm der entrüsteten Patrioten-Presse über den Beschluss der badischen Kammer in aller Ohren liegt, erscheinen zwei Publikationen aus Schulkreisen, die sich mit der Friedensbewegung etwas eingehender und sachlicher befassen, als die Schulweisheit der gegnerischen Parteien in der badischen Kammer sich je hätte träumen lassen. Die eine Publikation liegt uns in Form einer Broschüre vor: E. Triebel, Was kann die Schule zur Förderung der Friedensbewegung beitragen? (Verlag von Sonnecken in Bonn; Preis 50 Pf.); die andere in Form eines mit dem Preise gekrönten Artikels aus der Feder des Lehrers Peter Herzog in Pirmasens mit dem Titel „Unzeitgemässe Gedanken zum gegenwärtigen Geschichtsunterricht" (Deutsche Schulpraxis, 17. Jahrgang, Nr. 51 vom 16. Dec. 1897, Leipzig bei Wunderlich).

Triebel's Broschüre ist nichts weiter als die Drucklegung seines am 16. September 1897 zu Friedrichroda in der Gothaischen Landeslehrerversammlung gehaltenen Vortrages, was um so erfreulicher ist, als daraus zu ersehen ist, dass die Publikation bereits einer grossen Anzahl von Lehrern bekannt geworden ist.

Aus nachfolgenden der Broschüre entnommenen Stellen ist der Werth dieser Publikation und deren fürchterlicher Ernst, der ihr zu Grunde liegt, wohl am Besten zu ermessen:

— —

Wir dürfen, was wir so aufbauen, im übrigen Unterrichte nicht wieder zerstören, wir dürfen nicht auf der einen Seite Dankbarkeit und Liebe und auf der anderen, wenn auch unabsichtlich, Hass und Misstrauen säen. Consequenz ist eine der wichtigsten pädagogischen Forderungen, und sie ist hier in besonderem Maasse geboten. Freilich ist es schwer, sehr schwer, sie zu üben und die Gefahr liegt so nahe, sie zu verletzen. Sie liegt in dem einen Worte, das auszusprechen ich mich fast scheue. Dieses Wort heisst Patriotismus. Es könnte den Anschein haben, als sollte nach dem, was bisher gesagt wurde, die Erzeugung und Pflege der Vaterlandsliebe, in der wir bisher eine unserer schönsten und höchsten Aufgaben erblickten, aus der Schule verschwinden und in der Liebe zur Menschheit aufgehen. Nein, hochgeehrte Versammlung, es wird auch ferner unser Ziel sein, die Jugend für ihr Vaterland zu begeistern, ihr deutsche Treue, deutschen Sinn, deutsche Art, deutsche Sitten einzupflanzen, nur läutern, nur säubern wollen wir die Vaterlandsliebe von einigen Schlacken, die ihr noch anhaften. Diese Schlacken sind Hass und Missachtung gegen fremde Völker, wir wollen sie ersetzen durch Achtung und Werthschätzung der Nachbarn. „Wir wollen die Jugend das Vaterland lieben lehren, ohne die Nachbarn zu hassen und ihnen feindliche Neigungen unterzuschieben."

Diejenigen Unterrichtsgegenstände, welche dabei in erster Linie in Betracht kommen, bei welchen jene Gefahr so nahe liegt, sind wohl der Geschichtsunterricht und der deutsche Unterricht, so weit es sich um Lesestoffe handelt, die sich auf fremde Völker beziehen. Wir haben ja gegenwärtig eine stattliche Anzahl von Lehrbüchern, nach denen zu arbeiten Lehrern wie Schülern eine Lust und Freude ist. Und doch haften ihnen nach meinem Dafürhalten noch zwei Mängel an. Dieselben bestehen darin, dass sie weniger das betonen, was die Völker eint, als das, was sie trennt, und dass die Darstellung der kriegerischen Ereignisse nicht frei ist von nationaler Eitelkeit. Was die Völker trennt, das ist der Krieg, und das, was sie eint, ist die Cultur. Nicht in erster Linie Kriegs-, sondern Culturgeschichte, das ist der Wegweiser für den Gang der weiteren Entwickelung des Geschichtsunterrichts. —

In zweiter Linie ist es unser Lesebuch, welches dem Lehrer die Gefahr nahe legt, einen falschen Patriotismus zu erzeugen. Verspottung, Geringschätzung, Verachtung gegen andere Nationen, insbesondere gegen das französische Volk, sind die Grundzüge gar mancher

*) Die Friedensbewegung hat in letzter Zeit in Schulkreisen immer mehr an Boden gewonnen, so dass wir uns erfreulicher Weise genöthigt sehen, diese neue Rubrik ständig einzuführen und sie den betheiligten Kreisen gerne zur Verfügung stellen.

besonders poetischer Stoffe. Es mag ja zugegeben werden, dass die Erzeugung dieser Empfindungen einst nothwendig war zu noch höherer Entflammung der Vaterlandsliebe und der Thatenlust, aber wir bedürfen solcher Mittel nicht mehr. — — — — — — —

Hei, ist das eine Lust, dieses Pelzwaschen, dieses Bläuen, ist das eine Lust, zu sehen, wie die Reihen der Feinde hingemäht werden wie Grashalme, wie sie daliegen mit zerschossenen Gliedmaassen, wie dem Einen die Eingeweide aus dem Leibe hängen, wie dem Anderen die Augen herausquellen, wie sie verzweiflungsvoll die Hände ringen, wie sie sich krümmen in unsäglichen, rasenden Schmerzen, wie sie lechzen nach einem Tropfen Wasser, wie sie zertreten werden unter den Hufen der über sie hinwegeilenden Pferde, wie sie zermalmt werden unter den Rädern der Geschütze! Ist das eine Lust, sich vorzustellen, wie daheim das Weib sich härmt um den geliebten Mann, der soeben mit gespaltenem Schädel vom Pferde sinkt, wie das Kind nach dem Vater verlangt, wie die Eltern sehnsuchtsvoll der Wiederkehr ihres Einzigen harren!

Ein anderes Bild! Ich nehme an, wir haben in der Religionsstunde vom 5. Gebot gesprochen, haben uns bemüht, das Leben des Menschen, als des göttlichen Ebenbildes, als der Krone der Schöpfung, als ein heiliges, unantastbares Gut hinzustellen, das zu nehmen nur Gott allein berechtigt ist; wir haben gesprochen von der grässlichen Sünde, die derjenige begeht, der sich an diesem Gute vergreift, wir haben auf die furchtbaren Folgen einer solchen That hingewiesen. Unsere Kinder sind ergriffen, sie haben erkannt, was ein Menschenleben bedeutet, sie fühlen die ganze Schwere einer Uebertretung des Gebotes, sie sind von Abscheu erfüllt gegen den Mord, sie fassen die heiligsten Vorsätze, keinem, keinem ihrer Nebenmenschen je ein Haar zu krümmen, sondern ihm zu helfen und ihn zu fördern in allen Leibesnöthen! Die nächste Stunde ist eine deutsche. Wir behandeln, vielleicht durch besondere Umstände dazu veranlasst, das Gedicht: „Die Trompete von Vionville.“

Da heisst es:

> „Zwei Kolonnen Fussvolk, zwei Batterien
> Wir haben sie niedergeritten“

oder:

> „So haben wir sie zusammengesprengt,
> Kürassiere wir und Ulanen.“

Welcher Gegensatz zwischen den beiden Stunden! Soeben stand der Mensch vor den Augen des Kindes als das Ebenbild Gottes, als das höchste Wesen der Erde, sein Leben galt ihm heilig und kostbar, und jetzt sehen sie ihn als ein gehetztes Wild, das seinem Verfolger zum Opfer fällt, das unter den Hufen zertreten wird, da gilt dieses Leben so gar nichts, da wird mit einer Geringschätzung und Verachtung von ihm gesprochen, als handle es sich um ein Stück Vieh. Wahrlich, es ist eine wenig beneidenswerthe Aufgabe für den Lehrer, diesen unnatürlichen, künstlichen Gegensatz auszugleichen, und mag er es nach Kräften versuchen, das Tödten im Kriege als eine erlaubte, gebotene, ja lobenswerthe Handlung zu bezeichnen, der Widerspruch zwischen dem „Du sollst nicht tödten“ und dem „Du musst tödten“ muss sich dem unbefangenen, dem rein fühlenden Kinde wie ein Stachel ins Herz senken!

Dem Aufsatze Peter Herzogs hätten wir am liebsten im Ganzen hier in diesen Blättern Aufnahme gewährt, doch ist er zu umfangreich, als dass wir diesen Herzenswunsch erfüllen könnten. Wir begnügen uns mit unverhohlener Freude einige Stellen im Nachfolgenden wiederzugeben:

„Der Leser wird ohne Zweifel, wenn er diese Zeilen durchfliegt, sich unwillkürlich fragen, wie derartige Erwägungen sich haben in ein Schulblatt verirren können. Doch ich kann ihm getrost die Versicherung geben: der Sprung ins Pädagogische ist nicht sehr gross, und die Friedenspropaganda rechnet gerade bei der Verwirklichung ihrer Ideen nicht zum wenigsten auf eine regsame und energische Mitbetheiligung der Erzieher. Wer sich schon bemüht hat, den gegenwärtigen Volksunterricht einer objectiven Betrachtung zu unterstellen, der muss sich offen und ehrlich sagen, dass die Jugend auf allen Flanken übermässig mit Kriegsgeschichte belastet wird, und dass im Interesse einer gesunden und

fortschrittlichen Pädagogik dieser einseitigen kriegsgeschichtlichen Dressur recht bald der Rücken gekehrt werden muss. Der Geschichtsunterricht führt die Jugend beständig in den Pulverdampf und über leichenbesäte Schlachtfelder. Nur höchst selten hält er in dem einsamen Stübchen des Forschers und in der Werkstatt des Erfinders Einkehr, nur selten verweilt er bei der ruhigen und mühevollen culturgeschichtlichen Arbeit der Völker und ihren Sitten und Gebräuchen. Da aber gerade die Männer des Geistes und der Arbeit, wie es einer der berühmtesten Geschichtsdarsteller unseres Jahrhunderts formenklar nachgewiesen hat, auf den Gang der menschlichen Geschicke einen tiefgreifendern und nachhaltigern Einfluss ausüben, als die Vertreter der Macht und Gewalt, so wird nothwendigerweise in der Schule, in der niedern als auch in der höhern, eine Art Abrüstung Platz greifen müssen. Sie erhält vielmehr von der langsamen und hindernissreichen Entwickelung unseres Geschlechts und von seinen wirklichen Wohlthätern eine gründlichere und erspriesslichere Kenntniss, denn sie wird in eine Galerie von wahrhaft erziehlichen und für die eigene Lebensführung musterdienlichen Vorbildern eingeführt." — — — — — — — — — — — —

„Wozu soll es also nütze sein, immer und immer wieder die Unmasse menschlichen Elends, welches die Kriege verursachen und verursacht haben, vor das Auge unserer gegenwärtigen Jugend zu stellen? Welchen Sinn soll es haben, neun Zehntel des geschichtsunterrichtlichen Lehrplans mit Gemälden menschlicher Leidenschaften, menschlicher Rohheit und Grausamkeit auszufüllen? Viele entgegnen allerdings, dass eine gründliche Kenntniss vaterländischer Kriegsthaten die erste Bedingung patriotischer Erziehung sei. Allein sie bedenken nicht die Gefahren, welche sehr oft mit dieser Art Patriotismuscultur unvermeidlich verbunden sind. Denn die Vaterlandsliebe, welche nur vom Schlachtfelde aus genährt und gepflegt wird, entartet in den meisten Fällen zum nationalen Egoismus und zu chauvinistischer Ueberhebung. Gesinnungen, die gerade so inhuman und verwerflich sind als der Krieg selbst; sie erzeugen und nähren stets eine gewisse Freude an kriegerischer Raufbolderei, während jeder besser geartete Geschichtsunterricht und jeder denkende und fühlende Geschichtslehrer stets darnach streben muss, in den Schülern Abscheu vor dem Kriege und seinen verderblichen Folgen zu erregen, in den Gemüthern der Jugend ein Gefühl der Wehmuth und Trauer zu entzünden, wenn sie in Gedanken die düstere, unheimliche Schreckgestalt des Massenunglücks über blutgetränkte Schlachtfelder schreiten sieht. Freilich möchten wir nicht den gesammten kriegsgeschichtlichen Unterrichtsstoff aus dem Lehrplane ausgeschieden wissen. Die Vergangenheit bleibt ohne Kenntniss jener erschütternden Kriegstragödien dunkel und lückenhaft, die Gegenwart vielfach unverständlich. Aber so ausschliesslich, wie es gegenwärtig der Fall ist, darf der Krieg unter keinen Umständen den Unterrichtsbetrieb beherrschen."

Ich glaube die junge Friedensbewegung kann sich zu solchen Gesinnungsgenossen gratuliren, die noch dazu berufen sind, die Zukunft vorzubereiten. Sie haben ja die Zukunft in den Händen und wenn sie in diesem Sinne wirken, dann ist der Sieg unserer dee auch gewiss, trotz des Geschreies der nationalen Barden und engherziger Duseler.

Es sei noch erwähnt, dass Herr Oberlehrer Bernhard Meyer von der Ortsgruppe Magdeburg in Nr. 17 des „Pädagogischen Wochenblattes" vom 26. Januar dieses Jahres einen in einer früheren Nummer desselben Blattes enthalten gewesenen Artikel mit dem Titel: „Der gutmüthige deutsche Michel", in welchem die moderne Friedensbewegung als eine „unklare Fantasie oder sogenannten Friedensliga" bezeichnet wurde, ausführlich entgegentritt und die Bedeutung der Friedensbewegung für die Schule in langen Ausführungen darthut.

Der grösste Erfinder der Gegenwart.

Ein Buch über Edison.

In unseren Kreisen wird immer und immer wieder hervorgehoben, dass der Geschichtsunterricht, wie derselbe früher in den Schulen betrieben wurde, das Gewicht ganz einseitig auf die Kriegsbegebenheiten gelegt habe. Die Verhältnisse haben sich in den letzten

Jahren recht wesentlich gebessert, indem man Lehrbücher zur Verfügung hat, worin das culturhistorische Element nicht mehr von den Kriegsbegebenheiten ertränkt wird, sondern eine mit Rücksicht auf die Umstände eingehende Behandlung findet.

Gleichwohl dürfte bei so manchen älteren Schulmännern noch immer die Ansicht, die auch bei weiteren Kreisen der Bevölkerung Anschluss findet, vorwalten, dass die Schilderung der Grossthaten des Friedens die Aufmerksamkeit der Kinder in ungleich geringerem Masse zu fesseln vermöchten, als kriegerische Unternehmungen. Nicht selten kann man sogar die Behauptung hören, dass es äusserst schwierig, um nicht zu sagen unmöglich sei, den Kindern Interesse und Verständniss für die Hauptmomente der friedlichen Entwicklungsgeschichte der Menschheit beizubringen.

Unserer Meinung nach entbehren derartige Behauptungen eines jeden Anhaltspunktes. Um nur eines Beispiels zu erwähnen, vermögen wir nicht einzusehen, inwiefern die Kämpfe Tordenskjolds wider die Schweden geeigneter sein sollten, die Phantasie der Kinder auf leichte und glückliche Weise in Bewegung zu setzen, als der Nordpolzug Frithjof Nansens. Die Sache ist einfach die, dass man früher gewohnt gewesen, die Reihen der Könige, die Stammtafeln, die Kriegsbegebenheiten und Friedensschlüsse als das beste historische Material für das aufwachsende Geschlecht zu betrachten. Je mehr es glückt, sich von dieser verkehrten Vorstellung loszumachen, desto klarer wird man sich darüber werden, dass die Schilderung der Persönlichkeiten und Werke, welche die Menschheit vorwärts geführt haben, in weit höherem Masse das Interesse zu fesseln vermögen, als selbst die begeistertsten Lobpreisungen der zerstörenden Wirksamkeit der Kriegshelden.

Leider hat die Litteratur bisher nicht eben eine grosse Zahl von gemeinfasslichen Schilderungen der gewaltigen Thaten und epochemachenden Arbeiten der grossen Entdecker und Erfinder im Dienste der Cultur dargeboten. Ein weites Feld, das dringend der Bearbeitung bedarf, liegt hier brach, und jede in dieser Richtung geglückte Bestrebung ist daher von den Friedensfreunden mit Anerkennung zu begrüssen.

Namentlich von diesem Standpunkte aus wünschen wir die Aufmerksamkeit auf ein jüngst bei Gyldendal erschienenes Werk über den berühmtesten Erfinder unserer Zeit, über Edison, zu lenken. Der vollständige Titel des genannten Werkes lautet: „Edison, sein Leben und seine Erfindungen, nach amerikanischen und englischen Werken frei bearbeitet von Christian Dahl". Mit grosser Tüchtigkeit hat der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt hat, gelöst. Die 504 Seiten, welche die Darstellung umfasst, gestalten sich durchaus zu einem im höchsten Grade fesselnden Bericht über Edison's abenteuerliches Leben und seine geniale Erfindungsgabe. Keinen Augenblick versagt das Interesse, und wenn man das letzte Blatt des Buches umschlägt, kann man nicht umhin zu bedauern, dass der Blätter nicht mehr sind. Doch glücklicherweise steht Edison noch in voller Schaffenskraft da, und die Fortsetzung, die im letzten Capitel des Buches so halb und halb über die Zukunftspläne Edison's in Aussicht gestellt wird, dürfte demnach nicht allzulange auf sich warten lassen.

Der beschränkte Raum gestattet uns nicht, auf den Inhalt des umfangreichen Werkes, das mit einer grossen Anzahl vorzüglicher Illustrationen versehen ist, näher einzugehen. Wir empfehlen unseren Lesern, mit dem Buche selbst Bekanntschaft zu machen; sie werden sich sicherlich nicht enttäuscht fühlen. Die Darstellung ist durchwegs klar und anschaulich, und man staunt, wie leicht fasslich die Beschreibung von Telephonen, Phonographen, elektrischen Nähmaschinen etc. zu machen ist.

Bei der Besprechung der Ehrenbezeigungen und Gaben, die Edison von Bewunderern aller Länder zu Theil geworden, wird unter anderem erwähnt, dass er von Krupp in Essen eine Schreibtischgarnitur erhalten habe, bestehend aus Miniaturkanonen, Bomben und anderen Mordwerkzeugen, alles natürlich aus Krupp'schem Stahl; die Leuchter bilden Stückwischer, Tinten- und Streusandfass sind zerschnittene Bomben, und der Federwischer ist einer Kanone in den Mund gepfropft. Herr Dahle macht hierzu die treffende Bemerkung:

„Sicherlich hat Edison sich von dieser Symbolik angesprochen gefühlt, die, wenn auch seitens des Gebers kaum beabsichtigt, doch sofort in die Augen springt und sich kurz folgendermassen ausdrücken lässt: Die Federn müssen Kanonen und Bomben besiegen — das gesprochene Wort die Barbarei des Krieges!"

Dieser Passus könnte eigentlich dem ganzen Buch über Edison als Motto dienen. Der berühmte Amerikaner hat mittelst seiner grossartigen Entdeckungen mächtig dazu beigetragen, eine engere geistige und materielle Interessengemeinschaft zwischen den Völkern zu schaffen, und so die Kriege erschwert. Die gelungene Schilderung Edison's und seiner Werke verdient die grösstmöglichste Verbreitung, dass es ein wahrhaftes Volksbuch werde. Vor allem empfehlen wir das Werk den Lehrern. Sie werden darin ein vorzügliches Material finden, das nachwachsende Geschlecht mit einem der grössten Wohlthäter der Menschheit bekannt zu machen, wie ihm Sinn für die Bedeutung der Erfindungen im Dienste der friedlichen Entwicklung beizubringen. N. P.

Zeitschau. Wien, Ende März 1898.

Wir machen nun eine Epoche des Schlachtschiff-Paroxismus durch. Ueberall Flottenvermehrungen, Panzerbauten, Torpedo-Ausrüstungen, Escadre-Expeditionen. Die enthusiastisch bewilligten Millionen und Milliarden für die Mobilmachung der Meere, die fliegen nur so: in Deutschland, in England, in Spanien, in Amerika. .. Ein paar der mordgeladenen Ungethüme fliegen selber in die Luft: so der vor Havana ankernde amerikanische Kreuzer „Maine." Zweihundertfünfzig Leben sind dabei verloren. In Spanien werden anlässlich dieser Katastrophe Freudenfeuer angezündet. Amerikanische Jingoblätter schüren zur Rache, denn sie erheben den Verdacht, dass es Spanier gewesen, die die „Maine" zerstörten. Das alles sind die maritimen Zwischenfälle in Friedenszeit. Wie wäre es mit den Katastrophen bestellt, wenn erst das Element der Bosheit — ein zu Kriegszeiten legitimes, mehr noch: gebotenes Element — sich in diese lieblichen Wasserkünste mischte? Die jetzige Bewaffnung der Kriegsschiffe ist eine solche, dass diese Seeungeheuer fortwährend bei vollem Frieden schwimmende Lebensgefahr-Institute abgeben — aber ein Kriegsschiff in Action: — „Calvins Hölle" (so sagt der letzte Concord) wäre ein freundlicher Aufenthaltsort dagegen." Also nur immer mehr und mehr Schiffe — ihr Klugen und Guten, ihr Volkslenker und ihr Volksvertreter, die Begriffe „Absatzgebiet" und „nationales Prestige" kann man schon mit einem tüchtigen Stück Hölle zahlen.

*

Wir hoffen noch, dass es zwischen Spanien und Amerika zu keinem Kriege kommt und haben Ursache dies zu hoffen, da wir direkte Nachrichten aus den Vereinigten Staaten haben, die uns mittheilen, dass der Friedenswille der dortigen Regierung und der weitesten Volkskreise ein starker ist, — alle Hetze und aller Alarm nur von den Zeitungen und Depeschenbureaus ausgehen. Eine wiener „demokratische" Zeitung kannegiesserte über jene Frage wie folgt: „Der Krieg wäre sowohl in Spanien als auch in Amerika höchst populär. Die amerikanischen Handels- und Industriekreise sind aber nicht begeistert dafür. In einem Kriege mit Spanien würden die Yankees keinen Dollar einheimsen, sondern Dollars verlieren, und zu so einem wenig lohnenden Unternehmen werden die klugen Angelsachsen gewiss sich nicht hinreissen lassen. Der König Dollar wird wohl gegen den Krieg entscheiden." Diese Sprache ist auf das Tiefste empörend. Gemeine und niedrige Motive einem edlen Verhalten unterzuschieben, gilt sonst als unanständig; in der politischen Conjektur-Publizistik spielt es sich aber als die einzig „staatsmännisch" scharfsinnige Art auf. Also nicht mit einer Silbe wird die Möglichkeit berührt, dass die Amerikaner aus Abscheu vor dem Kriegsjammer Frieden halten wollen, oder umgekehrt, dass sie, falls sie Spanien bekämpften, dies thäten, um das unglückliche Cuba vor weiteren Verwüstungen zu retten — nein, in beiden Fällen

musste das Entscheidende der Dollar sein; und hier wird es noch als besonders verächtlich hingestellt, dass des Dollares wegen der Krieg nicht angezettelt wird, als ob dieser das bessere, wünschenswerthere Ergebniss wär. Kein Wort der Freude, über dessen noch mögliche Vermeidung, kein Wort des Verständnisses dafür, dass unsere Zeit überhaupt schon genug hat von aller Mord-Politik, dass der Begriff der Völkerjustiz schon in tausend vorgeschrittenen Geistern (darunter die Amerikaner voran) zu tagen begann. O Tagespresse, wie furchtbar ist heute noch Dein Fluch-Conto belastet und wie wäre es doch in Deiner Macht, Heil und Segen zu bringen!

*

In Spanien wird fortwährend im Namen der „nationalen Ehre“ zum Kriege geschürt. Die Blätter „Globo“, „Liberal“ (Was sich doch nicht alles „liberal“ nennt!) halten jedes Nachgeben in der Cubafrage, jedes Annehmen einer Entschädigung für ausgeschlossen — lieber der äusserste Ruin, lieber „Alle sterben“. Und der Bischof von Madrid (ein Vertreter des „Friedensfürsten“ auf Erden) stellt sich an die Spitze einer Subscription zum Ankauf von Schlachtschiffen. Der neuen Menschheit fehlt aber schon der Sinn zur Bewunderung solcher Art Heroismus. All der Jammer wäre Spanien und der Welt erspart geblieben, wenn die Autonomie auf Cuba zu allem Anfang gewährt worden wäre. Freiheit ist das Zauberelement, welches die menschliche Gesellschaft von all dem mordenden Wüthen befreien könnte; Unterdrückung ist der Grundstoff, dem all das Rüsten und Toben entspringt.

*

Wir Friedensfreunde verfolgen den Conflict, der eben zur Stunde als ich dieses schreibe, sich entscheiden wird, mit zitternder Spannung. Ungetheilte Bewunderung verdient das Verhalten des Präsidenten Mac-Kinley. Ueberhaupt können wir sehen, wie auch bei diesem jüngsten Anlasse, gerade so wie bei der Venezuela- und bei der Orientfrage, immer häufiger und immer vernehmlicher die Worte „Schiedsgericht“, „Abwendung des Krieges“, „Verständigung“ durch die Cabinete und durch die Blätter schwirren. Der Friedensgedanke wächst und kräftigt sich. In Amerika besonders klingen noch alle die Worte nach, die anlässlich des Schiedsgerichtsvertrags gesprochen worden sind. In Spanien, wohin die Friedensbewegung noch nicht gedrungen, dort weiss man noch nichts von jener höheren Menschlichkeits-Ehre, die der Herrschaft der Gewalt entsagen will. Erstarkt ist der Friedensgedanke wohl schon, aber noch lange nicht genug. Und der alte Kriegsgeist will immer noch — fleissig gehetzt und geschürt — zum Schlage ausholen. Wird uns der Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges erspart, so behaupte niemand, dass die Arbeit der Friedensfreunde in diesem Resultat nicht mitenthalten sei.

*

Im französischen Parlamente wurde gegen den Gebrauch der Dum-Dum-Kugeln (die von den Engländern gegen die Afridis verwendeten Geschosse, siehe „Die Waffen nieder“ Heft 3) interpelliert: die grausame Waffe sei völkerrechtlich zu verbieten. Nun, wenn man schon völkerrechtlich Vereinbarungen treffen kann, so wäre doch die Vereinbarung gegen das Recht der gegenseitigen Tödtung und Verstümmelungen überhaupt das einfachere, und bei dem heutigen Stand der erlaubten Dynamit-Kugeln, der Torpedos, der electrischen Minen etc. begreift man nicht recht, warum gewisse Gewehrprojectile untersagt werden sollen. Immerhin, solche Interpellationen sind nützlich. Sie beweisen, dass die Menschen die Pflicht erwachen fühlen, gegen das Unmenschliche, wo immer es geschehe, solidarisch vorzugehen. Das Recht der Souverainität, das Recht zu unterdrücken, zu massacriren, zu foltern, das wird erschüttert. Fremde Mächte mischen sich ein, und wo es im Namen der Menschlichkeit geschieht, da soll

und wird nach und nach diese Einmischung so mächtig und dabei segensreich werden, dass niemand mehr es wagen wird, sich dagegen zu sträuben.

*

Ueber die Zola-Dreyfus-Angelegenheit ist die Presse plötzlich verstummt. Die Sache hat zu viel Streit und Feindschaft aufgewühlt und da entstand das Bedürfniss, darüber zu schweigen. Den Vertheidigern der Gerechtigkeit hat leider die Zahl gefehlt. Die Wenigen aber, die werden trotz der Verstummung der grossen Oeffentlichkeit weiter reden und weiter auf ihrem Standpunkt beharren, bis die volle Wahrheit ans Licht kommt. Sich zu einer Fahne stellen, wenn ein Ruf ertönt, das ist leicht, denn man glaubt, es stellen sich tausende daneben. Aber bei der Fahne bleiben, wenn man sieht, wie das Häuflein schmolz, und wenn keine Fanfare mehr schmettert, das ist Treue. „La verité est au marche.“ Dieser Spruch auf der Zola-Medaille wird sich bewähren. Einstweilen muss Jenen, die die Wahrheit wissen und die in der Lage sind, sie zu beweisen, unablässig wiederholt werden: „Redet, redet!“

*

Unterdessen hat wieder einer geredet, dem man auch vor Gericht das Sprechen über verbotene Dinge nicht verwehrt hat; General Pellieux sagte bei der letzten Revue im Bois de Boulogne: „Ich habe in Chalons kürzlich die ausgezeichnete Wirkung der Kanone 120 kennen gelernt (Das ist die berühmte Bordereau-Kanone). Dieses Geschütz hat die grösste Zerstörungsfähigkeit und die Zukunft wird der Infanterie überdies eine Patrone bringen, (o schöne Zukunft, o glückliche Infanterie!) welche auf 700 Meter dasselbe Resultat erzielt, wie die heutige auf 400. Ich hoffe, dass im Falle eines Krieges Frankreich Gelegenheit zur Revanche finden wird; zumal wir allein dieses Schnellfeuer-Gewehr besitzen. Ich glaube, dass der gegenwärtige Augenblick äusserst günstig sei, insbesondere angesichts des Aufwallens der patriotischen Gefühle, welche Aller Geister beherrschen und die als das Resultat der letzten Ereignisse erscheinen? — Also, angeblich um die Kriegsgefahr zu bannen, musste all das Geheim- und Schweige-Verfahren festgehalten werden, und dabei wird der Augenblick für „günstig“ zum Dreinschlagen erklärt. Das alles lassen sich die von „patriotischen Gefühlen beherrschten Geister“ bieten!

*

Cavalotti! Einer der gefeiertesten und geliebtesten Söhne Italiens ist das Opfer des schändlichen Duell-Vorurtheils geworden. Sein Tod hat das ganze Land in Trauer geworfen und sein Leichenbegängniss in Mailand gestaltete sich zu einer nationalen Schmerzensfeier. Aber mehr noch — die öffentliche Meinung ist heftig gegen das Zweikampf-Unwesen aufgerüttelt worden. Die italienischen Friedensfreunde haben anlässlich dieses tragischen Falles einen eigenen Antiduell-Bund ins Leben gerufen und allerorten soll nun an die obersten Kriegsherren herangetreten werden, vorerst den Zweikampf in den Heeren zu verbieten, wie dies Prinz Albert in England gethan. Dadurch verlöre die alte Barbarei an Prestige und würde ganz verschwinden. Und so hätte Cavalotti, dessen Leben der Sache des Freiheitsrechts und des Fortschritts geweiht war, ihr auch noch durch seinen Tod gedient.

*

Während wir diese Zeitschau schliessen, (31. März) ist die Frage Krieg oder Frieden in der spanisch-amerikanischen Angelegenheit in ihr ernstestes Stadium gelangt, aber noch ungelöst. Hier sei aber festgehalten, was, ob die Dinge so oder so verlaufen, zur sicheren Ehrung Mac-Kinleys und zur Festigung unserer grossen Sache unverrückbar bestehen wird: Paris, 30. März. Ein französischer Journalist, welcher anlässlich seines zeitweiligen Aufenthalts in Nordamerika den Präsidenten zu interviewen versuchte, veröffentlicht im Figaro

folgende Aeusserung desselben: Sie begreifen, dass ich Ihnen über die Cuba-Frage nichts sagen darf. Ich kann Ihnen aber sehr aufrichtig erklären, dass ich den Krieg als Geissel betrachte, die des Jahrhunderts des Fortschritts unwürdig und somit dem Sieger wie dem Besiegten schädlich ist. Ich werde alles thun, um ihn zu vermeiden."

Eine zukünftige Geschichtsschreibung wird die vermiedenen Kriege als die grössten Ruhmestitel preisen und sollte Mac Kinley auch diesmal scheitern, rühmlich bleibt, dass er „alles that" und sich laut und furchtlos dazu bekennt, alles thun zu wollen, um zu verhüten, was ein ganzer, seine Präsidentschaft bedrohender aufgewühlter Jingo-Haufen ungestüm fordert.

Unser Weizen blüht. Ob auch unter Sturm- und Hagelwolken — er blüht.

Bertha v. Suttner.

Leyer und Palme.

Der Ruf der Welt.

„Wählt, Jesus oder Barrabas! Ihr braven Leute,
Ihr habt die Wahl, ob Mörder oder Gott."
Pilatus schmunzelt. — Drunten wogt die Meute,
Ein bunt Gewimmel. Streit und schnöder Spott.
In sich versenkt auf des Palastes Stufen,
Beschämt, geschändet steht das Gotteslamm —
Da tönt empor ein hasserfülltes Rufen:
„Gebt uns den Barrabam, gebt uns den Barrabam!"

Gebt uns den Barrabam! Das ist das Zeichen
Im Kampf des Pöbels mit der Geistnatur.
Was göttlich ist, muss der Gemeinheit weichen.
Wuth gegen Gott ist alles Durchschnitts Spur!
Sie kreuzigen ihn und — würfeln um die Kleider,
Sie tränken ihn mit einem Essigschwamm
Und brüllen — Schuster, Handschuhmacher, Schneider! —:
„Gebt uns den Barrabam, gebt uns den Barrabam!"

So schändet Ihr den Gott in Eurem Bilde
Und setzt den Mörder ein auf Gottes Thron,
So speit Ihr in's Gesicht der heiligen Milde
Und leckt die Stiefel dem Napoleon.
Wo edle Menschlichkeit sich regte auf der Erde,
Da steht dabei des Kreuzes blutiger Stamm
Und Schreie tönen mit der Wuth Gebärde:
„Gebt uns den Barrabam, gebt uns den Barrabam!"

Maurice Reinhold v. Stern.

Prolog.

In der französischen Kirche zu Basel am Passy-Abend (8. März 1898) gesprochen von R. Feldhaus.

Aus dunkler Vorzeit klingt uns eine Sage
Vom Helden, der am Scheidewege stand.
Zur Linken lockt das Laster zum Gelage,
Rechts reicht die Tugend ihm die keusche Hand.

Nach kurzem Zaudern ist der Held entschlossen:
Er wählt der Tugend Pfad zu seinem Heil.
Das finstre Laster fliehet ihn verdrossen;
Unsterblichkeit und Kraft wird ihm zutheil.

Vor Euch auch treten heute zwei Gestalten,
Der Tugend und dem Laster wohl nicht gleich;
Doch deren Söhne: mächtige Gewalten,
Und jede herrscht in ihrem eignen Reich.

Vor Euren Augen sollen beide zeigen
Was ihrer Herrschaft Brauch und Sitte sei —
Zu welchem Reich dann Euer Herz wird neigen,
Zu dem bekennet Euch auch frank und frei. —

Es liegt ein stilles Dorf im Abendglanze,
Gelehnt an blumenreichen Waldessaum.
Und ringsum duftend reihen sich zum Kranze
Im Blüthenschmuck des Frühlings Baum an Baum.

Ein Kirchlein raget aus der Häuser Mitte
In seinen Fenstern strahlt des Himmels Gold.
Die Abendglocke mahnt zu frommer Sitte
Und winkt den Arbeitsmüden süss und hold.

Den Landmann lockt des Herdes Rauch von ferne;
Er lässt vom Pflug und eilt der Hütte zu.
Im Kreis der Kinder leuchten seine Sterne,
An treuem Herzen winkt ihm süsse Ruh.

Bald giesst der Mond sein Licht in stille Räume,
Des Wächters Lieder hallen durch die Nacht
Und weben in den Schlummer frohe Träume
Von Ernteglück und goldner Früchte Pracht.

Sie ruhen sicher in des Friedens Armen
Und schlafen süss, weil Recht und Sitte wacht,
Doch wehe, wenn die Träumer ohn' Erbarmen
Mit Donnerschlägen weckt der Tag der Schlacht!

Her wälzen sich auf hoffnungsvollen Saaten
Die Bataillone durch das stille Thal.
Gleich wilden Fluthen, die auf's Ufer traten,
Des Fleisses Spur verwüstend ohne Wahl.

Hinan zum Dörflein wenden sich die Schaaren,
Der Feind ist nah, zur Festung wird der Ort
Die eignen Krieger hausen gleich Barbaren,
Zur Brustwehr schleppen Hab und Gut sie fort.

Vom Axthieb fallen rings die Blüthenbäume,
Dass frei die Bahn dem mörderischen Blei.
Der Arbeit Lohn, der Zukunft golden Träume
Reisst jäh der Krieg erbarmungslos entzwei.

Der Kampf beginnt, es donnern tausend Schlünde.
Die Hölle tobt, wo sonst der Frühling lacht.
Es strömt das Blut durch blumenreiche Gründe,
In Friedenshütten wüthet wild die Schlacht.

Blad zucken aus den Dächern rothe Flammen;
Ein Feuermeer wallt hoch zum Himmel auf.
In dumpfem Fall stürzt Haus und Hof zusammen,
Und Niemand hemmt des Elementes Lauf.

Des Greises Wimmern ist im Wind verhallen,
Des Säuglings Schrei, der kranken Mutter Ruf.
Sie decken schwarze Trümmer, und verfallen
Sind Glück und Heim, die Menschenfleiss erschuf. — —

Ihr kennt den Frieden, saht den Krieg mit Schaudern!
Nun wählet frei, wem reichet Ihr die Hand?
Ihr wisst es nicht? Wie lange wollt Ihr zaudern?
Die Wahl ist schwer: ob Glück — ob Mord und Brand!

„Nicht wir," so scheint mir, hör' ich eine Stimme.
„Sind Richter, mächtig über Fried und Krieg:
Gott selber ruft der Schlacht in seinem Grimme,
Und er gebeut dem Frieden und dem Sieg."

Und doch ist Gott nur Einer: Gott der Liebe!
Sein Funke wohnt in jedes Menschen Brust.
Fach an zur Flamme diese Gottestriebe,
Und Deine Wahl wird mächtig Dir bewusst!

Dem Reich des Friedens jubelst Du entgegen,
Ihm bringst Du jedes Opfer freudig dar,
Bis Hass und Mord die Waffen niederlegen,
Sich beugend vor der Liebe Hochaltar!

Rudolf Gehring - Christ.

Gegen den Krieg.

(Citate aus der alten und neuen Literatur.)

Für die Volksmenge ist der Krieg mit den gewöhnlichen Zielen stets ein Verlust, gleichviel wer gewinnt oder unterliegt. Er verschlingt Blut und Gut der Einzelnen und stört im Ganzen auch die Volks- und Völkerwirthschaft. Als Rohheit verschlechtert er

die Sitten auch für die Friedenszeit; er vermehrt die Brutalität und Frivolität; er hegt und pflegt den grundsatzlosen Uebermuth und nährt die Neigungen zum Aberglauben, zur frechen Gewaltthat und zur schamlosen Hinwegsetzung über die Gerechtigkeitsrücksichten. **E. Dühring.**

Correspondenz.

Aus den anlässlich des 22. Februar an das Präsidium der österreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde eingelaufenen Briefen und Depeschen:

Heiden, Canton Appenzell.

Frau Baronin! Mehr als je, im gegenwärtigen Augenblick, ist es nöthig, dass die Friedensfreunde aller Erdtheile sich die Hände reichen und Probe ablegen von ihrer Solidarität und Thatkraft. Sie müssen trachten, den Gewaltigen und den Völkern, wo nur immer möglich, die Augen zu öffnen über die Gefahren eines Krieges, der, wenn er an irgend einem Punkt ausbricht, wahrscheinlich ein allgemeiner würde und für die Menschheit das grässlichste Unglück zur Folge hätte.

Ich werde mit ganzem Herzen bei allen Friedensgesellschaften am 22. Februar mitfeiern, namentlich mit jener, die das Glück hat, Sie als Präsidentin zu besitzen. Genehmigen Sie u. s. w.

Henri Dunant
(Stifter des Rothen Kreuzes)

*

Amsterdam.

— — — Haben Sie die Güte, sämmtlichen Friedensvereinen mitzutheilen, dass es in den Niederlanden nur Eine Meinung giebt, die in allen Klassen der Gesellschaft überwiegt, eine einzige Stimme, die sich überall vernehmen lässt, und das ist dieselbe Stimme, die Sie erschallen liessen: „Die Waffen nieder!“

Was bedeutet das Ergebniss eines Krieges? Beweist es, dass der Sieger im Rechte ist? Nein, die einzige Bedeutung ist die, dass der Sieger der Stärkere und der Flinkere war.

Aber die ganze Welt beginnt, vor diesen Lügen, vor diesen Missbräuchen der Gewalt Abscheu zu hegen. Die Welt beginnt sich zu schämen, Mittel anzuwenden, die einer Zeit angehören, wo man den Fremden als Feind betrachtete und die für unsere Zeiten nicht mehr passen, in der es keine Grenzen mehr giebt für die Menschenliebe. „Liebt einander“ hat Christus gesagt, indem er sich an das Universum wandte, in Voraussicht der kommenden Jahrhunderte.

Genehmigen Sie u. s. w.

Rahusen
(Präsident der Kammer).

*

Kopenhagen.

Am 22. Februar 8 Uhr Abends versammeln sich die hiesigen Friedensfreunde auf „Borch's Kollegium“. Nach einem Vortrage des Herrn Predigers Kemp bin ich beauftragt, die Resolution zu begründen. Hierauf werde ich der Versammlung einen Gruss vom Oesterreichischen Verein bringen. Darf ich Sie bitten, auch der Wiener Versammlung von hier aus herzliche Grüsse zu sagen. So begegnen sich unsere Gedanken. Dieses Gefühl wird uns gegenseitig stärken.

Fr. Bajer
(dänischer Abgeordneter und Präsident des Berner Bureaus).

*

Stockholm.

Ich habe die grosse Genugthuung, Ihnen mitzutheilen, dass unser Reichstag (zweite Kammer) gestern (16. Februar) einen Betrag von 750 schwedischen Kronen als Subvention für das Berner Bureau bewilligt hat. Die erste Kammer lehnte ab, aber die Entscheidung hängt von einer vereinten Abstimmung beider Kammern ab. Die Hoffnung auf Erfolg ist nicht ausgeschlossen, und das Ergebniss in der zweiten Kammer ist an sich von grosser Wichtigkeit. Die Summe ist gering, aber der moralische Erfolg ist bemerkenswerth.

Ed. Wawrinsky
(Präs. der schwedischen Friedensgesellschaft, Mitglied der Kammer).

*

Lissabon.

Die portugiesische Gruppe schickt der Versammlung ein Salve und warmen Willkommensgruss zum nächsten Congress in Lissabon. **Paiva.**

*

Bern.

Bureau International.

Verehrte Collegen! Das Jahr 1898 hat sich unter schlimmen Auspicien eingestellt: chronische Unsicherheit in Creta, Verwickelungen in Ost-Asien, innere Unruhen in Frankreich, Schwierigkeiten zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten; Bevölkerung, in deren Mitte man sich schlecht versteht, Parlamente, wo man sich gar nicht mehr verstehen kann.

Wir sehen wohl, dass diese Verfinsterungen von der Auflösung der absterbenden Systeme herrührt, von der alten gefehlten Auffassung der logischen Verkettung internationaler Beziehungen; aber es ist schwer vorauszusehen, was die augenblickliche Lösung dieser Krisen sein wird. Was die fernere Zukunft betrifft, die endgiltige Aera des Friedens und der Gerechtigkeit, so sieht man sie schon aus den Nebeln steigen und wir schreiten darauf los. Glücklich die Generation, welche an den Fuss des Sinai der Völker gelangen wird, wo eines Tages das grosse Gesetz der Menschlichkeit verkündet werden wird! An dem Tage wird man sich Jener erinnern, deren Glauben an die Zukunft auch in dunklen Tagen nicht schwankend wurde.

Elie Ducommun.

*

Tajo.

Protesto contro l'insanità e l'ingiustizia sulle quali si fonda il sistema di definire le divergenze tra popoli mediante la guerra e contro il furore degli armamenti sempre crescenti. Mi obbligo die lottare con tutta lo forza contro il principio della rozza violenza e di promuovere in quanto lo possa l'organizzazione di un procedimento legale fra le varie nazioni, perchè tutti ottengano, nelle leale equiparazione dei loro diritti e nella libertà il loro sviluppo nazionale, politico ed economico.

Dr. **Aug. Panizza**
Deputato al Parlamento.

*

Innsbruck.

Mit heutiger Kundgebung begeistert einstimmend ersehnt dem grossen Werke frohes Gedeihen Graf **L. Sarnthein.**

*

Wiener Flugtechnischer Verein.

Hochverehrte Frau Baronin!

Ihr Schreiben wurde in der Versammlung des Wiener Flugtechnischen Vereins am 18. Februar vorgelesen und fand allgemeine Anerkennung und Zustimmung zu Ihren Bestrebungen, welchen der beste Erfolg gewünscht wird. Mit hoher Freude wird es uns erfüllen, wenn es der Flugtechnik gelingt, die Lüfte friedlich zu erobern und zur Beglückung und Veredelung der Menschen erfolgreich beizutragen.

Eine grössere Zahl unserer Mitglieder wird, Ihrer freundlichen Einladung folgend, an der Versammlung der Friedensgesellschaft theilnehmen.

Empfangen Sie u. s. w.

Der Obmann **Fried. Stach**
k. k. Baurath.

*

Budapest.

Salutem ottimae congregationi amicorum pacis in Austria. Spiritus cœlestro concordiæ descendat super corda populorum, magna trenga Dei sit perseverans in toto mundo.

Mauritius Jokai
Præses amicoum pacis in regno sancti Stefani coronæ.

*

Görz.

Durch Unwohlsein am persönlichen Erscheinen leider verhindert, vereinige ich mich im Geiste mit Ihren edelsinnigen Bestrebungen.

Karl von Scherzer
(k. k. ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister a. D.)

*

Salzburg.

Ense et aratro.

(Zum 22. Februar.)

Ihr Friedensfreunde voran!
Mögen von Blut noch rauchen
Die Steine, und versengt
Die Fluren dorren,
Und sich in Wunden tauchen
Die Schwerter, feindbedrängt,
Und Zornesrufe verworren
Vom Schlachtfeld noch ertönen,
Einst wird die Welt Euch krönen!
Viel herrlicher Euch schmücken,
Viel reicher als Despoten,
Die Freiheit und Stolz erdrücken,
Die das Völkerglück bedrohten!
Allmälig wird es glänzen
Aus tausend Todtenkränzen.

Und Lorbeer und Palmen auf Erden
Nur den Friedensaposteln werden.
Voran, voran und tröstet die Welt
Und bildet ein Heer, das die Aecker bestellt.
Zum Pflug wird Laffette, zum Spaten das Schwert,
Solch Ringen und Kämpfen ist Göttern werth.
Drum, Friedensfreunde, voran!

Josef von Doblhoff.

*

Boston.

Office of the American Peace Society.
3. Somerset St., 23. Februar.

Liebe Baronin! Ich habe Ihnen gestern keine Kabeldepesche geschickt, denn es war nichts zu berichten über den englisch-amerikanischen Vertrag, was Ihre Versammlung hätte ermuthigen können. Seit des Präsidenten Botschaft an den Congress — anfangs December — ist nichts zur Wiederaufnahme des Vertrags geschehen. Der Congress und die Regierung waren beide so sehr mit der Finanzfrage beschäftigt und mit den Angelegenheiten von Spanien und Cuba und der Annectierung der Hawaï'schen Republik, dass sie keine Neigung hatten, ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, wie der Vertrag mit England.

Später jedoch, wenn die gegenwärtige Unruhe und Aufregung gewichen sein werden, so zweifle ich nicht, dass der Präsident die Sache wieder aufnehmen wird, und wir Alle hoffen, dass es das nächste Mal im Senate weniger Opposition gegen den Vertrag giebt. Ich zweifle jedoch, dass noch während der gegenwärtigen Session des Congresses irgend ein Fortschritt in der Sache zu erwarten ist.

Wir glauben, dass die Angelegenheit mit Hawaï ziemlich beendet ist. Die Opposition gegen die Annectirung ist im Lande so angewachsen, dass der jetzt dem Senat vorliegende Annectirungsvertrag als todt betrachtet wird. Unser Volk scheint sich gegen eine Politik colonialer Ausbreitung zu sträuben, welche eine starke militärische Entwickelung mit enormen Kosten zur Folge hätte. Wir Friedensfreunde sind darüber sehr erfreut, denn wir haben eifrig daran gearbeitet, den Annectierungsvertrag zu Fall zu bringen.

Es wird keinen Krieg mit Spanien geben wegen Cuba. Es hat grosse Aufregung geherrscht über die Zerstörung des Kriegsschiffes „Maine“ im Hafen von Havana, aber es hat keine wirkliche Kriegsgefahr gegeben. Unsere Regierung hat alle wilden Gerüchte discreditirt und jeden Tag gearbeitet, um den Frieden zu erhalten. Die Aufregung ist jetzt nahezu verschwunden. Die einzige Kriegsgefahr war in den Zeitungen und Depeschen. Sie haben auch Kriegsblätter, nicht wahr? —

Mit besten Grüssen u. s. w.

Dr. **Benjamin F. Trueblood.**

*

Krassnaja Poljana, 6./18. Febr. 1898.

Liebe gnädige Frau!

Ich danke Ihnen für die Uebersendung Ihres Buches (Schach der Qual). Ich habe es gelesen — mit Genuss und mit Nutzen. Es ist ein sehr suggestives Buch und enthält viele sehr schöne Gedanken.

Das einzige, was ich den Friedensfreunden — folglich unseren Freunden — mittheilen wollte, ist: dass das einzige Mittel, das von uns verfolgte Ziel zu erreichen, darin besteht, gar keinen Antheil — und sei es in entferntester Weise — an Dingen zu nehmen, die mit dem Krieg in Berührung stehen; und dass es die sicherste Art ist, die gegenwärtigen Zustände zu erhalten, wenn man mit seinem Gewissen Compromisse eingeht, und zu glauben, dass wir mit unseren Reden und Schriften irgend einen Erfolg erzielen können, wenn unsere Handlungen damit nicht übereinstimmen.

Die Befreiung der Menschen von der militärischen Sclaverei kann weder von den gekrönten Häuptern, noch von den Gelehrten und Schriftstellern kommen, sondern von religiösen Menschen, die ihr Leben nach ihrem Gewissen richten werden und sich nicht mehr auf das Niveau des Thieres herabdrücken und zu Sclaven machen lassen, sondern jede Entbehrung solcher Erniedrigung vorziehen werden.

Doch dies kann nur kommen, wenn die Menschen zu dem Bewusstsein der Menschenwürde gelangen, die einzig aus einer wahren und religiösen Weltanschauung hervorgehen kann.

Der Militarismus ist nur ein Symptom der Krankheit. Wenn die Krankheit (Mangel an wahrer Religion und falsche Religionen) schwinden würde, so schwände auch der Militarismus mit den anderen Uebeln zugleich.

Empfangen Sie, liebe gnädige Frau, die Versicherung meiner Achtung und Zuneigung.

* **Leo Tolstoi.**

Ausserdem liefen noch Begrüssungen ein von:

Bureau français de la Paix, Paris,
Association des journalistes, Paris,
Beyer, Offenburg,
Professor Dr. Martens, Konstanz.
Alfred Ziegler, Pilsen,
Steureonn, Craiova,
Magelhaës Lima, Lissabon.
Ortsgruppe Hamburg-Altona (Lorenzen),
Baronin Ecker und Tochter, Audritz,
Alexander Fischel, Abbazia,
Emil Katz, Lasky, Mähren,
Alexander Strakosch, Wien,
Julius Wundsam, Zürich,
Ortsgruppe Breslau (Dr. Heilberg),
Ortsgruppe Wiesbaden (Graf Bothmer),
General Türr, Nizza.

Aus Friedensvereinen und Versammlungen.

Ein Delegirtentag der Deutschen Friedensgesellschaft fand am 6. März in Frankfurt a. M. statt. Anwesend waren: Fräul. Ahlswede-Hamburg, Daab-Neustadt a. d. Haardt, Geiger-Frankfurt a. M., Höltzel-Stuttgart, Lorenzen-Hamburg, Frau Mayer-Frankfurt a. M., Meuser-Mannheim, Richter-Pforzheim, Schmidt-Gotha, Venedey-Constanz, Wüst-Mannheim, Bangel-Frankfurt a. M., Eichenauer-Cronberg, Haberland-Berlin, Kühn-Wiesbaden, Maass-Ulm, Mayer-Mainz, Rössler-Frankfurt a. M., Schäfer-Mainz, Schmidt-Wiesbaden, Vesemeyer-Stuttgart.

Vertreten waren folgende Ortsgruppen: Frankfurt a. M., Cronberg, Königstein, Nürnberg, Schweinfurt, Neustadt a. d. Haardt, Ulm, Gotha, Breslau, Pforzheim, Offenburg, Mainz, Siegen, Hamburg, Erfurt, Stuttgart, Bietigheim, Schorndorf, Berlin, Wiesbaden, Mannheim, Görlitz, Elberfeld-Barmen, Constanz, insgesammt 25 Gruppen mit 63 Stimmen.

Zu grösseren Beschlüssen kam es nicht. Die beantragte Verlegung der Centrale von Berlin wurde nicht entschieden, dafür wurde der Bestand der von A. H. Fried herausgegebenen „Friedens - Correspondenz" bis 1. Januar 1899 gesichert.

Es wurde ferner eine an den Reichstag zu richtende Petition auf Unterstützung des Berner Bureau beschlossen und den badischen Abgeordneten, die in der Kammer die Petition der Friedensgesellschaft vertreten haben, eine Dankadresse übersandt.

*

Die deutsche parlamentarische Gruppe für Schiedsgericht und Frieden hielt am 22. März Abends im Reichstagsgebäude eine Sitzung unter Vorsitz des Vicepräsidenten R. Schmidt-Elberfeld ab. Der Schriftführer Dr. Max Hirsch berichtete über die Ergebnisse der vorjährigen Interparlamentarischen Friedensconferenz, welche unter Betheiligung zahlreicher Parlamentarier aus 14 Staaten, darunter zum ersten Male auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika und unter dem Vorsitz des Kammerpräsidenten Beernaert zu Brüssel tagte. Die Conferenz hat u. A. auch den Antrag der deutschen Gruppe, wonach bei drohenden internationalen Conflicten gegenüber den häufigen Entstellungen und Verhetzungen in einem Theil der Presse, auf Ersuchen einer betheiligten Landesgruppe, ein Ausschuss der Interparlamentarischen Conferenz auf Grund zuverlässiger Information ein Gutachten abgeben soll, einstimmig angenommen. Ausserdem wurden namentlich praktische Beschlüsse behufs Anbahnung allgemeiner Schiedsgerichtsverträge und Errichtung eines ständigen internationalen Schiedsgerichtshofs gefasst, in letzterer Richtung ist, nach einer Mittheilung des Interparlamentarischen Bureaus zu Bern, in naher Zeit das Vorgehen einer dem Plane geneigten Regierung zu erwarten. Die IX. Interparlamentarische Conferenz wird, auf dringende Einladung der portugiesischen Gruppe, im Herbst dieses Jahres in Lissabon, wo zu dieser Zeit das fünfhundertjährige Jubiläum der Entdeckung des Seewegs nach Indien durch Vasco de Gama gefeiert wird, abgehalten werden. Die deutsche Gruppe beschloss, sich bei dieser wichtigen Conferenz officiell vertreten zu lassen; mehrere Mitglieder erklärten ihre voraussichtliche Betheiligung. Es wurde der Neubeitritt einer

Anzahl von Parlamentariern, besonders aus den Reihen des Centrums gemeldet, und soll die Propaganda für das Schiedsgerichtssystem auch durch die Presse eifrig betrieben werden. Die Neuwahl des Gruppenvorstandes ergab folgendes Resultat: R. Schmidt (Elberfeld) 1. Vorsitzender, Prof. Dr. L. v. Baar (Göttingen), 2. Vorsitzender, Dr. Hauptmann (Bonn) Beisitzer, Dr. Max Hirsch (Berlin) Schriftführer.

*

Die IX. Interparlamentarische Conferenz für Abrüstung und Schiedsgericht findet, wie auf der vorjährigen Conferenz zu Brüssel beschlossen wurde, bestimmt im September d. J. in Lissabon statt. Die beiden Kammern des portugiesischen Parlamentes haben bereits eine Commission eingesetzt, die sich mit dem Executiv-Comité in Verbindung setzte. Dieses Comité ist von folgenden Persönlichkeiten zusammengesetzt: Luciano Cordiera, J. de Paiva, José de Castro, Reis Torgal und Jalgada d'Aranjo.

*

Der IX. Weltfriedenscongress. Nachdem sich nunmehr die grosse Mehrheit der Friedensgesellschaften für die Abhaltung des nächsten Friedenscongresses in Lissabon entschieden hat, wird derselbe an einen noch näher festzusetzenden Zeitpunkt in der Hauptstadt Portugals abgehalten werden. Es wird darauf geachtet werden, dass der Kongress vor Anfang oder nach Schluss der Interparlamentarischen Conferenz stattfinden wird.

*

Baden bei Wien. Hier starb Ende März die Generalstochter Fräulein Angelica von Macchio, welcher die Gründung der Badener Ortsgruppe mit zu danken war und die unermüdlich Mitglieder sammelte, wobei ihr ihre schöne Rednergabe sehr zu statten kam.

*

Reichenberg in Böhmen. Die hiesige Ortsgruppe der österreichischen Friedensgesellschaft ist eingegangen. Die „Nordböhmische Volksstimme“ schreibt darüber folgendes:

Die Ortsgruppe Reichenberg der Friedensgesellschaft hat sich nun dieser Tage wegen Mangel an Theilnahme aufgelöst; diese Thatsache spricht ganze Bände für die im Bürgerthum herrschende stumpfe Gleichgiltigkeit gegenüber grossen, idealen, reinen Fragen und Bestrebungen. Dutzende krähwinkeliger Geselligkeits-, Turn-, Kegel- und sonstige Clubs, noch mehr nationale Kampf- und Hetzvereine dürften in Reichenberg bestehn, alle mit gutem Mitgliederstande, kräftig und lebensfähig; die Ortsgruppe der „Friedensfreunde“ jedoch, sie muss — zu Grunde gehen! Ist es doch eine Vereinigung, welche sich mit etwas Fernliegendem, etwas Höherem, mit einem idealen Ziele befasst und dies — passt nicht in unsere Zeit des idealen Jagens nach Genuss und Macht, in die Zeit des nationalen Krieges. — Während man jedoch in Reichenberg wenigstens einige Zeit den „Friedensbestrebungen“ gehuldigt, hat Warnsdorf und andere Orte das zweifelhafte Glück, bis jetzt mit derartigen „überflüssigen“ Sachen verschont geblieben zu sein. Varietétheater und Aehnliches findet in unserem Bürgerthum eine wärmere Unterstützung!

*

München. In der hiesigen „Friedensvereinigung“ sprach am 4. März Bruno Wille über das Thema: „Die Ueberwindung der Gewaltstrafen.“ An den mit ausserordentlichem Beifall aufgenommenen Vortrag schloss sich eine lebhafte, stellenweise sogar sehr erregte Discussion, an der sich die Herren Dr. Zermann, Dr. Bachmann, Hauptlehrer Kaeb und cand. med. Krauss betheiligten. Es war Mitternacht, als Dr. Bruno Wille zum Schlusswort kam, einem vortrefflichen Schlusswort, wie wir hinzufügen können, einem Schlusswort, das manchem seltsam geklungen haben mag: denn es handelte von der socialen Mission des Verbrechens.

*

Cronberg im Taunus. Am 4. März fand die Generalversammlung des hiesigen Friedensvereins statt. Der Vorsitzende erstattete den Bericht und gab ein Bild über den Stand der Friedensbewegung.

*

Görlitz. Die hiesige Ortsgruppe veranstaltete am 22. März im Saale des „Preussischen Hof“ eine öffentliche Versammlung, in welcher Herr Prediger Tschirn über „Die Erziehung der Jugend zum Frieden“ einen Vortrag hielt, woran sich eine lebhafte Discussion schloss. Es wurde

schliesslich folgende Resolution angenommen:

„Die heutige Versammlung spricht im Interesse der Erhaltung des Friedens zwischen den einzelnen Staaten den Wunsch aus, dass schon bei der Erziehung der Jugend in diesem Sinne Seitens der Eltern und Lehrer gewirkt werde und dass im Unterricht in den Schulen die Geschichte der Kriege in allgemeinen Umrissen, dagegen im verstärkten Masse die Culturgeschichte der Völker gelehrt werde und dass die Geschichts- und Lehrbücher einer sorgfältigen Prüfung und Sichtung des Stoffes in diesem Sinne unterworfen werden mögen.

*

Ohrdruf bei Gotha. Am Montag, den 28. Februar d. J. hat hier zur Vorbereitung der Gründung einer Ortsgruppe eine Versammlung stattgefunden, in der Dr. Schmidt aus Gotha einen Vortrag zur ersten Orientirung über die Friedensbewegung gehalten hat. Die Mehrzahl der Anwesenden erklärte sich zum Beitritt bereit. Die Konstituirung soll demnächst in einer grösseren Versammlung erfolgen, für die Herr Rektor Triebel den Vortrag übernommen hat.

*

Schorndorf. Am 13. März sprach Stadtpfarrer Umfrid hier über: „Die Einwendungen gegen die Friedensbewegung“ vor einer zahlreichen Zuhörerschaft.

*

Königsberg i. Pr. Am 16. März fand eine öffentliche Versammlung der hiesigen Ortsgruppe im „Artushof“ statt. Prediger Ziegler sprach über das Thema „Völkerfriede, Bedenken und Hoffnungen“. Die Rede machte grossen Eindruck und führte eine lebhafte Discussion herbei.

*

Neustadt a. H. Die hiesige Ortsgruppe hielt am 18. März eine Generalversammlung ab. Herr Daab erstattete den Bericht.

*

M. v. Egidy sprach am 1. März in der Mannheimer Friedensgesellschaft über „Die Wandlungsbestrebungen der Gegenwart“ und am 3. März in der Constanzer Friedensgesellschaft über die „Erziehung zur kriegslosen Zeit“.

*

Das Berner Bureau, dessen Commission am 7. Mai zusammentreten wird, um die Tagesordnung des IX. Congresses festzusetzen, hat am 20. März ein Circular an die Vereine erlassen, worin diese ersucht werden, die provisorische Tagesordnung durch event. Anträge zu ergänzen. Die provisorisch aufgestellten Punkte sind: 1. Bericht über die Jahresereignisse; 2. Grundzüge des Internationalen Rechts (Fortsetzung); 3. Bericht über die Versöhnungs-Comités (Beschluss des Hamburger Congresses); 4. Theilnahme an der Weltausstellung 1900; 5. Aufruf an die Völker; 6) Sitz und Datum des X. Congresses.

*

Basel. In der hiesigen Section des schweizerischen Friedensvereins sprach am 8. März in der französischen Kirche, in welcher gegen 500 Personen versammelt waren, Fréd. Passy aus Paris über „l'utopie de la Paix“. Der greise Redner wurde mit grossem Beifall begrüsst.

Das übrige Programm der Veranstaltung war folgendes: Orgelspiel, von Herrn Louis Treu; Prolog von Rudolf Gehring, vorgetragen von Herrn Rich. Feldhaus; Schlusswort, gesprochen vom Präsidenten Dr. Zollinger.

*

Die interparlamentarische Gruppe des Storthings hat es abgelehnt, die dänischen und schwedischen Abgeordneten zu empfangen, welche beauftragt waren, über einen skandinavischen Neutralitäts-Vertrag zu verhandeln. Die Herren erhielten nicht einmal eine freundliche Antwort. Dies schädigt die Friedenssache in Schweden ganz beträchtlich.

Vermischtes.

Weltbürgerthum im Urtheil des Nationalisten. Hier einige Sätze aus einem Leitartikel des „Petit Journal“ (gezeichnet Duquesnel). „. . . Cosmopolitismus und Internationalismus, das heisst also, was das hasseswerth lächerlichste und antinational blödsinnigste ist, das es giebt. Wenn man uns fortan von Internationalismus, von Weltbür-

gerthum, von Zerstörung des Vaterlandes und dergleichen reden wird, so können wir, indem wir diese Theorien von ihrer komischen Seite nehmen, sie „Nouveau jeu" heissen; doch wenn wir sie ernst nehmen, was sie kaum sind — dann werden wir auch das Recht haben zu sagen, dass sie verbrecherisch sind." — Man sieht hier die Perfidie des Artikelschreibers, das Wort „Zerstörung des Vaterlandes" dem Worte Internationalismus als gleichbedeutend beigefügt zu haben. Was die cosmospolitisch Denkenden zerstören wollen, ist nicht das Vaterland, wohl aber jenen Nationalfanatismus, der in seinem Dienste jedes „Verbrechen" gutheisst.

*

Ein Brief an Trarieux. In den Annalen der Friedensbewegung verdient der Text eines militärischen Briefes an den früheren Justizminister und Mitglied der Interparlamentarischen Union, Senator Trarieux, der es wagte für die Revision des Dreyfusprocesses einzutreten, verzeichnet zu werden. Der Stil des Rittmeisters Begouen ist zu charakteristisch:

Mein Herr! Der Prozess Zola wird vermuthlich heute Abend beendet. Es kommt niemanden zu, die Entscheidung oder die Nachsicht der Richter vorherzusagen, aber wie immer das Verdict ausfällt, so haben alle Franzosen noch eine Pflicht zu erfüllen. Es giebt Infamien, die Züchtigung verdienen: der Schandpfahl wartet. Ihr Name hat dort seinen richtigen Platz, zwischen dem modernen Judas und dem Pornographen, der in seinen alten Tagen zum Beschimpfer alles Edlen geworden ist. In was immer für einer Weltgegend Frankreich kämpft, sei es in den Vogesen oder in Madagascar, immer findet man Sie als den schmählichen Complicen seiner Feinde; wer es sei, das schert sie wenig, Sie sind nach der Reihe, und ohne Mühe englisch oder deutsch. Es giebt geheime Sympathien zwischen aller Niederträchtigkeit, und Ihr Herz musste instinktiv im Verein mit dem des Verräthers auf der Teufelsinsel schlagen. Ihre Seele stimmt natürlich mit allen verdächtigen Seelen zusammen und in der ganzen franz. Armee giebt es nur einen Mann, der Ihre ganze specielle Werthschätzung verdient — nämlich der Offizier, der der Pflichtvergessenheit überwiesen und des Treubruchs verdächtig ist. Es ist gut, dass Ihnen diese Dinge gesagt — und von einem Soldaten gesagt werden. Benutzen Sie Ihre Macht, um ihn zu vernichten. Ich bin neugierig, was für eine Infamie Sie begehen werden — mich meinen Vorgesetzen anzeigen und sich vor meinen Degen zu verstecken, aus Angst, dass die Farbe Ihres Blutes deutlich zeigen könnte, dass es kein französisches Blut sei. Ich bedauere in unserer schönen Sprache keinen Ausdruck zu finden, der der Höhe meiner Verachtung und dem Maase Ihrer Feigheit entspräche. Begouen.

Bekanntlich hat Trarieux den Brief, als ein Zeichen eines „état d'esprit" des Offiziercorps, dem Kriegsminister mitgetheilt. Dieser erklärte zuerst, in solcher „Privatsache" nicht interveniren zu können, und erst nachdem der Senat und der Ministerpräsident intervenirt hatte, erhielt Capitän Begouen eine Rüge und Versetzung vom Haupt-Generalstab zum Generalstab nach Châlons.

*

Eine Friedensenquête. Die neugegründete Revue E. Moneta's in Mailand die „La Vita internazionale" veranstaltet im Verein mit der in Brüssel erscheinenden Revue „Humanité nouvelle" eine Enquête, deren Ergebniss gewiss Interesse erregen wird. Um auch aus unseren Leserkreise den Fragestellern Beantwortung ihrer Frage zuzuführen, veröffentlichen wir hiermit den Aufruf:

In der Absicht, die Entwicklung der menschenfreundlichen Bestrebungen und die Civilisation fördern zu helfen, haben es die „Vita internazionale" von Mailand und die „Humanité nouvelle" von Paris und Brüssel als ihre Pflicht erachtet, eine Besprechung über die schwierige Frage einzuleiten, die neulich sich in ihrer ganzen Schwierigkeit und Wichtigkeit gezeigt und Frankreich, wie die ganze Welt, so heftig bewegt hat: wir meinen den Krieg und den Militarismus.

Zu diesem Zwecke ersuchen wir alle, die in der Politik, in den Wissenschaften, den Künsten, in der Nationalökonomie, ja sogar in den Armeen Europas eine hervorragende Stellung einnehmen, uns gefl. folgende Fragen schriftlich beantworten zu wollen.

1. Finden die Kriege zwischen civilisierten Nationen immer noch ihre Berechtigung in

der Geschichte, in dem Recht und dem Fortschritt?

2. Welche Wirkungen hat der Militarismus in intellektueller, moralischer, physischer, ökonomischer und politischer Beziehung?

3. Welche Lösung sollen die wichtigen Fragen über Krieg und Militarismus, nach Ihrem Dafürhalten, erfahren im Interesse der zukünftigen Gesammtcivilisation?

4. Welche Mittel erachten Sie für die wirksamsten zur Erreichung dieses Zieles?

Sie werden uns zu grossem Dank verpflichten, wenn Sie unser Anliegen berücksichtigen und uns Ihre Antwort spätestens bis zum 25. April einsenden wollen, damit sie in der „Vita internazionale“ und der „Humanité nouvelle“ erscheinen kann.

In der Hoffnung, dass sie uns Ihr gewichtiges Wort in einer so wichtigen und so tiefgreifenden Frage nicht vorenthalten werden, versichern wir Sie unserer vollkommenen Hochachtung.

E. T. Moneta
Directeur de la Vita internazionale
21 Portici Settentrionali, Milan.
A. Hamon
Directeur de l'Humanité nouvelle
3, Boulevard Berthier, Paris.
G. Ciancabilla
correspondant italien de la Vita internazionale
101, avenue de la Bourdonnais, Paris.

*

Die Dum-Dum-Kugel. Die Greuel des indischen Grenzkrieges, von denen neulich der Staatssekretär Freiherr von Thielmann in der Budgetkommision des Reichstages eine tief erschütternde Schilderung gab, haben allenthalben gerechte Empörung erregt. Wie aus Paris telegraphirt wird, hat der Abgeordnete Hubbard dem Minister des Auswärtigen eine Interpellation darüber angekündigt, welche Massregeln der Minister im Einvernehmen mit der europäischen Diplomatie ergreifen wolle, um England zu veranlassen, auf den Gebrauch der Dum-Dum-Kugel, die gegen das Völkerrecht verstosse, zu verzichten.

Der Abg. Hubbard ist allerdings formell im Unrecht, wenn er sagt, dass der Gebrauch der Dum-Dum-Geschosse gegen das Volksrecht verstosse, denn die Petersburger Konvention von 1868 untersagt nur die Verwendung von Explosivgeschossen aus Handfeuerwaffen. Dagegen deckt sich Hubbard's Anschauung vollständig mit dem Geiste der Petersburger Konvention, die jedenfalls auch die Verwendung der Dum-Dum-Kugeln untersagt hätte, wenn die Kultur von 1868 bereits bis zum kleinkalibrigen Gewehr gediehen gewesen wäre. Die Dum-Dum-Kugel wirkt nämlich genau wie ein Explosivgeschoss. Das Weichblei, aus dem sie besteht, wird bei der ungeheuren Geschwindigkeit, mit der sie die Luft durchschneidet, beinahe bis zum Schmelzpunkt erhitzt; beim Aufschlagen auf den menschlichen Körper plattet sich die Kugel ab und bringt dadurch jene schrecklichen Verwundungen hervor, die wir bereits geschildert haben.

Gewöhnlich sind die Geschosse der kleinkalibrigen Gewehre mit einem Mantel aus Stahlblech versehen. Dieser Stahlmantel ist zwar nicht aus humanitären Rücksichten an den Gewehrkugeln angebracht worden, er soll zunächst einer Verbleiung des Laufinnern, namentlich der Züge vorbeugen; alsdann soll er allerdings auch die Abplattung verhindern, aber nur damit das Geschoss nichts an Durchschlagskraft verliere. Doch wie dem sei: jedenfalls werden durch den Stahlmantel jene grauenhaften Verwüstungen im menschlichen Körper verhindert, welche die Engländer durch ihre mantellosen Weichbleigeschosse absichtlich herbeizuführen suchen, und es wäre dringend wünschenswerth, dass die Petersburger Konvention dahin ergänzt werde, dass für kleinkalibrige Gewehre nur Stahlmantelgeschosse verwendet werden dürfen.

*

Zum Duellunfug. Der ungarische Abgeordnete Ludwig Olay gab vor einem Berichterstatter des Magyar Ujság folgende bemerkenswerthe Erklärung ab: „Wenn die Szalavszky-Ivánka-Affaire keinen normalen Lauf nimmt, werde ich im Abgeordnetenhause den Antrag stellen, dass es nach italienischem Muster ein ständiges Ehrengericht bilde, das alle im Hause vorkommenden ritterlichen Affairen prüfe. Es sei nur dann einem Abgeordneten gestattet zu duelliren, wenn es das Ehrengericht für unumgänglich nothwendig findet.“

*

Aus Budapest wird uns geschrieben: „Vertreter sämmtlicher Hochschulen haben im Vereine mit der hiesigen Universitätsjugend das Andenken an die 1848er Er-

eignisse gefeiert. Dr. Moriz Jókai hielt aus diesem Anlasse eine Ansprache an die Jugend, der wir folgende Stelle entnehmen: „Söhne meiner Seele! .... Mit beklommenem Herzen sehen wir, wie anderswo, nah und fern, diese glorreiche Fahne in Fetzen reissen! Wie die Söhne anderer grossen Nationen die Freiheit der Rache, die Gleichheit der Vornehmheit, die Brüderlichkeit dem Hasse opfern. Und ihre besten Söhne: das Lager der Musen! Wie bereiten sich gerade diese zum Bruderkriege, welcher ihr eigenes Vaterland lähmt, ihre Verfassung erschüttert, wie führen gerade diejenigen Racen, Konfessionen, politische Parteien zum Vertilgungskampfe an, welchen die Fackel, die Fackel des Wissens, eben deshalb in die Hand gegeben ist, damit sie vor ihrer Nation den richtigen Weg der Vaterlandsliebe, der Friedensliebe beleuchten, nicht aber, um mit ihr Brand zu stiften. Dank dem Gott der Ungarn, dass diese Pestilenz die Seele der ungarischen Jugend nicht infizirt. Ihr bliebet die Getreuen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und die Jugend der ungarischen Universität gab der Jugend der ganzen gebildeten Welt durch den in ihrer Mitte errichteten Friedensverein ein erhabenes Beispiel dafür, auf welche Weise durch weise Mässigung, durch brüderliche Zuneigung, durch Liebe des gemeinsamen Vaterlandes und der gemeinsamen Freiheit einander entgegengesetzte Auffassungen ausgesöhnt werden können. Das ist der Geist des 15. März 1848 .....“ **E. Bl.**

*

In **Finnland** starb am 13. März der grösste Dichter des Landes, Z. Topelius. Einen Monat vorher feierte er seinen 80. Geburtstag. Bis zum Jahre 1878 bekleidete er einen Lehrstuhl der Geschichte auf der Universität von Helsingfors. Aus Folgendem ist ersichtlich wie sehr Topelius auf unserer Seite stand.

„Was ist der Krieg?

Der Krieg ist Hass und Mord.
Der Krieg ist Angst und Tod.
Der Krieg ist Lüge und Falschheit.
Der Krieg ist die Uebertreibung der Kraft und die Erniedrigung der Schwäche.
Der Krieg verlacht das göttliche Gesetz und tritt das Gesetz der Menschheit mit Füssen. Sein Banner ist die Gewalt und sein Feldruf das ebenso falsche als ungerechte Wort Napoleons I., wenn er sagte, dass Gott immer bei den grössten Bataillonen, bei der grössten Anzahl der Kanonen und bei den stärkern Bajonetten ist.
Im Kriege wird der Mensch zum Thiere.
Der Krieg ist ein brutaler Egoismus, der unzählige Opfer fordert.
Der Krieg ist die Verneinung jeder Civilisation und er missbraucht die Wissenschaft.
Der Krieg ist Kain mit seiner Keule, die alle Zeitalter durchwandelt, ein Zeugniss vom Falle des Menschen. Du, der Du den Krieg verherrlichen willst, hast Du jemals ein Schlachtfeld gesehen? Weisst Du was ein Lazareth ist? —

*

Prozess Lacaze-Suttner. Baronin Suttner ist freigesprochen und der Kläger zur Tragung der Kosten verurtheilt worden. Das Gericht nahm an, dass die Vorwürfe zwar objectiv beleidigend seien, aber nicht subjectiv. Die Baronin habe, was schon aus der tadellosen Form des Briefes, die auf eine Absicht zu beleidigen nie und nimmer schliessen lasse, erhelle, lediglich in Wahrung berechtigter Interessen der von ihr vertretenen Friedensidee gehandelt, wenn sie vor Lacaze warnte. Es musste ihr also der Schutz des § 193 R.-Str.-G.-B. zugebilligt und sie freigesprochen werden. Die Gerichtskosten und die Kosten seines Anwalts muss Lacaze tragen, auch die der Baronin erwachsenen nothwendigen Auslagen muss er ersetzen.

*

Eine Aeusserung Victor Hugos. Aus der eben erschienenen Correspondenz Victor Hugos ist zu entnehmen, dass der grosse Dichter im Jahre 1869 für die Sache Cretas eintrat, „die die Sache Griechenlands“ sei, und für Cuba, das er unabhängig wollte, wie St. Domingo, denn „Die Freiheit der Welt besteht aus der Freiheit aller Völker.“

*

Arthur Desjardins, Mitglied der Academie der politischen und Moralwissenschaften, Vicepräsident des Instituts des Internationalen Rechts (und Ausschuss des von Frédéric Passy präsidirten Pariser

Friedensvereins) wurde von den Regierungen Englands und Belgiens ersucht eine Streitfrage durch einen Schiedsspruch zu entscheiden, und den beiden Staaten die offizielle Annahme notifizirt.

*

Skandinavien. Die von der zweiten schwedischen Kammer, auf Antrag Wawrinsky's dem Berner Bureau bewilligte Subvention wurde von der ersten Kammer abgelehnt. Bei der neuerlichen Abstimmung vor den vereinigten Kammern fiel der Antrag mit 200 Stimmen (131 von der I. und 63 von der II. Kammer) gegen 168 (wovon 14 vom Oberhaus und 151 vom Unterhause). Als dieses Resultat bekannt wurde erhielt Wawrinsky von einem Fabrikanten aus Sundlyberg, Herrn Nyberg, eine Summe von 75 Kronen, „um den Zweck des Antrags zu dienen — ein Betrag, der den wahrscheinlichen Gewinn einer Armeelieferung meiner Fabrik darstellt.“ — „Der Nobel-Geist en miniature“ bemerkt Wawrinsky.

*

Es lebe der Krieg!

(Die Heimkehr von Cuba und den Philippinen.)

Barcelona, 5. März.

Werden die Rekruten zur Fahne berufen, um, grösstentheils ohne jede militärische Ausbildung, sofort nach Cuba oder den Philippinen eingeschifft zu werden, so kündigen die Zeitungen dies unter der Spitzmark: „Al matadero“ — zur Schlachtbank! — in ihren Spalten an. Der Ausdruck ist roh, unpatriotisch, aber zutreffend. Froh, gesund und stark betreten die Soldaten das Schiff, unkenntlich, zu Skeletten abgemagert, kehren sie, wenn ihnen überhaupt das Glück lächelt, ihre Heimath wieder zu sehen, nach einigen Monaten zum häuslichen Herde zurück.

Als Arzt habe ich in den Hospitälern und in der Privatpraxis leider genug Gelegenheit, tiefes, ergreifendes, physisches und moralisches Elend zu sehen, doch ein solches unbeschreibliches Massenelend, wie es jetzt die Folge des unglückseligen Krieges ist, bot sich noch nie meinen Augen dar.

Die Hauptschuld trägt die Administration und die „Transatlantische Dampfergesellschaft“, deren Eigenthümer die Jesuiten sind. Der spanische Soldat ist ein Opfer der Mönche: diese provozirten durch ihre Habgier, Grausamkeit und Tyrannei den Krieg auf den Philippinen und waren, durch ihren Einfluss auf die sinnlose, alle Menschenrechte missachtende Politik Spaniens, die Anstifter der spanischen Insurrection. Die Armeelieferanten sind wiederum entweder Jesuiten und Mönche oder deren Schützlinge; so kommt es, dass bewiesenermassen die spanischen Truppen auf dem Kriegsschauplatze fast ohne Kleidung und ohne Nahrung sind und daher um so leichter dem Fieber und anderen Krankheiten zum Raub fallen; den Sold ist die Regierung dem Heere seit acht Monaten schuldig!

Kehren die Soldaten wieder nach Europa zurück, so sind sie abermals das Opfer der Jesuiten: der obengenannten Schiffsgesellschaft, die bei diesem Transport kampfunfähig gewordener Soldaten Millionen verdient. Andere Dampferlinien haben sich erboten, die Gesunden und Kranken zum halben Preise unter guten hygienischen Verhältnissen zu befördern, eine erbot sich sogar, für jede Reise, die ihre Passagier- und Handelsschiffe nach Cuba und den Philippinen machen, eine gewisse Anzahl Soldaten gratis zu befördern, wurde aber abgewiesen: der Einfluss der Jesuiten auf die Regierung trotzt jeder Concurrenz.

Um mich von den Zuständen durch Augenschein zu überzeugen, entschloss ich mich, der Ausschiffung der Kranken und Verwundeten einmal beizuwohnen. Der Tag war herrlich, das Meer, fast so lapislazuliblau wie im Golfe von Neapel, glänzte in leichten, sanften Wellen. Der Hafen wird von zahlreichen Booten durchschnitten; auf dem Hafendamm wogt trotz des Sonntags hastiger, grossstädtischer Handel; eine Gaffermenge bedeckt die Landungstreppen und die Quais und füllt die Fährdampfer und Barken.

Mitten auf der Rhede liegt der „Isla de Panay“, der soeben von den Philippinen mit 804 Passagieren, unter ihnen 10 spanische Offiziere und 7 Mönche, angekommen ist. An Verwundeten und Kranken bringt er 22 Sergeanten und 736 Soldaten. Der riesige Rumpf ist von einer Menge von Miethskähnen umringt. Die Mitglieder des „Rothen Kreuzes“ und die Beamten der Militärsanität sind die ersten, die an Bord steigen. Auf

dem feuchten und schlüpfrigen Deck warten die Passagiere auf die Erlaubniss zur Ausschiffung; den Ueberrock auf dem Arm und zwischen Hemd, Brust und Rücken Schmugglerwaaren — gewöhnlich Tabak — verborgen haltend, lehnen sie am Bord und betrachten mit der unschuldigsten Miene von der Welt, scheinbar sehr interessirt, das Panorama: vor sich die Stadt, im Hintergrunde das Gebirge mit seinen Gipfeln Tibidabo, Putxet, Montaña Pelada, weiter rechts der Montserrat, links, ganz nahe, die unheimliche Silhouette der katalonischen Bastille, der berüchtigten Feste Montjuich. Die Soldaten, welche auf dem Vorderdeck wie eine Herde zusammengedrängt sind — quittengelbe Gesichter auf grässlich abgemagerten Körpern — schnüren und binden ihr ärmliches Gepäck, so gut sie können, zusammen.

Unten im Zwischendeck herrscht kopflose Verzweiflung; Alles ist hier Trauer und Verlassenheit. Ein unerträglicher Geruch von Phenolsäure, Theer, Schmutz etc. betäubt die Geruchsnerven. Die dicke, sauerstoffarme Luft dringt wie Gift in die Lungen. In der Mitte des Zwischendecks sind drei Reihen Kojen übereinander angebracht; es scheinen Friedhofsnischen zu sein, und an Back- und Steuerbord befinden sich drei andere Stockwerke derselben ärmlichen, harten „Betten“.

Diese „Ruhestätten“ sind enger als der spärliche Raum, den ein Todter in seinem Schrein gebraucht. Allein in dieser Abtheilung, die kaum für Zehn genügenden Platz bietet, sind über fünfzig Soldaten in Bretterkästen eingezwängt; das Fieber, die Anämie, die Dysenterie oder die auf dem Schlachtfelde erlittene Amputation eines Gliedes verwehrt den Unglücklichen, ohne fremde Hilfe auch nur die geringste Bewegung zu machen. Auf den spanischen Transportschiffen herrschen heute noch dieselben unmenschlichen Zustände, welche Seume im vorigen Jahrhundert der englischen Regierung auf seiner Canadareise zum Vorwurf macht.

Alle diese armen Soldaten, von denen nicht einer die Schwelle des Mannesalters überschritten hat, befinden sich im furchtbarsten Zustande. Was ich sah, waren mit gelber, lederartiger, durch Runzeln tief gefurchter Haut bedeckte Knochengerüste. Ihre gläsernen, eingefallenen Augen sind dunkel umrändert. Die Verwundeten, mit Schmutz bedeckt, heulen vor Schmerz, denn ihre Geschwüre sind ohne Verband, und Fliegen und Gewürm nisten darin. Angesichts dieser Unglücklichen rebellirt das menschliche Gefühl gegen die „Raison d'Etat“ der Klöster, die so viele Opfer fordert. Mag der Krieg ein nothwendiges Uebel sein, wenn sich die Civilisation mit Kanonen- und Gewehrkugeln Geltung verschaffen muss, wenn dem Vaterlande zugefügte Beleidigungen gerächt werden müssen, wenn es sich darum handelt, den Feind, der übermüthig in das Land eindrang, über die Grenze zurückzuwerfen,*) doch wenn der Krieg nur, wie es der Fall Spaniens in Cuba und auf den Philippinen ist, geführt wird, um in fernen Landen einen Ueberrest des Mittelalters aufrechtzuhalten und den Drang der Welt gegen den Fortschritt zu hemmen, wenn das Heer zur Schlachtbank geschickt wird, um die Habgier und Herrschsucht einiger Weniger zu stützen, dann verdient der Krieg die Verachtung der ganzen gebildeten Menschheit.

„Wieviel glauben Sie, werden wieder gesund werden?“ fragte ich den Schiffarzt und deutete auf die halbtodten Soldaten.

„Was verstehen Sie unter Gesundwerden? Wiederarbeitsfähig werden, wieder zu Kräften kommen. — Keiner!“

„Und sind Viele während der Ueberfahrt gestorben?“

„Nein, nicht Viele. Früher starben über hundert und mehr. Diesmal sind nur 31 gestorben. Dort“ — und er wies auf eine offene Thür — „liegt Einer, der heute angesichts der Küste verschieden ist. Der wird nicht mehr, mit einer Kanonenkugel beschwert, in's Wasser geworfen werden.“

Ich trat in die Kammer ein, die der Doctor bezeichnet hatte, und befand mich nun im schrecklichsten Winkel dieses Lazarethschiffes: 16 Soldaten lagen dort im Sterben. Dem Manne, von dem der Doctor gesprochen, musste, trotzdem er schon in der Nacht verblichen war, noch die Grabtoilette gemacht, er musste noch „angezogen“ werden. Dort lag er auf dem Rücken, ein Auge übergross aufgerissen, das andere fast geschlossen und der ganze untere Gesichts-

*) Gegen diese dem Kriege gemachten Concessionen verwahren wir uns. Anm. d. R.

theil war mit dickem Schaum bedeckt. Ein Kranker, ein von der Schwindsucht aufgezehrter Gemeiner, der diesem Leichnam gegenüberlag, betrachtete ihn kalt, unbeweglich, als ob auch er schon dem Schattenreiche angehörte, mit stoischer Ruhe. Hingegen ein Anderer, dem eine Kugel den Unterkiefer weggerissen hatte, verkroch sich unter das Bettlaken, um den Todten nicht sehen zu müssen. Doch trotz seiner Furcht hob er, durch eine unwiderstehliche Kraft gezwungen, das Tuch dann und wann auf, rückte seinen Kopf etwas in die Höhe und schielte nach seinem todten Kameraden. Ein unsägliches Entsetzen malte sich auf seinen ausgemergelten Zügen und wieder tauchte er unter die Decke.

Die übrigen Dreizehn geben auf den Todten gar nicht Acht. Der Schmerz ihrer Wunden, die Grösse ihrer Leiden erlaubt ihnen nicht, ihre Aufmerksamkeit der Aussenwelt zuzuwenden. Einer, ein blonder Junge, mit einem rührenden, chlorotischen Mädchengesicht, bittet lautschreiend, dass man ihn „abthue". Ein Anderer ruft unter Thränen und krampfhaftem Schluchzen den Namen seiner Mutter an: „Oh Mutter! liebe Mutter! verlass mich nicht in meinen Nöthen: nimm mich zu Dir ins Himmelreich. Ich halt es nicht mehr aus. Oh Gott! wie das brennt. Ach Mutter, Mutter, erlös mich!" Ein Dritter jammert und schwört unter den grässlichsten Flüchen, dass er eine Natter im Bauche habe, die ihm die Gedärme durchwühle. Ein Vierter schluchzt und zettert, dass mir das Mark in den Knochen erstarrt. Zwei Sterbende athmen Aether ein, um ihre Athemnoth zu bekämpfen, und ganz im Hintergrunde dieses Verschlages zuckt ein Lebewesen, dem das Fieber das Aussehen eines Verrückten gibt, auf seiner Matratze.

Eine Stunde später durchschritt die Ramblas — Hauptstrassen Barcelonas — eine lange Colonne von „Rothekreuzlern", die Sänften tragen und Soldaten in ihrem schwankenden Gange unterstützen. Früher warf man den armen Verstümmelten wenigstens einige Kupfermünzen zu, doch heute begegnen sie nur allgemeiner Gleichgültigkeit. Wenn die Vorübergehenden, die diesen Trauerzug auf ihrem Wege antreffen, etwas empfinden, so ist es nur das unwillige Gefühl, stillstehen oder einen Schritt bei Seite thun zu müssen, damit die Leidenscarawane passiren kann. Die Sonne scheint immer noch in südländischer Pracht. Es ist ein herrlicher Tag voll Lebenslust. Schöne Frauen spazieren, mit verführerischem Lächeln auf den Lippen, durch die Strassen; die Männer folgen ihnen mit bewundernden Blicken und während die Kranken und Verwundeten auf dem Wege zum Lazareth sterben, überlassen sich die Glücklichen, die nichts mit Cuba und den Philippinen zu thun haben, dem ganzen herzlosen Egoismus des Daseins.

Frankfurter Zeitung.

*

Spanien und die Union. Die Beziehungen dieser beiden Staaten haben sich zur Zeit wo diese Blätter in den Druck gehen, so sehr zugespitzt, dass es nicht angeht, in einer Monatsschrift, die erst in einigen Wochen vor die Augen der Leser tritt, Reflexionen über Dinge zu machen, die sich jede Minute ändern können.

Aber selbst auf die Gefahr hin, von den Ereignissen Lügen gestraft zu werden, geben wir unsere Meinung dahin ab, dass wir an einen Krieg zwischen diesen beiden Staaten nicht glauben. Bei der Union sowohl, wie bei Spanien sind jene Vorbedingungen geschaffen, die selbst in diesem Falle zu einem friedlichen, waffenlosen Ausgleich der Interessen führen müssen. Bei der Union ist es jene erklommene Höhe der Cultur, wo der Krieg nicht mehr als ein Vortheil angesehen wird, selbst wenn er siegreich verläuft, ein Stufengrad, auf welchem die Völker freiwillig zum Schiedsgericht greifen. Bei Spanien liegen die Dinge so, dass der Rüstungswahn und der seit Jahren geführte Krieg auf Cuba das Land dahin gebracht haben, wohin Krieg und Rüstung jedes Land bringen müssen, zum Rande des Bankerotts. Spanien befindet sich auf jenem Stufengrade, wo ein Volk unfreiwillig zum Schiedsgericht greifen muss.

Warten wir ab.

Zur Illustration der Zustände diene nachstehender Bericht des Madrider Correspondenten des „Hamburgischen Correspondenten", der dadurch interessant wird, als er die Kriegsmöglichkeit mit den kühlen Argumenten der bei uns noch landläufigen Anschauungen ins Calcul zieht:

„Die Börsenpanik greift weiter um sich, nicht nur die Renten, sondern auch die Aktien

der Bank von Spanien fallen rapide, das Goldaufgeld hat eine Höhe von 39 Procent erreicht, sodass bald auch das Silber ein Agio bedingen und damit aus dem Verkehr verschwinden wird; der Notenumlauf ist auf die nie dagewesene Summe von 1260 Millionen Pesetas gestiegen bei einer Metallrücklage von nur 239½ Millionen in Gold und 271½ Millionen in Silber; die Hungersnoth ruft neue Unruhen hervor; die Rüstungen in den Vereinigten Staaten werden immer drohender; die Aufregung hüben und drüben erklärt sich in Permanenz, und von Cuba wartet man noch immer vergeblich auf eine günstige Botschaft. Das ist die Perspektive, die sich heute darbietet, und es braucht nicht gesagt zu werden, dass unter solchen Umständen alle Feinde des jetzigen Regimes ihm ein baldiges Ende prophezeien.

Was speciell die Nachrichten von den Vereinigten Staaten anbelangt, so bestätigt es sich, dass alle verfügbaren Truppen an der atlantischen Küste zusammengezogen werden. Die älteren Schiffe werden in den dortigen Häfen aufgestellt, die schnellfahrenden Kreuzer mit armirten Handelsdampfern zu fliegenden Geschwadern vereinigt, während die Schlachtflotte nach wie vor bei den Tortugas Keys weilt und dort Munition einnimmt. Selbst die Schiffe, die bisher in Lissabon auf der Lauer standen, haben Befehl erhalten, sofort nach Kay West abzudampfen und die Flotte zu verstärken. Ob es den Vereinigten Staaten gelungen ist, in England noch einige Schiffe zu kaufen, bleibt dahingestellt; es würden zunächst wohl die beiden für Brasilien fertig gewordenen Schiffe in Frage kommen. Wie man sieht, kommt Vorstehendes fast einer Mobilmachung gleich, und daran ändern auch die höflichen Phrasen, die Polo de Bernabé und McKinley inzwischen ausgetauscht haben, wenig. Das ist ja nun einmal diplomatischer Brauch, solange bis der erste Kanonenschuss fällt. Dagegen scheint man drüben Werth darauf zu legen, das Gerücht zu dementiren, dass der Bericht der amerikanischen Untersuchungskommission nun vorliege und die Möglichkeit eines Verbrechens nicht ausschliesse. Es wird ausdrücklich betont, dass dieser Bericht noch nicht eingegangen sei, sodass diese Rückzugslinie noch offen bleibt.

Hier tröstet man sich einstweilen mit dem Gedanken, dass man die Sympathien ganz Europas für sich hat, wie die täglichen Auszüge aus den grossen Blättern aller Länder, sogar solcher, die sich bisher wenig mit Spanien beschäftigen, beweisen, und man hofft natürlich, dassdiese vorläufig platonische Liebe schliesslich einen praktischen Charakter annehmen werde, sobald die andern Mächte zu der Einsicht kommen, dass das, was heute Spanien mit den Yankees erlebt, morgen ihnen selbst zustossen kann. Den Conferenzen, die der Pariser Botschafter dieser Tage mit der Regentin, dem Ministerpräsidenten und dem Minister des Aeusseren hatte, wird in dieser Hinsicht eine grosse Bedeutung beigelegt.

Im übrigen hofft man hier mit Rücksicht auf die dynastischen Interessen Oesterreich entschieden für Spanien eintreten zu sehen. Ein bedeutendes wirthschaftliches Interesse hat andererseits Frankreich an der Aufrechterhaltung des statuts quo hier zu Lande, der durch einen Krieg doch ernstlich gefährdet wäre. Auch die russischen Blätter sprechen sich auffallend günstig über Spanien aus. Was England anbelangt, so liegt die Sache schon zweifelhafter. Vielleicht hatte Dupuy de Lôme nicht ganz unrecht, wenn er in seinem berühmten Brief an Canalejas meinte, dass England einen spanisch-amerikanischen Krieg nicht ungern sehen würde, in der Hoffnung, die Aufmerksamkeit der Jingoes von den englischen Interessen abzulenken. Wie dem auch sein mag, wenn vor der Einführung der Autonomie und der Abberufung Weyler's noch ein Zweifel an den Absichten und Plänen der Vereinigten Staaten obwalten konnte, heute ist das nicht mehr möglich, heute liegt deren Politik klar vor aller Augeh da. Vorher konnte man glauben, dass man sich drüben bei dem Verlangen nach Selbstnverwaltnng, nach einer Aendernng der Kriegführung von reiner Humanität, von der Liebe der Freiheit und Demokratie leiten liesse Nachdem aber alles zugestanden ist, was das Kabinett in Washington in dieser Beziehung gewünscht hatte, setzt dieses plötzlich seine Schiffe in Bewegung und lässt sich einen Credit von „nur“ 50 Milllonen Dollars für Kriegsrüstungen votiren, die günstigenfalls doch nur einer Aufforderung an die schon zur Unterwerfung zu den neuen Bedingungen bereiten Aufständischen gleichkommt, bis zum Aeussersten weiterzukämpfen! Diese „Menschenliebe“, dieses Eintreten für „Freiheit und Fortschritt“ war also nur blosser Schein, und es läuft alles nur auf die heftige Begierde hinaus, Cuba selbst zu beherrschen.

Angesichts dieser Sachlage muss sich natürlich auch Spanien einigermassen vorsehen, und so sind gestern denn die Schiffe der ersten Torpedoboot-Division, die Torpedoboote „Rayo“, „Halcon“ und „Azor“ und die Torpedobootzerstörer „Furor“, „Terror“ und „Pluton“ unter den begeisterten Kundgebungen der Bevölkerung von Cadiz nach den Canarischen Inseln in See gegangen, um von dort dann die Reise über die Capverdischen Inseln zunächst nach Puertorico fortzusetzen, wo sie in Erwartung der weiteren Dinge vorläufig bleiben sollen. Da eine Durchquerung des Oceans von so kleinen Schiffen nicht zu den alltäglichen Ereignissen gehört, so erregt sie in allen Marinekreisen das lebhafteste Interesse und wird viel besprochen. Natürlich kann der ganze Kohlen- und Lebensmittelbedarf nicht an Bord mitgeführt werden, und so hat man denn den Transatlanter „Ciudad de Cadiz“ zur Begleitung und

Führung der kleinen Flotille gechartert. Er hat selbst eine Armirung von vier 12 cm, zwei 9 cm und vier Schnellfeuer-Geschützen erhalten und wird des Nachts durch Anzünden grosser elektrischer Lampen die Richtung angeben. Auf ihm befindet sich auch der Geschwaderchef Kapitän z. S. Vilaamil. Ausser 700 Tons Kohlen und Mundvorrath hat man auch die Deckgeschütze, Torpedos und die Munition auf ihm untergebracht, und es wird jedenfalls keine leichte Aufgabe sein, die Schiffe, auf denen natürlich ebenfalls jeder verfügbare Raum für Kohlen ausgenutzt ist, mit dem Nöthigen zu versorgen. 100 Tons Kohlen sind gleich von vornherein in wasserdichten Säcken verladen und sollen den Booten durch ein jedesmal herzustellendes Kabel zugeführt werden. während das frische Wasser und die Lebensmittel in Bojen, die von der Besatzung der Boote aufzufischen sind, geliefert werden. Die Torpedoboote sind mit provisorischen Masten und Segeln versehen, um davon gegebenenfalls Gebrauch zu machen. Ausserdem ist alles so eingerichtet, dass sie in einem gegebenen Augenblick geschleppt werden können. Das kleinste, der „Azor", muss überhaupt ständig geschleppt werden, und so dürfte die Fahrgeschwindigkeit 10 Meilen in der Stunde nicht übersteigen, sodass die ganze Reise mindestens 40 Tage in Anspruch nimmt. Es ist dafür Sorge getragen, dass in Las Palmas aus allen Richtungen der Windrose Wetterberichte eingehen, damit die Schiffe sicheres Wetter zur Weiterfahrt aussuchen können. Aus dem gleichen Grunde wird auch der südliche Kurs gewählt. Trotz all dieser Vorsichtsmassregeln ist die Reise dieser kleinen Dinger aber eine gefährliche Geschichte und man sieht ihr denn auch nicht ohne grosse Besorgniss entgegen. Ich habe sie etwas ausführlicher geschildert, da ich glaube, annehmen zu dürfen, dass die Fahrt auch bei Ihrem seemännischen Leserkreis Interesse erwecken wird. Eine zweite Division wird sich in Cadiz sofort aus den Torpedobooten „Ariete", „Habana" und „Barcelo" und aus den Torpedobootzerstörern „Osado", „Audaz" und „Proserpina" bilden.

*

† Friedrich Bömches.

Die österreichische Gesellschaft der Friedensfreunde hat wieder einen schmerzlichen Verlust zu beklagen. Eines ihrer ältesten und eifrigsten Mitglieder, das bei der letzten Jahresversammlung in den Vorstand cooptirt worden, wurde uns am 21. März durch den Tod entrissen. Friedrich Bömches, Hafenbaudirector a. D. — Besitzer der französischen Ehrenlegion — war ein hervorragender Ingenieur, der sich ganz besonders durch den Bau des Hafens von Triest ausgezeichnet hatte. Die Necrologe der Wiener Blätter widmeten lange Spalten der Aufzählung seiner Verdienste; uns kommt es nur zu, in dankbarer Rührung des Ueberzeugungseifers zu gedenken, mit welchem Friedrich Bömches der Friedenssache anhing. Bis zum letzten Tage arbeitete er daran und seine Todeskrankheit, die nur 48 Stunden dauerte, übermannte ihn, während er die Correcturen unseres letzten Jahresberichts las. Ehre seinem Andenken!

Presse und Literatur.

Die **Monatliche Friedenscorrespondenz**, herausgegeben von Alfred H. Fried, die Ende 1897 ihr Erscheinen eingestellt hatte, erscheint seit 1. Januar 1898 wieder und ist vorläufig auf 1 Jahr gesichert.

*

Im **Lübeckischen Anzeiger** vom 25. Febr. finden wir unter „Sprechsaal" ein „Eingesandt" von einem Mitgliede der deutschen Friedensgesellschaft, das einen allgemeinen Hinweis auf die Thätigkeit der deutschen Friedensgesellschaft enthält und das mit den Worten schliesst:

„Sehr zu wünschen wäre es, wenn auch hier in unserer Vaterstadt eine Ortsgruppe der „deutschen Friedensgesellschaft" ins Leben trete, damit auch wir Versammlungen abhalten könnten, wie in Hamburg-Altona, und ab und zu tüchtige Redner herbeikämen, die für die gute Sache streben. Natürlich wäre es sehr zweckmässig, wenn Einer aus den „höheren Kreisen" die Angelegenheit in die Hand nehme."

Dem Manne kann geholfen werden! —

*

In der **Schwäbischen Frauenzeitung** in Stuttgart ist uns ein eifriges Bruderorgan entstanden, das unentwegt für die Friedenssache eintritt.

*

Aus den Wiener Witzblättern. Als Probe des Humors, der die Angriffe der Wiener antisemitschen Blätter gegen unsere

Herausgeberin beseelt, seien hier folgende Ausschnitte angeführt:

Kikeriki: Der Verein der Friedensfreunde (Suttner-Kränzchen) will seine hervorragende Thätigkeit nun auch auf nationales Gebiet ausdehnen, womit die letzten Hoffnungen auf Wiederherstellung des Friedens zu schwinden scheinen.

(Wiener) Figaro: An Frau Bertha von Suttner und Herrn Pernerstorfer! Ich sei — gewährt mir die Bitte — in Eurem ernsthaften Friedensbunde der Dritte.

Mark Twain, reisender Humorist.

Empfehlenswerthe Musikstücke.
(Tantièmenfrei!)

„Friedensengel-Walzer", Frau Bertha von Suttner gewidmet von den $4\frac{1}{2}$ Mitgliedern des Vereines der Friedensfreunde.

Eingelaufene Bücher und Schriften.

La presse internationale, Revue bimensuelle illustrée. Paris, Boulevard Malesherbes 112. Directeur: Maxime Serpeille. Organ der Presse auf internationalem Gebiet. Wir werden auf dieses neue Unternehmen, das der Friedenssache ein ungeheures Feld eröffnen kann, zurückkommen, lenken aber schon jetzt die Aufmersamkeit unserer Freunde darauf.

Socialwissenschaftliche Volksbibliothek, herausgegeben von Pfarrer Pflüger. Heft 9: Die Stellung der Frau von Paul Pflüger. Zürich, Grütliverein. (Tritt für die Gleichberechtigung ein.)

Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren, nebst Biographieen der lebenden und einem Verzeichniss sämmtlicher Pseudonyme. 2 Bde. Mk. 20.— = fl. 12.— ö. W. Herausgegeben von Sophie Pataky. Verlag von Carl Pataky, Berlin S., Prinzenstrasse 100.

Briefkasten.

Frau Isidora L. Ihr Vorschlag, die Dum-Dum-Kugeln mit zwei m zu schreiben, ist nicht übel. In der That, wir hätten gewonnenes Spiel, wenn einmal die Einsicht Platz griffe, dass all die Vorkehrungen zu gegenseitiger Zerstörung von Gut und Leben ganz unverantwortlich dumm sind.

G. W. Linz. Sie schreiben: „Natürlich wünschte ich nichts sehnlicher, als dass die Menschheit und namentlich meine 4 kleinen Buben einst von der Kriegsgeissel endgiltig verschont blieben; aber da ich Ihren Verein — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit — für machtlos halte, solches zu erreichen, so gebe ich lieber den Gulden einem armen Invaliden." So lang die organisierten Friedensfreunde in solcher Minderzahl bleiben, wie jetzt, ist ihre Macht allerdings klein; — ich sage nicht null, ich sage klein, denn keine Action, sei sie noch so schwach, bleibt ganz wirkungslos und von unsern vielen positiven Erfolgen wissen Sie offenbar nichts; — aber stellen Sie sich dieses vor: Leute, die wie Sie den Krieg wegwünschen, giebt es gewiss in Oesterreich über eine Million. Wenn die nun nicht — gleichfalls wie Sie, aus überlegenem practischem Sinne, den Gulden zurückhielten, wie glauben Sie, dass es um die Macht der Friedensvereine bestellt wäre, mit einem Jahresbudget von einer Million Gulden? Und dies in allen Ländern? Was liessen sich da für Friedensfeste und Kundgebungen veranstalten, — für Zeitungen gründen, für Bücher propagieren, für Vortragsmeister entsenden, für Schritte bei den Regierungen thun, für Einfluss bei den Wahlen üben; — kurz, würde dann nicht der allgemeine Friedenswille mächtig laut — während bis jetzt nur die Kriegshetzer laut zu sprechen gewohnt waren? Jeder aufrichtige Wunsch muss sich mit irgend einer positiven That äussern. Ihr negatives Verhalten, geehrter Herr, hilft vielleicht dem bewussten Invaliden wenig, denn Sie werden vergessen, ihm den uns abgeschlagenen Gulden zu geben; aber wenn einst einer oder der andere Ihrer vier Buben zum Invaliden geschossen wird, so wird Ihr geschätztes Schreiben an mich in dieser Begebenheit als ein kleiner Bestandtheil enthalten sein.

Dr. L. Graz. Was Sie über das Verhalten der neuen freien Presse sagen, beweist, dass Ihnen folgendes entgangen ist. In der Nummer des 29. März brachte dieses Blatt unter der Rubrik „Der Economist" über den spanisch-amerikanischen Conflict einen beredten Aufsatz gegen den Krieg. Hier einige Auszüge: „Die Lage ist gar nicht zu schildern; 50,000 Einwohner dieser Gegend sind ohne Nahrung und müssen sterben. Cuba hat mit dem Aufstande monatlich 40 Millionen Francs und im ganzen etwa anderthalb Milliarden Francs gekostet. Mehr als $8\frac{1}{2}$ Milliarden ist Spanien schuldig und muss dafür jährlich mehr als eine halbe Milliarde zahlen. Der Gedanke ist niederdrückend und beschämend, dass in unserer Zeit noch ein Krieg ausbrechen könnte, dessen Ursachen nicht in die Tiefe gehen und der gewiss durch keine höchste geschichtliche Nothwendigkeit (als ob es eine solche gäbe! B. S.) zu rechtfertigen ist. Ueber die Macht in Cuba braucht wirklich nicht durch Metzelei und Blut, durch den unsäglichen Jammer auf den Schlachtfeldern und in Seegefechten entschieden zu werden. Sämmtliche europäische Nationen sollten sich vereinigen, um dieses grässliche Ereigniss zu verhindern, das in der blossen Vorstellung so abstossend ist, weil hier niemand die Gewalt einer unvermeidlichen historischen Rivalität spürt. Dieser Krieg wäre sittlich nicht zu begründen (nur dieser? der Krieg ist heute nicht mehr sittlich zu begründen. B. S.) und daher Menschenschlächterei, die nur Abscheu hervorrufen wird. Geehrte Baronin Suttner! Jetzt erheben Sie Ihre Stimme, denn es ist ein Bedürfniss aller Gebildeten, dass Spanien

und Amerika sich einem Schiedsgerichte unterwerfen und nicht ihre Waffen durch unnützen Massenmord beflecken." — Ach, meine schwache Stimme! .. warum ist der mächtige Chor von Millionen Stimmen nicht längst schon erhoben? — Am 31. März brachte die neue freie Presse in ihrem politischen Theil Rubrik „Ausland" die Nachricht, dass die österreichische Gesellschaft der Friedensfreunde das Berner Bureau beauftragt habe, an die Königin von Spanien und an den Papst Adressen zu entsenden, worin für die Abwendung des drohenden Krieges plaidirt wird.

Gräfin Rességuier, Wien. Es freut mich zu hören, dass Du mit der „Fronde" in Verbindung stehst. Das Blatt hat sich in Paris schnell einen der allerersten Plätze erobert und stellt einen Riesensieg der Frauenbewegung dar.

K. S. Paris. Frédéric Passy's in der Revue des Revues erschienener umfassender Aufsatz „L'œuvre de la Paix" ist vollinhaltlich von der Review of Reviews in New-York gebracht worden. Neulich war ich bei einem 5-o'clock-tea im Hause Mark Twains und traf dort den amerikanischen Gesandten; derselbe erinnerte mich daran, dass er vor mehreren Jahren in Friedenssachen mit mir aus Amerika correspondirt hatte. Wie sehr, jenseits des Oceans, das Friedensideal schon verstanden und erstrebt wird, das fand ich in diesem Kreise wieder bestätigt.

B. Katscher. Gratuliere, dass Ihre Friedens-Humoreske in Kürschner's Universal-Redacteur erschien; dadurch hat sie die Chance, in gar vielen Tages-Blättern abgedruckt zu werden, das wirkt viel mehr als in Wochen- und besonders als in Fachblättern.

H. F—berg, Berlin. Sie signalisieren mir, dass die „Berliner Zeitung" ganz ausgezeichnete Leitartikel in unserem Sinne bringe, so z. B. am 29. März „Die Erhaltung des Friedens", worin im Gegensatz zu dieser prekären Erhaltung die Sicherheit gefordert wird; und rathen unserer Gesellschaft, wir sollen trachten, auch ein Wiener Blatt zu gewinnen. Ach, man gewinnt keine Blätter, ausser durch Dispositionsfonds; sondern es giebt lebendige Journalisten, die selber enthusiastische und erfahrene Friedensfreunde sind und auf diese Art entstehen solche Artikel wie die der Berliner Zeitung, für welches Blatt — A. H. Fried die Leaders schreibt.

Freiherr v. Fircks. Ihr freundlich mitgetheiltes Citat aus Alfred Wallace setze ich gleich hierher: „Verglichen mit unsern erstaunlichen Fortschritten in den physikalischen Wissenschaften und in ihren practischen Anwendungen, bleibt unser System der Regierung, der administrativen Justiz, der Volkserziehung, und unsere ganze soziale und moralische Organisation in einem Zustande jammervoller Barbarei."

Walther B—g, Wien. Ihr Gedicht wird nächstens daran kommen.

S. B. Das Erscheinen unseres letzten Jahresberichts hat sich so verspätet, weil unser Vorstandsmitglied und Schriftführer-Stellvertreter (unser erster Schriftführer war verreist) Friedr. Bömches, über der Herstellung des Berichtes erkrankte — und starb.

Prinz Schönaich-Carolath. Danke für die „Wildgänse" — ein Prachtstück.

L. Katscher, Budapest. Der Verfasser von „Das Vaterland wird für dich sorgen" will nicht genannt sein. Auf Ihr Buch „Was in der Luft liegt" bin ich sehr gespannt. Dass ein Kapitel darin unserer Sache gewidmet ist, versteht sich von selbst, denn erstens liegt Sie Ihnen am Herzen und zweitens wirklich „in der Luft."

Dr. K., Wien. Eine illustrierte Ausgabe des Romans „Die Waffen nieder", wird vorbereitet und im September bei Pierson erscheinen.

Heinrich St., Berlin. Sie erkundigen sich nach unserer Nichte, die Sie bei den Congressen von Budapest und Hamburg kennen lernten? Nun, es wird Sie interessieren zu hören, das sorben ein Roman aus ihrer Feder bei Pierson zur Ausgabe gelangt. Titel: „Wie es Licht geworden."

Wilder, Tischlergeselle. Die Friedensbewegung Bourgeois-Bewegung? Lächerlich! Gerad so lächerlich, wie die von den Conservativen erhobene Beschuldigung, die Antimilitarismus sei eine revolutionäre Arbeiter-Sache. Eine Partei schiebt der andern zu, was ihr gerade unliebsam ist, oder verdächtigt sogar die an sich sympathische Sache, wenn sie von einer unliebsamen Klasse vertreten wird. Wann wird man einsehen: Menschensache ist die Friedens- und Kriegsfrage — alle Menschen haben Antheil daran. Wir Vereine wünschen ja gar nichts besseres, als die Mitwirkung der Arbeiter — oder vielmehr wir wirken mit ihnen. Fort mit all dem gegenseitigen Misstrauen, fort mit den Klassenhass und Klassenhochmuth. Ein hehrer Tempel ist der Bau der Liebe und des Rechts, der da aufgeführt werden soll; in dem Tempel beten — d. h. arbeiten — wir alle nebeneinander, durchdrungen von demselben Andachtsfeuer, von demselben Streben, unsere gemeinsame Heimat — die Erde — von Todschlägerei und Elend zu befreien.

Schluss der Redaktion: 1. April.

Henri Dunant.

Wir erinnern alle unsere Freunde daran, dass der Gründer der Genfer Convention, also der Vater des Rothen Kreuzes und Verfasser des in diesen Blättern erschienenen „Kleines Arsenal gegen den Krieg", heute einer der begeistertsten Anhänger der weissen Fahne, am 8. Mai dieses Jahres seinen 70. Geburtstag begeht. Hoffentlich wird der Tag würdig gefeiert. Briefe und Telegramme sind zu richten an den Jubilar: Heiden, Canton Appenzell.

Verlag von E. Pierson in Wien.

Redaction: Baronin Bertha v. Suttner, Schloss Harmannsdorf, Post Eggenburg, N.-Oest.

Für die Redaction verantwortlich: Richard Lincke in Dresden.

Druck der Albanus'schen Buchdruckerei, Dresden, Am See 7.

Krieg zwischen Spanien und Amerika.

Schwarz umrahmt lassen wir die Trauerbotschaft hier erscheinen, dass in der letzten Woche des April 1898 — so kurz vor Anbruch eines neuen Jahrhunderts — die grauenhafte Furie, Trägerin der alten Barbarei, nun wieder losgelassen ist. Was an Schmerz und Jammer und himmelschreiendem Entsetzen nun folgen wird, ist nicht auszudenken. Die Anderen denken auch nicht daran, sondern richten den Sinn, in gewohntem Geleise, auf die Abstractionen: Sieg, strategisches Interesse, Ruhm, nationale Ehre u. dgl.; wir Friedensfreunde aber haben uns in die flitterentkleidete Abscheulichkeit des tobenden Mordspiels vertieft und sind von mitleidszuckendem und zürnendem Weh erfüllt.

Und was unsern Kummer erschwert, ist dies: Amerika, die Wiege und der Hort der Friedensbewegung; Amerika, das vor kaum einem Jahre auf dem Punkt stand, das langgehegte Ideal — durch den ersten ständigen Schiedsgerichtsvertrag — in lebensvolle Wirklichkeit umzusetzen; Amerika, das keinen Militarismus kennt — Amerika musste es sein, wo der Krieg entfesselt worden. Zum Weltkrieg kann da das Signal gegeben worden sein — denn wer vermag die Folgen vorauszusehen? Es brennt: die flammenden Balken fliegen und alle unsere Dächer sind mit Stroh — mit petroleumgefülltem Stroh gedeckt.

Noch einmal hat das mächtige Alte über das noch nicht genügend verbreitete Neue gesiegt. Noch einmal will die Gewalt sich aufwerfen, als die Richterin und Rächerin der von der Gewalt geübten Sünden und häuft neue, racheheischende Sünden darauf. Grausamkeit und Unterdrückung auf Cuba, das war die jahrelange Anhäufung des „unerträglich gewordenen". Warum konnte des Concert der europäischen Mächte dieses Unerträgliche nicht aus den Weg schaffen? Weil sie das Princip nicht zugeben wollen, dass Völker sich vom Joche lossagen dürfen.

Unsere Bewegung hat da einen schweren Schlag erlitten. Alle Gegenelemente triumphiren. Dennoch: die treuen Kämpfer der Sache werden auf Posten bleiben, harrend, dass ihre Reihen sich mehren und stärken; es kann auch sein, dass durch die furchtbaren Ereignisse und Verluste aufgestachelt, die bisher Gleichgiltigen sich beigesellen und dass ein Rückschlag zu gunsten des Friedenswerkes eintritt. Jedes Wort des Protestes gegen die hereingebrochene Hölle, jedes Wort der Zuversicht in den schliesslichen Sieg der Vernunft und Menschlichkeit bringt den Anhängern gegenseitig Trost und Muth.

Die Ergebnisse der bereits geleisteten Arbeit dürfen wir uns nicht verdunkeln lassen. Die Gestalten Derer — Einzelne und Körperschaften, darunter die Amerikaner in vorderer Reihe — die für die Ideale einer mord- und unterjochungslosen Zeit gewirkt haben, bleiben aufrecht; ihre Stimmen hallen fort, ihr Licht — sei es hochgeschwungene Fackel oder bescheidenes Fünkchen — leuchtet weiter in die Dunkelheit hinein. Keiner, keiner senke die Fackel zu Boden, keiner lösche den Funken aus. Die noch so schwarze Gegenwart darf den Glauben an die hellere Zukunft nicht schwanken machen.

Doch auch dieser Glaube hilft nicht über den Schmerz der Tage hinweg, die jetzt bevorstehen. Unglück — wenn auch selbstverschuldet, darum nicht minder schweres Unglück hat unser armes Geschlecht in diesen Lenztagen ereilt.

B. S.

Lord Wolseley und Ruskin.

Verflossenen Dezember hat der Obercommandant Marschall Viscount Wolseley an die Edinburger Phylosophical Institution eine Ansprache gerichtet über „Moderne Heere und Einfluss des Krieges auf die Civilisation", welche im „Scotsman" abgedruckt worden ist. Zu Beginn seiner Rede ergriff Lord Wolseley die Gelegenheit, einen Auszug aus Ruskin „dem Philosophen und Friedensmanne" anzuführen, zu beweisen, dass der Friede Sinnlichkeit, Selbstsucht und Tod mit sich bringe, und dass Wahrheit und Kraft, Künste und Tugenden im Kriege gezeitigt und erhalten werden.

Ob Lord Wolseley seinen Ruskin selbst nicht gekannt, oder nur mit der Unwissenheit der Mitglieder des philosophischen Institutes von Edinburg gerechnet hat, ist nicht zu entscheiden. Sicher ist, dass er keine unglücklichere Wahl für seine Referenzen hätte treffen können, denn Ruskin's Aussprüche über den Krieg gleichen denen der Bibel, insofern sie von beiden Seiten beleuchtet werden können.

Lord Wolseley citirt ihn als Vertheidiger des Krieges, aber es ist für mich eben so leicht, ihn als Verurtheiler des Krieges zu citiren und Ruskin selbst bestätigt seine eigene Unbeständigkeit in seinen „Anmerkungen über die Sparsamkeit der preussischen Könige", wo er in der Folge bemerkt: „Wenn einer meiner jungen Freunde Soldat werden will, thue ich mein Möglichstes, um ihm eine bessere Anschauung beizubringen."

Aus Ruskin's Vorträgen über „Krieg" will ich blos zwei Stellen hervorheben, welche als Widerlegung alles dessen gelten sollten, das er zu seiner Vertheidigung gesagt hat. Hören wir ihn selbst: „Wenn Ihr aus allen industriellen Unternehmungen eine Anzahl von Männern wegnehmen sollt, um sie durch die Arbeit anderer zu füttern, sie mit Zerstörungswerkzeugen zu versehen, die einander täglich an Erfindungskosten in nationaler Gegnerschaft überbieten: wenn Ihr das Land, das Ihr angreift, verwüsten sollt, dass für eine Reihe von Jahren seine Strassen, Wälder, Städte und Heimstätten vernichtet sind, und wenn Ihr endlich — nachdem Ihr eine Masse von Männern noch Hunderttausenden Aug in Auge einander gegenüber gestellt habt, — diese Massen in Stücke reisst mit Sprenggeschossen und dann die noch lebenden Geschöpfe wahrscheinlich ohne ärztliche Hilfe liegen lässt, bis sie verschmachten und verhungern, nach tagelanger Qual zu einem Klumpen von Schlamm zusammengeballt — in welches Schuldbuch soll der Werth Eurer Thaten gutgeschrieben, in welches Gesetzbuch Euere Schuld eingetragen werden?"

Zu den Knaben sagte er:

„Wenn es Euch darum zu thun ist, für Euer Vaterland in zweckmässiger, unüberschwänglicher Weise Euere Pflicht zu erfüllen, so glaubt mir, es ist eine schönere Pflichterfüllung, die Ernte zu heben, als sie niederzubrennen. — Häuser aufzubauen als einzureissen. — Geld zu erwerben durch Euerer Hände Arbeit, um Menschen zu nützen, als den Ertrag der Arbeit anderer Leute dazu zu benützen, um Menschen zu tödten; eine schönere Pflichterfüllung endlich, ehrlich und uneigennützig zu leben, als ehrlich und uneigennützig zu sterben, wenngleich letzteres in Eueren Jünglings-Augen das tapferste zu sein scheint."

Lord Wolseley behauptet, „dass der Krieg den Kreis der Civilisation in allen Regionen der Welt erweitert habe" und schrieb die Civilisirung Grossbritanniens den Siegen über Römer, Sachsen, Dänen und Normannen zu. Die Römer thaten sehr wenig für die Civilisation von Grossbritannien; sie hielten das Land als Eroberer besetzt, aber sie vermischten sich nicht mit dem Volke und ihr Einfluss auf die Sprache, den Glauben, die Sitten des Landes war in praktischer Hinsicht gleich Null. Der einzige Weg, auf dem sie zur Civilisation

verhalfen, indirect und absichtslos, war das Anlegen von Strassen — in manchen Fällen auf altbritischen Spuren — um ihre Menschenmassen besser von Süden nach Norden, von Osten nach Westen befördern zu können.

Diese zu Kriegszwecken bestimmten Strassen dienten schliesslich auch friedlichen Zwecken; aber was Gesetze und Institutionen anbelangt, so verschwanden diese mit den Römern wieder. Die verschiedenen teutonischen Eroberer, welche Lord Wolseley durchschnittlich Sachsen nennt, civilisirten in derselben milden Weise das Land, wie wir Engländer späterhin Neu-Seeland, einzelne Theile von Amerika und Afrika „civilisirt“ haben, indem wir die ursprünglichen Einwohner dieser Länder zurückgeschlagen und vertilgt haben: ein Vorgehen, das für die überschwemmenden Horden (wie wir die Angreifer der frühen historischen Zeit nennen) unendlich erfreulich und angenehm gewesen sein mag, für die Ueberfallenen jedoch schwerlich ebenso. Und im Grunde, wer ist in solchem Falle der „Civilisirte“? Nicht die Eingeborenen, denn diese sind ausgerottet. Nicht die Eroberer, denn sie bringen die Civilisation. Es muss also der Erdboden sein, der civilisirt wurde. Und seine Taufe auf den neuen Glauben ist eine Bluttaufe.

Die Dänen verwüsteten die Küsten Grossbritanniens einige Jahrhunderte lang, aber die Angreifer und die Angegriffenen waren stammverwandt, ihre Einrichtungen waren einander ähnlich, und obgleich sie in Einzelheiten differiren mochten, so waren doch in den Hauptsachen die Grundlagen ihrer Prinzipien identisch. Die normannischen Eroberungszüge trugen gar wenig dazu bei, uns „auf dem Pfade der Civilisation vorwärts zu bringen.“ Der Zusammenhang der englischen Constitution ward im grossen Ganzen beibehalten, das Gesetz blieb dasselbe, die Sprache der öffentlichen Dokumente unverändert. Es ist wahr, die Macht der Krone hatte zugenommen, und die Regierung war mehr centralisirt auf Kosten der lokalen Selbstherrschaft, die die ältere teutonische Verfassung charakterisirte. Wenn das eine Veränderung im Interesse der Civilisation bedeutet, so muss jetzt die Tendenz herrschen, in die Barbarei zurückgeworfen zu werden, denn während der letzten drei Jahrhunderte hat die Macht der Krone langsam aber sicher abgenommen, und die grossen Bemühungen der fortschrittlichen Parteien gehen dahin, die Regierung zu decentralisiren und eine lokale Selbstregierung aufzurichten, wovon unsere Landbehörden unterschiedlicher Gattung Zeugniss geben.

Es ist indessen erwiesen, dass es Kriege gab, die die Grenzen der Civilisation nicht erweitert haben (wie Lord Wolseley zu erklären bemüht war), solche z. B. wie die grossen mohammedanischen Eroberungen, welche über einige christliche Länder hingegangen sind. Wie steht es um die Kriege der Kreuzzüge? In welcher Art haben sie „der Sache menschlichen Fortschrittes genützt? den Kreis der Civilisation erweitert“?

Auf die moderne Zeitepoche gerathend, erwähnte der Obercommandant verschiedener, durch die grösste militärische Macht europäischer Völker geführten Kriege, zur Bekräftigung seiner Behauptung, dass der Krieg der Menschheit zur Wohlthat gereiche. Einer davon, sagte er, befestigte die Einigung des deutschen Kaiserreiches, die so lange der Traum der Dichter, der Wunsch jedes Denkers in seinem Vaterlande gewesen. Die Einigung des deutschen Kaiserstaates zusammengekittet mit dem besten Blute Frankreichs! Ist das eine Wohlthat für die Civilisation? Die Wohlthat müsste nothwendig eine grosse sein, dass sie des Preises werth wäre; Blut und blutige Thränen und ein Hass, der siebenundzwanzig Jahre währt und der eines Tages noch mehr vergossenes Blut bedeutet. „Ein anderer Krieg, sagt Lord Wolseley, versetzte der Türkei in Europa einen Schlag, von dem sie sich nicht mehr erholen wird.“ Wenn dieser Erfolg im Interesse menschlichen Fortschritts stattgefunden hat, wes-

halb verausgabte England 6 Millionen und gestattete Lord Beaconsfield und Salisbury ihr Möglichstes zu thun, den Schlag abzuschwächen, indem sie England die Pflicht auferlegten, die Türkei zu schützen, falls Russland es unternehmen sollte, sein Werk zu vollenden?

Feldmarschall Viscount Wolseley stellt „über alle Zweifel erhaben“ fest, dass Kriege gegen barbarische Völker die höchsten Interessen der Menschheit fördern, aber er führte keine Beispiele an. Wir hatten Kriege mit den Maoris, den Zulus, den Ashantis, den Matabeles und den Afghanen und es wäre gewiss Sache von höchstem Interesse für das philosophische Institut gewesen, wenn man erfahren hätte, welche Wohlthaten diese Kriege den Maoris, Zulus, Ashantis, Matabeles und Afghanen gebracht haben. Oder vielleicht rechnet Lord Wolseley diese Völker nicht zu Mitgliedern der Menschheit?

Nachdem er so mit Befriedigung die Wirkungen des Krieges im Allgemeinen auseinandergesetzt, wusste der Obercommandant uns noch gar Vieles über den Eindruck auf die einzelnen Individuen zu sagen, wenig oder gar nichts über den Soldaten im Felde, aber umsomehr über den Soldaten in der Kaserne und nachdem er das Heer verlassen hat. Lord Wolseley braucht eine grosse Armee und sprach bewundernd von der Bereitwilligkeit der continentalen Völker, für die Erhaltung der Heere grosse Opfer zu bringen. Seine ganze Rede hindurch hielt er an dem Standpunkt fest, dass das Soldatenleben den Menschen civilisire, und dass der militärische Geist einer Nation „der Läuterer ihrer Civilisation“ sei! Um Ruskin nochmals zu citiren „ist die Civilisation das Werk civiler Personen.“ Sind die Soldaten, als Masse genommen, civile gesittete Leute? Gesittet in läuterndem Sinne? Am 23. Januar schiffte sich die königl. Marine von den Albert-Docks nach dem Schauplatz unseres letzten Krieges ein. „Viele Mitglieder der Expedition hörte man die Hoffnung aussprechen, dass sie mehr Glück haben mögen, als bei dem Zuge gegen die Ashantis, welcher nicht einmal die Befriedigung eines Scharmützels brachte.“ Wie kann die Sehnsucht nach Blutvergiessen, Verstümmeln, Verwunden und Tödten anderer Wesen, die vielleicht eben so beseelt von militärischem Geiste sind, auf eine läuternde Civilisation hinweisen? Ist es civilisirt, menschliche Geschöpfe in Höhlen in die Luft zu sprengen? Ganze Getreidevorräthe zu vernichten und dabei Männer, Frauen und Kinder verhungern zu lassen?

Lord Wolseley versicherte, dass der militärische Drill nicht nur zur physischen Entwickelung beitrüge, sondern auch im Einzelnen bürgerliche Tugenden wecke. Wenn dem so wäre, dann müssten England, die Colonien und die Vereinigten Staaten in dieser Hinsicht weit zurückstehen hinter den Nationen des Continents mit ihrem System der allgemeinen Wehrpflicht. Die englische Race ist nicht für ihre Bescheidenheit berühmt, und wird sich sicherlich nicht in die untergeordnete Stellung finden, die Lord Wolseley's Behauptung ihr zuweisen möchte. Wenn wir der Annahme Raum geben sollten, dass das Militärleben die besten Bürger schafft, dann wäre der Soldat bisher ein arg verkannter Mann. Erst kürzlich äusserte ein Mitglied des Parlaments, dass ein entlassener Soldat beinahe eben so schwer Arbeit findet, als ein entlassener Sträfling. Sein früheres Leben ist nur Bürgschaft für solche Verwendungen, die einen automatischen Gehorsam, eine maschinenartige Regelmässigkeit der Bewegung erheischten.

Der Obercommandant mag unter den Ashantis ein grosser Mann sein — als Forscher der Menschheit hat er noch viel zu lernen. Da er Ruskin durch Ruskin widerlegen wollte, müsste er vor Allem zu verstehen suchen, dass „Macht“ nicht immer „Recht“ sei, und dass der Krieg nichts Anderes beweist, als überlegene Kraft und Geschicklichkeit des Eroberers.

Hypatia Bradlaugh Bonner.

Wie ich Friedensfreund wurde.

Die erste Nachtwache neigte sich ihrem Ende zu. Fast empfand ich Bedauern darüber, obwohl ich schläfrig und sehr müde war. Denn herrlich funkelnd strahlten die Sterne vom mondlosen, tiefblauen Himmel und ihr Spiegelbild zitterte kaum auf der dunklen, regungslosen Fluth. Nachtschwarz umschlossen rings den Horizont die hochragenden Massen der Krivoscianer Berge, selten nur flimmerte ein Licht vom Lande her, denn es war „Krieg", der Aufstand der Bocchesen im Jahre 1882, und seitdem die Mönche eines orthodoxen Klosters mit den Aufständischen durch das Beleuchten ihrer Fenster Zeichen gewechselt hatten, musste der Bewohner der Küste sein Licht sorgsam verdecken. „Sonst könnte sich eine Kugel hinein verirren," hiess es in der Verwarnung, die den Gottesmännern ertheilt wurde.

So war denn tiefe Stille ringsumher, Friede trotz des Krieges.

Mich ärgerte dieser Krieg. Wir hatten unsere Signalabtheilungen auf den Bergspitzen, von denen aus sie die Thäler einsehen konnten, während uns die steil aufsteigenden Kalksteinwände den Einblick in's Terrain verwehrten. Und doch waren die Schiffe die Artillerie der operirenden Armeen, eine Art schwimmender Forts. Wir hatten gute Karten, in Quadrate getheilt, für deren jedes Portée Elevation und Schussdistanz aus einer Tabelle zu entnehmen war. Gleiche hatten die Commandanten der Signalabtheilungen.

So wurde denn häufig signalisirt: „Im Quadrate C bewegt sich eine feindliche Colonne von — nach — in der Stärke von — Bitte: Feuer eröffnen! In kaum einer Minute flog dann das erste Geschoss — ein Brandgeschoss, um den Aufschlag controliren zu können, über die Berge in die Ferne. War getroffen, so folgte Schnellfeuer und mit fast mathematischer Sicherheit liess sich das folgende Signal vorhersagen: Colonne zersprengt, viele Feinde todt und verwundet. Das erfüllte den kaum ausgemusterten Akademiker mit Befriedigung. Nicht umsonst hatte man die Zeit auf den Schulbänken versessen, man verstand es trefflich, selbst unsichtbare Feinde mittels angewandter ballistischer Kenntnisse abzuschlachten. Unheimlich genug war es, sich in die Lage der „Feinde" zu versetzen, die, alte Freiheiten ihrer Berge zu vertheidigen, in den Kampf zogen und aus blauem Himmel herab, ohne einen Gegner zu erblicken, ohne die Richtung zu ahnen, mitten in ihre Reihen die todtbringenden Geschosse fallen sahen. Was aber hilft die Befriedigung des wissenschaftlichen Ehrgeizes, wenn der persönliche Muth zu kurz kommt? Aug' in Aug' dem Feinde entgegengehen, die jungen Kräfte in heissem Kampfe messen, das war mein Traum. Ich hielt es für ehrlicher zu raufen, als dem Gegner aus der Entfernung einer deutschen Meile auf wissenschaftliche Weise und ohne dass er von meiner Existenz eine Ahnung hatte, zu vernichten.

So weit war ich in meinem Gedankengang gekommen, als ich durch entferntes Geschrei aufgeschreckt ward. Es schien vom Lande her zu kommen, dort, wo es am schwärzesten war. Zugleich flammten Lichter auf in den Häusern eines kleinen Oertchens an der Küste. Das war entgegen den erlassenen Vorschriften. Unverzüglich machte ich dem Commandanten von dem Vorfalle die Meldung und erhielt den Auftrag, eines der Boote „auf Kriegsfuss" zu nehmen und auf Recognoscirung zu fahren, die Ursache des Geschreies und der Beleuchtung zu erforschen, im Falle feindlicher Ansammlungen mit meinem Landungsgeschütz Feuer zu eröffnen, zu landen und den Ort zu säubern. Da war sie, die ersehnte Gelegenheit, die Feinde mit eigenem Auge sehen zu können, Muth und Kaltblütigkeit zeigen zu dürfen, im Feuer zu stehen und nicht zu wanken, kurz da war er, der „ehrliche Kampf", Mann gegen Mann. Hochklopfenden Herzens steuerte ich mein Boot gegen das Land zu. Meinen

Revolver hatte ich geladen, das „Schwert an meiner Linken“ gelockert. Lautlos war ich an den Strand gelangt und einer der Schreier war von meinen Leuten dingfest gemacht worden. Nun gings zurück — ausser Schussweite — und ich verhörte den Mann.

„Wir haben von den Militärbehörden Arbeit bei dem Neubau eines der zerschossenen Forts bekommen, wollten nach Feierabend in unseren Ort zurück und daran werden wir von unseren Weibern verhindert, die uns zurufen, die Feinde seien in unseren Häusern, misshandelten sie und die Kinder, raubten unser Vieh und würden uns sicher erschlagen, wenn wir heimkehrten. Da riefen wir zum Schiffe um Hilfe“, so lautete die Antwort. Im Scheine eines Feuers, an dem wohl eines der erbeuteten Thiere schmoren mochte, konnte man einen Theil des Dorfes sehen. In Stufen standen die Häuschen übereinander. Des Feuer selbst brannte auf einer Plattform vor einem der Gebäude, scheinbar am Dachfirst der unteren. Schwarze Gestalten tanzten vor dem Feuerschein. Ich beschloss, knapp über dieses höchstgelegene Haus des Ortes in's Gestein zu schiessen und beruhigte den „Civilisten“, der, in Todesangst um seine dort wohnenden Angehörigen, entsetzten Auges die Vorbereitungen zum Lösen des Schusses verfolgte. Der Schuss krachte durch die stille Nacht. Tiefes Schweigen darauf. Im Strahle des elektrischen Lichtes, mit dem man mir plötzlich mein Zielobject vom Schiffe her beleuchtete, sah ich Leute in's Gebirge flüchten. Nun landete ich. Aus der Ferne tönte das Klappern der Dampfbarkassen, welche von den anderen in den Bocche zerstreut liegenden Schiffen zu meiner Unterstützung entsendet worden waren.

An der Spitze meiner 25 Mann kletterte ich die Stiegen bis zum obersten Gebäude hinan, fest entschlossen, mich in's Gewühl der Feinde zu stürzen, dort wo es am dichtesten wäre. So grimmig war mein Eifer, dass ich nicht bedachte, wie ein einziger entschlossener Mann uns alle hätte heimschicken können, denn nur auf allen Vieren konnten wir emporkriechen. Weit voraus hatte ich die Plattform als erster erreicht. Da wurde mir ein seltsamer Anblick. Auf dem Steinpflaster des Bodens glomm verlöschend das Feuer, und sein schwacher Schein warf zitternde, rothfunkelnde Lichter auf eine Flüssigkeit, die sich über die dunklen Fliesen verbreitete. Das träg hinschleichende Nass war von rother Farbe, sicherlich Wein. Mein Schuss hatte einem nächtlichen Bachanal ein jähes Ende bereitet. Wein?! Es war Blut, rothes Blut! So war das Geschoss zu tief gegangen und hatte Menschen getödtet, wohl gar des armen Civilisten Angehörige, Frauen, Kinder! Wo lagen sie, die Todten und Verwundeten? Mein entsetzter Blick ersah eine weibliche Gestalt. Dort, an der schwarzen Wand des Hauses, kauerte ein altes Mütterchen. Dem Himmel sei Dank, sie bewegt die Lippen und während dicke Thränen die gefurchten Wangen hinabrinnen, murmelt sie Worte. Gebete? „Was ist Dir, Mütterchen?“ „O Herr, sie haben ihn getödtet?“ „Wen?“ „Getödtet, getödtet!“ Wen, um des Himmelswillen? „Meinen einzigen Hammel.“

Ich habe mich durch diese schlichten Worte nicht einen Augenblick beschämt, in meiner Kriegerehre verletzt gefühlt. Rührte das vergossene Blut auch von der kundigen Hand eines ortsüblichen Hammeldiebes, statt, wie ich vermeint, von meinem Geschütze her, mich brachte nicht, wie meine herbeigeeilten Leute, die Komik des Vorganges zum Lachen. Denn im zuckenden Scheine des Feuers, in den rothen Reflexen auf der Blutlache hatte ich einen Augenblick lang eine furchtbare Vision gehabt. Dort sass die greise Mutter über den erschlagenen Lieblingen, zur Wahnsinnigen geworden. Blut troff von allen Steinen und ein junger Fant war gekommen, sich an den Früchten seiner Heldenthat zu weiden. Kampfesmuth, Rauflust hier — heiligster Schmerz dort. Wo liegt daš Recht? Nur im Rufe: „Die Waffen nieder!“

Wien, März 1898. **Maurice Graf Rességuier.**

Gloire du diable.

Der Teufel sass in seinem Comptoir und zog seine Wochenbilanz. Es klopfte an der Thür und herein trat ein schöner, eleganter Officier in strahlender Uniform, Napoleonsbart, Dekorationen auf der Brust, den Degen an der Seite.

„Du musst mir helfen,“ sagte der Officier.

Der Teufel nahm sein Hauptbuch hervor, schlug es auf, rechnete zusammen und klappte es endlich wieder mit einem Schlage zu.

„Du wirst mir nach und nach ziemlich anspruchsvoll, lieber Freund,“ sagte er. „Dein Conto ist gross .... Ich möchte wissen, ob Du auch ganz klar darüber bist, wie viel ich eigentlich schon für Dich gethan habe? Dadurch, dass ich den Menschen den Krieg lehrte, machte ich einen vornehmen Mann aus Dir. Ich schenkte Dir feine Kleider, um Dein blutiges Handwerk zu maskiren. Ich machte Dein blutiges Handwerk heilig, als ich die Priester für Deine Waffen zu Lande wie zur See beten liess ... sie vergassen das einfache Gebot Gottes: Du sollst nicht tödten.“

Und der Teufel kitzelte sich die Nasenspitze mit dem Schwanz und lachte so, dass es in ihm gluckte vor lauter Lustigkeit.

„Du musst mir helfen,“ wiederholte der Officier.

„Ich habe Dir geholfen,“ sagte der Teufel. „Ich habe Dir eine Fahne gegeben, habe Dich zu einer Idee, zu einem Princip gemacht. Muntere Fanfaren übertäuben den Jammer der Verwundeten, stolze Denkmäler prangen über den Gräbern der Geschlachteten, Dekorationen schmücken die Brust der Schlächter und ihr Name lebt ewig in der Geschichte. Bei Hofe stehst Du am Höchsten in Gunst, das Herz der armseligsten Nähmädchen klopft stärker, wenn Du Deinen parfümirten Knebelbart streichelst, alle kecken Jungen ahmen Dich nach. Was willst Du denn mehr?“

„Kennst Du einen Mann Namens Dreyfus?“ fragte der Officier.

Der Teufel besann sich ein wenig. Dann schüttelte er den Kopf.

„Ich erinnere mich seiner nicht,“ sagte er hierauf. „Jedenfalls gehört er nicht zu den grössten meiner Debitoren. Was ist mit ihm los? Hat er was Tolles gemacht?“

„Ja, das weiss ich nicht,“ antwortete der Officier. „Aber er ist verurtheilt und deportirt, und damit ist ja die Geschichte vorbei. Unterdessen kommt aber dieses bürgerliche Gesindel und will die Verurtheilung umstürzen; es fordert eine neue Untersuchung der Sache. Bedenke nur! Sie sagen, wir könnten geirrt haben. Sie glauben, wir haben geirrt. Sie verlangen, dass wir wie ein gemeiner Gewürzkrämer, wie ein ordinärer Droschkenkutscher von jenen zurechtgewiesen werden sollen.“

„Habt Ihr „Jude“ hinter ihm dreingerufen?“ fragte der Teufel.

„Natürlich haben wir das,“ antwortete der Officier. „Es half wohl Anfangs, jetzt wirkt es aber nicht mehr.“

„Wirklich nicht? Es hat doch so manchem braven Schlingel in meinen Tagen geholfen. — Hm! — Aber — habt Ihr denn „Ehre“ gesagt?“

„Ehre?“

„Ja wohl. Sieh einmal ... Du stellst Dich auf ... so. Dann schlägst Du Dich auf die Brust und rufst: Die Ehre der Armee — die Ehre des Vaterlandes —! Du erzählst, wie Du auf dem Schlachtfelde zur Ehre des Vaterlandes geblutet hast ... oder wenn Du dieses nicht sagen kannst, dann schwöre nur, dass Du jeden Augenblick bereit sein wolltest, dies zu thun. Ehre, verstehst Du ... Eh—re! Deklamire es nur richtig, fett und breit, die eine Hand auf dem Herzen, die andere auf dem Degen ... dann vergisst gleich

das ganze Bügergesindel den Rest. Der Wursthändler und der Kaufmann, der Droschkenkutscher und der Bauer, die Gräfin und die Kokotte ... alle heulen sie auf in Begeisterung über Dich, und sie tragen Dich im Goldstuhl und sie lieben Dich."

„Ja — aber —"

„Geh und thu wie ich sage!" rief der Teufel barsch.

Der Officier salutirte und trat ab.

Kurz darauf hallte von der Erde ein gewaltiges Beifallsbrüllen herunter.

„Dies Mal hat es gepackt," sagte der Teufel und nickte. „Aber wie lange wir es andauern? Das wird auch alt werden ... Nun, dann muss ich was Neues erfinden."

Carl Ewald.

[Aus dem Dänischen in's Deutsche übertragen von Sigrun Bajer.]

Kann der Krieg ein Mittel zur sittlichen Weiterbildung der Menschheit sein?

Indem die vorliegende Zeitschrift, seitdem sie erscheint, einen Theil ihres Raumes auch den Gegnern unserer Sache zur Verfügung stellt, beobachtet sie ein Vorgehen, das wohl von allen Lesern gutgeheissen werden kann, die im Kampfe der Meinungen sich der Mässigung und der Achtung vor dem Rechte Anderer befleissigen; zur Klärung und Festigung der eigenen Meinung kann es nur dienlich sein, auch die Ansichten der Widersacher kennen zu lernen. Die Einwände des Gegners sollen gehört, seine Gründe gewogen, seine Beweisversuche geprüft werden; Meinungen, die er gehörig begründen kann, müssen gelten gelassen werden; in dem Masse aber, als es uns gelingt, ihn zu widerlegen, kräftigen wir die eigene Stellung.

Nicht wenige Behauptungen, welche die Befürworter des Krieges in diesen Blättern vorbrachten, mögen die Abfertigung verdienen, die ihnen ein Mitarbeiter dieser Zeitschrift zu Theil werden liess, indem er sie als ein Gewebe von Mondschein und Spinnwebe bezeichnete. Doch möchte ich uns darum der Mühe nicht ganz überhoben betrachten, die Angriffe unserer Feinde einer gebührenden Entgegnung zu würdigen. Die Aufgabe dieser Blätter ist es ja, die grosse Frage, ob der Fortschritt und die möglichste Wohlfahrt der Völker auch ohne Krieg und Kriegsrüstung zu erreichen seien, unablässig in Fluss zu erhalten, entgegenstehende Vorurtheile an's Tageslicht zu ziehen, ihre Unhaltbarkeit nachzuweisen, und so aus den Anschauungen unserer Mitmenschen die Hindernisse wegzuräumen, welche der Einführung eines dauernden Völkerfriedens entgegenstehen.

In den nachfolgenden Zeilen unternehme ich es, mich etwas eingehender mit einer Behauptung zu befassen, welche in einigen früheren Nummern der Zeitschrift (7/8, 9 und 11, Jahrgang 1892) von mehreren Anwälten des Kriegs übereinstimmend aufgestellt wird; einer Behauptung, die einem unbefangenen Gemüthe angesichts der gewöhnlichen Vorstellungen über das Wesen der Sittlichkeit so befremdend, so ungereimt erscheinen muss, dass man sich versucht fühlen könnte, an ihrem Ernste zu zweifeln, wenn nicht ihre hartnäckige Wiederholung solchen Zweifel beseitigte. Schon die von Moltke stammende, von den Anhängern des Krieges (auch in diesen Blättern) so gern und so oft wiederholte Aeusserung, der Krieg sei ein Bestandtheil der göttlichen Weltordnung, wird gewiss allen Gläubigen unbegreiflich vorkommen, die Milde und Liebe zu seinen Geschöpfen unter die Eigenschaften eines allmächtigen und

allgütigen Gottes zählen. Während aber bisher von unseren Feinden die Verderblichkeit des Krieges für menschliches Wohl im Allgemeinen zwar zugegeben, jedoch zugleich seine Unvermeidbarkeit zu beweisen versucht wurde, versteigen sich die erwähnten Einsender zu der Behauptung, der Krieg sei eigentlich ein Segen (Lasson; M. in der „Tägl. Rundschau), als solcher um so heilbringender, je furchtbarer er wüthe (M), ein unentbehrlicher Culturträger, ein nothwendiges Erziehungs- und Zuchtmittel, Antrieb und Bedingung aller höheren Entwickelung auf wirthschaftlichem Gebiete, wie in den verschiedenen Zweigen idealer Thätigkeit (Prof. Lueder, angeführt von Lasson), eine Erscheinung der sittlichen Lebensordnung, die eine erziehliche Macht übe (Lasson), ein Mittel, durch welches die Mutter Natur Prüfung und Hinausfegen des Unvollkommenen besorge (M).

Zu dem Ausspruche, der Krieg sei ein Segen, können sich gewiss nur Menschen verirren, welche die durch den Krieg herbeigeführten Leiden und Schmerzen kaum oder gar nicht aus eigener Empfindung kennen. Man frage doch die Männer, die, verkrüppelt oder mit unheilbarem Siechthum behaftet, in ihrer Erwerbsfähigkeit gelähmt, aus dem Feldzuge heimkehren; man frage die Wittwen und Waisen, die um ihren Ernährer und geliebten Angehörigen trauern, ob sie den Krieg für einen Segen halten, und man wird gewiss nur wenige zustimmende Antworten erhalten. Und doch müssen wir, wollen wir nicht unser Wohlergehen auf den Jammer und die Trauer unserer Mitmenschen stützen, bei der Beantwortung dieser Frage den vom Kriege am meisten Berührten den Vorrang lassen. — Herr Lasson selbst scheint von seinem Gewissen gemahnt worden zu sein, da er wiederholt erklärt, es sei Alles aufzubieten, den Krieg so lange als nur möglich zu vermeiden, wodurch er seinen eigenen Ausspruch widerlegt; denn von einem wirklichen Segen müsste man doch wünschen, dass er so oft und so ausgiebig wie nur möglich einträte.

Die Aeusserung M.'s aber, wonach eine nützliche Wirkung des Krieges darin liege, dass er das Unvollkommene hinausfege, wollen wir auf Rechnung einer Unbedachtsamkeit setzen; denn ernst genommen bedeutet sie eine Härte und Herzlosigkeit der Gesinnung, deren nur ein Mensch fähig ist, aus dessen Brust alles Erbarmen und Mitgefühl mit den Leiden seiner Mitmenschen geschwunden ist. Zu den wichtigsten Aufgaben werkthätiger Sittlichkeit gehört doch, die Härten und Ungerechtigkeiten zu mildern, welche gefühllose Naturgewalten und ein unberechenbares Schicksal über Einzelne verhängen. Wer ist es aber, der von den Heimsuchungen des Krieges am härtesten getroffen wird? Die Unschuldigen, an der Hervorrufung des Krieges Unbetheiligten, die durch ihn das Beste zu verlieren und nichts zu gewinnen haben, während seine Urheber, zumeist in hohen Stellungen ausserhalb der Kampflinie, dem Gang der Ereignisse aus der Ferne zuschauen. Der Standpunkt M.'s müsste dazu führen, auch Krankheiten und Seuchen frei gewähren zu lassen, da diese ja auch ihre Opfer unter den Schwachen und Widerstandsunfähigen suchen.

Die angeführten und andere sinnverwandte Aeusserungen, welche man in den genannten Nummern dieser Zeitschrift nachlesen wolle, entstammen ursprünglich dem Glauben, dass der Krieg durch die Gefahren, denen er die Kämpfenden aussetzt, deren persönlichen Muth erhöhe, dass er die Menschen der Ueppigkeit und Verweichlichung entreisse, dass er durch Auferlegung von Anstrengungen und Entbehrungen den Leib abhärte und die Genügsamkeit fördere. Die erwähnten Vertheidiger des Krieges haben sich aber nicht mit der Ausführung dieses Gedankens begnügt, sondern daraus die oben angeführten, masslosen, ja ungeheuerlichen Behauptungen entwickelt. Es ist wirklich unbegreiflich, wie Schriftsteller, deren Vortrag Gewandtheit und Vertrautheit mit

den Aufgaben ihres Berufes bekundet, in so hohlem Wortschwall so sinnlose, in sich selbst widerspruchsvolle, durch unzählige Thatsachen zu widerlegende Behauptungen wagen können.

Gewiss führt uns die Geschichte Fälle an, wo der Krieg für ein Volk das letzte und einzige Mittel war, seine nationale Selbstständigkeit, seine Freiheit und seine Cultur gegen Verkümmerung oder gänzliche Vernichtung durch einen rohen Feind zu schützen. Solche Kriege, die zuweilen mit glänzendem Erfolg gegen eine grosse Uebermacht geführt worden, boten in der That den edeln Fähigkeiten der menschlichen Natur, namentlich der Opferwilligkeit für das gemeinsame Wohl, vielfältige Gelegenheit zur Bethätigung. In der Neuzeit sind Kriege zum Schutze der erwähnten Güter immer seltener geworden; die Ursachen der allermeisten Kriege waren unstreitig Raub- und Beutelust, dynastische Streitigkeiten, Ländergier, Erbfolgestreit, Glaubensfanatismus und nationale Selbstsucht.

Jene kriegerischen Tugenden, wie der freudige Vollzug ausserordentlicher Anstrengungen für das Wohl einer Gemeinschaft sind übrigens in ihrer Reinheit nur als freiwillige Leistungen denkbar. In den Kriegs- und Heereseinrichtungen der Gegenwart ist aber dem freien Willen der Einzelnen nur noch wenig Spielraum überlassen; darum gehen auch hervorragende militärische Leistungen zum Theile nicht aus freier Thätigkeit, sondern aus erzwungenem Gehorsam hervor. Die oberste Pflicht des Soldaten ist unbedingter Gehorsam gegen seine Vorgesetzten; ein Gehorsam, der durch die stärksten Zwangsmittel aufrecht erhalten wird und der keine Rücksicht auf die Gefühle und Gesinnungen der Einzelnen kennt und der auch vor der Liebe zum eigenen Volke, ja selbst zu den eigenen Angehörigen, nicht Halt machen darf. Dies wissen die Vertheidiger des Krieges doch sehr wohl und es ist daher leeres Geflunker, wenn sie von der „schönen, erhebenden Begeisterung" reden, mit der der Krieger sein Leben einsetze „für den häuslichen Herd, für seine Lieben und sein Volk". Der „Krieger" unserer Tage wird ja gar nicht gefragt, ob er mit den Zielen des Krieges, an dem er theilnehmen muss, einverstanden ist oder nicht; er kann und darf gar nicht, wann es ihm gut scheint, ausziehen „für die Vertheidigung des häuslichen Herdes oder der nationalen Güter"; er hat nur zu gehorchen und die Waffen zu gebrauchen, wie ihm befohlen wird, ohne Rücksicht, gegen wen sie gerichtet seien. — Blieb etwa den deutschen Rheinbündlern, die dem ersten Napoleon Heeresfolge leisten mussten, der Trost, für die Freiheit und die Ehre ihres Volkes zu kämpfen? Hatten die nichtdeutschen Völkerschaften Oesterreichs, die in den Jahren 1859 und 1866 in Italien und Böhmen kämpften, den häuslichen Herd zu vertheidigen? Oder wurden die süddeutschen Soldaten und die Hannoveraner im Jahre 1866 durch das Bewusstsein gestärkt, Sprache, Sitte und Cultur ihres Vaterlandes vor Vernichtung durch einen Erbfeind zu schützen? Oder konnten sich die serbischen Soldaten an dem gleichen Gedanken begeistern, als ihr König sie in den Kampf gegen den Nachbarstaat Bulgarien schickte?

So lange das Endziel der sittlichen Gesetzgebung die Herbeiführung der grösstmöglichen Wohlfahrt für die grösstmögliche Anzahl unter Hintansetzung näher liegender eigener Interessen ist, kann der Krieg nicht ein Förderungsmittel, sondern immer nur ein Hinderniss in der sittlichen Entwickelung der Menschheit bilden: dies ist ein Satz, zu dem jeder Unbefangene mit einem wahrlich geringen Aufwand von Denkvermögen und ehrlichem Willen gelangen muss. Den einzelnen Fällen, wo durch Kriegsereignisse Muth, Selbstverleugnung, Grossmuth gegen den Feind und andere Tugenden geweckt und gefördert wurden, liessen sich gewiss tausend andere entgegenstellen, in denen er die Kämpfer zu Rohheit, Grausamkeit und Härte gegen Wehrlose verleitete.

Die Gewöhnung an die Bilder des Jammers und der Verzweiflung, die jeder Krieg bietet, stumpft die Empfindung gegen sie ab; am meisten natürlich im Gemüthe der Krieger selbst, die durch ihre thätige Mitwirkung die Leiden des Krieges hervorrufen. Wer diese Thatsache zu bezweifeln vermag, lese doch in irgend einem Geschichtswerke nach, welchen Schrecken immer die — oft bis zur Unmenschlichkeit verrohten und verwilderten — feindlichen Kriegerhorden unter der unbewaffneten Bevölkerung hervorriefen; er lese z. B. Tacitus' Schilderung der Zerstörung Cremonas durch die Truppen Vespasians, oder Schiller's Beschreibung der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly und vergleiche mit den dort geschilderten entsetzlichen Greuelscenen die wie grausamer Spott klingende Behauptung, der Krieg sei ein sittliches Erziehungsmittel. Völker, die den Krieg zu ihrer Lebensaufgabe machten, waren immer roh, grausam und rückständig in ihrer geistigen Cultur, wie ein Hinweis auf die kriegerischen Völker des Alterthums und des Mittelalters zur Genüge darthut.

Selbst in jenen, vergleichsweise seltenen Fällen der Vergangenheit, wo der Krieg als eine Handlung der Nothwehr erscheint, folgten ihm seine entsittlichenden Wirkungen wie der Schatten dem Körper. Die Begeisterung, mit der wir in Gedanken die alten Griechen zu ihren Kämpfen gegen die Perser begleiten, muss leider gar bald dem Gefühl der Betrübniss über das viele Unrecht weichen, dessen sich die Sieger schuldig machten; die verdienstvollsten Heerführer wurden Opfer des Neides und der Eifersucht und endeten im Gefängnisse oder in der Verbannung; die leitenden Staaten, berauscht durch Sieg und Macht, bedrückten ihre Bundesgenossen und geriethen endlich unter sich in Streit, der seinen Austrag in dem unseligen, 27jährigen peloponnesischen Kriege fand. — Die Schweizer aber, welche durch ihren heldenmüthigen Widerstand gegen Oesterreich und Burgund die Bewunderung Europas auf sich gelenkt hatten, verkauften später ihre Tapferkeit um Geld und wurden Söldlinge fremder Herrscher, nicht selten dieselbe Freiheit bekämpfend, an deren Erwerbung ihre Väter Leib und Leben gesetzt hatten.

Die Meinung, dass der Krieg das wirksamste Mittel zur Ausbildung des Muthes, der Abhärtung, Genügsamkeit, Geduld und Ausdauer sei, ist übrigens ein Irrthum, der durch die gewöhnlichsten Thatsachen des Lebens widerlegt wird. In den mannigfaltigen Lebensschicksalen der meisten Menschen, die ein reiferes Alter erreichen, ist schon dafür gesorgt, dass ihr Muth auf die Probe gestellt wird; und wie verschieden wird die Probe bestanden, ohne dass die etwaige frühere Theilnahme an Feldzügen oder selbst nur militärische Zucht dabei einen merkbaren Einfluss übten! Das blosse Dasein vieler armer Menschen ist ein fortwährender Kampf gegen Noth und Beschwerden, in dem an ihren Muth oft übermässige Anforderungen gestellt werden. Wie viel grösser als der Muth des Kriegers war der Muth jener stillen Dulder für ihren Glauben, die selbst durch die Schrecken einer qualvollen Hinrichtung sich nicht zu einer Ableugnung ihrer Ueberzeugung bewegen liessen? Wie verehrungswürdig ist der Muth jener unsterblichen Forscher, die die einfachsten Güter und Genüsse des Lebens, ja oft Freiheit und Leben selbst (Giordano Bruno!) dem Drang und der Liebe zur Wahrheit opferten! Welchen Aufwand an Geduld, Mühe und Entsagung, wieviel Selbstbeherrschung und Willensstärke erfordern oft die Aufgaben des Naturforschers! Welch' vielfältige Gelegenheit zu opferfreudiger Anstrengung, zu Muth und Selbstverleugnung bietet sich beispielsweise dem Arzt, und wie häufig wird auch von dieser Gelegenheit ein edelmüthiger Gebrauch gemacht! Wie oft erfahren wir auch, dass schlichte Leute Mitmenschen aus einer grossen Gefahr unter Umständen retteten, die ein hohes Mass von Geistesgegenwart, Muth und Pflichttreue erfordern.

Wie leichtfertig und gedankenlos die Behauptungen des Professors Lueder und seiner Gesinnungsgenossen sind, ergibt sich am klarsten aus folgender Betrachtung. Wäre nach Prof. Lueder der Krieg „ein nothwendiges Erziehungs- und Zuchtmittel“, gäbe es, wie M. versichert, „ohne Krieg keine Sittlichkeit“, so müssten ja alle Menschen, die während ihres Lebens nicht in nähere Berührung mit dem Kriege kommen, der Sittlichkeit entbehren oder mindestens sittlich rückständig sein. An diesem Mangel litte zunächst das ganze weibliche Geschlecht; aber auch die vielen Männer, die vom Kriegsdienste befreit sind, ja selbst die, die den Waffendienst leisteten, aber zur Theilnahme an einem Feldzuge nicht Gelegenheit fanden. Unsere Fürsprecher des Krieges haben auch übersehen, dass es — zwar leider nicht viele, aber doch einige — Länder gibt, deren Bevölkerung seit Menschenaltern vom Kriege verschont blieb, und der gewiss Niemand zum Vorwurf machen kann, dass sie sittlich gesunken sei. Hierher gehören Schweden, Norwegen, Belgien und einige englische Colonien. Auch hat Lasson, als er wenigstens „die Erziehung zu kriegerischen Leistungen“ als wesentliche Bedingungen zu physischer und sittlicher Gesundheit, zur Fähigkeit zu allem Guten und Schönen“ bezeichnete, gewiss nicht an die Vereinigten Staaten gedacht, deren Bürger keine militärische Erziehung erhalten. Ebenso besteht die geringe, in Grossbritannien liegende ständige Heeresmacht nur aus angeworbenen Leuten, und das Land selbst war seit der ersten Revolution nicht mehr der Schauplatz kriegerischer Ereignisse. Und dennoch sind diese beiden letzten Staatsgebilde die reichsten, dabei gewerkthätigsten, handelsmächtigsten der Erde, die Heimstätten einer hohen, von keinem anderen Volke überbotenen Cultur, während sie nach Lueder's Theorie schon längst zu Grunde gegangen sein müssten, da ihm zufolge der Krieg „Antrieb und Bedingung aller höheren Entwickelung auf wirthschaftlichem Gebiete“ ist. Auch Canada ist seit über einem Jahrhundert von keinem Kriege berührt worden, und seine Einwohner verrichten keinen Kriegsdienst, und doch sind die Canadier ein gesundes, kerniges Volk, dessen Wohlstand und Cultur in blühender Entwickelung begriffen sind, und das in sittlicher Beziehung gewiss nicht tiefer steht, als die kriegführenden Bewohner Europas.

Herr M. von der „Täglichen Rundschau“ (nach welchem die heilbringende Wirkung des Krieges um so grösser, je furchtbarer er ist) haben sich, als sie ihre Aufsätze schrieben, gewiss nicht an den Zustand ihres unglücklichen Vaterlandes am Ende des dreissigjährigen Krieges erinnert, das damals zum grössten Theile verwüstet lag, dessen Bevölkerung — auf fünf bis sechs Millionen Menschen zusammengeschmolzen — der äussersten Noth preisgegeben und politisch so ohnmächtig geworden war, dass es der Einführung despotischer Regierungsformen keinen Widerstand zu leisten vermochte. Das wusste doch Alles Herr M. gut genug, als er eine Lehre aufstellte, nach welcher Deutschland damals das blühendste Land der Erde hätte sein müssen.

Offenbar um dem erwarteten Vorwurf zu begegnen, der Krieg verhärte nothwendiger Weise das Gemüth der Kämpfenden, weil ihr Streben darauf gerichtet sein müsse, dem Gegner Schaden zuzufügen, weist M. darauf hin, die Kämpfer *sähen* die Wunden nicht, die sie verursachen, und das Blut nicht, das sie vergiessen. Das Hirn des Torpedo-Lancirers sei von technischen Erwägungen erfüllt; in seinem Geiste lebe nur die zu treffende Schiffswand, die keine Empfindung habe. — Eine hilflosere Rechtfertigung als diese hätte wahrlich nicht vorgebracht werden können. Wird denn Jemand der Schuld an einer durch ihn herbeigeführten Zerstörung ledig, weil er diese nicht wahrnimmt? Sind Wunden schmerzlos, wenn sie der, der sie verursacht hat, nicht sieht? Erscheinen etwa die vielen furchtbaren, herzlosen Despoten, von denen die Geschichte berichtet, vor unseren Augen gerechtfertigt, weil sie ihre Opfer

nicht selbst umbrachten? Was M. von dem Torpedo-Lancirer sagt, gilt auch von dem Massenmörder Thomas, der vor etwa zwanzig Jahren ein Dampfschiff des „Norddeutschen Lloyd“ auf hoher See in die Luft sprengen wollte, nur um sich einen hohen Versicherungsbetrag in betrügerischer Weise zu verschaffen: die Menschenleben, die im Falle des Erfolges vernichtet werden mussten, kümmerten ihn nicht. Auch der Torpedo-Lancirer weiss recht wohl, dass hinter jener Schiffswand sich einige hundert Menschen befinden, die durch das Gelingen seines Planes entweder sofort getödtet werden oder nach kurzen, aber furchtbaren Qualen das Leben verlieren müssen, und dass ihre Tödtung vielen Eltern, Geschwistern oder Kindern zur Ursache unsäglichen Leides wird.

Nach unserem Verständniss werden die sittlichen Eigenschaften der Menschen nicht gesteigert dadurch, dass sie ihre Blicke von dem durch sie verursachten Uebel abwenden und den Gedanken an die Verheerung und den Jammer unterdrücken, den sie herbeiführen halfen.

Gewiss soll dem einzelnen Krieger nicht eine persönliche Verantwortung für seine Mitwirkung im Kriege und seinen Antheil an dessen Wirkungen aufgebürdet werden, weil er ja entweder unter dem Zwange der Gesetzgebung seines Landes den Waffendienst leistet, oder — etwa bei der freiwilligen Theilnahme an einer Volkserhebung — einem Gebrauche folgt, der noch immer von der Sitte der Völker im Allgemeinen gut geheissen wird und noch nicht durch bessere Einrichtungen ersetzt ist. Aber gewiss auch wird ein edles Gemüth in Stunden der Ruhe und der Einkehr bei sich selbst sich nimmermehr mit dem Gedanken beruhigen, dass ihn die Verwüstungen des Krieges nicht zu kümmern brauchen, weil sein Antheil daran sich nicht feststellen lässt und von ihm nicht gesehen wird; es wird vielmehr voll Sehnsucht nach einer schöneren Zukunft blicken, wo der Krieg, dieses verhasste, grausamste und zweckwidrigste Mittel zur Erledigung von Streitfragen, aus dem Verkehre der Völker geschwunden sein wird.

Alle, die Veredlung der Sitten fördernden Wirkungen, welche von den erwähnten Schriftstellern dem Kriege zugeschrieben werden, erfolgen hundert- und tausendfach reichlicher durch jene auf friedliche Ziele gerichtete Anstrengung der Menschen: die Arbeit; durch die Güter erzeugende und vertheilende, den Lebensbedürfnissen der Gesellschaft dienende, nach Erweiterung des Wissens ringende, das Verlangen nach dem Genusse des Schönen befriedigende Arbeit. Mehr als der Krieg stärkt die Arbeit die Kräfte des Leibes und den Willen zu guten Handlungen. Indem sie die nach Bethätigung drängenden leiblichen und geistigen Kräfte beschäftigt, entzieht sie den Menschen dem Müssiggang, dem Nährboden des Uebermuthes; sie fordert zu ihrer Verrichtung Anstrengung, Entsagung und Ueberwindung von Unlust; sie schützt vor Verweichlichung auch auf der höchsten Stufe des Reichthums. Sie bildet den Weg aus dem Urzustand zur Cultur, sie ist die alleinige Schöpferin aller sachlichen und geistigen Schätze im Besitzthum eines Volkes, deren Verminderung immer, deren Vermehrung nie das Ziel und die Wirkung des Krieges ist. Sie kennt keine Trennung der Menschen nach Rassen und Völkern und keine daraus entspringende Feindschaft; sie überbrückt die Klüfte wieder, welche Hass und Eifersucht zwischen den Völkern rissen, und bietet namentlich ihre geistigen Leistungen freigebig und freudig allen Nationen an.

Durch diese Eigenschaften und Wirkungen der Arbeit sind den Einzelnen wie den Völkern die Bahnen zur höchsten erreichbaren Wohlfahrt gewiesen. Nicht in der Zwietracht, sondern in der Vereinigung der Menschen liegt ihr Heil und ihre Stärke; an die Stelle der Güter zerstörenden, Sitten verrohenden, Leben vernichtenden Kriege muss ein friedlicher Wettstreit der Völker auf allen Gebieten menschlichen Schaffens, insbesondere auf dem der

geistigen Leistungen treten. In ihrem Innern müssen die Staaten die Regelung der Arbeit zu ihrer hervortretendsten Aufgabe machen, mit dem Ziele, dass Jeder, nach Massgabe seiner Fähigkeiten arbeitend, zur Erhaltung und Bereicherung des Besitzstandes seines Volkes beiträgt und nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit seinen gebührenden Antheil aus den Leistungen der Gesammtheit erhält. In dem Masse, als Fleiss und Sparsamkeit zusammen wirken, die sinnlichen und geistigen Schätze der Menschheit dauernd zu vermehren, und als allen Einzelnen nach Möglichkeit und Gerechtigkeit ein Antheil an diesen Schätzen geboten wird, wird auch die Cultur der Menschen sich steigern, werden sich ihre Sitten veredeln, und werden wenigstens jene Uebel und Leiden eingedämmt, wenn nicht beseitigt werden, die nicht Verhängnisse der Natur darstellen, sondern aus der Verkehrtheit menschlicher Einrichtungen entspringen und darum so verletzend auf das Gefühl der davon Betroffenen wirken.

Unsere Gegner nennen solche für die Zukunft erhofften Zustände Utopien, und sie wären im Recht, wenn die überwiegende Mehrzahl der Menschen über Bedeutung, Wirkungen, Nothwendigkeit oder Vermeidbarkeit der Kriege mit ihnen immer gleicher Meinung wäre. Aber auch diese Utopie des dauernden Friedens unter gebildeten Völkern kann und wird zur Wirklichkeit werden, sobald unter den Menschen die Ueberzeugung vorherrschen wird, dass den Grundsätzen des Rechtes und der Sitte auch im wechselseitigen Verkehr der Völker und Staaten die gleiche Giltigkeit und Achtung gebührt wie im Verkehr der Einzelnen; dass Eitelkeit, Selbstlob, Hochmuth, Lieblosigkeit gegen Fremde im Grossen ebenso hässliche und schädliche Schwächen sind wie im Kleinen; dass nur in nützlicher Arbeit die Anstrengung ihren Lohn und Segen findet, und dass vollendete Menschlichkeit das höchste Ziel alles sittlichen Strebens bildet.

Wilhelm Strecker.

Im Zeichen des Krieges.

Wohl wächst die Zahl der Menschenfreunde, deren Ziel darauf gerichtet ist, der Idee des ewigen Völkerfriedens den Weg zu ebnen, in allen Culturstaaten der Erde von Tag zu Tag, und wohl hat diese Bewegung schon manchen schönen Erfolg zu verzeichnen. Aber man wird sich keiner Täuschung darüber hingeben dürfen, dass die Kräfte, die im Zeichen jener Idee bisher gesammelt sind, noch schwach und unzulänglich sind. Wohl sind wir im Gegensatz zu früheren Zeiten bereits dahin gelangt, dass die Auffassung, dass jeder Krieg an sich, wie er auch ausfallen mag, ein furchtbares Unglück für die Völker bedeutet, die ihn führen, sich Bahn gebrochen hat, und wohl ist in den letzten Decennien mancher Streitpunkt, der in alter Zeit zweifellos ein casus belli gewesen wäre, durch friedlichen Schiedsspruch beigelegt worden, aber dennoch lehrt uns die Geschichte dieser Tage wiederum, aus welchen hässlichen Beweggründen auch in unserer Zeit noch ein grosser Krieg zwischen zwei Culturnationen heraufbeschworen werden kann. Der zwischen Spanien und Nordamerika thatsächlich ausgebrochene Krieg entbehrt jedes moralischen Hintergrundes. Lediglich geschäftliche Speculation und Eroberungssucht sind auf amerikanischer Seite seine Veranlassung. Wenn aber die eigentliche Wurzel dieses Krieges in den cubanischen Wirren liegt, und wenn man zugeben muss, dass das Eingreifen Amerikas unter diesem Gesichtspunkte und in Ansehung eines berechtigten Zornes über die Greuel der Zustände auf Cuba betrachtet werden kann, so würde die Sache des Krieges als solche darum keine freundliche Beurtheilung erfahren können. Im Gegentheil, das Odium, mit dem dieser Krieg ganz besonders behaftet ist, ist nur noch schlimmer, weil auch die angegriffene Nation, weil auch Spanien schwer belastet erscheint. Brutale Misswirthschaft, Grausamkeit und Unterdrückungssucht sind die charakteristischen Merkmale der spanischen

Regierung auf Cuba gewesen. Das verwerflichste Regiment Spaniens hat den Cubanern das Schwert in die Faust gedrückt, und eine scheussliche Art der Kriegsführung hüben und drüben hat schliesslich der amerikanischen Union einen Schein des Rechtes zu ihrem Eingreifen verliehen. Resumiren wir also, so sehen wir als Ursachen dieses Krieges niedrige Habsucht auf der einen, Unverstand und Brutalität auf der anderen Seite.

Gegenüber dieser Thatsache werden wohl auch die bereitesten Vertheidiger der „Kriegsherrlichkeit“ kaum wagen, auf diesen Krieg als auf eine „Blüthe der Völkerkraft und der Mannestugenden“ ein Loblied zu singen. Es wird sich Niemand des bitteren Gefühls entschlagen können, dass sich hier wieder einmal zeigt, wie sehr auch in unserer vielgepriesenen Zeit die Geschicke der Völker abhängig sind von Faktoren, die man gar gern als überwunden hinstellen möchte. Frecher Eigennutz und blutsaugerische Unterdrückungssucht sollen ihren Abschluss finden in einem grossen Völkerschlachten! Man wird nicht behaupten können, dass durch solche Thatsachen Wasser auf die Mühle der Kriegsapostel geführt wird. Wir hoffen im Gegentheil, dass gerade dieser spanisch-amerikanische Krieg den Abscheu vor den Kriegen im Allgemeinen nur noch vermehren wird. Indess die Vertheidiger des Krieges, ruhmbegierige Generale, Militärs, die ihren Beruf nicht gerne lediglich als ein „nothwendiges Uebel“ hingestellt sehen möchten, oder Geschichtsschreiber, die von dem kriegerischen Ruhm ihrer Nation völlig berauscht sind, sie werden um eine Antwort wohl auch in diesem Falle kaum verlegen sein; sie werden gerade auf den Ausbruch des Kampfes um Cuba triumphirend hinweisen, um darzuthun, wie schwach es um die Sache der Friedensfreunde doch bestellt sei, und wie alle humanitären Anschauungen in der Stunde der Entscheidung federleicht emporschnellen gegenüber dem brutalen Gewicht kriegerischer Leidenschaft. Man wird auch vielleicht betonen, dass man wohl unterscheiden müsse zwischen einem gerechten und einem ungerechten Kriege, wobei dann natürlich ein an sich löblicher Patriotismus die Kriegsapostel aller Nationen stets diejenigen Kriege als gerechte ansehen, die ihr eigenes Land heraufbeschworen hat. Dieser letzteren Behauptung gegenüber nun genügt freilich die Feststellung, dass jeder Krieg ein ungerechter ist, entweder für die eine oder für die andere oder für beide der betheiligten Mächte. Ohne Unrecht kein Krieg! Dann bliebe freilich die weitere Frage übrig, ob begangenes Unrecht von Volk zu Volk nicht auch anders als im Wege des Krieges, bei dem übrigens keineswegs der Sieg immer auf Seiten desjenigen Landes verbleibt, dessen Rechte thatsächlich verletzt sind, ausgeglichen werden kann. Dass in vielen Fällen eine friedliche Beilegung der Streitigkeiten möglich ist, das hat die Geschichte hinlänglich bewiesen. Es käme also nun darauf an, ob nicht immer noch die Möglichkeit bliebe, dass Umstände eintreten können, die einer Nation, die sich nicht selbst verleugnen will, die Nothwendigkeit des Krieges aufdrängt. Solche Fälle kann es in unserer Zeit allerdings geben, aber ihre Zahl wird sich in dem Masse schrittweise verringern, als Gesittung und Gerechtigkeitsgefühl, Humanität und Menschenliebe ihre Macht erweitern und die Völker, sowie schliesslich auch deren Regierungen erobern.

Man braucht keineswegs zu befürchten, dass ein Zustand, wie der, welchen wir herbeisehnen, die berechtigte Individualität der einzelnen Nationen beeinträchtigen würde. Wie in einem Rechtsstaat die Eigenart des Individiums keineswegs ungebührlich dadurch in ihrer Entwickelung beschränkt wird, dass es Gesetze giebt, denen man sich fügen muss, wie vielmehr gerade erst unter dem Schutze der Rechtspflege dem Einzelmenschen die Möglichkeit gegeben wird, seine Kräfte freier zu entfalten, ebenso würde die Eigenart der Völker erst dann zu ihrer freiesten Entwickelung kommen, wenn die Kriegsfurie und ihre Vorbereitung, die auch im Frieden schwer genug auf den Völkern lastet, nicht mehr hemmend und grausam zerstörend jener Entwickelung entgegenträten.

Die aufklärende Wirksamkeit der Friedensfreunde in allen Culturstaaten kann gewiss wesentlich beitragen, um uns jenen glücklichen Zeiten allmählich entgegenzuführen, und ohne Frucht ist ihre Thätigkeit sicherlich nicht gewesen; aber mehr noch als auf diese Wirksamkeit vertrauen wir der gewaltigen Macht der geschichtlichen Nothwendigkeit, die, wenn auch langsam, so doch unaufhaltsam die Völker von der Bahn des Krieges ablenkt.

Dass die Veredelung des Menschengeschlechts zunimmt, kann keinem Zweifel unterliegen, und dass mit der gesteigerten Empfindung für menschliches Elend zugleich der Widerwille gegen den Krieg wachsen muss, leuchtet ebenfalls ein, dass ferner die zerstörende Gewalt des Krieges um so unerträglicher erscheinen muss, je dichter und feiner verästet ein hochentwickeltes Culturleben sich über die Menschheit erstreckt, auch das liegt auf der Hand. Und so lässt sich sehr wohl beobachten, wie selbst in Zeiten, in denen man sich theoretisch wenig oder garnicht mit der Idee des ewigen Friedens und ihrer Verbreitung befasste, doch der waltende Genius der Geschichte die Vorbedingungen für den Ausbruch der Kriege allmählich Schritt für Schritt verminderte. Blicken wir auf die Geschichte des deutschen Volkes zurück, so finden wir, wie von altersgrauer Zeit her bis in unser Jahrhundert hinein diese Geschichte ausgefüllt ist von Kämpfen der einzelnen Stämme gegeneinander, und im Gegensatz dazu sehen wir, wie heut diese Stämme geeint sind zu einem grossen Verbande, in dem der Schwabe und der Baier, der Sachse und der Preusse friedlich nebeneinander leben, unbeeinträchtigt in ihrer Eigenart, und ohne dass die Gefahr bestände, dass sie jemals wieder feindlich die Hand gegeneinander erheben könnten. Und, wenn wir ferner sehen, wie das Band zwischen Deutschland und Oesterreich mit Anschluss Ungarns ein derartiges ist, dass auch hier der Gedanke eines Krieges zwischen diesen Staaten Jedermann wie ein Verbrechen erscheinen muss, so stehen wir vor der Thatsache, dass auf einem weiten, sehr weiten Gebiete, das früher allzeit ein Heerd zahlloser Kriege gewesen, nunmehr ein grosser Friedensverband geschaffen worden ist. Und was hier möglich gewesen, was hier in Erfüllung gegangen, sollte auf dies Gebiet beschränkt bleiben? Gewiss nicht! Die Macht der Idee ringt sich durch, ganz gleichgiltig, ob sie sich dem Einzelnen oder den Völkern bewusst oder unbewusst offenbart.

Der stärkste Apostel für den Frieden ist der Krieg selbst. Auch der spanisch-amerikanische Krieg wird nicht nur den kämpfenden Mächten, sondern in aller Welt die Erkenntniss von der Verwerflichkeit des Krieges und der erlösenden Macht der Idee des gesicherten Friedens erstarken lassen. (Breslauer Zeitung.)

Mosaik.

Sollen wir uns der Genfer Convention im Völkerkriege rühmen als der Frucht ortgeschrittener Cultur und im Innern unserer Reiche wie die Barbaren ohne jede Achtung des Gegners rücksichtslos mit unehrlichen Waffen aufeinander losstürmen?

* * *

Im Mittelalter war der Krieg eben noch ein Schau- und Prunkstück im Leben der Fürsten. Heute (Dank St. Moltke) neigt er sich zur wissenschaftlich-geschäftlichen Nüchternheit in Form und Farbe. Auf den Kunstausstellungen sieht man nur noch selten Schlachtenbilder. Niemand kauft sie oder wagt die Wände seines Heims mit dergleichen blutrünstigen Abbildungen zu verunzieren. Es ist selten, dass der Effect im Kriegsleben der Neuzeit — unabsichtlich malerisch wirkt.

Im Kriege 70—71 machte es einen sonderbaren Eindruck, die Betten voll Verwundeter in den Räumen Versailles aufgestellt zu sehen, deren Wände von oben bis unten mit Schlachtenbildern aus den Zeiten Napoleons I. und der französischen Könige bedeckt waren. Es ist nicht wahrscheinlich, dass der Anblick solcher grauenhaften Abschlachtungen besonders günstig auf die Genesung der unglücklichen Soldaten eingewirkt habe oder tröstend und erhebend auf die Sterbenden. Auch der Ueberfall der Smala Abd'el Kâdr's ist daselbst. In dem viele Meter langen Bilde sieht man, wie ein französischer Soldat eine Schafmutter festhält, um ein verlassenes arabisches Kind zu tränken. Diese kleine Episode ist herzerquickend und wiegt das ganze grosse Bild auf.

* * *

Taine nennt Napoleon I. den letzten und grössten der italienischen Condottieri. Der rohe, brutale Soldat, das unerschrockene Raubthier. Stendhal sagt: „Der Einblick

in die Seelen, den ich während des Rückzuges aus Russland 1812 gethan, hat mir alle Beobachtungen dieser rohen Geschöpfe, dieser „manches de sabre“, die eine Armee bilden, zum Ekel gemacht. — In diesem Ocean von Barbarei ist nicht ein Klang, der mir in die Seele dringt und widerhallte. Alles ist roh, schmutzig, moralisch und physisch übelriechend. Der Ehrgeiz hat keine Macht mehr über mich, die schönsten Orden wären mir kein Ersatz für den Schlamm, in dem ich versunken bin.“ De Remusat sagt: „In Napoleons I. Wesen lag keinerlei Edelmuth und keine wahre Grösse. Er legte auch keinen Werth auf Aufrichtigkeit und scheute sich nicht zu sagen, er schätze die Ueberlegenheit eines Menschen nach seiner Fähigkeit im Lügen. — Er war der eigenmächtigste Mann seiner Zeit, keinen anderen als seinen Willen ertragend, jede menschliche Schwungkraft scharfsinnig zerstörend. Niemals hat es so viele schlaflose Nächte gegeben als zur Zeit dieses Mannes, niemals hat man auf den Wällen der Städte so viele weinende Mütter gesehen.“ —

„Tu vera gloria? —
Ai posteri l'ardua sentenza!“ (Manzoni.)

* * *

Ein Amerikaner und Veteran vom Jahre 1863 kam um Pensionirung ein, indem er übermässige Neigung zum Suff als Grund seiner Trunkenboldigkeit angab. Er hätte sich das „Saufen“ als Soldat während des Krieges angewöhnt. Er wäre zu einer Pension ebenso berechtigt wie andere Veteranen, welche sich im Feldzuge chronische Leiden aller Art zugezogen hätten.

* * *

Bei den patriotischen Kriegerfesten fallen die blutdürstigen „spread eagle speeches“, die sogenannten Kommisspfaffen (Militärpfarrer) am widerlichsten auf, indem sie stets den Segen des alten jüdischen Localgottes von Jerusalem, den Rachegott und Herrn der Heerschaaren herabflehen. Wenn der König Friedrich Wilhelm IV. diesen Herrn der Heerschaaren in seiner Unterhaltung erwähnte, dann sagte der alte Feldmarschall Wrangel (der damals Befehlshaber aller Truppen in den Marken war) mit verständnissinnigem Augenzwinkern: „Damit meint Er mir!“ — (H. v. Fircks.)

Die Erziehung zum Rechts- und Friedensbegriff.

Von Anfang an hat die internationale Friedensbewegung einen, vielleicht den Hauptgrund des ihr von der öffentlichen Meinung in fast allen civilisirten Ländern geleisteten, an und für sich vollkommen unverständlichen Widerstandes in der verkehrten, mit militärisch-chauvinistischen Tendenzen durchseuchten Jugenderziehung erkannt und an diesem Punkte den Hebel anzusetzen versucht. Dieser Widerstand ist im Wesentlichen, obwohl einzelne Schwätzer und Skribbler auch zum aktiven Angriff übergehen und sogar zu vergifteten Waffen greifen, passiver Art und macht weit mehr als den Eindruck des Böswilligen, den des Stumpfsinnigen, allein er lässt sich nicht zur Genüge aus den gewöhnlichen und allgemeinen Ursachen des passiven Widerstandes gegen neue, grosse Gedanken erklären. Denk- und andere Trägheit, Unfähigkeit, neue Vorstellungen in sich aufzunehmen und über die Spitze der eigenen Nase hinauszusehen, und andere berechtigte Eigenthümlichkeiten der grossen Masse sind zwar gewaltige Faktoren, um aber dem passiven Widerstande gegen ideale Bestrebungen die richtige Zähigkeit zu geben, muss das materielle Interesse, das, wenn auch nur vermeintliche, aber nächstliegende, greif- und sichtbare, in Zahlen darstellbare materielle Interesse dazu kommen. Dieses und zwar wirkliche und weitausschauende und dennoch zugleich nächstliegende, greif- und sichtbare in Zahlen darstellbare materielle Interesse aber steht auf Seiten der Friedensfreunde, und wirft sein Gewicht nicht zur Ver-

stärkung der Trägheit und Kurzsichtigkeit, sondern gegen dieselbe in die Wagschale, und trotzdem herrschen diese Faktoren weiter. Es ist eine Thatsache, dass die grosse Masse der der Friedensbewegung dumpf und stumpf und träge Widerstrebenden an den Erfolgen derselben ein weit grösseres materielles, unmittelbares, persönliches Interesse hätte, als die Meisten, wenn nicht Alle der an der Spitze und in den vordersten Reihen der Bewegung Stehenden und Streitenden. Das nächstliegende, persönliche Interesse, welches doch sonst über der Klugheit und Kurzsichtigkeit den Sieg davon trägt, ist hier machtlos. Es muss also hier hinter der Denkträgheit und Kurzsichtigkeit noch etwas anderes stecken, was ihnen im vorliegenden Falle eine besondere Widerstandskraft verleiht. So ist es in der That. Es ist die tiefgewurzelte Ueberzeugung von der Naturnothwendigkeit und Unabänderlichkeit des gegenwärtigen Zustandes, welcher der Denkträgheit und Kurzsichtigkeit zu Hilfe kommt, und selbst den gewaltigen und sonst nur zu oft und zu allgemein siegreichen Trieb nach der Wahrung des materiellen Interesses lähmt und in den Hintergrund drängt. Diese tiefgewurzelte Ueberzeugung aber wird erhalten und fortwährend verstärkt durch die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts; durch die Erziehung im allerweitesten Sinne, durch die Erziehung in Schule und Haus, aber auch durch die Erziehung in der Gesellschaft und im praktischen Leben vermöge aller Eindrücke und Einflüsse, welche die jugendliche und auch die schon nicht mehr jugendliche Seele zu leiten und zu gestalten im Stande sind. Auf hundert Wegen wird das Gift der Rohheit und Blutgier, der falschen Ehre, des Militarismus und Chauvinismus eingeführt, absichtlich und systematisch oder zufällig und nebenbei, mit andern, hohen und edlen Empfindungen vermischt und diese verfälschend: auf hundert Wegen muss es ausgeschieden und überwunden werden. Das mündliche Wort, der Brief, das Flug- und das Zeitungsblatt, das dünne Heft, die unterhaltende Lectüre, das ernste wissenschaftliche Werk, der Pinsel, der Meisel, die Saiten, Tribüne und Lehrstuhl, Kanzel und Bühne, Ernst und Scherz, Mahnung und Spott — Alles, was sich der Verbreitung und Vertiefung des frevelhaften und unsinnigen Kriegsgedankens schuldig gemacht hat, muss für die Friedensbestrebungen in Anspruch genommen und ihnen dienstbar gemacht werden, viel, viel mehr, als es bisher geschehen ist, in immer steigendem Masse.

Aber die Friedensbestrebungen müssen nicht nur dem Militarismus und Chauvinismus auf seinen eigenen Pfaden nachgehen und entgegentreten, sie müssen sich auch ihre eigenen neuen suchen, auf denen sie in Kopf und Herz der heranwachsenden Geschlechter eindringen können. Auch in dieser Beziehung ist bereits ein glückverheissender Anfang gemacht. Es hat sich eine Organisation gebildet zu dem Zwecke, die Bekanntschaft der Jugend der verschiedenen Nationen mit einander zu vermitteln und zu fördern und dadurch auf die wirksamste Weise die im letzten Grunde auf Unwissenheit und gegenseitige Unkenntniss beruhenden, nur zu oft in böser Absicht förmlich gepflegten Vorurtheile und Hassgefühle zwischen Volk und Volk zu vernichten. Dies soll zunächst durch eine planmässig betriebene, immer mehr ausgedehnte Correspondenz zwischen jungen Leuten verschiedener Nationalität geschehen. Eine noch stärkere Wirkung in dieser Richtung würde durch eine Vermehrung der persönlichen Berührungen erzielt werden, welche z. B., woran auch schon gearbeitet wird, dadurch herbeigeführt werden kann, dass Familien verschiedener Nationalitäten in ungefähr gleichen gesellschaftlichen Verhältnissen ihre heranwachsenden Kinder auf einige Wochen oder Monate oder nach Befinden der Umstände auf noch längere Zeit zu gegenseitigem Besuche austauschen und bei sich aufnehmen — zum Vortheil für alle Betheiligten, ganz abgesehen vom Friedenszwecke. Wenn es dann anstatt der tausenden solche

Correspondenzen, welche jetzt zwischen England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, den skandinavischen Ländern und Italien bestehen, deren zehn- und hunderttausende giebt, und wenn immer mehr junge Leute nicht nur als Touristen, sondern als Gäste und halbe Familienmitglieder in das Ausland geschickt werden, dann wird erwartet werden dürfen, dass so manches Samenkorn grundlosen nationalen Hasses und ebenso grundloser nationaler Ueberhebung, welches vermittelst „patriotischer“ Lesebücher, „patriotischer“ Feierlichkeiten und Festreden und „patriotischer“ eigens zu diesem Zweck gedichteter Lieder und auf welche Weise sonst in die junge Seele gesenkt wird, zertreten und von besseren, edleren und vor allen Dingen richtigeren und wahreren Anschauungen erstickt wird. Wenn nicht jeder, und selbst wenn nicht der grösste, so wird doch ein grosser Theil derjenigen, welche in dieser Art mit den Angehörigen anderer Nationen in Gedankenaustausch und persönliche Berührung getreten sind, für den Gedanken der Völkerfriedfertigung empfänglich werden und bleiben und seinen Stolz daran setzen und seine Pflicht gegen die eigene Nation und gegen die eigenen Angehörigen und Berufskollegen darin erblicken, an seinem Theile für die Völkerfriedfertigung weiter zu arbeiten. Alle diese werden Mittelpunkte kleinerer und grösserer Kreise bilden, von der dieser Gedanke ausstrahlt, und von denen aus die grosse und schlichte und dennoch immer so verkannte Wahrheit verbreitet wird, dass die Völker etwas Höheres und zugleich Vortheilhafteres zu thun haben, als sich gegenseitig zu zerfleischen, oder auch nur misstrauisch und bis an die Zähne bewaffnet gegeneinander auf der Lauer zu liegen und dabei mit all den unermesslichen Opfern, welche sie an ihrem sauer erworbenen Vermögen bringen, in vielen Ländern wenigstens, nichts Anderes erzielen, als die unwürdige und lächerliche Rolle von Stützen eines volkswidrigen Systems und Knechten und Ausbeutungsgegenständen enger Kreise, welche aus den gegenwärtigen Verhältnissen Nutzen ziehen, zu spielen.

Das Werk muss eben mit allen Mitteln und auf allen Wegen von allen Seiten her angegriffen werden, und es wird sich noch manche Weise entdecken lassen, auf welche das an diesem oder jenem Punkte geschehen kann. Das grosse, breite, allgemeine Feld der Thätigkeit ist und bleibt aber natürlich dort, wo die heranwachsende Jugend die stärksten und meisten Eindrücke überhaupt empfängt: Schule und Haus. Hierher müssen die Friedensbestrebungen ihr Augenmerk und ihre Anstrengungen an erster Stelle richten, hier muss aber auch mit grösster Sorgfalt darauf gesehen werden, dass der Eifer nicht zu falschen und über das Ziel hinausschiessenden Massregeln verleite, welche die grosse Sache nicht nur äusserlich compromittiren und ihr manchen Gegner schaffen, der sonst ein tüchtiger Freund hätte werden können, sondern sie auch in ihrem innersten Wesen schädigen.

Es sind hie und da schon Stimmen laut geworden, welche verlangen, dass die leitenden Gedanken der Friedensbewegung dem Kinde, wenn nicht schon mit der Muttermilch, aber wenigstens vom ersten Augenblick selbstständigen Denkens und Handelns an beigebracht werden. Diese Stimmen verwerfen alle kriegerischen und militärischen Liebhabereien und Spiele, wie sie bei Knaben im ersten und vielleicht noch im Beginn des zweiten Jahrzehnts gang und gäbe sind. Der Wunsch, diese Liebhabereien und Spiele zu unterdrücken, entspringt einem pedantischen oberflächlichen Doctrinarismus und steht im Widerspruche mit den grossen und wenigen Thatsachen und Gesetzen der menschlichen Entwicklung, jenen Thatsachen und Gesetzen, welche für die gesammte Menschheit gelten und sich daneben fortwährend im Einzelnen wiederholen, bei den einzelnen Völkern wie bei den einzelnen Personen, das sichere Zeichen, dass sie echt sind und nicht ungestraft übertreten werden.

Die Menschheit auf der frühesten Stufe der Entwickelung kennt den Rechtsbegriff und den Begriff eines Rechtsverhältnisses zu andern überhaupt nicht, und lange nachdem sich bereits Rechtsgemeinschaften in Familie, Gemeinde und Staat ausgebildet haben und sogar völkerrechtliche Grundsätze, wie Abschliessung von Verträgen u. s. w. zwischen verschiedenen Staaten geläufig geworden sind, ist der Gedanke, dass die letzte Grundlage der Beziehungen zu einem fremden Staate eine andere sein könnte, als der Krieg, noch völlig ausgeschlossen. Von Hektor und Achilles, von Siegfried und Hagen würde dem Vorschlag eines allgemeinen ständigen Schiedsgerichts ungefähr dasselbe Verständniss entgegengebracht worden sein, wie einem Vortrag über die Berechnung der Kometenbahnen oder über das Verhältniss des Hegel'schen Dinges an sich zur Philosophie des Unbewussten, und doch gab es damals schon ein Völkerrecht und Verhandlungen von Staat zu Staat. In jenen Zeiten war eben Muth, physischer Muth noch in der That die oberste und fast einzige Tugend, und jede andere konnte sich nur durch ihn und mit ihm zur Geltung und Anerkennung bringen; also war es undenkbar, den Weg, auf welchem allein Muth und Kraft zur vollen Geltung kommen, für die Entscheidung von Streitigkeiten in den Hintergrund zu drängen oder gar grundsätzlich auszuschliessen. Eine wie lange Culturentwickelung musste vorausgehen, bis die Gedanken der Friedensbewegung zum ersten Male auf einem so beschränkten Gebiete wie dem des Amphiktyonenbundes eine flüchtige praktische Geltung erhielten!

Der einzelne Mensch, auch der Erbe einer vieltausendjährigen Cultur, in deren Vollbesitz er in jungen Jahren zu treten berufen ist, muss doch, in unendlich abgekürzten Zeiträumen, die ganze Reihenfolge derselben Entwickelung durchmachen. Es giebt einen Abschnitt im Leben jedes Knaben, wo er, bereits im vollen Bewusstsein handelnd, den physischen Muth als die höchste Tugend empfindet und, sofern er an Leib und Seele gesund ist, seine Lebenskraft und Lebenslust am liebsten im Kampfe äussert. Auf dieser Stufe der Entwicklung hält der Knabe den Kriegsruhm ebenso selbstverständlich und naturgemäss für den höchsten, wenn nicht einzigen, wie es die alten Einherier und Wikinger, wie es Unkas und die grosse Schlange thaten; er begeistert sich an Kriegsliedern und Schlachtberichten und trägt diese Vorstellungen und Schwärmereien in seine Beschäftigungen und Träume und Spiele hinein. In dieser Kampflust kommen sicherlich auch schon die hässlichen und selbstsüchtigen Triebe zum Ausdruck, aber auch die schönsten und edelsten, Ritterlichkeit, Rechtsgefühl und Alles, was damit zusammenhängt. Eine Unterdrückung der Kampflust, selbst auf gütlichstem Wege, würde daher ein Eingriff, ein verhängnissvoller Eingriff in den von der Natur selbst vorgeschriebenen Entwickelungsgang sein, sie würde in dem kindlichen Gemüthe eine Lücke machen, die genügend auszufüllen nichts vorhanden ist, sie würde den Knaben an seinen natürlichsten und berechtigtsten und besten Empfindungen irre machen, und die edleren Regungen aller Wahrscheinlichkeit nach mehr verkümmern als die andern.*) Ein solcher Eingriff ist auch von keinem Gesichtspunkt aus nothwendig. Die ungehinderte Entfaltung einer für ein gewisses Lebensalter naturgemässen Vorstellung und Neigung verbürgt keineswegs eine Vorherrschaft derselben in späterer Zeit. Es ist durchaus nicht gesagt, dass ein Knabe, der bis zu seinem zehnten Lebensjahre leidenschaftlich Soldat spielt und Kriegslectüre jeder andern vorzieht, einen dauernden Hang zum Militarismus und Chauvinismus davon zurückbehalten werde, ebensowenig wie ein Mädchen, welches ihr Puppenspiel mit dem heiligsten Ernste betreibt, dadurch zu irgend einem anderen Berufe weniger geschickt wird; oder, wie ein hervorragender

*) Zu diesen Ausführungen unseres geschätzten Mitarbeiters behalten wir uns eine Entgegnung vor. D. R.

Friedensfreund es treffend ausdrückt, wir werden deshalb, dass wir noch so leidenschaftlich Räuber und Prinzessin spielen, weder Räuber noch Prinzessinnen.

(Schluss folgt.)

Naumburg a. S. **Richard Reuter.**

Zeitschau.

Wien, Ende April 1898.

Die erschütterndste Nachricht aus den Begebnissen dieses Monats steht schon als Trauernachricht am Kopfe dieses Heftes: Der Krieg ist ausgebrochen. Niemand anderer als die kleine verstreute Schaar der Friedenskämpfer fasst solch hunderttausendfaches Todesurtheil, solch blutiges, wildes, jammervolles decretiertes Elend als Unglück an. Und noch weniger fassen es die Leute als Verbrechen auf. Ereigniss ist's — ein hochinteressantes, passionierendes, weltbewegendes, historisch-entscheidendes: so wird es allgemein hingenommen, um nicht zu sagen — begrüsst. Dass etwas brutales, schlechtes und gewissenloses in der Menschenschlächterei enthalten ist, das fühlt wohl jeder instinctiv und daher wird — je nach Ansicht und Sympathie — entweder auf den einen oder auf den andern Theil der kriegführenden Parteien aller anklagende Tadel losgelassen: „Diese Amerikaner! welche Infamie — welcher Bruch des Völkerrechts — welche Habgier! u. s. w.“ — oder „Diese Spanier! welche Misswirthschaft, welche Grausamkeiten, welche Tücke in der Vernichtung der Maine . . .“ Und über diese heftige Parteinahme, wer im Recht, wer im Unrecht sei, wessen Sieg der nützlichere, wessen Niederlage die beklagenswerthere wäre, schwindet wieder ganz das dämmernde Bewusstsein, dass der Krieg an sich das Grausame, das Entsetzliche, das Unsinnige ist. Jene Parteinahme, die alle Zeitungsleser und Bierbankpolitiker und Saloncommentatoren in zwei Lager theilt, ist nicht einmal spontan und selbständig, sondern sie wird nach bewährter Methode gemacht. Es werden Parolen ausgegeben; je nach Wunsch der Regierungen oder der Parteien wird von der Presse die Stimmung geschaffen. Die geläufigste Version ist jetzt die: „die Amerikaner speculieren — und speculierten schon lang — auf den Besitz von Cuba, daher die brutale, agressive Herausforderung an das arme Spanien, das ja nicht anders kann und darf, als seinen Besitz vertheidigen“. — Dem gegenüber ist's doch gut, die Stelle aus der Präsidentbotschaft ins Gedächtniss zu rufen, welche die Absichten der Union in betreff auf Cuba präcisiert:

> *§ 4. „Die Vereinigten Staaten weisen hierdurch jede Absicht oder jede Neigung zurück, über besagte Insel irgend eine Souveränität, Gerichtsbarkeit oder Controlle auszuüben, ausser um deren Friedfertigung zu bewirken, und sie erklären entschlossen zu sein, die Regierung und die Controlle der Insel ihrer Bevölkerung zu überlassen, sobald die Friedfertigung hergestellt sein wird.“*

Ein amerikanischer Staatsmann veröffentlichte im pariser Figaro (die französische „bien pensante“ benannte Presse nimmt auch für Spanien Partei) einen Protestaufsatz gegen die vielen der amerikanischen Intervention unterschobenen Eigennutz-Motive: „Warum will man denn nicht glauben, dass wir den Krieg aus Gründen der Humanität führen wollen, und in der Absicht, unserem Lande die Ruhe zurückzugeben, unserem Lande, in welchem der Krieg grundsätzlich verabscheut wird, und wo nur nach friedlichen Fortschritten gestrebt wird?“

Aber auch dagegen verwahren sich die echten Friedensfreunde: Aus Humanität lässt man nicht die inhumane Furie los. Dass es so gekommen, wie es kam, ist nicht der Sieg der kriegsverabscheuenden Elemente der neuen Welt, denn die kämpften (Mac-Kinley, Sherman etc. an der Spitze) monatelang

gegen den Ansturm der Jingoes: es ist der Sieg der Jingoes. Spanien hätte sich auf eine andere Weise als durch Krieg zu einem Verzicht auf die cubanische Souveränität zwingen lassen können — die Intervention des Papstes, der Mächte hätte nicht dürfen so schroff ignoriert, sondern im Gegentheil ausgenützt werden. Wirkliche Kriegsverabscheuung, wirkliche Humanität muss andere Wege finden zur Befreiung von Mordgreuel — andere jedenfalls, als das Loslassen hundertfach ärgerer Greuel. Die Welt ist eben noch dreiviertel kriegerisch — der Friedensgedanke hat sich noch nicht zur Uebermacht, zur widerspruchslosen Zielsicherheit emporgearbeitet. Er meldet sich erst schüchtern und zagend und stützt sich nicht auf seine sicherste Grundlage: die Freiheit. Wenn die „Mächte“ miteinander conzertieren und intervenieren, um einen Krieg zu verhindern, so gelingt ihnen das nicht, weil sie nicht vorbehaltlos und daher nicht energisch vorgehen und weil sie es vermeiden, die wirklich widerspruchslose Prämisse auszusprechen, aus welcher sich die Friedfertigung zwingend ergeben musste: „Es darf nicht unterdrückt werden“ — Völkergruppen sollen freies Selbstbestimmungsrecht haben — Gewalt, Mord, Grausamkeit dürfe nicht geübt werden; wo immer Einer solches üben will, fallen wir ihm alle in den Arm.“ Das ward weder bei Creta, noch bei Cuba gesagt und dann brachen, trotz der Vorstellungen der Mächte, die Katastrophen herein. Ueber Frieden berathen? Wenn das geschieht, wer hat da in offiziellen Berathungen das grosse Wort zu sprechen? Die Kriegs- und die Marineminister. Wenn das Bedürfniss nach Abwendung der Kriege so fortwächst, wie es sichtbar in letzter Zeit gewachsen ist, so wird das Organ hierzu immer dringlicher gebraucht und F r i e d e n s m i n i s t e r i e n müssen eingesetzt werden. Und ein neues Verständniss müsste den menschlichen Gehirnen aufgehen; das volle, helle, rückhaltlose Verständniss des ältesten aller Gebote: Du sollst nicht tödten.

*

Wie die Millionen zu „patriotischen“ Zwecken jetzt nur so fliegen. Die spanischen Granden und amerikanischen Miliardäre wetteifern mit Spenden für Mordschiffe und Meuchelmordschiff-Ausrüstungen. Oder wären Torpedos, die unterseeisch schleichend die Friedensschiffe — gleich wie mit einem Bravodolchstoss — mit einem Schlag vernichten, nicht meuchelhaft? Nun denn, zu diesem Zwecke werden die Opfer — auch von zarten Frauenhänden — enthusiastisch gebracht: für die heilige Friedenspropaganda aber, da hat noch niemand grosse Summen schenken wollen. Und man denke nur, wenn genug Mittel dagewesen wären, die Friedenspartei und ihre Presse zu stärken — die Jingoes hätten nicht siegen können. Wenn man denkt: an der Ratification des englisch-amerikanischen Schiedsgerichtvertrags fehlten drei Stimmen zur Zweidrittel-Majorität. Wie wenig würde die Friedenspartei also brauchen, um genügend stark an Zahl und Einfluss zu sein — aber dieses wenige wird ihr verweigert. Und verweigert von Solchen, die immer bekennen, dass sie ja im Innern vollkommen einverstanden mit unsern Zielen sind.

*

Kaperei — also S e e r ä u b e r e i: das ist's, worauf nun unsere „zivilisierten“ Zeitgenossen ausgehen; und die Leute s c h ä m e n sich nicht, darüber zu berichten und zu verhandeln! Aus Cadix meldet eine Depesche vom 28. April: „Der neue Torpedo-Zerstörer „Destructor“ mit drei Torpedobooten fuhr gestern gegen Osten aus; vielleicht, wie vermuthet wird, um die Yachten amerikanischer Millionäre im Mittelmeer zu kapern.“ — Die Legitimität des Krieges, ihr unpractischen Träumer, muss aufrecht erhalten werden, damit die Völker ihre idealen und ihre materiellen Güter vertheidigen können. So sagen die weisen Practiker — d a r u n t e r b e s o n d e r s d i e M i l l i o n ä r e — zu den Streitern für internationalen Rechtszustand — und nun kapert man ihnen ihre

Vergnügungsschiffe ... Das ist wohl practischer Sinn? Doch wenn es nur beim Kapern bliebe; aber Depeschen wie folgende — wer kann die lesen, ohne bis in die Seele zu erschauern: „Die Cubaner wollen die Hafenstädte der Insel in Brand stecken." — Die amerikanischen Schiffe bombardirten gestern Matanzas". — Um alle Hafenstädte werden Minen gelegt . . . Sieht man da nicht die Flammen zum Himmel steigen, hört man nicht das Wehgeschrei der von ihren Heimstätten Aufgeschreckten? Während wir dieses schreiben (28. April) ist noch keine Meldung einer Seeschlacht eingetroffen: was es aber heissen wird, wenn zwei Escadres von Schiffen aneinander stossen, ausgerütset nach der neuesten, noch nie erprobten Technik . . . das übersteigt alle Einbildungskraft. Sieg und Niederlage kann schwerlich das Ergebniss eines solchen Duelles sein, sondern einfach das Versinken ins Meer der beiden Gegner. Freilich erst nach ein paar Höllenstunden: zerfetzte, verstümmelte, schmerzbrüllende Matrosen mitten unter krachenden, sinkenden, platzenden Trümmern, bis der Gnadenschuss eines Torpedobootes den ganzen Jammerbau (der gar theuere, dem Volke abgepresste Millionen gekostet, der mit Champagner getauft und von Priesterhand gesegnet worden!) in die Tiefe schleudert. Für den Nachrichtentheil der Blätter zwei recht unbedeutende Zeilen.

*

Dagegen soll hier auch folgende Depesche vom 28. April hervorgehoben werden. Berlin: Ein Petersburger Correspondent theilt dem „Berl. Tagebl." unter allem Vorbehalt mit, dass dort das Gerücht cursire, die Mächte seien auf Grund einer spanischen Circularnote in einen Meinungsaustausch zum Zwecke der Beilegung des Krieges durch ein Schiedsgericht eingetreten; die Vorschläge seien in den nächsten Tagen zu erwarten." Wenn es sich auch nicht bewahrheitet: schon das Gerücht ist ein Ding, das vor 20 Jahren unter solchen Umständen nicht aufgetaucht wäre. Der Begriff Schiedsgericht schafft sich doch immer mehr Raum. Vielleicht ist auch die ganze Nachricht falsch — vielleicht entstand nicht einmal das Gerücht, sondern es ist eine Tendenz-Friedens-Hetze des betreffenden Journalisten? Selbst das wäre ein günstiges Zeichen der Zeit. Käme die Presse einmal in dieses Fahrwasser, dann gäbe es keine Jingo-Siege mehr. Bewahrheitet sich aber die Nachricht, dann ist auch nur wieder die geschulte Phantasie der Friedensfreunde imstande, sich die Segenstragweite davon vorzustellen. Wie viel Ruin, wie viel Unglück, wie viel unausdenkbare Qual könnte durch solch eine rechtzeitige Action erspart werden und welcher Triumph für unsere Principien und damit — wie viel verhütetes Zukunfts-Unglück!

*

Das Telectroscop! Also wieder eine Zauber-Errungenschaft des menschlichen Erfindergenies. Zur Hebung unserer Lebensgenüsse, unserer Reichthümer stellen sich da die Feen Electricität und Licht von neuem in unsern Dienst. Nicht nur das Wort und den Gedanken werden jetzt die erdumspannenden Drähte in Secundendauer weitergeben, sondern das Bild — das Leben, das farbige Leben selber. Die Flugmaschine wird nun auch nicht mehr lange auf sich warten lassen: überall fügen sich der Stoff und die berechneten Naturkräfte, um die Zeit- und Raumentfernungen aufzuheben, um ungeahnte Schätze uns zu erschliessen. Und was thut die dankbare Menschheit? Sie beeilt sich wohl mit freudigem Stolze, die neuen Entdeckungen auszuarbeiten, sie errichtet Versuchsplätze für Buttenstedts Flugmaschinen — sie stellt den Erfindern die Mittel zum Ausbau der gemachten, zur Erleichterung der noch zu machenden Erfindungen zur Verfügung, sie wird von Freude gehoben über das glücksverbürgende Fortschreiten des modernen Forschergeistes, sie ... sie

rüstet ein Corps von Sioux-Indianern aus und stellt es unter das Commando des „gefleckten Elch“! . . .

*

Der Prozess Zola-Esterhazy-Dreyfus wird noch einmal aufgenommen werden. Der pariser Cassationshof hat das erste Urtheil — eines Formfehlers halber — aufgehoben — und das Kriegsgericht tritt nun neuerdings als Kläger gegen Zola auf. Von „J'accuse“, dem 12 Spalten langen Artikel sind drei Zeilen stehen geblieben. Der Wahrheit soll noch geringerer Spielraum gelassen werden und doch wird sie sich vielleicht diesmal Bahn brechen. Es haben Manche, die da wissen, geredet. Die Sensation dieses vierten Prozesses wäre eine ungeheuere gewesen, wenn nicht der amerikanisch-spanische Krieg die Gemüther gefangen hielte. Dieses gewisse Gemeinsamkeitsdenken der ganzen Culturwelt, welches in den letzten Jahren entstanden ist, lässt sich nicht gleichzeitig von mehreren Gegenständen erfüllen. Doch ist der Kampf, der sich um die Dreyfus-Sache abspielt, vielleicht nicht minder wichtig als der Kampf um Cuba. Auf dem Spiele steht bei beiden die grosse Alternative: Recht oder Gewalt.

*

In Italien sind Aufstände ausgebrochen. Der Name des dortigen Insurgentenführers, ein gar böser Hetzer, ist — Hunger. Die Regierung versucht, ihn mit Kolbenschläge zur Ruhe zu bringen. „Pazifizieren“ heisst das in der offiziellen Sprache. Nun, mit den Hungrigen könnte man allenfalls fertig werden, denn die haben ja an sich nicht viel Muskelkraft und nicht viel geistige Energie und nicht viel gesellschaftlichen Einfluss. Aber heutzutage ist neben den Hungernden eine ganze Schaar von Gesättigten erstanden, die nicht hungern sehen wollen, und die halten zu den armen Aufwieglern. Leute, die um 70 bis 100 Centesimi 10 Stunden lang in den Reissümpfen stehen, sich von Blutegeln aussaugen lassen müssen, die machen Strike! Unerhört. Dann werden sie eingesperrt. Das geschieht in Bologna. Ein Seitenstück zu den Schwefelgrubenarbeitern in Sizilien. In der römischen Campagna mahlen sich die Leute, wie zu Homer's Zeiten, das Maismehl mit der Hand und haben nicht einmal Geld, sich Salz zu kaufen. — Und da ging man nach Afrika auf Colonialabenteuer; wäre vielleicht noch einmal hingegangen, wenn das Volk nicht so verzweifelt gegen Neueinschiffungen protestiert hätte. — Die jetzigen Aufstände der hungrigen Bauern in Italien und der Versuch der italienischen Regierung, durch Einsperren und Erschiessen zu calmieren, sowie die eingeleiteten Verfolgungen der Publizisten — voran Malatesta — die sich um die Beklagenswerthen annehmen, alles dies wird neuerdings zu einer grossen internationalen Action Anlass geben, welche zeigen wird, dass die gleichen Interessen, die gleichen Weltanschauungen über alle Grenzen hinweg solidarisch sind und dadurch ersteht eine Macht, die es fürderhin den Regierungen unmöglich machen wird, im eigenen Lande unbehelligt gewaltthätig zu sein.

*

Der wahnsinnige Krieg, der sich da in der neuen Welt abspielt, sollte allen Kriegsfeinden zum Ansporn dienen, sich energisch aufzuraffen, auf dass doch hier ein Staatenbund entstehe, dass hier zechtzeitig dem Ausbruch eines europäischen Krieges vorgebeugt werde. Alle Friedensfreunde an Bord!

Bertha v. Suttner.

Leier und Palme.

Maien-Hauch.

Der erste, linde Maien-Hauch
Zieht friedlich her — und Qualm und Rauch
Entweichen dem balsam'schen Hauch
Wie Winterfrost der Sonne.
Dem Guten weicht, was bös' und schlecht,
Und über's menschliche Geschlecht
Zieht „Völkerfrieden", „Völkerrecht":
Ein Hauch voll Lieb' und Wonne.

Es ist der Hauch vom ersten Mai,
Er macht das Herz uns leicht und frei,
Und Jubel nur, nicht Kriegsgeschrei
Entschlüpfet uns'rer Seele.
Ein Hauch ist nur ein Hauch, gering,
Und doch genug, dass er bezwing'
Der Fehde, Feindschaft weiten Ring
Und alle Kriegsbefehle.

Verabscheut sei des Krieges Noth,
Der Massenmord, des Blutes Roth,
Kanonendonner, Heldentod,
Die alte, falsche Phrase.
Des „Friedens" Purpur-Dämmerlicht
Unhemmbar in die Herzen bricht,
Und fern ist mehr den Völkern nicht
Des Friedens Glanz-Oase.

Oh Maienhauch und Lenzesschein!
Ihr dringt in uns're Herzen ein,
D'rum soll so recht willkommen sein
Des „Völkerfrühlings" Sonne.
Der Völkerhass ist ungerecht
Und übers menschliche Geschlecht
Zieh' „Völkerfrieden", „Völkerrecht":
Ein Hauch voll Lieb' und Wonne.

Budapest, den 2. April 1898.

Marcell Schwartz-Deák.

Immer mehr!

Allüberall Geschrei nach Brot,
Vom Atlas bis Archangel!
In halb Europa Hungersnoth,
Im halben bitt'rer Mangel!
Die Scheuern leer, die Steuern schwer,
Die Ernten schlecht gerathen.
Doch immer mehr und immer mehr
Und immer mehr Soldaten!

Geld her für Pulver und für Blei,
Für Reiter und für Rosse!
Chassepots, Zündnadeln, allerlei
Weittragende Geschosse!
Dem Kaiser Geld! Dem Papste Geld!
Nur immer frisch von hinten
Geladen! Denn der Lauf der Welt
Hängt ab vom Lauf der Flinten.

Georg Herwegh (1840).

Gegen die Friedensbewegung.

(Diese Stelle bleibt den Vertheidigern des Kriegsgedankens allzeit offen.)
(Audiatur et altera pars.)

Der Krieg wird vom Fortschritt nicht gewollt, er ist im Widerspruch mit dem allgemeinen Recht, aber die Geschichte beweist, dass es unvermeidlich sei. — Die Milizheere sind eine sehr schöne Theorie, aber in der Praxis wäre — dank den Eisenbahnen und Telegraphen — das Land ein Raub der Invasion und der Plünderung, da die Nation sich organisirt hätte, um kämpfen zu können. Ich bin zu sehr den Illusionen abgeneigt, um zu hoffen, dass angesichts der wirthschaftlichen Interessen des Volkes und der Parteikämpfe die Möglichkeit eines Krieges verhindert werden könnte. Die jetzige Weltlage zeigt uns ein Europa mit wimmelnder Bevölkerung, während dessen Industrie im allgemeinen durch einen den Export überwiegenden Import unterdrückt wird, der aus Amerika und Asien kommt. Es ist zu fürchten, dass irgend eine Nation verzweifelt einen Streit vom Zaune bricht — wie dies die Bankhäuser thun, vor dem Zusammenbruch.

Was die Mittel betrifft, um zu einer Lösung zu gelangen, so gestehe ich meine Unwissenheit — ich wüsste keine.

General Thaon di Revel.

(Auszug aus der Antwort auf die Enquête der „Vita Internazionale.")

Der spanisch-amerikanische Conflict und die „Friedensliga.“

„Hic Cuba, hic salta! könnte man den internationalen Friedens-, Schiedsgerichts- und Völkerverbrüderungsaposteln mit einem gewissen Recht zurufen. Die Ironie der Weltgeschichte bleibt diesen Leuten nicht erspart. Realpolitische Einwendungen gegen die Gangbarkeit des von ihnen nach dem idealen Ziele eingeschlagenen Weges wollten sie, solange die Controverse sich auf dem Gebiete bloss akademischer Erörterungen bewegte, nicht gelten lassen. Jetzt kommt die Macht der Thatsachen und bläst ihre Prämissen wie Kartenhäuser um. Die Friedensligisten aber haben als Antwort auf dieses Fiasko ihrer Theorien in dem schwebenden Conflict nur ein peinlich verlegenes Schweigen. Minder schwärmerische, dafür aber um so praktischere Politiker betonen unabänderlich, dass die Schiedsgerichtsidee nur ganz minimalen Werth besitze, da um blosser Kleinigkeiten willen die Völker sowieso nicht zum Kriege schreiten, in Fragen aber, wo es sich um nationale Lebensinteressen ersten Ranges handelt, niemals sich von einem Dritten dreinreden lassen werden, und wäre es der denkbar weiseste internationale Friedensareopag. Amerika will den Spaniern die Perle der Antillen unter allen Umständen entreissen, Spanien aber seinen westindischen Colonialbesitz unter keinen Umständen gutwillig fahren lassen. An dieser Unversöhnlichkeit der Gegensätze müsste jede schiedsgerichtliche Action scheitern, da eine solche doch nur über moralische Autorität verfügt und der materiellen Machtmittel gänzlich entbehrt, welche nöthig wären, um die Respectirung des Schiedsgerichts eventualiter zu erzwingen. Wie auch die Dinge sich weiter entwickeln mögen, an der Thatsache wird nicht zu rütteln sein, dass die Panacee des ewigen Friedens, die Erledigung internationaler Differenzen im Wege des schiedsrichterlichen Spruches, bei diesem Anlass ihre absolute Unzulänglichkeit dargethan hat.“

(Berl. Polit. Nachrichten.)

*

Unseren badischen „Schwärmern“.

Es war doch recht gut, dass das Flottengesetz vom deutschen Reichstag mit so grosser Mehrheit angenommen wurde. Eine Ablehnung oder ein knapper Erfolg hätte einen unerwünschten politischen Eindruck im Auslande hervorgerufen. Man lauert ja, vornehmlich in Frankreich, auf jedes geringste Anzeichen von Zersplitterung und von Abschwächung des nationalen Gefühls in Deutschland. Leider hat die neue badische Kammermehrheit, indem sie den bekannten Werrschen Antrag, wenn auch nur mit einer Stimme Mehrheit, zum Beschluss erhob, den Chauvinisten jenseits des Rheins einen Brocken hingeworfen, an dem diese heute noch ihre Freude haben. Bekanntlich musste die jetzige badische Kammermehrheit, die mit ihrem Beschluss der glänzenden Tradition der badischen Landstände und dem gesunden Empfinden der Mehrheit des badischen Volkes so gröblich zuwidergehandelt hat, sich sofort nach frischer That von einem Pariser Sozialdemokratenblatt sagen lassen, dass ein solcher Antrag und ein solcher Beschluss in Frankreich unmöglich wäre. Mit dieser Kritik ging natürlich die Ausbeutung der unverzeihlichen Handlungsweise unserer Ultramotanen, Sozialdemokraten und Freisinndemokraten Hand in Hand. Erst vor kurzem wieder veröffentlichte „Le Petit Parisien“ einen Leitartikel „L'Ennemi Héréditaire“, in welchem Kapital aus dem Kammerbeschluss geschlagen wird.

Da wird als Mittelpunkt der glorreichen Aktion der Abgeordnete Monsieur Benedez (lies Venedey) gefeiert, dem darob die Schamröthe in das demokratische Gesicht steigen sollte. Da ist die Rede von einem Protest gegen die Verrohung (!) der sanfteren Sitten der Süddeutschen durch den Einfluss der Norddeutschen. Die Süddeutschen beginnen, das Vasallenverhältniss (!) zu Preussen dumm und unbequem zu finden, sie murren über die Opfer, die ihnen die Einheit Deutschlands auferlegt, in der ihre alten Einrichtungen mehr und mehr untergehen, ja sie erinnern sich vielleicht mit Wehmuth (!) der Zeit, wo der Rhein die Grenze war, welche die Franzosen so oft überschritten, um die Städte zu besuchen, die an ihm liegen. (Ils regrettent peut-être aussi le temps, où le Rhin était une frontière que les Français franchissaient souvent pour aller séjourner dans les villes qui le bordent.) Von den Besuchen der

Franzosen reden in Baden allerdings die Steine!

Dann wird an die „Waffenbrüderschaft" der Süddeutschen und der Franzosen unter Napoleon I. erinnert, die unser Land im Interesse Frankreichs so viel Blut und Geld in aller Herren Ländern, in Russland und in Spanien, gekostet hat. Das Andenken an dieselbe sei noch nicht erloschen. Preussen und Süddeutsche hätten auch nicht die Spur einer Sympathie für einander empfunden, sie verabscheuten und hassten sich und Schlesien sei von Bayern und Württemberg wie Feindesland verwüstet worden. Solche Zeiten sind natürlich das Ideal des „Erbfeindes", der aus lauter Sympathie für uns Süddeutsche die Pfalz verwüstet und verbrannt hat und überhaupt im ganzen Lande Baden auf die glorreichen Spuren seiner Väter hinweisen kann! Der „Petit Parisien" schliesst auf Grund des traurigen Beschlusses der neuen badischen Kammermehrheit mit dem Bemerken, dass die Süddeutschen augenscheinlich schon Gewissensbisse empfinden und erkennen, dass nicht Frankreich, sondern Preussen der Erbfeind sei. (Evidemment, les Allemands du Sud se souviennent de tout cela et éprouvent aujourd'hui quelques remords. Ils le reconaissent: la France n'est pas pour eux l'ennemie héréditaire; cette ennemie serait plutôt la Prusse!)

Ob unsere „Friedensfreunde" und unsere Einstimmenmehrheit in der Kammer jetzt nicht auch Gewissensbisse empfinden, aber nicht über das „Unrecht", das wir 1870/71 den Franzosen angethan haben?

(Badische Landeszeitung.)

Gegen den Krieg.

(Citate aus der alten und neuen Literatur.)

Die Enquête. der „Vita Internazionale".

Wir haben in unserem vorigen Heft den Text der Rundfrage mitgetheilt, welche die beiden vornehmen Revuen „Vita internazionale" (Mailand) und „L'humanité nouvelle" veranstalten. Das Ergebniss wird jedenfalls beitragen, das grosse Problem „Militarismus und Krieg" zu erhellen. Da solches für die Leser von D. W. N. von hohem Interesse sein muss, so werden wir hier auszüglich über die eingegangenen Antworten berichten:

No. 7 der „Vita Internazionale" veröffentlicht die Briefe von Bischof Bonomelli, General Thaon die Revel*), Professor E. de Marchi, Abgeordneter Oberst Graf Marazzi; Ellis Hawelock. (Englischer Gelehrter und Publizist).

Bischof Bonomelli schreibt: „Ich werde glücklich sein an der erhabenen Aufgabe mich zu betheiligen, den Krieg — wenn nicht abzuschaffen — so doch zu verringern; den Krieg, diese schreckhafte Geisel, diese Schande der menschlichen Natur, diese unverständliche der menschlichen Vernunft angethane Insulte. Wenn es ein Werk giebt, dem die Priester der Religion ihre Mithilfe leihen sollen, so ist es wahrlich dieses . . ."

*) Siehe „Gegen die Friedensbewegung".

Hierauf beantwortet der Schreiber jeden einzelnen Punkt; besondere Beachtung verdient seine Beantwortung der Frage um die politischen Resultate: „Der Militarismus führt zur Dictatur, zu Staatsstreichen, zu Absolutismus."

Professor Emilio di Marchi thut dar, dass die Geschichte den Beweis liefert, dass die Strasse des Fortschritts in der Richtung liegt, wo die rohe Gewalt zurückweicht. Man trachte, dass das Princip der menschlichen Solidarität sich verbreite, und der Ruhm zu tödten und sich tödten zu lassen, wird von selbst verschwinden." „Was aber wird aus dem Militarismus, wenn dieser Ruhm ihn nicht aufrecht hält? An seiner Stelle — so schwebt mir vor — wird ein grosses Heer des Friedens erstehen, dessen glorreiche Mission es sein wird, die niedrigen und uncultivierten Völker am Kriegführen zu verhindern. Si vis pacem, para bellum sagte der Bürger des Alterthums. Der moderne Bürger, mit neuen Waffen und neuer Disciplinen, wird wahrlich beitragen, die gemeinsame Kultur gegen die Anschläge wilder Instincte und gegen die Gefahren der Natur zu erhalten und zu vertheidigen. Es scheint mir nichts undenkbares darin, wenn man sich vorstellt, dass diese neue Armee sich

noch mittels Recrutierung bilde und durch eine Disciplin erhalte, die von der gegenwärtigen nicht weit entfernt ist; aber der Zweck ihres Bestehens wird nicht mehr der alte sein. Während jetzt der Soldat darnach strebt, Krieg zu führen, wird der neue Soldat darnach streben den Krieg zu verhindern. Heute ist es ruhmvoll todtzuschlagen; morgen, mit einer neuen Poesie, und einem neuen geistigen und physischen Eifer wird er trachten mit Leben zu erfüllen, was unfruchtbar daliegt auf den Feldern und in den Massen . . .“

Conte Marazzi spricht in einem sehr langen Aufsatz bald für, bald gegen den Krieg. Was er in zwanzig Zeilen behauptet, hebt er in den nächsten zwanzig Zeilen auf. Der letzte Absatz beweist, dass trotz der bösen Dinge, die der Schreiber gegen die Greuel des Krieges vorbringt, er im Grunde doch nichts positives zu seiner Abschaffung beitragen will: „Der Krieg ist eine entsetzliche Thatsache; und ihn zu verhindern ist ein eminent civilisirtes Werk; aber da er in dem Komplex der Menschenexistenz bisher verharrt hat und noch verharrt, so muss man zugeben, dass er ein Phänomen ist, welches, bis jetzt wenigstens, als unvermeidlich erkannt ist — so wie der Mensch nun einmal ist und war. Bessern wir die Menschheit und dann werden die Kriege verschwinden. Dieselben sind Wirkungen, nicht Ursachen.“

Am kürzesten und entschiedensten antwortet Ellis Havelock, der Herausgeber der „Contemporary science series“ und Verfasser hervorragender sociologischer Schriften

No. 1 **(Wird der Krieg von der Geschichte, dem Rechte etc. noch gewollt?)** Nein.

No. 2 **(Welches sind die Folgen des Militarismus?)** Einige Vortheile, aber viele Schäden.

No. 3 **(Wie soll das Problem gelöst werden?)** Die Einsetzung des Gesetzes an Stelle der Gewalt, so dass die Streitigkeiten zwischen den Nationen in gleicher Weise geschlichtet werden können, wie jetzt die Streitigkeiten zwischen den Individuen.

No. 4 **(Durch welche Mittel u. s. w.?)** Forderung der Schiedsgerichte.

*

Cyrus: „Krösus, wer in aller Welt hat Dich dazu vermocht, wider mein Land zu ziehen und lieber mein Widersacher als mein Freund zu sein?“

Krösus aber sprach: „Herr, das habe ich gethan, Dir zum Heil, mir zum Unheil. Schuld daran ist der Hellenen Gott, der mich zum Streit gereizt hat. Denn wer ist wohl so unverständig, dass er den Krieg statt des Friedens wählte! Im Frieden werden die Väter von ihren Kindern begraben, im Kriege aber die Kinder von ihren Vätern.“

Herodot, Buch I. Capitel 87.
Gespräch zwischen Cyrus und Krösus.

*

Wenn man auf einer entfernten Insel einmal ein Volk anträfe, bei dem alle Häuser mit geladenen Gewehren behangen wären und man beständig des Nachts Wache hielte, was würde ein Reisender anders denken können, als dass die ganze Insel von Räubern bewohnt werde? Ist es aber mit den europäischen Reichen anders? Man sieht hieraus, von wie geringem Einfluss die Religion überhaupt auf Menschen ist, die sonst kein Gesetz über sich erkennen, oder wenigstens, wie weit wir noch von einer wahren Religion entfernt sind. Grillparzer.

*

Die Abrüstung ist eine Thür, die sich nach dem kommenden Jahrhundert hin öffnet. Denen, die die Idee als eine Utopie bezeichnen, erwiedere ich, dass die Utopie sehr häufig nur die aus der Ferne betrachtete Wahrheit ist. Fürstin Wiczniewska.

*

„Der Krieg stellt die Barbarei dar, und die Gewalt hat noch nie etwas dauerhaftes gegründet. Griechenland ist grösser in der Geschichte, als alle die Barbaren, die es zu vernichten geglaubt haben.

Frau Flammarion.

Correspondenz.

Zürich, 11. April 1898.

Hochgeschätzte Frau Baronin!

Ich kann Ihr Buch: „Schach der Qual" nicht in einem Zuge zu Ende lesen, ich muss Ihnen einige Zeilen schreiben, so lange die Eindrücke frisch sind, — mitten in der Lekture, — noch ganz im Banne derselben.

Sie haben sich mit dem Abschnitt über Vivisection auf ein neues Kampfgebiet gestellt, das Ihnen noch mehr Spötter und Feinde bringen wird als Ihr kategorischer Friedens-Ruf: „Die Waffen nieder!" Ihnen brachte; — Sie werden in kurzer Zeit die Reihen Ihrer Mitkämpfer sich wesentlich lichten sehen, — weil Sie so — „unwissenschaftlich" — geworden sind, dem Kampf gegen den Krieg, jenen gegen die Thierfolter zuzugesellen!

Freuen Sie sich auf die Sturzwelle von Schmähungen, die nun von der medizinischen Klerisei über Ihr armes Sünder-Haupt hereinbrechen wird, — auf die Bann-Flüche ortodoxer Priester Medica's!

Ich kenne den Kampf, die Art des Kampfes, den Sie von dieser Seite zu gewärtigen haben; — fragen Sie einmal Leopold Schwarz in Wien über seine practischen Erfahrungen, die er diesbezüglich hier gemacht hat; — ich weiss, wie man hier die Initiative der Vivisections-Gegner, — gesetzliches Verbot der Vivisection — abgekanzelt hat; — es war genau das gleiche Schauspiel, wie jenes, das sich im Zola-Prozesse abspielte. Dort drohte der Generalstab mit seiner Demission und übte dadurch der Militarismus einen unerhörten Druck auf Rechtsbewusstsein und öffentliches Gewissen aus, — hier bediente sich das gesammte Professoren-Collegium der medizin. Fakultät **der gleichen Waffen,** hier wurde von den offiziellen Vertretern der Wissenschaft jene unqualifizierbare Pression auf die Stimmberechtigten ausgeübt! — Doch, warum sage ich Ihnen das Alles. Sie werden die Folgen Ihrer Kriegserklärung wohl kennen, werden genau wissen, was Ihrer nun für eine Beurtheilung harrt! — Ja, gerade deshalb, weil ich weiss, dass Sie das Alles voraussehen, weil ich weiss, dass Sie, — nachdem Sie sich zu Ihrer Anschauung emporgerungen — keine Sekunde überlegten, ob Sie den Kampf beginnen oder vor der Front der Gegner-Legion Halt machen sollten, — gerade deshalb, weil ich die ganze Grösse Ihres Muthes erkenne, komme ich um Ihnen die Hand zu drücken für Ihre That, — bevor ich noch die weiteren Abschnitte Ihres Buches gelesen!

Herzlichst Ihr

Julius V. Ed. Wundsam.

Vermischtes.

Frédéric Passy, unser so allgemein hochgeschätzter und geliebter Vorkämpfer, ist von einem schweren Unglück betroffen worden. Am 18. April verschied nach langem, qualvollem Leiden sein Sohn. Im Namen aller Friedensvereine sei diesem verehrten Apostel der Ausdruck tiefen Mitgefühles dargebracht.

*

General Baratieri's Buch über den Abyssinischen Krieg trägt folgende Widmung: „Dem General Türr, der unter den Tausend die Allianz der Völker mit der herrlichen Tapferkeit Ungarns vertrat; der mit klugem Rath und kühnem militärischen Handeln die Einheit der italienischen Nation beschleunigt hat, der erhabenen und klaren Geistes die grossen Probleme der Zivilisation anzugreifen und zu lösen wusste. Dem goldenen Herzen, das in den Tagen des Unglücks als erstes sich erhoben, um zu vertheidigen und zu trösten. O. Baratieri." Man kennt die Ideen General Türr's über den Abyssinischen Feldzug; wären seine Rathschläge befolgt worden, so hätte sich Italien keine Niederlagen in Afrika geholt.

*

Menschenpflicht und Berufspflicht. Unser Mitarbeiter Moritz Adler schickt uns folgende Betrachtung: Menschenpflicht und Berufspflicht müssten zusammen und ineinanderklingen, nicht gegeneinander schreien. Die vielen spitzen Winkel der Berufspflichten müssen sammt und sonders von dem einen, rechten Winkel der Menschen-

pflicht strenge umfasst werden, statt sich tausend- und tausendfach mit ihm zu schneiden. — Heute muss in der Regel der Berufsmensch seiner Menschenpflicht genau so viel abzwacken, als er der Berufspflicht an Treue widmet. Die Berufe und Institutionen sind eben nur historisch d. h. roh empirisch geworden, und die grosse Aufgabe des und der kommenden Jahrhunderte ist es, sie im Hinblick auf das grosse Ganze, auf den Menschheitsgedanken, umzudenken, auch wegzudenken, umzuschaffen, auch wegzuschaffen, — neu zu schaffen, — kurz, — neu und sittlich die Welt des Fortschrittes zu organisiren. —

*

Patriotische Lecture. Das neue Buch über Erzherzog Albrecht strozt vor Verherrlichungen des Krieges und dasselbe wird, trotz des hohen Preises (9 fl.), wie s. Z. das Werk „Unter den Fahnen“ von der oesterr. Unterrichtsverwaltung auf das verschwenderischeste an die Anstalten ausgetheilt. An sämmtliche Gymnasien des Landes gelangen mehrere Exemplare. Wann wird es Friedensministerien geben, die für die Propaganda der Friedensverherrlichung genügende Fonds besitzen? Unsere Volksvertreter sorgen nur dafür, dass das Geld des Volkes genügend in die Kassen der Kriegsministerien fliesse und dass auch gehörige Fonds vorhanden seien, um den Kriegsgeist in der Presse und in der Schule zu nähren.

*

Die **„Association des journalistes de la paix“** hat Anfangs April in den Zeitungen einen (leider ungehört verhallten) Aufruf veröffentlicht, worin alle Journalisten Spaniens und der Union beschworen werden, bei ihren Regierungen zu gunsten des Friedens zu wirken. „Wenn die Presse beider Welten es will“ — heisst es in dem Aufruf „so wird der Krieg — dessen Folgen entsetzliche sein können — unmöglich“. Die Presse beider Länder hat aber — in ihrer Mehrzahl — das Gegentheil gewollt und der Krieg ist da.

*

Schnellfeuergeschütze auf Dreirädern. Schon seit längerer Zeit sind Maxim-Schnellfeuergeschütze für die Cavallerie konstruirt worden. Jetzt hat die Maximgesellschaft solche Geschütze auch für Dreiräder hergestellt. Wie „Engineering“ angiebt, sind diese Geschütze mit Rücksicht auf das möglichst geringe Gewicht nicht so solide konstruirt, wie die auf Wagen fortbewegten. Es erscheint aber für den Kriegsfall häufig von entscheidender Bedeutung, in einer Zeitspanne, welche für eine schwerere Kanone nicht genügen würde, wenigstens irgend ein Geschütz an einen bestimmten Ort zu schaffen, sei es im Fall einer plötzlichen Cavallerie-Attacke, oder des Ueberfalls durch eine Horde von Wilden oder eines eiligen Rückzuges, nicht aber für einen Angriff. Das Geschütz-Dreirad ist nur auf guten Wegen verwendbar, in hügeligem Gelände muss abgestiegen werden. vielleicht aber, so bemerkt die englische Fachschrift, ist die Zeit nicht mehr fern, zu der man Motorfahrräder verwenden kann, was ein weiterer „gewaltiger Fortschritt“ wäre. Das Gewicht des Rades beträgt 55 Kilogramm, das der zwei Geschütze 25 Kilogramm, das des Dreifussgestells und der Reservetheile zusammen 12 Kilogramm und das von tausend Ladungen 41 Kilogramm. Es ist also immerhin kein ganz geringes Gewicht, mit dem die beiden Fahrer sich zu schleppen haben.

Man sieht, die Technik ist unermüdlich in der „Verbesserung“ möglichst mörderischer Kriegsmaschinen. —

*

Wann ist ein Krieg durch Fortlassung der Worte „et cetera“ herbeigeführt worden? Im Jahre 1654, zwischen Polen und Schweden. In jenem Jahre machte sich ein polnischer Edelmann nach den Landesgesetzen strafbar, weil er ein Verbrechen begangen hatte. Er floh nach Schweden, worauf Johann Kasimir, König von Polen, an Karl Gustav von Schweden schrieb, die Auslieferung des Verbrechers fordernd. Der König, als er den Brief las, bemerkte, dass hinter seinen Namen und Titeln einmal „et cetera“ stand, während diese Worte hinter dem Namen des Königs von Polen zweimal zu lesen waren. Hierdurch war der König von Schweden so aufgebracht, dass er sofort gegen Polen Krieg erklärte!

Der Krieg ist mit grosser Verbitterung bis 1660 — also 6 Jahre — fortgeführt worden, in welchem Jahre, in Oliva bei Danzig, der Friede abgeschlossen wurde.

Ein Zeuge aus jener Zeit, Kochowsky, beklagte sich in folgenden Ausdrücken über diesen Krieg.

„Was hat uns nicht dieses „et cetera“ gekostet! Mit wie vielen Leben haben diese beiden Potentaten diese 8 fehlenden Buchstaben bezahlt!“

Mit welchen Strömen Blutes hat das Fehlen einiger Tropfen Tinte gerächt werden müssen!“

*

„Dank dem christlichen Geist!“ Das Congressmitglied Charles F. Cochrane, von Missouri, sagte: „Die Freiheit winkt den Kubanern. Nach einem verzweifelten Kampf für ihre Unabhängigkeit haben sie in der ganzen Welt Sympathien gewonnen und es sieht aus, als stehe das Thor der Freiheit ihnen offen — Dank dem christlichen Geist des amerikanischen Volkes. Ich bin für ein Radikalmittel. Wir haben lange genug gewartet: die Zeit zum Handeln ist gekommen.“

Ach du armes Christenthum, nun soll wiederum einmal in deinem Namen Krieg geführt werden, sollen wieder mit Pulver und Dynamit, mit Torpedos und Seeminen, mit allen Mitteln modernster Barbarei Tausende von Christen todt und zu Krüppeln geschossen werden. —

*

Die Resolution, die die am 1. Mai in Berlin tagenden socialdemokratischen Versammlungen angenommen haben, enthielt auch folgenden Passus:

Die heute versammelten Arbeiter und Arbeiterinnen erklären, dass sie gewillt sind, mit aller Energie für die in der Maifeier zum Ausdruck kommenden Forderungen, für den Achtstundentag, die internationale Solidarität und den Völkerfrieden, einzutreten.

*

Spenden für das Berner Bureau seit 1. August 1897.

Saldo der vorigen Liste . . .	Fr.	6431.70
Ein Anonymus aus Zürich . .	„	4.95
M. Nyberg in Sundyberg . .	„	103.—
Englische Gesellschaft gegen die Vermehrung der Rüstungen .	Fr.	25.—
Peace Union, Philadelphia .	„	50.—
Fred. Bajer:		
Pastor Kempe in Taarbeck	„	5.48
Gruppe Kopenhagen . .	„	50.—
Gruppe Praest Amts I. .	„	34.22
	Fr.	6704.35

*

Belgischer Senat. Bei der Berathung des Etats für Auswärtige Angelegenheiten am 19. April drückte Descamps sein Bedauern darüber aus, dass Spanien und die Vereinigten Staaten der Pariser Convention von 1856, über den Seekrieg, nicht beigetreten sind. Der auch wegen seiner Betheiligung an den interparlamentarischen Friedensconferenzen bekannte Redner ersuchte den Minister de Favereau, eine neue Conferenz zu veranlassen, damit die „Kaperei“ endgültig von allen Mächten verboten und die Rechte der Neutralen in Kriegszeiten festgestellt werden. Lafontaine fordert die Regierung auf, in den spanisch-amerikanischen Conflict zu vermitteln. Die europäischen Mächte hätten die Pflicht, ein Referendum für die Cubaner in Vorschlag zu bringen. Der Minister des Aeussern erklärte, er habe bereits die nöthigen Schritte gethan, um die Rechte der Neutralen während eines Krieges zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten zu sichern. Auf die Anregung Lafontaines antwortete der Minister, Belgien sei ein neutrales Land, und es gezieme sich nicht, dass es den Grossmächten Rathschläge ertheile. Obgleich der Minister persönlich für die Errichtung eines internationalen Schiedsgerichtes sei, weigerte er sich, dem internationalen Friedensbureau die von Lafontaine verlangte Geldunterstützung zu gewähren, *weil er bei den Grossmächten nicht anstossen wolle.*

*

Vincenz Chiavacci, der grossartigste oesterreichische Humorist, lässt seine „Frau Sopherl“, eine von ihm erfundene Figur, folgendes über den spanisch-amerikanischen Krieg sagen:

„Also, da hat ma's! Da red' i und schrei' m'r dö Lungl aussa 's ganze Jahr, i und die Baronin Suttnerin, und erklär' den dummen Volk, wie blöd das is, wann sa si gegenseitig zerfleischna und in d' Luft sprengan und dass dös Gott verboten hat, indem er g'sagt hat: „Du sollst net tödten“ und derweil is Alles g'rad so viel, als wann ma a Erbsen an a Wand g'worfen hätt'. Pfui Teufel, scham' Di, neunzehntes Jahrhundert; dös is enger ganze Humanität, dö Ihr in die letzten drei Jahr' z'sammenbringt's; das is die Jubiläumsfeier des Jahrhunderts, Godikeit, als ob's sag'n wollt': Mit'n Morden und

Brennen und Massentodtschlag hab' i ang'fangt und mit döselben menschenfreundlichen Spass will i aufhör'n, damit sie das kummende zwanzigste Jahrhundert an mir a schön's Beispiel nehma kann. Herentgeg'n, drum hab' i mi a gestern hing'setzt und hab' der Frau Baronin Suttner an' Briaf g'schrieb'n, wo i mei ganze Gall' ausg'schütt hab' über das amerikanische Klampfererg'sindel."

„Gengan S', lesen S' uns den Brief vor," bat die Kasperger-Tini.

„I hab' 'hn ja schon wegg'schickt," sagte die Frau Sopherl, „aber so beiläufig wass i 'hn ja no auswendi. „Hochgelobte Frau Baronin!" hab' i g'schrieb'n. „Indem, dass ich Ihnan allerweil g'sagt hab', dass es Schad' ums Schmalz is; denn was a Mistviech is, bleibt a Misstviech — werd'n S' doch jetzt einseg'n, dass Alles auf mei Reden aussikummt. Es is Schad' um a jed's Wort, dö ma diesen A'fams von der höllischen Rindsuppen gibt. Dös wollen Christen sein! In der Charwochen, wo unser Heiland am Kreuz' g'sturb'n is, damit das ölendige Pack amal von sein' Sündenbinkel erlöst is, da sollt' ma do glaub'n, dass solche Ruach' auf and're Gedanken kummeten. Aeusserlich, ja, da than s' süass und beissen in Heiligen die Zehen a' vor Andacht; aber innerlich san s' net um a Haar muräulischer, als dö wildesten Kaffern. Als a grosse Sünd' thäten s' es betrachten, wann s' an an' Charfreitag a Fleisch esseten; aber an an' Charfreitag beschliassen, dass der Krieg so und so viel Menschenfleisch fressen soll, das is ka Sünd'. Und während s' zu dö Osterfeiertag Allelujah hinausplär'n und sich freu'n dass der Heiland erstanden is, beschliassen die gottverlassenen Menschen, den Heiland tausend- und tausendmal aufs Neue zu kreuzigen, indem s' den bluatigen Krieg loslassen. Mei' liabe hochgelobte Frau Baronin. I gib's auf, den Leuten Vernunft predigen. I wir' liaber Katzen bekehr'n und ihna das unmuräulische Mäus'fressen vorhalten, da wir' i eher an' Erfolg hab'n, als bei dö mord- und raubbegierigen Menschen.

•

Karl Schurz in der New-Yorker Handelskammer. Am 2. April hat eine sehr bedeutende Debatte in der New-Yorker Handelskammer über die cubanische Frage stattgefunden, als deren Höhepunkt eine Rede unseres deutschen Landsmanns Karl Schurz, der Ehrenmitglied der Handelskammer ist, anzusehen sein dürfte. Es handelte sich um die Annahme der vom Banksuperintendenten Dr. Edward Simmons vorgeschlagenen Resolution als eines Vertrauensvotums für die Friedenspolitik MacKinleys.

Für den Krieg sans phrase sprach bei dieser Gelegenheit der Pelzhändler C. C. Shayne. Da erhob sich unter lang anhaltendem Applaus Karl Schurz und sagte:

„Herr Präsident! Ich hatte gehofft, diese Versammlung würde vorüber gehen, ohne dass ich aufgerufen würde, etwas zu sagen, da ich mich in keiner Weise vorbereitet habe. Ich will hier nicht ausführen, in wie weit wir gerechtfertigt sind, Krieg zu erklären, noch will ich mich über die Leiden der Einwohner Cubas verbreiten. Es wird genügend sein, zu erklären, dass ich mit allen Völkern sympathisire, die für eine gute Regierung kämpfen, die Cubaner eingeschlossen. Ich stehe nicht hier als ein Mann, der Frieden um jeden Preis verlangt, glaube überhaupt nicht, dass sich ein solcher unter uns befindet. Aber ich wünsche gegen das Fabriciren einer künstlichen Stimmung zu protestiren, die Krieg um jeden Preis fordert. (Beifall). Das ist die Stimmung, gegen die wir heutigen Tages anzukämpfen haben. Auf meiner Fahrt hierher las ich in einem Morgenblatt folgende Depesche: „Die Verzögerung der Einreichung der Botschaft hat im Congsess grosse Unzufriedenheit hervorgerufen und von verschiedener Seite dem Präsidenten strengen Tadel zugezogen, dem vorgeworfen wird, er versuche, Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, Krieg abwenden zu können." Und die gelben Journale gaben derselben Thatsache in noch aufreizender Sprache Ausdruck, erklärend, der Congress und das Land seien wieder einmal an der Nase herumgeführt worden. Meine Herren! Sind wir eine civilisirte Nation? Haben wir den barbarischen Zustand der Indianer abestreift, unter denen der grösste und stärkste ist, der die meisten blutigen Skalps am Gürtel trägt? Ich bin unter keinen Umständen ein Frieden-um-jeden-Preis-Mann. Ich war Soldat während des letzten Krieges (Beifall). Ich war bei Gettysburg und am

Tage nach der Schlacht ritt ich die Reihen ab, um zu sehen, ob die Verwundeten in guter Behandlung seien. Ich habe etliche 10 bis 15000 erblickt, und meine Herren, ich habe Haufen von abgehauenen Armen und Beinen gesehen, Haufen sieben und acht Fuss hoch. Das Stöhnen und Wimmern der Verwundeten und Sterbenden schlugen an mein Ohr. Ich sah die Ambulanzen, die die Aermsten wegführten, hörte ihre Hülferufe, sah diese armen Burschen in den Lazarethen im Todeskampf. Ich bin ein Befürworter des Friedens, so lange er ohne Blossstellung unserer nationalen Ehre erhalten werden kann.

„Und jetzt, meine Herren, überlegen Sie sich, was obige Depesche zu bedeuten hat. Congressmitglieder sind mit dem Präsidenten unzufrieden und ergehen sich über ihn in scharfem Tadel, gebrauchen harte Ausdrücke über ihn. Warum? Weil angenommen wird, er versuche, Zeit zu gewinnen, um den Krieg abwenden zu können (!) Wissen Sie, was das zu bedeuten hat? Wir müssen, meine Herren, den Krieg heute heraufbeschwören, da am Ende morgen schon der geringste Vorwand dafür geschwunden sein könnte. Sind wir ein christliches Volk? Wo ist unser vielgerühmtes Christenthum, wenn wir den obersten Executivbeamten des Landes tadeln, weil er Zeit gewinnen will, um den Krieg abzuwenden? (Beifall.)

„Finden Sie irgend etwas in unserer Geschichte, das mehr geeignet wäre, die Schamröthe auf die Wangen eines jeden Amerikaners zu treiben, als diese Thatsache? Falls wir die Interessen, die Ehre und das Ansehen dieses Landes recht verstehen, den wahren Patriotismus empfinden, sollten wir Gott dafür danken, dass wir einen Präsidenten haben, der in dieser Krisis ruhig und gefasst geblieben. Desshalb, meine Herren, unterstütze ich diese Resolution von ganzem Herzen.“ (Lang anhaltender Beifall.)

*

Amerikanische Brandpredigten. Dem Zuge der Zeit folgend, stimmen jetzt auch die amerikanischen Seelsorger in ihren sonntäglichen Predigten ein gar schmerzliches Kriegsgeheul an. „Auf, zu den Waffen gegen Spanien!“ lautete der Text fast aller Predigten, die am 13. März in den New-Yorker Kirchen gehalten wurden. Am wildesten geberdete sich der vielgenannte Rev. Thomas Dixon, der seine Predigten gewöhnlich im Theater-Programm der Zeitungen annoncirt und, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, ansehnliche Eintrittspreise berechnet. Mit den Worten: „Wartet nur noch kurze Zeit, Cubaner.“ Unser Volk bedarf einiger Zeit, um in die Hitze zu gerathen, aber wenn dies einmal geschehen, dann ist sein Zorn fürchterlich. Er ist ebenso wie Gottes Zorn!“ schloss er seine Hetzpredigt. Wahre Beifallssalven folgten seinen leidenschaftlichen Tiraden und den Schluss bildete die Absingung der Hymne „Amerika“ durch die Versammlung. Ein anderer Pastor, Herr Lymann Abott, kannegiesserte allerlei über die Intervention der Vereinigten Staaten auf Cuba und gab seine verschwommenen Ansichten über den Ausgang des bevorstehenden Krieges zum besten. Grossartiges leistete auch der Rev. Dr. Madison Peters, der anstatt das Wort Gottes zu verkündigen, sich die Marineetats in den verschiedenen europäischen Staaten vornahm und u. a. auch die neue deutsche Flottenvorlage einer kritischen Untersuchung unterzog, um zu dem betrübenden Schluss zu gelangen, dass die jüngst von den Kammern der Vereinigten Staaten bewilligten 50 Millionen Dollars nichts seien im Vergleiche mit den Summen, welche andere Nationen für ihre Flotten ausgeben. Der sonderbare Flottenschwärmer sprach dann noch über die Hotchkiss-Kanonen, über internationale Schiedsgerichte und über etliche andere Dinge, die vortrefflich in eine Predigt hineinpassen.

*

„Ich bedaure, dass es mir nicht vergönnt gewesen.“ Graf Waldersee hat anlässlich der Abgabe seines Commandos einen Corps-Befehl an das 9. Armeecorps erlassen, in dem es u. A. heisst:

„Ich danke allen Herren Offizieren, Sanitätsoffizieren, Beamten, Unteroffizieren und Mannschaften für ihre Hingebung an den königlichen Dienst und bedauere, dass es mir nicht vergönnt gewesen, das Armeecorps an den Feind zu führen. Meine besten Wünsche folgen dem Armeecorps auf allen seinen Wegen, ich weiss, dass es jederzeit, sei es im Frieden oder im Kriege, seine Schuldigkeit thun und seinen alten Ruf bewähren wird.“

Erst kürzlich hat General Graf von Geldern bei Abgabe seines in Metz garnisonirenden Brigadecommandos sein klassisches „Es thut mir leid“ gesagt. „Es thut mir leid, den vielversprochenen Revanchekrieg nicht mit gemacht zu haben.“

*

Hochinteressante Demonstrationen hat der Professor der Chirurgie, Herr Tillmann-Greifswald, mittelst des Messter'schen Kinetographen vor einer Anzahl von Aerzten u. Gelehrten des Berliner Chirurgen-Congresses in dem kleinen Saale des Langenbeckhauses ausgeführt. Professor T. hat auf kinetographischem Wege einen Vorgang fixiren lassen, der sich bei der Durchbohrung des menschlichen Schädels durch ein Infanterie-Geschoss abspielt. Durch die Demonstration bewies Herr Professor Tillmann, dass die Kugel eines deutschen Infanterie-Gewehrs den Schädel in Folge der Durchbohrung zur Explosion bringt, und zwar tritt dieselbe erst dann ein, nachdem die Kugel den Schädel schon wieder verlassen hat.

*

Die Ansichtskarte im Dienste der Friedensbewegung. W. Langguth in Esslingen, hat sechserlei Bilderkarten für Friedensfreunde herausgegeben mit Inschriften, welche den Gedanken des Völkerfriedens verbreiten sollen: z. B. „Nicht in Massenruhm und Kriegsglück, sondern nur in der Förderung des allgemeinen Menschenwohles kann ein gesittetes Volk seine Grösse suchen“ etc. Besonders No. 1, ein zum Himmel schwebender Friedensengel mit Palmzweig und Wage neben einer friedlichen Landschaft, und No. 6, ein über einen todten Krieger trauernder Engel neben einem Schlachtfeld sind künstlerisch sehr wohl gelungene Zeichnungen. — Preis für 100 Stück 3,50 Mk.

Presse und Literatur.

Emile Zola's letztes Buch. Während die Osterglocken Frieden und Versöhnung verkünden, rüstet man im fernen Westen, diese Grüsse mit Kanonendonner und Schlachtenruf zu erwidern. Der erwachende Frühling soll eine Bluttaufe empfangen, die zum Leben drängenden Keime und Knospen zertreten, die fruchtbringende Erde mit Menschenblut gedüngt werden.

Täglich bringt der Draht Nachrichten von Kampf, Hass, verheerenden Leidenschaften. Nationen, Rassen, Parteien bekämpfen sich, als sollte der „Friede“ ein leerer Schall bleiben. Wie selbst die Bewohner derselben Scholle sich im blindwüthenden Hass zu vernichten streben, das hat uns in letzter Zeit Frankreich bewiesen. Welche Leidenschaften hat doch der „Fall Zola“ entfesselt! Jeder besonnen denkende Mensch musste sich abgestossen fühlen durch die Masse von Hässlichkeit, die da in ihrer Nacktheit zu Tage trat. — Dass eine Nation einen ihrer „Grössten“, der für eine gerechte Sache in die Schranken trat, in dieser Weise verfolgt, ist wohl einzig in seiner Art. Es ist eine tieftraurige Thatsache inneren Verfalles, ein begangenes Unrecht nicht erkennen zu wollen — es zeigt den Verfall ebensosehr an Individuen als auch an Völkern.

Die Nachwelt erst wird ihr Urtheil sprechen, sie wird es schöpfen aus den nachgelassenen Werken freier Geister. — Auch Zola wird der Nachwelt seine Werke hinterlassen, und eine kommende, hoffen wir, bessere Generation wird entscheiden, ob und mit welchem Rechte ihn seine engeren Brüder einen Verräther an seinem Volke nannten. Sein letztes Werk „Paris“ jedoch sollte eigentlich jetzt schon für ihn sprechen. National-chauvinistische Beschränktheit kann ein Geist, der das Universum umfasst, nicht haben, und diesen Vorwurf möchten wir auch gegen Zola nicht erheben, trotzdem er das Werk, in dem er uns einen Ausblick gewährt auf eine Zukunft, frei von Rassenkampf, von Krieg, frei von Vernichtung und Zerstörung, „Paris“ genannt hat. Dieses „Paris“ ist sein Schlusswort zu einer Serie von Werken, in denen er uns den socialen Kampf in seinen Ursachen und seiner Entwickelung zeigt.

Dieses „Paris“ ist das entstehende, das sich regenerirende, von dem der Strahl des reinen Menschenthums ausgehen soll. Es ist das Paris schaffender,

befruchtender, belebender Thätigkeit, die nur dort gedeihen kann, wo Friede und Versöhnung alle Herzen durchdringt, gleichwie die Pflanze nur im Lichte der Sonne gedeiht. Der Friede ist die Sonne, ist Licht und Wärme! Wenn uns Zola in seinem Priester Pierre, dem Helden der Serie Lourdes, Rome, Paris, zeigt, wie er erst durch Ausgleichung seiner Kräfte, durch Erlangung des inneren Friedens zu einem tüchtigen, schaffenden und glücklichen Menschen wird, wenn er uns an der gewaltigen Erfindung des Chemikers Guillaume beweist, dass die Kraft zur Lebenskraft wird, wo sie dem Fortschritt der Cultur dient, wenn er uns an den socialen Kämpfen demonstrirt, dass sie eigentlich zum Zwecke der Nivellirung, Verbindung und Einigung geführt werden, so sagt er uns in jedem seiner Worte: Friede muss die Menschen umfassen, alle Menschen ohne Unterschied der Rasse und Religion, der Sprache und Nation, dann erst können die grossen Culturwerke der Menschheit fortschreiten, dann erst werden die Völker Wohlfahrt und Glück geniessen.

Wie sollte das erreicht werden, solange Naturkräfte und Errungenschaften des Wissens zur gegenseitigen Vernichtung angewendet werden. Was soll sie ernten unsere zukünftige Generation, wenn wir Zwietracht säen, niederreissen, statt zu bauen, zerstören, statt zu schaffen. **B. R-g-z.**

*

Die Enquête der „Vita Internazionale.“ Die vornehme Mailänder Revue hat, im Verein mit der pariser „l'Humanité nouvelle“ eine grossartige Rundfrage veranstaltet, deren Ergebniss geeignet sein wird, ein Problem zu erhellen, von welchem Leben und Tod der kommenden Cultur abhängt. Es werden die Ansichten der Competentesten jeder Richtung und jeder Partei eingeholt: Schriftsteller, Politiker, Gelehrte, Staatsmänner, Geistliche und Militärs. Der Fragebogen enthält folgende 4 Punkte:

1) Wird der Krieg zwischen zivilisirten Völkern noch von der Geschichte, vom Recht und vom Fortschritt gewollt.

2) Was sind die intellectuellen, moralischen, physischen, öconomischen und politische Ergebnisse des Militarismus?

3) Welches sind die Lösungen, die für die Zukunft der allgemeinen Cultur, den wichtigen Problemen von Krieg und Militarismus gegeben werden sollen?

4) Welches sind die Mittel, die am schnellsten und sichersten zu solchen Lösungen führen? — In Heft VII der Vita Internazionale sind die ersten der eingelangten Antworten abgedruckt.

*

Fridstidende heisst eine für 12 skandinavische politische Blätter bestimmte gemeinschaftliche Correspondenz, die zweimal monatlich verschickt wird. Die vom Herausgeber, Frederik Bajer, verfassten Leitartikel werden in den Blättern unter dem Titel „Friedenszeitung“ regelmässig abgedruckt.

*

Die österr. Gesellschaft der Friedensfreunde hat eine grössere Partie der Triebel'schen Brochüre, Vortrag der Lehrerversammlung (Weimar, Sonnecken's Verlag) angeschafft und findet dafür lebhaften Absatz. Namentlich die jüngeren und die Provinzlehrer interessiren sich dafür.

*

Der **Generalanzeiger** der Stadt Mannheim vom 12. April leitartikelt wie folgt:

Das Spielen mit dem Feuer ist gefährlich, das sollten auch die guten, braven „Friedensschwärmer“ einsehen, die alle Kriege abschaffen wollen, die internationale Schiedsgerichte einzuführen beflissen sind, und denen manche der trutzigen alten Kriegslieder von Ernst Moritz Arndt, Schenkendorff, Freiligrath und Geibel u. a. m. als aufhetzende Lektüre für Kinder ungeeignet erscheinen. Der bekannte Werr'sche Antrag in der zweiten badischen Kammer hat den wälschen Chauvins, die jenseits des deutschen Wasgenwaldes wohnen, eine erwünschte Gelegenheit geboten, dem deutschen Nationalgefühl ein paar Backenstreiche zu versetzen, die den deutschen Friedensfreunden nicht vergessen werden und auf das Schuldconto derselben gebucht werden sollen. Mag auch die Friedenspartei nur eine verschwindende Minderheit bedeuten, mag auch die überwältigende Mehrheit unseres Volkes sich mit Entrüstung von ihr abwenden, so soll hier doch niedriger gehängt werden, wozu das gefährliche Spiel mit sanften und lieblichen Friedensgedanken Anlass gibt. Das Locken der Schalmei ist drüben schlecht verstanden und in geradezu empörender Weise gemissbraucht worden, um einen Keil in unsere theuer erkaufte Einheit zu treiben.

Schon vor Wochen veranlasste die Lektüre der betreffenden badischen Kammerverhandlungen ein Pariser Socialdemo-

kratenblatt zu sagen, dass ein solcher Antrag (Werr) und ein solcher Beschluss in Frankreich unmöglich seien. Jetzt theilt die Badische Landeszeitung einen neuen Beweis für unsere Behauptung mit, und zwar unter der Ueberschrift: „Der Erbfeind." „Le Petit Parisien" schlägt in ihm Kapital aus dem bekannten Kammerbeschluss, der unserem Lande wenig Ehre gebracht hat!

Hierauf wird der Artikel des pariser Blattes commentirt und dabei natürlich ganz übersehen, dass jede Handlung, jede Zeitungsstimme, wie immer sie sei, von seiten fremdländischer oder auch aus fremdparteilichen Blätter verdreht werden kann. Weiter erinnert der Generalanzeiger wieder einmal an die Verwüstung der Pfalz und schliesst, hinweisend auf die Auslassung des französischen Blattes mit den Worten: die Friedensfreunde wie die Mitglieder der augenblicklichen Kammermehrheit hätten sich diese Blamage ersparen können.

Wir heben aus obigem Artikel besonders die Worte hervor, dass sich die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes mit Entrüstung von der Friedenspartei abwendet. An solchen Behauptungen trägt die überwältigende Mehrheit der Apathischen schuld, die zwar unsere Ziele gutheisst, sich aber nicht dazu offen und thätig bekennt. Sie wird dann zu den „mit Entrüstung sich Abwendenden" mitgezählt. Drum, Farbe bekennen!

Eingelaufene Bücher und Schriften.

(Die mit einem * versehenen gehören zur Friedenslitteratur.)

*** Christenverfolgung in Russland.** Ein Aufruf von Birnkoff, Treynboff und Tschertkoff. Mit einem Nachwort von Leo Tolstoi. München, August Schupp. — 10 Seiten. 1 Ex. 25 Pf. 10 Ex. 2 Mk. 50 Ex. 8 Mk. 100 Ex. 14 Mk.

Das Tagebuch eines zum Tode Verurtheilten. Von Alfred H. Fried. Mit einer Einleitung über die Todesstrafe von Prof. Ludwig Büchner. Berlin, Duncker's Verlag. 1898.

La coopération des idées. Revue mensuelle de Sociologie positive. Paris, 17 Rue, Paul Best. No. 25—26. (Jahresabonnement Frankreich 3 fr., Ausland 4 fr.).

Moderne Opfer. Drei Bilder aus dem Lehrerleben der Jetztzeit von Wilhelm Schwaner. Pr. 50 Pf. Berlin, Glunickes Verlag.

*** L'Arbitrage entre nations.** Revue mensuelle. (Organ der pariser Friedensgesellschaft). Rue Pasquier 10. Preis jährlich 2 fr. Ausland 2 Mk.

*** Contre-admiral Reveillère.** Extension, Expansion. Paris. Berger-Levrault 5 rue des beaux-arts. 1898. 113 S. Pr. 2 fr.

Rudolf Bolts Wanderleben. Von Arth. Leist. Dichtung. E. Piersons Verlag.

Johannes der Täufer und seine Zeit. Von Th. Kappstein. Mit einem Bild von Josef Kainz als Johannes. Berlin. Verlagsgesellschaft Harmonie.

Moderne Jugend. Zeitgemässe Studien von Heribert Bevern. Paderborn, Buschhorn. 1898. Pr. 50 Pf.

Franz Praechter-Haaf, **Eine Friedensplauderei.** Ein Vortrag, gehalten am 23. Oktober 1897.

Aus Friedensvereinen und Versammlungen.

Auf die Anregung der Oesterreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde hat das Berner Centralamt die beiden nachstehenden Adressen verfasst, und sind dieselben von dem Präsidenten Frederik Bajer den betreffenden Gesandschaften überreicht worden.

An
I. Majestät die Königin-Regentin
von Spanien.

Bern, 31. März.

Eure Majestät!

Das internationale Friedens-Bureau, Organ

zahlreicher Gesellschaften, deren Ziel es ist, den Beginn einer Aera der Eintracht und Gerechtigkeit zwischen den Nationen zu beschleunigen, nimmt sich ehrfurchtsvoll die Freiheit, sich an E. Majestät zu wenden, um auf den unermesslichen Vortheil hinzuweisen den eine schiedsgerichtliche Lösung des gegenwärtigen spanisch-amerikanischen Konfliktes bringen könnte.

Schon ist der Gedanke an ein Schiedsgericht anlässlich der „Maine"-Katastrophe aufgetaucht, und scheint man sich über verschiedene Punkte geeinigt zu haben, aber noch giebt es Streitfragen, welche zwei grosse Nationen den Gräueln des Krieges auszusetzen drohen.

Diese Aussicht beunruhigt die Völker aller civilisirten Länder, und überall empfindet man den lebhaften Wunsch, zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten Amerikas friedliche Beziehungen geschaffen zu sehen, die sich auf die unerschütterliche Basis internationaler Gerechtigkeit gründen. — Die eben noch bestrittenen Fragen wären sehr wohl geeignet, einem Schiedsgericht vorgelegt zu werden, denn sie beziehen sich auf Thatsachen, aus denen sich unschwer logische Folgerungen ziehen lassen, wenn sie einem unpartheiischen Schiedsgerichtshof übergeben würden.

Die Ehre und der Ruf von Tapferkeit des spanischen Volkes können nicht in Betracht kommen, Niemard zweifelt daran, und das so achtungswerthe und edle Nationalgefühl hat Schranken, die allen Völkern ihre eigenen Existenz-Bedingungen auferlegen, ebenso wie die Gesetze der Humanität.

Vertrauensvoll wenden wir uns beschwörend an E. Majestät, den mächtigen und gesetzlichen Einfluss nützen zu wollen, den E. Majestät der Regierung gegenüber besitzen, um den Conflict mit den Vereinigten Staaten Amerikas auf friedlichem Wege seiner natürlichen Lösung zuzuführen, indem alle jene Punkte einem Schiedsgerichtshof unterbreitet werden, welche die diplomatischen Unterhandlungen bisher nicht zu regeln vermochten.

Wir bitten E. Majestät unsere Wünsche für das Wohl E. M. und Ihrer Völker entgegen nehmen zu wollen.

Für das internationale Friedens-Bureau:

Der Präsident: Der Ehren-Sekretär:

Frederik Bajer. **Elie Docommun.**

Bern, den 31. März 1898.

An

Herrn Mac Kinley, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika in Washington.

Herr Präsident!

Ermuthigt durch die grossmüthigen Gefühle, die Sie während des Fortganges der Schwierigkeiten bewiesen haben, welche neuerlich zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien entstanden sind, erlaubt sich das internationale Friedens-Büreau, Organ aller Gesellschaften, die in zwei Welttheilen an den Werken des Friedens arbeiten, Ihnen den Ausdruck seiner tiefgefühlten Dankbarkeit zu übermitttelu, für die Beharrlichkeit, mit der Sie den gegenwärtigen Konflikt in friedliche Bahnen zu leiten suchen; der Gedanke an ein Schiedsgericht ist bereits anlässlich des Unglücks der „Maine" aufgetauht und scheint eine Verständigung zwischen beiden Regierungen angebahnt worden zu sein über verschiedene wichtige Punkte.

Trotzdem ist die öffentliche Meinung in der ganzen civilisirten Welt sehr erregt, über den Fall der Streitfragen, die noch immer nicht zur Entscheidung kamen und diese Aufregung und Besorgniss wächst auf beiden Seiten bei jedem lautgewordenen Gerücht neuer Kriegsvorbereitungen.

Unter diesen Verhältnissen gestatten Sie uns, geehrter Herr Präsident den glühenden Wunsch aller Friedensfreunde auszusprechen, dass jene Streitfragen im gegenwärtigen Konflikt, welche nicht gütlich zwischen den beiden Regierungen zur Entscheidung kommen können, einem Schiedsgericht vorgelegt werden mögen, um die Würde der beiden Nationen, sowie deren legitime Interessen zu schützen.

Gewiss eignen sich die bisher noch schwebenden Streitfragen dazu, vor ein Schiedsgericht gebracht zu werden, denn sie beziehen sich auf Thatsachen, aus denen sich unschwer logische Folgerungen ziehen liessen, wenn sie einem unparteiischen Tribunal von Schiedsrichtern vorgelegt würden.

Wir haben diese Wünsche auch I. M. der Königin-Regentin von Spanien unterbreitet, und sie inständigst gebeten, ihren ganzen mächtigen Einfluss geltend zu machen, damit bei dieser Gelegenheit den Völkern ein erhabenes Beispiel von Gerechtigkeit und Humanität gegeben werde.

Genehmigen Sie, Herr Präsident, den Ausdruck unserer tiefgefühlten Sympathie und ehrfurchtsvollen Hochachtung.

Im Namen des internationalen Friedens-Bureau's

Fredrik Bajer
Präsident.

Elie Ducommun
Ehren-Sekretär.

*

Der **„sozialistische Volksverein“** (socialfreiheitliche und sozialwissenschaftliche Vereinigung, fussend auf dem Boden der nationalen, confessionellen und sozialen Gleichberechtigung aller Oesterreicher) sendet Einladungen zu einer am 1. Mai in „Zipfers Bierhalle“, Wien, stattfindenden Maifeier aus und der erste Punkt des Programms heisst: „Durch Völkerfrieden zur Freiheit und wirthschaftlichen Emanzipation.“

*

Musikalisch-declamatorische Academie. Ein am 27. April im Ronacher Ballsaal zu Wien vom Präsidium der Oesterr. Ges. d. Friedensfr. im Verein mit den Reconvaleszentenheim veranstaltetes Wohlthätigkeitsconzert hat ein glänzendes, künstlerisches und pecuniäres Resultat erzielt. Unter den berühmten Mitwirkenden nennen wir Ella Pancera, Max Wolfsthal, Frau Prycht Pillemann, Frl. Glöckner, das Quartett Bachrich, Herr Penarini vom Theater an der Wien, Herr Kramer vom deutschen Volkstheater. Der Saal und die Gallerien waren bis zum letzten Platz gefüllt. Der auf die österr. Ges. entfallende Theil des Reingewinnes überstieg 1000 fl.

Das Bureau Français de la Paix versendet seinen ersten Jahresbericht, der einen Ueberblick über die ausserordentliche Thätigkeit der verdienstvollen Schöpfung Gaston Mochs bietet.

*

Richard Feldhaus hat wieder einmal eine grössere Friedensturnée hinter sich. Er sprach am 13. April in Ulm, am 14. in München, am 15. in Nürnberg, am 16. in Stuttgart, am 18. in Gera, am 19. in Görlitz, am 20. in Loewenberg, am 22. in Schmölln.

Ueberall fand der Vortrag Feldhaus' grossen Beifall und trug viel zum Verständniss und zur Verbreitung der Friedenssache bei. In Schmölln wurde in unmittelbarer Veranlassung des Vortrages eine Ortsgruppe der deutschen Friedensgesellschaft gegründet.

*

In Breslau veranstaltete die dortige Friedensgesellschaft am Montag den 9. April einen Vortragsabend im grossen Musiksaale der Universität. Es fanden declamatorische Vorträge statt und Chefredakteur Dr. Oehlke hielt eine Ansprache über die Friedensbewegung.

*

Die Ortsgruppe Mannheim der Deutschen Friedens-Gesellschaft hielt am 18. April ihre diesjährige Generalversammlung ab. Dr. Menzer erstattete den Jahresbericht.

*

Schweizer Friedensverein. Ende April tagte in Zürich eine Delegirtenversammlung des Schweizer Friedensvereins. Dr. Zollinger aus Basel erstattete den Jahresbericht, aus dem zu entnehmen war, dass der Verein gegenwärtig 21 Sectionen mit 4702 Mitgliedern zählt.

Briefkasten.

Herrn Eberle, Ulm. Sie schreiben mir: „Ich möchte die ergebene Bitte stellen, an den Kopf Ihres Blattes folgende Worte zu setzen „Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung.“ Ich werde Bern und Berlin um das Gleiche ersuchen. Diese Worte sollten in allen Wohnungen und öffentlichen Gebäuden prangen. Alle Kulturzeitungen sollten sie täglich am Kopfe bringen. Die ganze Menschheit sollte sie auswendig sagen können, aber auch darnach handeln. Die Friedensfreunde aller Länder sollten dieselben in Briefen als Motto benutzen.“ Ich übergebe hierdurch Ihren Antrag unseren Freunden; — könnte im nächsten Congress verhandelt werden. Sogenannte „Haussegen“ liessen sich auch in diesem Sinne herstellen. Auf Torpedobooten, in Arsenalen, beim pariser Conseil de guerre und am Kopfe der gesammten nationalistischen Presse wäre der Spruch wohl schwerlich anzubringen?

Anonymus. Jetzt ist's zu spät — aber ich setze Ihren Vorschlag hierher, er enthält zwei fruchtbare Gedanken für künftige Kriegsgefahren — nämlich Befragung des Volkswillens und Assentirung der Hetzer. „Um den unseligen Krieg zwischen Amerika und Spanien zu verhindern und um zugleich darzuthun, dass derselbe von den Völkern (auch von der nordamerikanischen Bevölkerung) perhorrescirt wird,

sollte Pr. Mac-Kinley sämmtliche wahlfähige Bürger (ich füge hinzu und sämmtliche Bürgerinnen B. S.) abstimmen lassen und nur, wenn zwei Drittel dafür sind, den Krieg erklären, jedoch dürften die Streitkräfte nur aus Jenen, die dafür gestimmt haben, gebildet und alle diese müssten zum Einrücken gezwungen werden."

Versammlung des 18. d. Mts. in Gera. Dankenden Gegengruss an Richard Feldhaus, S. und Tilly Fisahn, Max Sonnemann, V. Kalb, Gertrud Schwerdtner, S. und Luise Kollenberg, M. Weniger, Victor Stiller, Robert Leuber, Paul und Margarethe Dannenberg.

An verschiedene Correspondenten. Zahlreich sind die schriftlichen und mündlichen Interpellationen, welche in letzter Zeit an die Leiter der Friedensvereine gerichtet werden „was zur Verhütung des spanisch-amerikanischen Krieges seitens derFriedesliga geschehen sei." Unter diesen Anfragen befinden sich auch anonyme und ziemlich grobe. Ich greife die erste beste aus einem Dutzend Correspondenzkarten heraus: „Jetzt, vor Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges zeigen Sie, ob Sie etwas zu leisten imstande sind. Denn bei ruhigen Zeiten schwatzen, mauldreschen, das trifft jeder hergelaufene Lump. Also man rechnet auf Ihr erfolgreiches Wirken, ansonsten ist Ihr ganzes Gebahren keinen Hundeseufzer werth!" Aber auch von ganz ernsthafter Seite werden ähnliche Reclamationen gemacht. Das ernsthafteste aller französischen Journale der „Temps" vom 22. April fragt im Leitartikel: „Ist es nicht auffallend, dass alle Vereine für internationales Schiedsgericht in solchem Schweigen verharren?" — Die Frage ist unbegründet, denn die Vereine hatten nicht geschwiegen. Hätte der Mitarbeiter des „Temps" den „Evènement" vom 18. April gelesen, so hätte er erfahren, welche Actionen die französischen Friedensvereine in Hinblick auf den amerikanisch-spanischen Conflict unternommen haben. Dass auf Initinative der österr. Ges. das Berner Bureau Adressen an die beiden Regierungen versendet hat, wissen unsere Leser und die politische Tagespresse hat die Sache auch im Depeschentheil berichtet. Auch entgegengesetzte Vorwürfe schleuderte man uns zu: „Mit solchen Interventionen machen sich die Vereine lächerlich und discreditiren die Friedensbewegung — es ist ja als wollte man mit einem Stäbchen einen heranbrausenden Zug aufhalten". Auch dieser Vorwurf ist nicht gerecht, denn wenn wir auch nicht hoffen, augenblicklich und unmittelbar durch derlei Proteste und Petitionen zu wirken, so ist ein Bejahen der eigenen Principien, wenn eben die Welt diesen Principien entgegenhandelt, dringende Pflichterfüllung. Nur so bildet und kräftigt sich die öffentliche Meinung. —Man weiss, wie lang Mac-Kinley den Jingos Widerstand geboten; man weiss jetzt auch, wie kräftig der Präsident von den amerikanischen (und auch europäischen) Friedensvereinen unterstützt wurde. Doch war die „gelbe" Partei die gewaltigere. Nach und nach muss sich das Kräfte-Verhältniss verschieben.

Dr. L. S—t. Wohl haben Sie Recht zu klagen! Hören Sie, was mir ein heute eingetroffener Brief unseres Mitarbeiters M. Adler sagt: „Mein Herz ist voll Bitterkeit; aber weniger über Spanien-Amerika als über die herzlosen Jämmerlinge, vor allem der Presse, die sich nicht schämen, 18 Jahrhunderte nach Roms Decadenten, sich keine bessere Freude und kein besseres Geschäft zu wissen, als Gladiatorenspiele, vor der Hand als blutige Seeschlachten. Das Weltblatt henchelt: Spanien ist unter aller Kritik — hat Unrecht; Amerika hat erst recht Unrecht." Dazwischenrufe: warum zum Teufel, Ihr Gladiatoren, lässt Ihr uns so lange schmachten, ohne Euch an den Kragen zu gehen? Pfui, wollt Ihr, dass wir Euch auszischen sollen? u. s. w. „Plus je connais la genre humain, plus la race canine gagne dans mon esprit" (Georges Sand).

Herrn Prof. E. Reich, Scheveningen. Freudigen Dank!

A. R. Budapest. Unser Jahresbericht (1897) erschien verspätet, wegen der Erkrankung des damit beschäftigten Vorstandsmitgliedes Bömches. Jetzt können Sie das Heft von unserem Bureau (Dorotheergasse 12) verlangen. Sie finden darin Mitgliederverzeichniss, die Liste aller Vereine und manigfaltigen Text. — Das Bureau francais de la Paix (Paris, 6, rue Favart) hat nun auch seinen ersten Jahresbericht versendet.

Ls. S. Gar viele gewesene Officiere sind in unseren Reihen; namentlich Marine-Officiere. Der eifrigste und überzeugteste Friedensfreund unter den Seeleuten ist wohl der franz. Contre-Admiral Reveillère (Brest).

A. H. Meyer. Dass Graf Waldersee in seiner Abschiedsrede bedauerte, sein Regiment „nicht an den Feind geführt zu haben" hat so vielfach verletzt. Warum? das ist ja doch nur natürlich und consequent. Auch General Fabre drückte bei seinem Rücktritt das Bedauern aus, dass die „Revanche" nicht zu seiner Zeit versucht worden ist. Es ist ein günstiges Zeichen, dass derlei Aeusserungen heute verletzen, aber mit welchem Recht soll man dem Soldaten zumuthen, den Zweck seines Berufes zu verleugnen, solang man diesen Zweck als Institution aufrecht erhält, und den Soldaten — also das ganze Volk — zur Liebe dazu erzieht?

An die Leser in Wien. Melden sich nicht vielleicht Volontäre zur Hilfsarbeit im Bureau?

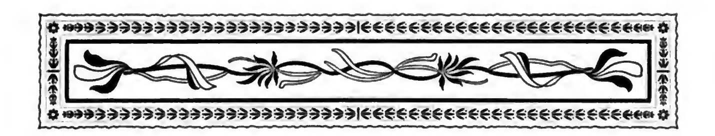
An sämmtliche Leserinnen in Oesterreich. Im Sinne der von Professor Mielle und dem Bureau francais de la Paix angebahnten „Internationalen Correspondenz" wünscht ein 23jähriges französisches Fräulein Briefwechsel mit einer Oesterreicherin. Adresse: Mlle. S. Chevalier. 29. Bd. Pereire, Paris.

Schluss der Redaktion: 30. April.

Die Redaktion bestätigt dankend den Empfang von: „Monatliche Friedens-Correspondenz.“ — „La Paix par le Droit“. — „Fred-Bladet“. — „Versöhnung“. — „Herald of Peace“. — „Advocate of Peace“. — „Correspondance bi-mensuelle.“ — „Revue des Revues“. — „Ethische Cultur“. — „Vita internazionale.“ — „Concord.“ — „Les états unis d'Europe.“ — „Der Volkserzieher.“ — „Der Friede“. — „The peace-maker“. — „L'époque“. — L'Etranger. — „Peace and Goodwill.“ — Monatl. Extrablatt für Friedensbestrebungen.“ — „The Arbitrator.“ — „La libertà & la pace.“ „Petits plaidoyers contre la guerre.“

NB. Alle Mittheilungen, Ausschnitte etc., die sich auf die Redaction der Rubriken „Aus den Vereinen“, „Aus der Presse“, „Vermischtes“ beziehen, sind zu richten an Herrn A. H. Fried, Berlin W., Goltzstrasse 37.

E. Pierson's Verlag in Wien.
Herausgeberin und für die Redaction verantwortlich: Baronin Bertha von Suttner, Schloss Harmannsdorf, Post Eggenburg, N.-Oesterr.
Druck der Albanus'schen Buchdruckerei, Dresden, Am See 7.



Zum gegenwärtigen Kriege.

Ein Wort aus dem Lager der Friedensfreunde.

Harmannsdorf, 14. Mai.

Die Partei der Kriegsbekämpfer, sowohl was ihre organisirten Vereine als auch ihre stillen Anhänger betrifft, ist schon so verbreitet, ihre Ideen sind schon so tief ins öffentliche Bewusstsein gedrungen, dass auch heute — mitten im Kriegslärm, heute, wo alter Gewohnheit gemäss der grösste Theil der unbetheiligten Welt den Ereignissen folgt, als wären es Gladiatorenspiele — die Ziele der Friedensbewegung doch bei gar Vielen mit verdoppelter Sehnsucht erfasst werden.

Daher ist es Recht und Pflicht der im Dienste der Bewegung Stehenden, ihre Stimme zu erheben um gegenüber den Vorwürfen, Anforderungen, Fragen etc. Rede zu stehen, die ihnen von den verschiedensten Seiten zufliegen — der Grobiane gar nicht zu gedenken, die in Witzblättern und anonymen Briefen triumphierend höhnen: „Nun, wo bleibt jetzt die Friedensstifterei? Zeigt sich jetzt nicht die Leerheit des ganzen reclamesüchtigen Gewäsches?“

Die erste Frage die man an uns richtet, ist gewöhnlich die:

„Auf welcher Seite sind Ihre Sympathien?“

Und ohne die Antwort abzuwarten — pflegt man hinzuzufügen: Bei Spanien natürlich — — das war ja eine Infamie von diesen habgierigen Amerikanern, über die schwachen Spanier herzufallen, die ohnehin alle möglichen Conzessionen machen wollten, und die doch in ihrem Rechte sind . . . Sie, als „Friedensfreund“ müssen über die Amerikaner, die Sie uns immer als leuchtendes Beispiel anführten, doppelt böse sein?

Wir antworten: Unsere Gefühle, einem Krieg gegenüber, beruhen nicht auf Parteinahme, sondern auf tiefem Mitschmerz für die über beide Theile nun verhängten Leiden; und unsere Entrüstung weihen wir nicht einer ganzen Nation, sondern nur den in ihr enthaltenen Kriegshetzern, und nicht einmal so sehr diesen, als der Institution selber, an deren Aufrechterhaltung alle Nationen mitschuldig sind.

Es ist eine unselige alte Gewohnheit, dass die Mitwelt, sobald zwei Mächte Krieg führen, sich gleich in zwei Lager theilt, um der einen oder der andern „Recht“ zu geben, statt das beiderseitige Unrecht zu verpönen, das darin besteht, Conflicte durch Todtschlag austragen zu wollen; und dass man diesen oder jenen Sieg wünscht, statt den Kämpfenden in den Arm zu fallen. Diese Parteinahmen werden dann selber vom kriegerischen Geist des Feindeshasses durchdrungen und sie fallen mit aller Wucht des Schimpfens auf den betreffenden Gegenpart her; jedes edle Motiv, jede wohlthätige Absicht wird ihm kategorisch abgesprochen: „Nicht um Cuba zu befreien, nur um es zu rauben, sind die Yankees auf die armen

ritterlichen Spanier hergefallen und wollen sie aus ihrem rechtmässigen Besitz verjagen."

Weiss man denn, welche Motive ausschlaggebend waren? Bei den zum Losschlagen dringenden Jingoes spielten sicherlich auch schlechte und eigennützige Motive mit, wie bei allen Kriegshetzern; aber die ausschlaggebende Volksstimmung scheint doch die Entrüstung über die fortgesetzten cubanischen Greuel gewesen zu sein. Die Friedensfreunde in Amerika, Präsident Mac-Kinley an ihrer Spitze, haben sich lange und hartnäckig gegen das kriegerische Austragen des Conflictes gewehrt. Leider war auch dort diese Partei — obwohl sie viel stärker und viel älter ist als die gleiche in Europa (Spanien hat überhaupt noch keine Friedensgesellschaft), nicht stark genug, um den Ansturm der „gelben" Presse und der durch sie — namentlich über die Maine-Katastrophe aufgepeitschten Volksleidenschaft zu paralysiren.

Wenn man schon das Recht oder Unrecht der Kriegführenden beurtheilen will, so muss man nicht nur den Zeitpunkt des Ausbruchs ins Auge fassen, sondern die ganze lange Vorgeschichte. Gewiss ermangelt das Bild der Spanier, die dem übermächtigen Angreifer gegenüber, ihrer Niederlage fast gewiss, todesverachtend in den Kampf ziehen, nicht einer gewissen Grösse und ihr Schicksal nicht einer bedauerswerthen Tragik; allerdings wollten sie nun selber Freiheiten und Hilfe gewähren — aber war es nicht zu spät? Und soll man vergessen, was der Blutmensch Weyler an den Cubanern verbrochen, soll man der 200000 Reconcentrados nicht gedenken, die elend verhungern mussten? Auf solchen Einwand haben die Amerikahasser die Antwort bereit: „Ach was, Uebertreibung! wer weiss, ob das alles wahr ist!" Eben, weil man nicht genau alles abwägen kann, soll man nicht richten. Sicher, unleugbar, ist nur das eine: Gewalt in allen Formen ist die Wurzel aller Schrecknisse — die man dann wieder, aber vergebens, mit Gewalt und neuen Schrecknissen zu bannen sucht; Gewalt ist der Fluch.

Die Vorwürfe, die wir zu hören bekommen, sind zweierlei Art:

„Warum habt Ihr nichts gethan? Warum schweigt Ihr im Augenblick der Gefahr!" Diese Frage stellte ganz ernsthaft bedauernd u. A. der pariser Temps. Frédéric Passy erwiderte, indem er die Schritte nannte, die, vor Ausbruch des Conflicts, vom Berner Bureau, von den amerikanischen Vereinen, von den französischen und österreichischen Vereinen vorgenommen worden sind — darunter Adressen, deren Text, nebst andern Blättern der Temps selber veröffentlicht hatte; — aber dergleichen pflegt der Aufmerksamkeit der Meisten zu entgehen.

Diejenigen wieder, die Kenntniss von den Actionen der Vereine erlangt hatten, formulirten ihren Vorwurf so: „Warum macht Ihr Euch mit euren Petitionen an die Mächte und an die Cabinete, mit euren Protestversammlungen und dergl. lächerlich? Das ist ja, als versuchtet Ihr mit Palmenzweiglein einen daherbrausenden Eisenbahnzug aufzuhalten — damit discreditirt Ihr ja nur Euer Ansehen!"

Darauf muss die Antwort gelten: Nichts discreditirt so sehr wie Thatenlosigkeit, wie schweigendes Zurückziehen. Wir wissen ganz gut, dass die Propagandaarbeit für eine neue Idee nur in ruhigen Zeiten directen Erfolg haben kann — wir wissen, dass man während der Fluth nicht Dämme baut. Aber die Arbeit soll darum niemals unterbrochen werden, der leitende Gedanke muss sich stetig bejahen — in stürmischer Zeit mit verdoppelter Anstrengung. Das geschwungene Palmenzweiglein

hält den Zug nicht auf — ganz richtig —; es zeigt aber den Fernstehenden, dass die kleine Schaar der Palmenträger auf Posten geblieben; da strömen die anderen vielleicht herbei und verstärken die Schaar zu solcher Macht, dass ein nächster Zug rechtzeitig bremsen müsste. Zum mindesten wirkt das Zweiglein als Signal.

Ohne Bild: Am spanisch-amerikanischen Krieg hat die Friedenspartei — obwohl sie dessen Ausbruch stark verzögerte, wie der lange Widerstand Mac-Kinley's bewies — nichts zu verhindern vermocht; desto eifriger muss sie nun streben — neue Hilfskräfte anwerbend — den grossen, ganz Europa ergreifenden Weltkrieg zu hindern, der nach Beendigung oder während des Verlaufs des gegenwärtigen Feldzugs so lange drohen wird, als die allgemeine Einsicht der Völker und der Machthaber nicht mit der Institution Krieg selber aufräumen will.

Zu den Vorwürfen gesellen sich nun die Fragen. Was hätte in dem vorliegenden Falle geschehen sollen, um den Krieg zu hindern? Welche Mittel wüssten die Friedensfreunde anzugeben ... es genügt nicht, hinreissende Reden gegen den Krieg und hundert gute Gründe zu dessen Abschaffung vorzubringen — und die Panacee „Schiedsgericht" kann nicht immer helfen — was also hättet Ihr vorzuschlagen?

Auch darauf wollen wir Rede stehen: Wie die Dinge heute liegen, können Fälle eintreten — und sind eingetreten — die den Appell an ein Schiedsgericht zwecklos und kindisch erscheinen liessen; es sei denn, dass eine Art Druck auf die eine oder die andere Partei geübt werden kann. So z. B. der Fall des Sultans, der die Aufforderung der Mächte, dem armenischen Gemetzel Einhalt zu thun, einfach ignorirte. Da konnten keine Juristen entscheiden, ob der Sultan ein Recht habe, diesen Volksstamm todtschlagen zu lassen oder nicht. Hier gab es keine Alternative, als ihn zum Einhalt zu zwingen, oder die Greuel fortbestehen zu lassen. Ebenso unwahrscheinlich ist es, dass Spanien einem Tribunal die Frage hätte unterbreiten wollen, ob es berechtigt sei, die Cubaner auszurotten, oder dass die Cubaner sich einem Schiedsspruch gefügt hätten, der ihnen die weitere Blutherrschaft eines Weyler auferlegt hätte. In solchen Fällen kann nur ein aufrichtiges „Concert der Mächte" durch energische Intervention Hilfe schaffen. Das Nichteinmengen in die häuslichen Angelegenheiten des Nachbars ist ein ganz gutes Princip, so lange aus der Nachbarwohnung nicht der Hilfeschrei Verfolgter und Gefolterter, nicht der Befreiungsruf Unterdrückter und Gefesselter dringt. Die Gemeinschaft der Staaten muss aber ebenso gegen jedes sündigende Glied einschreiten, wie dies innerhalb jedes Rechtsstaates gegen den Einzelverbrecher geschieht. Im Rechtsstaat giebt es Executivgewalt gegen unrechtthuende oder wahnsinnige Staatsbürger; im Rechtsverband der Nationen wird es auch eine solche Gewalt gegen unrechtthuende Staaten geben müssen. Die Zwangsmassregel brauchte nicht einmal angedrohter Krieg zu sein (obwohl die Uebermacht der Drohenden eigentlich auch den Kampf von vornherein unmöglich macht, denn welches einzelne Land würde es unternehmen, gegen sechs oder zehn andere loszuschlagen? — dazu zwänge keinerlei „Gebot der nationalen Ehre" mehr); es würde auch schon eine Drohung abgeschnittener Handelsbeziehungen genügen, um erfolgreichen Druck auszuüben.

Freilich gehörte hierzu die Voraussetzung, dass im Zukunftsstaaten-Concert die Liebe zu Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Freiheit vorherrschte. Bisher scheiterten die vermittelnden Actionen der Mächte

daran, dass diese vor allem die Aufrechterhaltung des Gewaltprincips nicht aus den Augen liessen, dass sie das Recht, zu unterdrücken, nicht principiell aufheben wollten.

Nein — das System der Friedensarbeiter hat keine Lücken. Der jetzt ausgebrochene Krieg (obwohl ihn gar viele Zeitungsstimmen als ein Fiasco der „Friedensconfusionisten" bezeichnen) beweist gar nichts gegen sie. Dass die Institution Krieg vorhanden ist — das ist ja nicht im Widerspruch zur Bewegung, sondern ist vielmehr ihr Postulat. Was auch immer der Ausgang des spanisch-amerikanischen Zwistes, er wird nichts beweisen können. Er wird keinen Triumph der Humanität bedeuten, wenn die Amerikaner, die ihn im Namen der Humanität begannen, die Oberhand behalten, denn er wird mehr Leid und Greuel entfesselt haben, als er verhindern wollte, und wird eine Saat von neuem Hass und neugestärktem Kriegsgeist hinterlassen; noch wird er — im anderen Falle eine Gewähr für die Unantastbarkeit territorialer Integrität bieten, in deren Namen die Spanier das Schwert gezogen haben. Denn das Losreissen schlecht verwalteter Colonien vom Mutterland wird sich immer wieder zu vollziehen trachten.

Dieser Krieg ist übrigens kein blosser Kampf zwischen einzelnen Nationen, zwischen zwei verschiedenen Landesinteressen; er ist, wie das bei dem inzwischen um den Erdball geschlungenen Solidaritätsband bei allen öffentlichen Dingen der Fall ist, der Kampf der ganzen in zwei Lager getheilten Menschheit. Aehnliches hat sich kürzlich anlässlich einer Prozessverhandlung in Paris gezeigt, in dem Krieglein zwischen dem Generalstab und einem Schriftsteller; das wird sich noch viel wuchtiger anlässlich des Duells zwischen der reichen demokratischen Union und der verarmten Monarchie zeigen.

Vorläufig hat man sich noch angeschickt, — rings in der vermeintlich „unbetheiligten" Welt — von der Loge aus dem Gladiatorenkampfe zuzusehen. Aber das geht nicht mehr. Die Schranken zwischen dem Sandplatz der Arena und dem Zuschauerraum sind an gar zu vielen Stellen eingestürzt: alles, überall, zieht alle in Mitleidenschaft. Die Geld- und Handelsinteressen sind verbunden, die Geister sind es auch — nicht minder die Herzen. Vernichtete Güter und Waaren — gleichgiltig, auf welchem Fleck des grossen Verkehrscomplexes sie vernichtet werden — bringen allerorten Verlust und Verarmung. Und das Herz der Culturwelt (noch ist es nicht lange her, dass „sie ihr Herz entdeckt"), dasselbe, das am 5. Mai 1897 einen einzigen Schmerzensschrei ausgestossen, als die Bazarkatastrophe von Paris ein paar hundert Opfer des Flammentodes forderte, das kann in den Maitagen 1898 nicht mit Gleichmuth von den vor Manila in Brand geschossenen Schiffen hören. Und dass davon — im alten Kriegscorrespondenten-Geleise — gleichgiltig berichtet wird, das erhöht noch das Leiden der Mitfühlenden, denn es kommt noch die Entrüstung hinzu — Entrüstung über die grausame Thorheit der Mitmenschen, die solches willkürlich hervorrufen, die solches nicht energisch verhindern, und über die Härte und Stumpfheit derjenigen, die darin nichts sehen als strategische Operationen.

Es kann noch Fürchterlicheres kommen, als dieses ruhige interessirte Zusehen, nämlich das Parteinehmen in zwei Lagern — denn das wäre der so oft von unseren si-vis-pacem-Heuchlern und para bellum betreibenden Chauvinisten an die Wand gemalte Weltkrieg. Gegen solche Gefahr sind die Friedensfreunde nicht blind; haben sie doch jahrelang davor

gewarnt und flehend ihre Cassandra-Rufe erschallen lassen. Durch rechtzeitiges Zusammentreten eines aufrichtigen europäischen Concertes, durch Annahme der schon vor zehn Jahren an alle europäischen Staaten ergangenen Einladung zur Schliessung permanenter Schiedsgerichtsverträge, hätte den jetzigen Feindseligkeiten vorgebeugt werden können. Dass alle vergangenen Kriege Kinderspiel sein würden gegen einen mit den gegenwärtigen technischen Zerstörungsmitteln und jetzigen Millionenheeren geführten allgemeinen Krieg, das ward auch in allen Tonarten warnend gesagt, und mit Schaudern sieht man jetzt — da die Furien von neuem losgelassen, da der öffentliche Geist wieder auf die Gefühle des Hasses und des Machtneides gestimmt worden, welche Gefahren sich thürmen . . .

Aber das ist kein Grund zum Zurückweichen. Im Sturm löscht man nicht die Leuchtthurmflammen aus. Noch ist es Zeit zur Rettung. Nicht das Jammern über die momentane Hemmung des Friedenswerkes kann da helfen, sondern dessen desto kräftigere Bejahung thut noth. Die alten Kämpfer sind auf Posten, die neuen — die bisher Schwankenden, Zagenden, Zweifelnden, strömen jetzt vielleicht in hellen Haufen herbei. Der Gott in der Menschenbrust will es: Elend und Todtschlag hat aufzuhören. Der Wahn, dieser „schrecklichste der Schrecken" — hier der Wahn, dass der „Besitz" einer gewissen Anzahl Kilometer das höchste, ehrenvollste, mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigende Gut sei, hat aufzuhören, und der alte Räuberwahn daneben, dass durch Wegnehmen, — der Protectionswahn, dass durch Vertheuern, — oder gar der Rachewahn, dass durch Vernichten von Gütern irgendwie Nützliches zu erzielen sei. Millionen hinschleudern für Fahrzeuge, die bestimmt sind, in zwei Stunden — unter dem Wehgeheul ihrer zerfetzten Menschenfracht — unterzusinken: das soll „Handelsinteressen" fördern? Ueberall, trotz des schier unermesslichen Reichthums und der noch unerschlossenen Reichthumsquellen unseres Erdballs — erhebt sich jetzt das Gespenst der Hungersnoth. Ruin und Bankerott klopfen an alle Thüren. Eine directe, von den Militarismusbekämpfern tausendmal vorher gesagte Folge der Rüstungen und der Zollkriege. Die Hungerrevolten brechen los, und wie wird dem Schrei nach Brod geantwortet? Wieder durch Kugeln. Man nennt die Aufständigen einfach „Gesindel" — spricht von anarchistischen, sozialistischen (die meisten wissen dabei gar nicht, was Sozialismus ist) Umtrieben und schiesst in die verzweifelten Schaaren hinein. Allerdings: „Aufrechterhaltung der Ordnung" ist eine legitime Sache. Doch gehört zweierlei dazu: zweitens eine Schutztruppe (kein Riesenheer), welche aufrechthält, und erstens eine Ordnung. Ordnung verdient aber ein Zustand nicht zu heissen, in welchem Menschenmassen verhungern müssen. Wenn die Unsummen, die der Afrikafeldzug den Italienern gekostet, zur Urbarmachung des Landes, zur Assainirung der Fiebergegenden, zur Rettung vor der Pellagra verwendet worden wären, gäbe es dort heute Aufstand, Belagerungszustand, Verzweiflungszustand? Die soziale Revolution — auch vor dieser haben die Friedensarbeiter gewarnt und gezeigt, wie sie durch die Zauberkraft der Evolution ohne Schaden, vielmehr segensreich, in eine neue wirthschaftlich ethisch gesundete Epoche hinüberleiten könnte.

Aber immer noch wird das gewaltsame Niederhalten als Mittel angewendet; und neben den Nachrichten vom Kriegsschauplatz — der mit offiziellen Piraten bevölkerte Ozean, — neben den Berichten über die „Seeschlacht bei Cavite" (oh in unserer telegraphen- und kabelverbundenen Welt lernt man gar schnell Geschichte, und nennt die Ereignisse von

gestern schon bei ihrem für künftige Lexika bestimmten Namen) füllen sich die interessanten Zeitungsspalten auch mit den Rubriken: Brodkrawalle, Brandlegung in Italien, Spanien, Galizien etc. Bald kommen auch, wenn nicht rechtzeitig Einhalt und Umkehr erfolgt — Nachrichten über die Ausbreitung des gelben Fiebers, der Hungerpest und ähnlicher Wohlthaten des Gewaltsystems — — „unerfreulich aber ehrenvoll", wie es in der offiziellen spanischen Depesche aus Manila hiess. Ehre, Ehre ... was wird in Deinem Namen nicht alles verbrochen! Der wandelbare Begriff muss erst losgerissen werden von jenem Dinge, das mehr und mehr als eine Schmach für die Cultur erkannt wird: Mord.

Ob nicht der gegenwärtige Krieg, der, obwohl er sich in einen sogenannten „fernen Welttheil" abspielt, die ganze Erde in Mitleidenschaft zieht, und so deutlich darthut, was die Einbildungskraft der Menge bisher nicht aufzufassen vermochte, wie widersinnig, wie untergangsdrohend, wie zivilisationshemmend er ist, und wie segensreich ein Rechtszustand gewesen wäre, der ihn verhindert hätte; — wer weiss, ob dieser Krieg nicht eine Schilderhebung aller in ihrem Wesen bedrohten Culturfactoren zur Folge haben wird? Der Kampf zweier Weltepochen ist es ja, der in unserer gährenden Zeit vor sich geht, und der durch den Ausbruch dieses Krieges eine acute Phase durchmacht. Die Träger des heranbrechenden Reichs der Cultur werden sich wohl mächtig zur Wehr setzen gegen das versuchte Zurückschleudern in das versinkende Reich der Barbarei! Die Männer der lichtbringenden Wissenschaft, die Vertreter der lebensverschönenden Künste, die Erfinder der naturbezwingenden Zauberapparate, die Träger des völkerverbindenden Handels, die Legionen der zu menschenwürdigem Dasein sich emporringenden Arbeiterschaft, die zur Gleichberechtigung vorschreitenden Frauen — die Ritter veredelten Menschenthums alle, gleichviel, ob sie anderweitig Fürsten, Staatsmänner, Geistliche oder Soldaten sind, werden vielleicht laut und immer lauter die Forderung erheben: Fort mit dem Krieg.

Gewiss: nicht die ruhigen Erwägungen und Ueberlegungen sind es, von welchen die Menschen getrieben werden, sondern die Leidenschaften. Aber der Friedenswille — durch Einsicht und Erwägung begründet — kann zur Leidenschaft werden. Es braucht nur die Erkenntniss von der Thorheit platzzugreifen, der bodenlosen Thorheit, die darin liegt, durch Zerstörung den Reichthum der Welt vermehren, durch Grausamkeit das Gedeihen der Gesellschaft sichern und durch Todtschlag die Würde des Lebens erhöhen zu wollen. „Mit wenig Weisheit wird die Welt regiert." Dieser oft zitirte Satz des Oxenstjerna war richtig zur Zeit als Shakespeare ihn schrieb und ist es leider noch heute. Entmuthigend wird er allen jenen vorgehalten, die mit Besserungsplänen an die Vernunft appelliren. Aber fälschlich. Zur Postkutschenzeit hat man auch mit aller Richtigkeit sagen können: „Mit wenig Schnelligkeit verkehrt man von Ort zu Ort". Seither sind Eisenbahnen, Fahrräder und electrische Bahnen entstanden und nächstens segeln wohl Flugmaschinen durch die Luft. Warum sollte nicht auch, wie Schnelligkeit in den Verkehr gekommen ist, die Vernunft in die Weltregierung gelangen?

Bertha v. Suttner.

Volkswirthschaftliche Betrachtungen an die Adresse der Arbeiter.

„Vernünftiges Eigeninteresse“ — davon wird in den Tagesblättern oft gesprochen, aber der Artikel selbst erscheint selten auf dem Markt.

Carlyle's Urtheil über das britische Publikum, als eine „Mehrzahl von Narren“ mag auch auf andere Völker anzuwenden sein. Ihr Selbstinteresse ist so weit entfernt von Vernünftigkeit, dass die meisten Leute meinen, das Kartenspiel „Beggar my neighbour“ (Meinen Nachbar arm machen) sei eine grosse wirthschaftliche Wahrheit. Auf dieser brüderlichen Auffassung fussen der Schutzzoll, der Krieg und viele andere verhängnissvolle Tollheiten. Millionen von Menschen sind noch immer der Meinung, dass, wenn die Nation A. die Nation B. arm machen kann (die natürlich immer als Rivale statt als Partner gilt) durch feindselige Tarife oder Krieg, so müsse das zum Vortheil der Nation A. sein. Selbst im eigenen Staate glaubt gar mancher Unternehmer dabei im Vortheil zu sein, wenn er seine Arbeitskräfte unterzahlt oder überanstrengt; viele Arbeiter meinen, es sei dem Handwerk günstig, wenn ein paar Fabriken niederbrennen oder schlechte Waaren ausgegeben werden, die nicht lange halten. Mit einem Worte: der Begriff, welchen man durch den Satz „menschliche Solidarität“ ausdrückt, ist noch nicht in die Köpfe eingedrungen. Und doch ist's eine so wichtige Wahrheit, gleich wichtig vom moralischen wie vom wirthschaftlichen Standpunkt, dass sie als Text in jeder Werkstatt angeschlagen sein sollte.

Ihr Nichtbegriffenwerden ist ein Hauptgrund des Verlustes nationalen Reichthums in mancherlei Richtung, hauptsächlich im Wege der zu Grunde richtenden Rüstungen.

Aussenstehende Leser würden, wenn sie an dieses Wort gelangt sind, das Blatt umwenden in dem Glauben, die Sache gehe sie nichts an. „Was Jedermanns Sache ist, ist nicht die des Einzelnen“ u. s. w. — das ist ein höchst gefährlicher Irrthum! Die Arbeiter vernachlässigen eine ernste Pflicht gegen sich selbst, gegen ihre Genossen im eigenen und im fremden Lande, wenn sie ihr Augenmerk nur auf die Thatsachen richten, die ihre Industriezweige betreffen, und Jene ausser Acht lassen, die ihnen zwar etwas ferner liegen, die für sie aber vielleicht um so wichtiger sind. Hauptsächlich gilt diese Bemerkung für die Engländer, weil keine Nation sich so wenig allein genügt, als diese.*) Unsere Aecker liegen verhältnissmässig brach, an ihre Stelle treten unsere industriellen Unternehmungen. Unsere Nahrungsmittel kommen aus allen Welttheilen und das Geld, sie zu bezahlen, kommt von unserem Handel in allen Welttheilen.

Keiner Nation ist also die Erhaltung des Weltfriedens so nothwendig, als der unseren. Nicht nur, dass ein Krieg unsere Nahrungsversorger und unser Gewerbe zerstörte, sondern, wenn unsere Abnehmer damit beschäftigt wären, einander zu Tausenden zu vernichten, ihre Städte niederzubrennen, sich gegenseitig arm zu machen, wie würde

---

*) Diese von unserem geschätzten englischen Mitkämpfer gemachten Bemerkungen finden auf alle handeltreibenden Nationen Anwendung, denn jede ist auf Import und Export der verschiedenen Güter angewiesen. Anmerkung der Redaction.

dieses „Volk von Krämern" — wie Bonaparte uns genannt hat, sich darein finden? Keine bessere Illustration für die Nothwendigkeit internationaler Solidarität könnte gefunden werden.

Diese allgemeine Schädigung geht gleichwohl im gegenwärtigen Augenblicke vor sich, wenn auch nicht in dem gleichen Maasse und mit so raschem Verlaufe wie zu Kriegszeiten, aber es herrscht der schädigende Zustand des bewaffneten Friedens. Zwar stehen wir nicht vor dem vollkommenen Ruin eines Krieges, aber eine schleichende, langsame Vernichtung findet überall statt durch die Verschwendung für die Kriegsbereitschaft, und diese ist es, der die Arbeiter aller Länder ihre Aufmerksamkeit schenken sollten. Die britische Regierung hat eben eine bedeutende Vergrösserung des Militär-Budgets angekündigt, und die französische Flotte soll um ein Bedeutendes vermehrt werden im Hinblick auf die masslosen Ausgaben derselben Art, mit denen der deutsche Kaiser sein Parlament zur Votirung für noch mehr Kriegsschiffe gewonnen hat und das Spiel „Beggar my neighbour" schreitet rüstig vorwärts.

Könnte Jemand vermuthen, dass das Geld hierzu aus dem Boden wächst oder aus irgend einem verborgenen Schatz zufliesst? Es bedeutet grössere Steuern, höhere Belastung jeder Art der Industrie und weniger Abnehmer für unsere Waaren.

Und das sollte Niemanden angehen? Es will so viel sagen, als dass überall die arbeitende Klasse entschieden auftreten und ihren Gesetzgebern zurufen möge: „Haltet ein auf dem Wege zum Ruin! Wir wollen keine Männer mehr ins Parlament entsenden, die für das Kriegssystem eintreten." Es giebt keine Hoffnung auf Erlösung von dem langsamen Untergang, zu dem uns der bewaffnete Friede oder vor dem raschen Verderben, zu dem uns der Krieg führt, wenn nicht die Arbeiterschaft Europas zu irgend einer Vereinbarung in diesen Dingen gelangt. Es ist Tollheit, das Weiterschreiten dieser Angelegenheiten zuzulassen.

Um die obigen Betrachtungen zu bekräftigen, will ich einige Ziffern des russischen National-Oekonomen Novikow citiren; sie sollten in den Werkstätten auswendig gelernt, auf den Strassen, in Vereinslocalen und Schenken ausgerufen werden:

„Europa hat jetzt vier Millionen kräftiger, gesunder Männer unter den Waffen, während elf Millionen gedrillt und jeden Augenblick zum Dreinhauen bereit gehalten werden. Nehmen wir an, dass — bei einer rationellen Anordnung zur Schlichtung überflüssiger Streitigkeiten, die nur ein Vorwand für die immer zunehmenden Heere sind, — wir jene vier Millionen Mann entlassen könnten zu Gunsten des Ackerbaues und der Industrie — ausgenommen, sagen wir, von 700 000 zum Schutz gegen Unfälle. Nicht weniger als 180 Mill. Sterling im Jahr würden erspart werden. Das ist bloss der directe Gewinn, der erzielt werden könnte. Dann giebt es ungezählte indirecte Vortheile. Wenn die heimgeschickten Leute bloss 40 Ł jährlich verdienen könnten, so gäbe das ein Gesammterträgniss von 150 000 000 Ł, welche den einheimischen und fremden Producenten zu Gute kämen. Dann wieder könnte die jetzt verschwendete Summe von 180 000 000 Ł fruchtbringend angelegt werden und ungefähr 9 000 000 Ł tragen. Es giebt noch andere wichtige Ersparnisse, die ich hier nicht specificiren kann, aber es wurde schätzungsweise festgestellt, dass Europa auf diese Art 360 Mill. Ł pr. Jahr ersparen würde, die für Gewerbe, Erziehung, allgemeine Gesundheitspflege und tausend andere Vortheile verwendet werden könnten. Das würde eine damit verbundene

Zunahme des Waaren-Bedarfs mit sich bringen, sowie die Verwendung von tausenden von Männern und eine im Verhältniss hierzu stehende Anzahl von neuen Consumenten. Es wässert einem der Mund, nur daran zu denken. Das wäre das internationale Zusammenwirken, welches nur vernunftgemäss ist, und die Verwirklichung des Sprichworts: „Alle für Einen und Einer für Alle."

Nun nehmen wir an, ein Krieg käme zum Ausbruch. Zerstörungsmittel in Form von verstärkter Bewaffnung, Gewehren, Pulver, Bomben, Sprenggeschossen sind aufgehäuft, während die Zeitungs-Presse gar oft die Menschen dazu aufhetzt, einander an die Gurgel zu springen, indem sie falsche Anklagen und grundlose Verdächtigungen verbreitet. Wir können uns einigermassen eine Idee davon machen, was ein Krieg bedeutet, wenn wir sehen, was er in früheren Jahren gekostet hat. Die vier grossen Kriege (die alle stattgefunden haben, seit Schreiber Dieses erwachsen ist), welche dem von 1870—71 vorangingen, kosteten 1873 Mill. Sterling. Der deutsch-französische stellte sich um 600 Mill. höher. Und diese kolossalen Verluste repräsentiren nur die directen Ergebnisse. Man denke an das Anwachsen der Staats-Schulden, deren Interessen wir für immer bezahlen müssen, man denke an die unermesslichen Zerstörungen privaten und öffentlichen Besitzes, an das Elend, den Rückgang, die Verwilderung, den Hass, die gegenseitige Plünderung und Vernichtung.

In Europa haben es hier und da ein paar Menschen versucht, gegen dieses grausame, niederträchtige, wahnwitzige System von Militarismus und Krieg zu revoltiren. Sie haben wenig Aussicht, gehört zu werden, wenn die arbeitende Klasse durch ihre mächtigen Organisationen ihnen nicht hilfreiche Hand bietet. Man lasse die gewerblichen Vereinigungen, die Corporationen der Wohlthätigkeits-, Mässigkeits-Vereine, die Demokraten-Socialisten-Gesellschaften und Clubs aller Länder zusammentreten zu einer europäischen Liga und ihre Parlamente zur Abrüstung zu zwingen. Die Menschen schaffen den Krieg — die Menschen können ihn auch abschaffen.

Hodgson Pratt.

Nachschrift der Redaction. Ein vielfach vom nationalökonomischen Standpunkt erhobener Einwand gegen Abrüstung ist der Hinweis auf die Gefahr der dadurch vermehrten Anzahl der „Arbeitslosen". Auf diese Seite der Frage wird in einem nächsten Aufsatze eingegangen werden, hier sei nur folgende Wahrheit ins Gedächtniss gerufen: Der allgemein als **„Ueberproduction"** bezeichnete Znstand ist weiter nichts, als ein Mangel an Gleichgewicht, der durch die Fesseln hervorgerufen wird, die die Circulation nnd den Austausch der Güter hemmen.

Brandstifter.

Eine Betrachtung von Julius V. Ed. Wundsam.

„In Altheim bei Biberach brannte es im verflossenen Jahre neun Mal. Der Einwohnerschaft (750 Seelen) bemächtigte sich furchtbare Aufregung. Endlich lenkte sich der Verdacht auf den Hornisten der Feuerwehr, einem Maurer Namens Hofherr. Stets rechtzeitig ertönte sein Signal, stets war er der Erste am Brandplatz. Das Schwurgericht Ravensburg verurtheilte ihn zu 9 Jahren Zuchthaus und Verlust der Ehrenrechte. Aus heller Freude an seinem Horn und am Alarm war er zum Brandstifter geworden."

(Tageblatt der Stadt Zürich, 9. April 1898.)

Es war einmal ein gewaltiger Fürst, sein Herz war gut und recht sein Sinn, und doch hat namenloses Leid er seinem Volk gebracht. Früh

lernte er das Waffenhandwerk, des Degens Führung, Fechtspiel und Turnier; als Knabe schon durchstreifte er mit seinem Oheim Wald und Flur, des Wildes Fährte folgend, rastlos ohn' Ermüden, bis röhrend der gehetzte Hirsch zusammenbrach, sein Speer ihn traf, sein Schwert die Kehle ihm durchschnitt. — Auf hartem Lager schlief nach solcher Jagd ermüdet er nach kurzem Mahl. Nicht selten stellte da ein wilder Traum sich ein, des Tages Mühen lohnend durch ein Fantasiegebild: Der Prinz, gereift, als Mann, als Fürst, gefolgt von treuen, tapferen Vasallen, als Kriegsherr an der Spitze seiner Knappenschaar, jagt über Leichen hin, dem flücht'gen Feinde nach, — sein Rüstzeug sprüht im Brandlicht eigner Dörfer das wilde Feuer wieder, das die Brust durchglüht, sein Auge leuchtet siegestrunken und warmes Blut noch klebt am Schwert, das seine Faust umkrampft, — er ist „ein Held", — so sieht er sich im Traume.

Das Gaukelbild, das ihm die Nacht hindurch den Geist umgarnt, gefangen hielt den Sinn, giebt auch am Tage ihn nicht frei, — und wenn aufs Neue er der Spur des Wildes folgt, — träumt weiter er den Traum der Nacht, — es wandelt die erregte Fantasie zum Feind das Wild, zum Heer der Diener Tross, das Jagdspiel ihm zur wilden Schlacht.

So ward des Jünglings Herz — obwohl im Grunde gut — von Kampfeslust erfüllt, von Sucht nach Ruhm, die hintan setzten jedes andre Ziel. Dies wuchs mit ihm zu unbezwinglichem Verlangen, als nach des Oheims Tod die Macht ihm ward, die Kron und Szepter leih'n. Was er geträumt in frühen Knabenjahren — es wurde wahr: der Pferde Hufe stampften Saat und Frucht in blutgetränkte Erde, des Bauers Fleiss zertrat die Reiterschaar, das Schwert nur herrschte — Jahr für Jahr — bis manche Stadt, die früher blühte und gedieh, zerfallen, bis manches Dorf zum Trümmerhaufen ward. —

Und mancher Fluch der eignen Unterthanen fiel auf des Fürsten Haupt, der ihre Hab' zerstört, — selbst noch als er als „Held" im Grabe ruhte, — von der Geschichte noch gefeiert und gepriesen, weil er so tapfer und so hohen Muthes war — — — — — —

„Aus heller Freude an seinem Horn und am Alarm war er zum Brandstifter geworden."

Die öconomische Grundlage des Völkerfriedens.

Die Völker wollen den Krieg nicht.

Beweis die zahlreichen Congresse, wo hervorragende Männer aller Länder Zeit und Talent aufbieten für das grosse Friedenswerk.

Die Regierenden ergreifen jede Gelegenheit, um ihren Friedenswillen kundzuthun. Ihre Handlungen stehen jedoch im Widerspruch mit ihren Worten.

Wenn man ernstlich den Frieden will, rüste man doch ab.

Was sehen wir hingegen? Immer neue Bataillone sehen wir sich bilden, immer neue Kanonen fabriciren, neue Festungen und Kriegsschiffe, eines fürchterlicher wie das andere, erbauen.

Ganz Europa gleicht einer ungeheueren Kaserne.

Der gegenwärtige Zustand ist kein Friedenszustand, sondern ein Waffenstillstand.

Alle Welt sieht es, aber man schliesst die Augen, um es nicht zu sehen. Dieser Waffenstillstand besteht überdies nur in Hinsicht auf die Schlachten, er besteht nicht auf öconomischem Gebiete.

Auf öconomischem Gebiete bekämpfen sich die Völker aufs äusserste.

Nach meiner bescheidenen Ansicht müssten die Völker gerade auf öconomischem Gebiete ihre Unterhandlungen anfangen, um den Beweis ihrer friedlichen Absichten zu erbringen.

Eine grosse Anzahl von Kriegen hat keine andere Ursachen als rein materielle gehabt.

Es ist zweifellos nicht möglich, mit einem Federstrich alle Zollbarrièren zu beseitigen, aber man muss durch gegenseitige Concessionen dahin gelangen, wenn man auf immer den Frieden auf unserem Continent sichern will.

Ganz Europa würde alsdann nur eine grosse Bundesgenossenschaft bilden, deren Ergebniss eine Aera des beispiellosesten Aufschwunges wäre.

Jedes Volk würde nur das erzeugen, wozu es am geeignetsten ist, und diese Situation würde einen Austausch der Güter hervorbringen, der ohne Gleichen in der Geschichte der Menschheit sein würde.

Selbst die Künste würden von neuem Glanze erstrahlen. Hier, wo der Verfall herrscht, finden die Künste ohnehin keinen Halt und ersterben an Marsamus. Früher schlug man sich von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt, am häufigsten um materieller Interessen willen. Diese Kämpfe verstummten, als man die Fesseln löste, die den freien Austausch der Güter hinderten.

Dasselbe wäre für die Staaten zu erwarten; der Krieg hätte keine Daseinsberechtigung mehr.

Nachdem ich mit lebhaftestem Interesse alles verfolgte, was zu Gunsten des Friedens geschrieben und gesagt wurde, habe ich festgestellt, dass man oft den ungeheuren Einfluss ausser Acht gelassen hat, den die öconomischen Beziehungen der Regierungen untereinander auf diese Frage ausübten, was für mich entscheidend war, diese Zeilen zu schreiben.

Wenn man anfangen würde auf öconomischem Gebiete abzurüsten, die Reduction der Heere würde sich daraus von selbst ergeben.

Es ist höchste Zeit, dass Europa anfängt sich zu besinnen.

Es erschöpft sich in wahnsinnigen und fruchtlosen Rüstungen.

Amerika, das kein stehendes Heer besitzt, und dessen Productionsmittel gewissermassen unerschöpflich sind, beginnt bereits dem alten Europa seine Güter aller Art zu einem Preise zu liefern, zu welchem unsere Industriellen unter den gegenwärtigen Bedingungen dieselben kaum herzustellen im Stande sind.

Die Einfuhr fabricirter Artikel wächst von Tag zu Tag in einer besorgnisserregenden Weise. Nicht aus Ostasien haben wir, wie man zuweilen behauptet hat, die Vernichtung der europäischen Industrie zu fürchten, sondern von Amerika kommt die Bedrohung oder besser gesagt der Hinweis auf eine Reorganisation unserer öconomischen Systeme.

Unsere Bergwerke fangen an sich zu erschöpfen. Die Vereinigten Staaten haben Kohlenvorräthe auf Jahrhunderte hinaus, und ich frage mich, ob nicht eines Tages, wenn Europa seine Rüstungen fortsetzt und sich weigert, vorsichtig zu sein, ein Amerikaner, der in Ruinen herumgräbt, wird schreiben können: „Hier stand Paris."

Ad. Nyssens.

Die gelbe Presse.

V. Gribayedoff, ein alter New-Yorker Journalist, bringt in der letzten Nummer der „Revue des Revues“ interessante Mittheilungen über die gelbe Presse. Ihm ist es zweifellos, dass der gegenwärtige Krieg, der zwischen Amerika und Spanien entbrannt ist, eigentlich das Werk zweier New-Yorker Journale ist, beziehungsweise der beiden Männer, die sich an der Spitze beider Zeitungen befinden. Gemeint sind Herr Politzer vom New-York-Journal und Herr Hearst vom „World“. Herr Gribayedoff ist so höflich, zu bemerken, dass die beiden Zeitungen „nicht ausschliesslich“ aus feiler Sensationslust und lediglich im Interesse ihrer Auflagen den Sturm entfesselt haben. Der Verfasser jenes culturhistorisch so hochbedeutsamen Artikels glaubt auch nicht, dass es zumeist humanitäre Motive waren, Mitleid für das ausgesogene und verelendete Cuba, dass die Herren Politzer und Hearst veranlasste, den Krieg zu entfesseln. Auf dieses Gebiet der Gutgläubigkeit vermögen wir ihm aber leider nicht zu folgen. „Die Presse debutirt in einer neuen Rolle,“ schreibt Herr Gribayedoff, „in der Rolle der Kriegsmacherin, in der sie sich die alten Privilegien der Könige und die modernen der Parlamente aneignet.“ Auch darin können wir keine neue Erscheinung erblicken. Leider wissen wir es zu genau, dass die Presse als die Regulatorin der öffentlichen Meinung das Geschick der Kriege heutzutage in der Hand hat, wir trösten uns aber dabei mit der Zuversicht, dass diese Macht der Presse auch dereinst der Friedensbewegung den Wind geben wird, der ihre Segel blähen wird.

Wir können uns hier leider nur auf ganz kurze Auszüge aus dem angezogenen Artikel beschränken, empfehlen aber unseren Lesern, sich den ganzen Artikel, der mit einer Anzahl kriegshetzerischer Carricaturen geziert ist, zu durchblättern. Politzer, der Gründer des New-York-Journals, ist in dem kleinen polnischen Orte Czenstochow geboren. Er kam mit 18 Jahren nach New-York. Er besass weder Bildung noch Unterstützung noch sonstige Hilfsquellen. Im Secessionskriege wurde er Soldat und betheiligte sich daran in einem deutschen Cavallerieregiment. Nach dem Kriege wurde er Fiakerkutscher, Kellner etc., was ihn aber nicht hinderte, sich eifrig seinen Studien hinzugeben. Er studirte Jurisprudenz. Dank einer übermenschlichen Kraft gelang es ihm, im Jahre 1868 in St. Louis Advocat zu werden. Bald liess er jedoch die juristische Carriere im Stich und wandte sich der Journalistik zu. Er kaufte alsbald die bis dahin unbedeutende World und machte durch die geniale Führung des Blattes ein wirkliches Weltblatt aus dem bisher obscuren Blättchen. „Ein veritabler Barnum der Feder“ wusste Politzer durch allerhand Sensationen die Auflage ins unendliche zu steigern. Er unterliess keine Gelegenheit für sich Reclame zu machen. Er erfand das Mittel, gleichzeitig der Freund Frankreichs und Deutschlands, gleichzeitig der Irlands und Englands zu sein.

Er veranlasste die bekannte Nelly Bly sich irrsinnig zu stellen und sich in ein Irrenhaus sperren zu lassen, woraus sie dann die unglaublichsten Anklagen über die Misshandlung der Irren in die Welt setzte. Das machte ungeheuere Sensation. Die Anklagen gegen die Aerzte zerfielen zwar bei der gerichtlichen Untersuchung in Nichts zusammen, „aber in der Carriere eines gelben Journalisten sind das Momente von unter-

geordneter Bedeutung.“ Die World erreichte eine Auflage von 400 000 und ganze Seiten füllten sich mit Annoncen.

Da trat ein anderer Mann auf die Oberfläche. Ein dreissigjähriger Mann, der sich William Hearst nannte. Er war der einzige Sohn eines californischen Milliardairs. Er war bereits Redacteur in San Francisco und trat in New-York mit dem offenen Bekenntniss auf. dem World Concurrenz zu machen. Hearst erwarb das Morning Journal und änderte dessen Titel. Ein rasender Wettkampf begann. Die beiden Journale überboten sich gegenseitig an den unglaublichsten Dingen. ausserdem auctionirten sie sich ihre Mitarbeiter weg, immer höhere Gehälter diesen anbietend. Das Journal erreichte in wenigen Monaten eine Auflage von 100 000 Exemplaren und besitzt jetzt eine solche von 600 000. Das merkwürdige dabei ist, dass der World dabei nichts verloren hat. Seine Leserzahl blieb stets in der gleichen Höhe des Journals.

Der Concurrenzkampf der beiden Zeitungen gab Veranlassung zu dem excentrischsten Wettkampfe. Die gelbe Presse machte sich zur Wortträgerin der Grossen der Erde. Es ist dies das billigste Mittel, Reclame für sich zu machen. Passirte z. B. in irgend einem Winkel der Erde irgend etwas, telegraphirte der Chefredacteur an Gladstone oder an Bismarck, an den Prinzen von Wales, sogar auch an gekrönte Häupter, um deren Ansicht mit „bezahlter Antwort“ zu erbitten. Das Ueberraschendste dabei ist jedoch, dass in der ersten Zeit die Antworten pünktlich eintrafen. Als jedoch die gelben Journale diese Depeschen in Facsimile reproducirten, und es so hinstellten, als hätte diese oder jene Persönlichkeit das Bedürfniss gehabt, durch das betreffende Blatt dem Volke der Vereinigten Staaten eine Botschaft zu überbringen, hörten die Antworten bald auf.

Es ist selbstverständlich, dass die schweren cubanischen Verwicklungen für die gelbe Presse das willkommenste Fressen war. Alle Mittel waren ihnen gut, um die Berichte wichtig erscheinen zu lassen. Die Explosion der Maine war ihnen ein willkommenes Ereigniss, um die Geister aufs neue zu entflammen. In Bild und Wort wurde gehetzt und geschürt. Das Journal publicirte dreissig Ausgaben in 12 bis 14 Stunden und verkaufte über 1½ Millionen Exemplare täglich. Ein englischer Journalist, der zur Zeit in New-York anwesend war, kaufte sich um acht Uhr, als er ins Theater ging, die 24. Ausgabe des Journals, um elf Uhr, als er das Theater verliess, konnte er schon die 29. Ausgabe des Blattes auf den Strassen ausrufen hören. Hier einige fettgedruckte Titelaufschriften dieser Nummer. „Der Papst mit Amerika.“ — „Bismarck behauptet, dass Deutschland uns günstig.“ — „Die Spanier nennen unsere Senatoren schmutzige Schweine!“ — „Besuch des englischen Gesandten beim Präsidenten zum Abschluss einer angelsächsischen Alliance.

Diese kurzen Auszüge werden wohl genügen, das Bild jener Presse zu fixiren, die es vermag, ein Volk zu vergiften und es in die Abgründe eines blutigen Krieges zu stürzen.

Die beiden Klingen.

Wie ein Windstoss kam Luce hereingerauscht.

Marcel Frévil hatte die Koketterie eines schönen „Daheims“; wenn auch oft allein bei den Mahlzeiten, verlangte er doch von seiner alten

Haushälterin das Beobachten eines gewissen Dekorums, das sie einigermassen aus der Fassung brachte. An seinem Tische sitzend, der mit feinem englischen Leinenzeug, mit Silbergeräth gedeckt, und mit Farrenbüscheln — von seidenen Bändern zusammengehalten — geschmückt war, vollendete Frévil eben sein Frühstück, als Luce ihn lachend überraschte.

Sie liebte die so originelle, so nach „noch nie Dagewesenem“ suchende, künstlerisch abgefeimte Einrichtung dieser Wohnung. Ein oder zweimal im Jahr, wenn sie der Zufall auf ihrer Besuchstour oder ihren Spaziergängen nach Auteuil, an Frévil's Thür vorbeiführte, dann klingelte sie und fiel bei ihm ein: Guten Morgen, guten Abend, nur auf einige Minuten, ein wehender Duft, ein Vogelflug.

Das genügte der einfachen Kameradschaft dieser beiden.

Luce war, was man sagt, ein „lieber Kerl“, zu ehrlich frei, zu offen über alle Vorurtheile erhaben, als dass man sie hätte durch einen Flirt beleidigen dürfen, ja nicht einmal durch ein gewöhnliches Compliment, das ihrer belebenden Ungezwungenheit den Schein unstatthafter Dreistigkeit gegeben hätte.

So hatte Frévil sie auch verstanden und ihr die Hand geschüttelt, wie einem guten Freund, ohne zu sehen, dass sie fast hübsch sei mit ihrem röthlichen Haar, dem sinnlichen und doch geistigen Ausdruck ihres rothen Mundes und ihren grossen grauen Augen.

„Setzen Sie sich, Fräulein,“ sagte er.

„Nein, ich habe Eile, ich laufe gleich wieder davon.“

Hüpfend bewegte sich Luce im Saale umher, die Dinge von ihren Plätzen nehmend, Bücher aufschlagend; auf einem Servierbrett entdeckte sie Apiäpfel, rund, rosig und weiss, in ihren Hüllen aus Seidenpapier.

Naschhaft wie sie war, frug sie: „Ich darf einen haben, nicht wahr? . . . und ein Messer dazu? . . .“

Sie öffnete die Laden und suchte . . .

Frévil schaute ihr belustigt zu.

„Da ist eines.“

In dem höchsten Schubfache eines Schrankes entdeckte sie ein langes Messer, dessen ganz trübe Klinge und eingelegtes Heft aus Ebenholz es alterthümlich erscheinen liess.

„Bedienen Sie sich dieses Messers nicht, es hat eine traurige Geschichte.“ Und Frévil nahm es ihr vorsichtig aus den Händen.

„Sollte ein Verbrechen daran haften?“ frug Luce tragischen Tones.

„Wohl . . . so was dergleichen, ich hätte damit bald Jemanden getödtet.“

„O, erzählen Sie mir das, bitte!“

„Dieses Messer bringt mich zu dem schrecklichen Bewusstsein, dass ich einmal tödten wollte. Ihnen kann man das erzählen, meine liebe Luce, mein kleiner, phantastischer Besuch, der plötzlich erscheint und wieder verschwindet wie ein warmer Sonnenstrahl, dessen flüchtiges, köstliches Erscheinen den Frühling hereinträgt; Ihnen, die sich so günstig von andern Frauen unterscheidet, welche sich nur für komplizierte Seelenzustände und für süsse Intriguen begeistern:

Damals zählte ich kaum 18 Jahre, ich war aus Deutschland entflohen, wo ich gefangen gesessen nach dem Kampfe bei Froschweiler in jenem unseligen Krieg von 1870. Es wäre eine zu lange Geschichte, wollte ich Ihnen erzählen, wie ich mir aus Frankreich Geld und Kleider

verschafft hatte, um unerkannt die Reise unternehmen zu können. Die Geschichte mit dem Messer spielt im Eisenbahnwagen, im Augenblick, als ich mich der Schweizer Grenze näherte; ein Mann stieg in mein Coupé und liess mich nicht mehr aus den Augen; ich fürchtete mich vor diesem Blick; schon fühlte ich mich verloren, verrathen, festgenommen, an die Wand gestellt, vor jene kleinen schwarzen Schlünde der Gewehre eines Exekutiv-Peletons. Um so schlimmer. Ich war entschlossen mich zu wehren; unbemerkt erfasste ich in meiner Tasche dieses Messer; es gelang mir, dasselbe zu öffnen, ich verbarg es im Aermel und während ich dem Manne tollkühn ins Gesicht sah, pfiff ich die Melodie „Au drapeau". — Sie sind Franzose, rief er aus! . . . Das Messer entfiel mir . . . Ich bin ein Flüchtling — Ich auch! — Nur, setzte er hinzu, hätte ich nicht versucht, Sie zu tödten, auch wenn Sie ein Feind gewesen wären, ich habe keine Waffen und bin verwundet. Er zeigte mir seine in Fetzen gewickelte Hand, die er unter dem Mantel verborgen hatte. „Muth, wir werden uns beide befreien."

Bevor wir in Basel anlangten, öffneten wir, auf die Gefahr hin, ums Leben zu kommen, die Wagenthür und sprangen hinaus, um den preussischen Soldaten zu entgehen, die den Bahnhof besetzt hielten. Die Erschütterung durch den Sprung betäubte uns für einige Zeit. Eine Stunde später hat uns ein Schiffer über den Rhein gebracht: wir waren ausser Gefahr.

Dieses Messer, Luce, erinnert mich an dies Alles, es ist der Inbegriff all der erlittenen Todesängsten, der Reue wegen vorgesetzten Tödtens, aber auch der Wonne, nicht getödtet zu haben."

„Und dies hier, ist das auch ein Messer?"

Mit ihrem behandschuhten kleinen Finger wies sie auf ein blitzendes, sorgfältig in Stand gehaltenes Bajonett, die dreischneidige Klinge ruhte auf dem crèmefarbenen Grunde eines alten mit purpurrothen Blumen gestickten Seidenstoffes, an der Wand mit goldenen Klammern festgemacht.

„Das? Das ist ein Bajonett aus Madagaskar; mit diesem Spielzeug habe ich manchen Schwarzen zu Boden gestreckt. Das ist etwas Schreckliches, wissen Sie, ein treffliches Werkzeug, dessen sternförmige Verwundungen gewöhnlich todbringend sind."

Frévil rühmte sich seiner That, ein leichtes Roth des Stolzes färbte seine Wangen.

Nachdenklich hatte Luce zugehört. Eine Weile blieb sie stumm, dann sagte sie langsam:

„Die Klinge, welche Viele getödtet hat, nimmt den Ehrenplatz ein; die von Menschenblut unberührt geblieben ist, wird abseits in einen alten Schrank gethan. Scheint es Ihnen nicht, mein Lieber, dass die Rollen verwechselt sind? Geben Sie doch das Messer allen Blicken preis, das Ihre Hände nicht verunreinigt hat, und verbergen Sie jenes Bajonett, welches manche Brust durchbohrt, manches Herz gebrochen hat, gleich wie ein Verbrecher die stummen Zeugen seiner Unthat verbirgt."

„Aber Luce! das war im Kriege!"

„Sie hassten sie also recht sehr, diese Schwarzen, da sie mit solchem Behagen das Werkzeug betrachten, welches jenen so viel Leiden bereitet hat?"

„Nein, Luce, aber das ist eben der Krieg!"

„In der That, das muss gar schön gewesen sein und Ihren Künstlernerven wohlgethan haben, der Anblick dieser weiten Ebene, bedeckt mit

zerspaltenen Leibern und klaffenden Eingeweiden, die die glühende Sonne versengt!"

„Noch einmal, Luce, das ist der Krieg!"

„Sie werden doch wenigstens zugeben, dass der Krieg ein Fluch ist!"

„Es ist etwas Entsetzliches, aber eine einmal hergebrachte Thatsache gegen die sich nichts machen lässt. Wenn wir nicht tödten, werden wir getödtet, da ist es besser, wir tödten selber."

„Das ist Wahnsinn! Hat eine einmal hergebrachte Sache das Recht fort zu bestehen, auch wenn sie verbrecherisch ist? Sie, lieber Frévil, sind im Widerspruch mit sich selbst. Sie finden mein kleines Bravourstückchen, dass ich Sie allein, als guter Kamerad, besuchen komme, ganz richtig; wohl darf ich's erhobenen Hauptes thun, aber es schlägt doch allem althergebrachtem, allen rückschrittlichen Vorurtheilen, allen eingeführten Dingen ins Gesicht, die so lange bestehen, dass ihre Antiquirtheit einen undurchdringlichen Panzer um sie geslagen hat.

Es geht mit den grossen Handlungen wie mit den kleinen: Es bedarf blos eines einzigen Muthigen, eines einzigen starken Willens, wenn er kühn und edel ist, um mit der Zerstörung einer weltlichen Konventionalität oder eines ungeheuerlichen Brauches den Anfang zu machen. — Und jetzt adieu!"

Ger-Ger.

(Revue libérale.) Deutsch von H. Pötting.

Mosaik.

(Zusammengestellt von H. v. Fircks.)

Hexen im Kriegsdienst. Im Kriege zwischen Schweden und Dänemark, als Erich XIV. gegen Friedrich II. zog, berichtete man damals: „Der König v. Schw. habe nicht vergessen, wider den K. v. Dänem. 4 alte Zauberweiber mit umzuführen, die den Feind bezaubern sollten, dass sie gegen die Schwedischen nicht siegen und ihnen keinen Schaden zufügen möchten. Desgl. die in der Stadt sich nicht wehren, sondern dieselben aufgeben möchten. Und soll ein Reuter d. Gr. Günther v. Schwarzenburg eine von solcher Zauberinnen gefangen haben, welche solches bekannt.

* * *

Nachahmenswerthe Form des Duells.

An den Direktor des „Popolo".

Mein Herr! Genua, 26. Juli 1876.

In der heutigen Nummer des „Il Popolo" finde ich eine gegen mich gerichtete Herausforderung; ich beeile mich, Ihnen zu wisfen zu tun, das meine Liblingswaffen folgende sind: „Gerechte Gründe, höfliche Worte u. gute Werke." Da ich bemerke, das die beiden ersten Arten nicht nach Ihrem Geschmake sind, hoffe ich Sie werden die dritte nicht verweigern. Ich beehre mich also, Ihnen zu melden, dass ich am heutigen Tage dem Vorstand der Armenherberge v. Genua 50 Frcs. geschickt habe, u. wenn Sie das Gleiche tun wollen, wird man sagen können, das unsere beiderseitige Ehre befriedigt ist, und wir werden ein gutes Werk getan, anstat die Müssiggänger zum lachen gebracht zu haben. Ich zweifle nicht daran, das Sie mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit meine kurze Antwort in Ihr Blatt einrüken.

Genehmigen Sie u. s. w. Stefano Scala, Direktor, „Cittaerino".

* * *

Wenn wir im Auge behalten, dass die Menschen wie alles andere, nach Naturnothwendigkeit handeln, dann wird der Hass, der aus der Beleidigung entspringt, leicht überwunden werden. Wer wahrhaft weiss, dass Alles aus Nothwendigkeit erfolgt, der findet gewiss nichts, was des Hasses werth ist. Spinoza Ethik. IV, 50.

Die Verluste an Verwundeten und Todten in den letzten grossen Kriegen per Tausend.

Amerikaner im Secessionskriege angeblich wegen Abschaffung der Sclaverei	603 p. 1000,
Franzosen im Krimkriege	506 „ „
Engländer do.	330 „ „
Franzosen in Italien 1859	150 „ „
Deutsche in Frankreich 1870—1871	101 „ „
Preussen in Böhmen 1866	58 „ „
Preussen in Schleswig-Holstein 1864	49 „ „
Oesterreich-ungarisches Heer in Bosnien 1875	20 „ „

Nach dem Kriege.

„Die Lasten werden immer vermehrt,
Die Beute des Krieges ist aufgezehrt,
Die Kassen sind leer, und leer die Speicher,
Der Arme wird ärmer, der Reiche reicher,
In wenigen Händen häuft sich das Gold,
Das Elend ist der Massen Sold.

* * *

Wahlspruch Dschingis Chans: On tu mugbul fidaki kami, d. h.: Nur keine Barmherzigkeit üben! (In seiner Schatzkammer liegen die mit Edelsteinen gefüllten Schädel hingerichteter Könige.)

* * *

Ueber Schlachtenmalerei.

Das Schlachtenbild löst sich in ein Episodenbild auf. (Rocholl). Das Schlachtenbild als solches hat noch keine künstlerische Lösung gefunden. Hier ist eine Schranke vorhanden, die jedes künstlerische Empfinden unterdrückt.

Es wird erst Bild, wenn sich aus der Gesammtheit der Einzelne herauslöst, wenn die Männlichkeit als solche wirkt und nicht als blosse Kraftsumme, die der Mann in Reih und Glied, der kein Mann, sondern eine Null ist, zum Ausdruck bringt. —

Einen höheren Erfolg hat es nur als Landschaftsbild oder als Episode. Im letzteren erst wird es zum Denkmal, zum Historienbild.

Der sogenannte Militarismus (die Soldatensclaverei) ist das Gegentheil des Malerischen, der Zwang in der Freiheit, die Natur in der Schablone. Gleich giftigem Mehlthau legt sich der Militarismus auf die Volksempfindung. In der Schule wie im Leben, im Wirthshaus wie auf dem Parquet, wirkt er erdrückend, erstickend. Gamaschendienst ist kein Apollodienst. Das harte Muss ist eine traurige, schlechte Muse. — Natürlichkeit und Anmuth wachsen auf einem andern Felde. Drum giebt es auf geistigem Gebiete noch wenig Individualitäten, aber desto mehr Uniformitäten. Weniger Charakter, aber mehr Haltung. Im öden Gleichmarsch und im Takte marschirt die Menschheit weiter auf dem grossen Culturwege (nummerirte Heerdenthiere.)

Der Militarismus in Civil ist seine unglücklichste Folge. Der Frack, die Wadelstrümpfe mit Kniehosen und Schnabelschuhe, auch der Cylinderhut ist seiner Pandorabüchse entstiegen. Auch die Schönheit in der Carricatur, die Militair-Humoreske in Wort und Bild, entstand dadurch.

Die unteren Klassen haben dem erkältenden Hauche der Kasernenluft Widerstand geleistet und nicht nur dies, sondern ihm eine bessere Seite abzugewinnen versucht. Leider setzt der militärische Geist dem Eindringen neuer Kunst-Ideale grossen Wider-

stand entgegen. Er gründet sich auf die Disciplin, Disciplin heisst Zucht. Die Kunst kann aber nur frei gedeihn.

Man kann sich in Deutschland nur schwer an den Gedanken gewöhnen, dass auch in der Kunst eine neue Zeit hereinbricht. —

* * *

Das schwarze Mal in Spiel und Lust,
In Kampf und Ernst des Feindes Brust. (Schützenspruch.)

Die Erziehung zum Rechts- und Friedensbegriff.

(Schluss.)

Es würde also eine durchaus verfehlte Pädagogik sein, die Knaben dem Kriegs- und Soldatenspiel zu entfremden. Eine richtige Pädagogik aber, eine Pädagogik, an der es nur zu oft mangelt, und welche die Freunde der Völkerfriedfertigung verlangen müssen, ist die, die erwachende Empfänglichkeit des Knaben für höhere Begriffe sorgfältig zu erspähen und alsbald mit Vor- und Umsicht zu benützen, um in der kindlichen Seele höhere Begriffe zu entwickeln, um sie bei aller Anerkennung, die dem physischen Muthe zu allen Zeiten gebührt und auf jeder Kulturstufe gebühren wird, mit der Vorstellung zu erfüllen, dass er nicht das höchste ist, dass es, abgesehen von einer Reihe höherstehenden Eigenschaften und Tugenden, einen sittlichen Muth giebt, der unendlich höhere Ansprüche an den Menschen stellt und jenen anderen unendlich an Werth übertrifft, dass eine höhere, wirkungsvollere, dauerhaftere Art, Streitigkeiten beizulegen giebt, als die durch die überlegene Gewalt, und dass schliesslich auch der physische Muth seinen höchsten, grossartigsten Ausdruck keineswegs speziell im Kriege findet, sondern dass das tägliche bürgerliche Leben fortwährend Lagen mit sich führt, welche einen viel höheren Anspruch an den physischen Muth machen, als sie an den Soldaten in der Schlacht herantreten. Die Empfänglichkeit für solche Vorstellungen erwacht schon früh, schon zu der Zeit, wo die kriegerischen Neigungen noch die Seele des Knaben beherrschen, und es kann an ihnen schon gearbeitet werden, ohne diese zu unterdrücken, dann werden sie zu rechter Zeit und ohne schädliche Nachwirkungen zu hinterlassen von selbst verschwinden. Theilweise erfolgt ja eine solche Einwirkung bereits oft überreichlich, nämlich vom religiösen Standpunkte aus, aber in den meisten Fällen mit recht geringem Erfolge. Es kommt aber darauf an, diese Dinge nicht nur als Lehren und Gebote aus einer jenseitigen Welt, sondern auch als Weisheit und Forderung dieses irdischen bürgerlichen Lebens, der Sittlichkeit, der Menschlichkeit zu behandeln und an die Stelle der poetischen Phantasien der schlichten Wahrheit zum Rechte zu verhelfen, dann wird der Erfolg nicht ausbleiben. Diese neuen und vornehmeren Vorstellungen müssen zunächst im Allgemeinen und abstract eingeprägt werden, als selbstständige Lehre und Wahrheit, aber im Hinweis auf die religiösen Lehren und in Verknüpfung mit denselben; später in Anwendung auf concrete Thatsachen, namentlich also im Geschichtsunterricht. Dort müssen die Schüler lernen, dass der Gang der Geschichte und das Schicksal der Nationen weit mehr von der fortschreitenden Entwickelung der Cultur und der activen und passiven Theilnahme dieser davon bestimmt wird, als durch Kriege, Schlachten und Belagerungen.

dass die grossen Denker, die hervorragenden Männer der Kunst und Wissenschaft, die grossen Entdecker und Erfinder einen unvergleichlich schöneren Kranz tragen und einer unvergleichlich höheren Ehre werth sind, als die Eroberer, dass, wenn einzelne Kriege einen Gewinn und Fortschritt wohl nicht für das einzelne Volk, sondern für die Cultur selbst, für die geistige Freiheit und andere ideale Güter zu Nutz und Frommen der gesammten civilisirten Welt bedeuteten und ihren Platz neben den anderen Grossthaten des Geistes beanspruchen dürfen, doch andere, und nicht die wenigsten, frivol und abscheulich waren und der Cultur und Sittlichkeit entgegenwirkten und selbst für den Sieger nur augenblicklich und scheinbar gewinnbringend, in Wirklichkeit aber verderblich waren, und dass der in ihnen erworbene Ruhm eitel, nichtig und nichtsnutzig ist. Daran hätte sich denn zuletzt noch ein Ausblick auf die unmittelbare Gegenwart zu knüpfen des Inhalts, dass mit der fortschreitenden Consolidirung der Staaten einer- mit der Vertiefung der Sittlichkeit und Menschlichkeit und mit der wachsenden Erkenntniss von der Ausdehnungfähigkeit des Rechtsprincips auch auf die internationalen Verhältnisse und mit dem damit immer stärker werdenden sittlichen Zwange dazu, ander- und mit der zunehmenden Grässlichkeit und Ungeheuerlichkeit der Kriege dritterseits, die Unvermeidlichkeit und also die Berechtigung der Kriege immer mehr abnimmt und thatsächlich zur Zeit kein Krieg gedacht werden kann, den die Nachwelt als geschichtlich nothwendig und berechtigt anerkennen könnte. Es wird hinzuzufügen sein, dass die Redensarten von der reinigenden, gesundenden, stählenden Kraft des Kriegs an den klaren Thatsachen als verlogener Unsinn zu Schanden werden und das Gegentheil die Wahrheit ist, dass der Kampf allerdings das Lebensprincip für die Menschheit, für die Einzelnen wie für die Völker ist und stets sein wird, aber nicht der plumpe Kampf mit den Waffen, bei welchem immer noch der Zufall die Hauptrolle spielt, sondern der friedliche Wettbewerb, welcher nämlich genug der stärkenden und stählenden Elemente für Körper und Geist mit sich bringt.

Das ist es, was der heranwachsenden Jugend eingeprägt werden muss, ganz allgemein, viel tiefer, viel systematischer, als es jetzt geschieht. Haus und Schule müssen darin zusammenwirken. Zu Hause sollte es sich jeder Friedensfreund, Jeder, der in der Erhaltung des Friedens die höchste Aufgabe der Staatskunst und das dringendste Bedürfniss der Völker erblickt, es sich als eine heilige Pflicht angelegen sein lassen, ob er formell den Friedensvereinen angehört oder nicht, seine Kinder in diesen Gedankengang einzuführen, sie lehren, gegentheiligen Einwirkungen zu widerstehen und sie anspornen, diese höheren Begriffe überall offen und muthig zu bekennen, vor den Mitschülern und wo es noth thut, in geziemender Form auch vor den Lehrern. Die innere Wahrheit und Gewalt des Friedensgedankens wird auf diesem Wege, wenn nur jede Uebertreibung und jede doctrinäre Einseitigkeit vermieden wird, manchen schönen Erfolg davon tragen, sie wird in manches ihr bis dahin verschlossene Haus dringen. In der Schule ist es natürlich an erster Stelle der Geschichtsunterricht, welcher sich für die Verbreitung gesunderer und sittlicherer Anschauungen darbietet, aber dieselben müssen darüber hinaus die gesammte ethische Einwirkung der Schule auf die ihr anvertrauten Kinder durchdringen. In dieser Beziehung hat die Schule, in manchen Staaten wenigstens, neuerdings keine Fortschritte gemacht. In den Gedichten und Erzählungen der früheren Schullesebücher in

der ersten Häfte des Jahrhunderts lebte eine manchmal etwas hausbackene und pedantische, aber durchweg eine echte Moral und ebensowohl auch in den meisten Fällen in den Worten der Lehrer. Die Pflege der Vaterlandsliebe wurde nicht vernachlässigt, aber die Kinder lernten diese nur als eine Tugend unter vielen, aber nicht als die Tugend par excellence zu betrachten, und neben den Pflichten gegen das Vaterland auch der gegen die Menschheit eingedenk zu sein. Es wurde ihnen vergegenwärtigt, dass Tugend und sittlicher Werth unabhängig von Nationalität und Confession sind, dass eine im Verborgenen bleibende That oft unendlich heldenmüthiger ist, als solche, die unter Glockengeläut und Kanonendonner der Welt verkündet werden; sie wurde dazu angehalten, sich nicht vom Schein blenden zu lassen, auch nicht von dem, hinter dem die ganze Autorität des Staates steht. Das ist an vielen Stellen anders geworden; Militairismus und Chauvinismus haben verwüstend gewirkt.

Eine Verbesserung des Schulunterrichts ist von ungeheuerer Bedeutung für die Friedensbewegung, ein jeder darauf hin gethane Schritt ein hochwillkommenes Ereigniss. So ist es denn auf das Herzlichste zu begrüssen, dass, wie unsere Leser wissen, erst die badischen Friedensvereine und dann, ihrem Beispiel folgend, die preussischen, eine solche Petition an die Landtage gerichtet haben. Ein sofortiger Erfolg ist, zumal in Preussen, nicht zu erwarten, da das gegenwärtige Unterrichtssystem gerade in dem der Reform bedürftigen Punkte einen wesentlichen Theil des allgemeinen politischen Systems ausmacht. Allein vergeblich werden die Petitionen nicht sein.

Naumburg a. S. **Richard Reuter.**

Zeitschau. Wien, Ende Mai 1898.

Vierzehn Tage seit der, dieses Heft eröffnende Aufsatz niedergeschrieben, worin über jenes Verhalten der Arenazuseher geklagt wird — und noch immer sitzt das Publikum gespannt da und wartet, dass der Zwinger sich aufthue; — noch immer ist die grosse „Seeschlacht“ zwischen den Spaniern und Amerikanern nicht geschlagen und noch immer fiel es keiner der „Mächte“ ein, einhaltgebietend das entsetzliche Morden abzuwenden, das da auf dem Programme steht. Indessen häufen und thürmen sich die Gefahren. Auf Cuba und auf den Philippinen brechen Noth und Seuchen aus, und von Ort zu Ort fliegt der „rothe Hahn“, — der von Brandlegern losgelassene grausige Vogel. Noch ist keine der Inseln überwunden, oder erobert, und schon wird über die zuckende Beute gestritten: Amerika wird sie behalten — Spanien wird sie an Frankreich abtreten — Deutschland wird das nicht dulden, Russland wird jenes nicht zugeben . . . und über diesen Streitigkeiten können neue Fehden angezettelt, neue Verfeindungen und Hetzen und neue Kriege entstehen, bis der „Weltkrieg“ da ist, der angeblich durch das viele Rüsten und durch die hundertfach geheuchelten „guten Beziehungen“ hintan gehalten werden sollte. Wer aber ist das sogenannte „Spanien“ oder „Frankreich“ oder „Deutschland?“ — ein Dutzend Regenten, Minister, Generäle und Diplomaten. — Und Hunderttausende von Nachplapperern dahinter, die theils in Unwissenheit, theils in Erwartung vermeintlichen Gewinns, theils in aufgehetzter Leidenschaft mitthun.

Eine Allianz zwischen England und Amerika! — Das war ja, was uns Friedensfreunden als ein hoher Gewinn vorschwebte, als der Beginn einer neuen Aera — was es ja auch gewesen wäre, wäre die Allianz zur Zeit und in Geist des Friedens geschlossen worden; jetzt aber, zur Kriegszeit, und eine Allianz mit der Spitze gegen andere, steht sie als ein Drohgespenst am Horizont. Sofort werden die Kräfte einer Gegen-Coalition der europäischen Continentalmächte dagegen abgewogen: wahnsinnig sind die Menschen!

*

Der Flottenwahnsinn hat auch (wie das schon so Charakter der Epidemien ist) jetzt nach Oesterreich herübergegriffen. Enorme Pläne zur Verstärkung der Kriegsmarine sind aufgetaucht. Und Vereinigungen von Gross-Industriellen plaidiren dafür: das Schlagwort „Schutz des Exports“ hängt dem Wunsche, bei Bauten und Lieferungen grosse Gewinne einzustreichen, ein national-ökonomisches Mäntelchen vor. Die Schweiz exportirt doch auch — ohne Flotte. Mit jenen politisch-nationalökonomischen Phrasen thun auch die Volksboten gar praktisch und weise, und beschwichtigen ihr eigenes Gewissen damit, wenn sie in den Parlamenten für die Vergrösserung der Seekräfte eintreten. Neulich bei der Delegationen sagte Baron Kübeck (Mitglied der Interparlamentarischen Gruppe!) er begrüsse mit Freuden eine auch von den Industriellen empfohlene Inangriffnahme neuer Schlachtschiffbauten; denn „unser Export u. s. w.“ Der Marineminister, Admiral Spaun, benützte dies gleich, um dem verehrten Delegirten für seine der Marine bewiesene Sympathie zu danken und hinzuzufügen, dass es sich nicht allein um den Schutz der Handelsinteressen, sondern vor allem um den Schutz der Küsten gegen den Feind (Welchen Feind? Siehe „freundschaftliche Beziehungen zu allen Mächten“) und nöthigenfalls auch um Stärkung der Angriffskräfte handle.

*

Ueberhaupt: von den letzten Delegations-Verhandlungen lassen sich diesmal zu dem Thema „Militarismus“ und dessen Grösse, sowie dem Thema „Parlamentarismus“ und dessen Niedergang gar erbauliche Geschichten erzählen. Gewöhnlich verlangte die Regierung eine Erhöhung des Credits von 6—7 Millionen für nöthige künftige Militär-Ausgaben; die Delegirten zögerten, erwogen, versuchten abzustreichen, sagten aber schliesslich immer ja. Diesmal kam es noch besser. Die Minister verlangten für die über die bewilligten Beträge eigenmächtig schon ausgegebene Summe von 30 Millionen einen Nachtragscredit. Die Delegirten schüttelten den Kopf über den Verfassungsbruch, liessen sich in geheimer Sitzung mittheilen, warum die grossen Bestellungen nothwendig waren (siehe „freundschaftliche Beziehungen“) und sagten — unter Vorbehalt, dass es nicht wieder geschehe, ausser wenn es nöthig wäre — abermals ihr „patriotisches“ Ja. Eine grosse Anzahl dieser Delegirten hatte bei der Interparlamentarischen Conferenz in Budapest von der Nothwendigkeit von Völkertribunalen gesprochen. Warum geschieht dies nicht der Regierung gegenüber? Das wäre das einzige richtige Terrain, wo diese Grundsätze verfochten werden könnten, werden müssten. Nicht Abstreichung von einzelnen Posten, nicht Jammern über die Nothwendigkeit, es den anderen Staaten gleich thun zu müssen, um das Vaterland auf gleicher Höhe zu halten, sondern die Forderung, die bestimmte Forderung, dass Schritte angebahnt werden, gleichzeitig durch und bei allen Regier-

ungen, um einen Rechtszustand zwischen den Staaten zu schaffen — denn auf dem Wege der gegenseitigen Bedrohung kann es nicht fortgehen ohne Weltruin und ohne stets drohenden Weltkrieg — also: „Wir Vertreter des Volkes, das schon bis zur letzten Kraft ausgesogen und am Rande der Verzweiflung ist, wir Anhänger der Interparlamentarischen Union für Schiedsgericht und Frieden, wir Gläubige an den Fortschritt der Cultur, wir Kämpfer für eine höhere Aera der Menschenwürde, wir verlangen, angesichts dieser stets anwachsenden Mordvorkehrungen, dass mit Entschiedenheit das eine angebahnt werde, was noth thut; Verständigung. Man gründe endlich das „europäische Concert" — dessen ersten Ansatz wir gesehen — man frage bei allen Höfen, allen Cabinetten an und nehme endlich das Rettungswerk in Angriff: die Föderation der Culturstaaten. Das ist's, was wir verlangen und was unsere Collegen gleichzeitig in den andern Parlamenten verlangen. Erst wenn eine solche Arbeit — von eigenen neuzuschaffenden Friedens-Ressorts hartnäckig verfolgte Arbeit, gescheitert wäre, dann könnte man sagen: „Wir sind von lauter Räubern umgeben, bewaffnen wir uns weiter."

*

Schon in der vorigen Monatschronik ward der Unruhen gedacht, die, in Folge des argen Nothstandes, in verschiedenen Theilen Italiens ausbrachen. Mitte Mai nun kam es in Mailand zu einer förmlichen Revolte — zu einem dreitägigen Bürgerkrieg. „Zielet gut, schiesset fest", sagten die erschrockenen Bewohner zu den Soldaten. Genaue Nachrichten über das Vorgefallene fehlen hier noch heute. Mailand ward unter Militär-Dictatur gestellt. Sämmtliche sozialistische Blätter confiszirt, deren Herausgeber eingesperrt. Denn das Schlagwort wurde ausgegeben: „Ein von den Sozialisten und Anarchisten und Republikanern (man liebt es, die Bezeichnungen untereinander zu mischen, zur Verstärkung der Wirkung — wie es ja bei uns auch oft heisst — „Freimaurern, Juden und Liberale") angezetteltes Complott zum Sturze des Thrones" — und die repressiven Massregeln erstrecken sich gegen Alle, die irgendwie gegen die Regierung oder gegen die sacrosankte „bestehende Ordnung" Kritik üben. Durch Strassenkrawalle übrigens, durch Brandlegung und dergleichen lässt sich im Innern ebensowenig Erspriessliches erreichen, als durch Krieg nach aussen. Es ist gleichfalls ein altes, zu überwindendes Vorurtheil, dass sich sociale Umwälzungen durch Barricaden vollziehen lassen. Weil das Volk sieht und lernt, dass die Staatslenker als das Höchste die bewaffnete Gewalt preisen und brauchen, so glaubt es, seine Ziele auch nur mit Dreinschlagen erreichen zu können, und bewaffnet sich mit Knütteln und Steinen. Das hält aber gegen die Maximkanonen und Mausergewehre nicht mehr Stand. — Es ist doch sonderbar: durch die ewig wachsenden Militärausgaben geräth das Volk in solches Elend, dass es endlich — im Hungerfieber — zur Revolte schreitet; aber nach wie vor schickt dieses selbe Volk Männer ins Parlament, die alle erhöhten Militärbudgets und erhöhten Steuern bewilligen, statt solchen, die an der Herbeiführung von Zuständen arbeiteten, durch die das ewige Rüsten unnütz würde. — Eines hat sich in Italien durch die ausgebrochenen Wirren doch ergeben, die Einsicht der Militärverwaltung, dass gespart werden müsse — und in diesem Jahre fallen die Manövres aus. Ob andere Staaten diesem Beispiele folgen werden?

*

Gladstone ist gestorben. Ein herber Verlust für alle Friedensparteien. Die Ehrfurchts- und Beileidsbezeugungen, die aus aller Welt herbeiströmten, enthalten ein bedeutsames Symptom. In Gladstone wird gepriesen, was bis jetzt bei Staatsmännern als schlechte Politik galt: die der Menschheit erwiesenen Dienste. In einer Depesche an die Wittwe hat auch der Czar hervorgehoben, was der Verewigte für die Sache der Menschlichkeit und des Friedens geleistet hat. Vielleicht wird dies doch allmählich zum Massstab werden, an dem sich der Ehrgeiz der Mächtigen wird messen wollen.

*

Frithjof Nansen war in Wien und wurde viel gefeiert. Am selben Tag, als dieser Heros der Forschung hier einen Vortrag hielt und die Blätter nicht genug zu rühmen wussten von den hehren Ergebnissen des Wissens und des Geistes, mussten diese selben Blätter die Berichte über die Verhandlungen des Reichsraths bringen — wo eine Debatte über die Getreidevertheuerung und etwaige Aufhebung der Kornzölle stattfand. Nicht etwa der amerikanische Krieg und die gesperrten Grenzen vertheuern das Brod: o nein — unsere politischen Oekonomisten wissen das besser: an allem ist die Börse schuld. Und ein sicheres Mittel zur Hebung des Nothstandes schlägt auch einer von den Freunden unseres Bürgermeisters vor: „3000 Juden aufhängen". Oder noch besser: alle Juden zu Kunstdünger vermahlen. Letzteres war ja nur humoristisch gemeint. Die Herren können eben auch witzig sein. Für die sonstige Richtung des in unserem Parlamente herrschenden Geistes seien noch ein paar in derselben Sitzung gefallene Ausdrücke notirt: . . . „Damit man die polnischen Lumpen hinauskriegt" — „Halten Sie's Maul" — „Sagen Sie das nicht — sonst kriegen Sie eine Ohrfeige" — „Ich haue Ihnen zwei herunter und noch mehr, Sie unverschämter Mensch". Das ist der Ton der zur Stunde tonangebenden Partei.

*

Dieselbe Partei siegt auch in Frankreich. Drumond erhält 12000 Stimmen und Algier, wo er gewählt worden, illuminirt. Der Prozess Zola wird noch einmal vor Gericht gebracht, aber nach der ersten Sitzung, wegen Recurs der Vertheidigung, vertagt. Dabei zeigt sich wieder die ganze Verbindung von Judenhass, Armeevergötterung, Gewaltsystem, Nationalfanatismus und Bigotterie. Esterhazy bedroht Picquart am Leben, der Mob insultirt Zola und die Hetzpresse nimmt das Schimpf- und Verleumdungssystem wieder auf. Nur die immer deutlicher gegen Esterhazy zeugende und Dreyfus entlastende Stimme, die ignorirt sie vollkommen. Da prallt alles ab: Dass die Ulanenbriefe nunmehr als authentisch erkannt sind, dass Caselli und Panizzardi ihn formell des Verraths beschuldigen: — dagegen nur taube Ohren. In der belgischen Reform erscheint eine zweite, sehr lange, unter Eid geleistete Aussage des Henri Casella, worin es heisst:

> „Ehe er nach Berlin abreiste, nach der bekannten Revolver-Szene sagte mir (Panizzardi spricht) Herr v. Schwarzkoppen: „Die Bombe wird bald platzen — ich gebe Ihnen eine „primeur" —: Mein Mann ist der Major Esterhazy."

Warum spricht Schwarzkoppen nicht? Ach Gott: Diplomatie und Staatsraison . . . Dennoch, die Wahrheit wird zu Tage kommen.

*

In England . . . wo soll man denn hinschauen, um Trost zu finden? Nicht einmal nach Skandinavien, denn von dort meldet man unterm 19. Mai: Die Regierung verlangt einen Credit von 16 Millionen Kronen zu Militärzwecken. Also in England lässt der Colonialminister eine, die ganze europäische Presse in Aufruhr bringende Rede los, in welcher er sagt, dass man längst hätte sollen Russland den Krieg erklären. Allgemein findet man diese Rede unstaatsmännisch. Nun ja, es ist ja angenommene Sache: den Krieg vorbereiten, planen, herbeiführen und auch anzetteln, das dürfen die Diplomaten — aber ihn zu Friedenszeiten beim Namen nennen, nimmermehr! Da gebietet doch der herkommliche Anstand, vom Friedenswunsch und von den bekannten „guten Beziehungen" zu reden. Nur die Kölnische Zeitung, die allzeit kriegerische, lobte in der Chamberlain'schen Sprache „Bismark'sche Gradheit". Und nun kommt noch etwas hinzu: Chamberlain rempelt auch den Transvaal an; will, dass dort die Suzeränität Englands anerkannt werde. Präsident Krüger bringt den Text von Verträgen vor, die eine solche Forderung hinfällig machen, und trägt an, die Sache einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Chamberlain und dessen Organ sagen stolz: Unter keiner Bedingung werde eine Frage über englisches Souverenitätsrecht je einem Schiedsgericht unterbreitet werden dürfen. — Stolz liebe ich den Briten. — Wie ist nun der herrliche Gedanke: „Recht statt Gewalt" allgemein im Curs gesunken! Von allen Seiten zischen und branden nun die Wellen um ihn und wollen ihn verschlingen. Er aber, dieser Gedanke, ist ein Fels — die Wellen werden zerstäuben und sinken und der Fels wird ragen.

*

Doch von der Zukunft zurück in die Gegenwart. Da giebt es wahrlich viel des tief Schmerzlichen. Wie wirken z. B. auf uns Friedensgeschulte Zeitungsberichte wie folgende: Washington, 6. Mai. Bei der Sendung des Hilfstransports für die cubanischen Insurgenten warf das Kriegsschiff Wilmington Granaten in eine herbeieilende spanische Kavallerie-Abtheilung von 200 Mann und verwundete und tödtete eine grosse Anzahl. Auf dem Rückwege wurden die Uebrigbleibenden von den Insurgenten umzingelt und mit Machetas, langen Messern, bis auf den letzten Mann niedergemetzelt." Das Ding sollte man mit dem Kinematographen festhalten, als Illustration zu der oft behaupteten Veredlung der Charaktere durch den Krieg.

*

Bis heute (28.) haben sich die beiden feindlichen Flotten noch nicht gefunden. Die grosse Seeschlacht, auf die schon die ganze Zuschauerwelt wartet (lauter Glashausbesitzer, die mit Spannung zusehen wollen, wie die Steine fliegen) hat noch nicht stattgefunden. Auf dem Ozean spielten sich nur Kapereien ab. Ein Prisengericht ist eingesetzt, um zu entscheiden, ob ein Schiff rechtmässig gekapert ist oder nicht. Warum kein Gericht, das die ganze offizielle Seeräuberei einstellt?

In einer Cortessitzung erhob ein Redner den Vorwurf, dass man sich der Genfer Convention angeschlossen habe. Der Minister des Aeussern vertheidigte sich gegen diese Anschuldigung: nein, Spanien sei dem Rothen Kreuze nicht beigetreten.

Eine andere Nachricht, diese aus Amerika, die auch besser ohne Kommentar bleibt, da sie in der einfachen Grösse ihrer Thorheit am besten wirkt: „Die Presbyterianergemeinde hat an die Präsidentschaft

petionirt, dass in den Kriegsaktionen die Sonntagsruhe beobachtet werde; am Sonntage solle man keine Schlacht schlagen."

*

Eine Depesche aus Philadelphia meldet: „Die Stadtbehörde entfernte gewaltsam von dem Lokale des Friedensvereins die spanische Fahne. Der Friedensverein, der ein zinsfreies Lokal bisher von der Stadt besass, wurde wegen des die Haltung Amerikas verurtheilenden Schreibens, das er kürzlich an die Königin-Regentin von Spanien absandte, verwarnt." Soweit das Telegramm. Es handelt sich um die Pence-Union, die ihr Bureau in der „Independance-Hall" besitzt, und wo offenbar das Emblem des Friedensgedankens prangte: die Vereinigung aller Fahnen. Dass die amerikanischen Friedensgesellschaften das Treiben der amerikanischen Kriegspartei verdammen, ist nur konsequent. Dass sie es laut thun, beweist Muth. Unsere Sache ist schön und gross genug, um ihr auch im Dienste unter allen Umständen treu zu sein; treu über Verwarnungen hinaus, treu bis in den Tod.

Bertha v. Suttner.

Leyer und Palme.

„Wie interessant!"

Der Krieg, der Krieg! Wie interessant!
Nun mag es sich wieder lohnen,
Die Zeitungen zu lesen — ah,
Welch' herrliche Emotionen!

Man sperrt sich in den Kaffeehausqualm
Beim schönsten Frühlingswetter,
Man reisst sich gierig aus der Hand
Die neuesten Abendblätter.

Am Bierhaus-Stammtisch, wo im Kreis
Die ehrsamen Spiesser sitzen,
Spricht sachverständig Hinz und Kunz
Von Panzern und Schiffsgeschützen.

Ein Panzerkreuzer — hört Ihr wohl? —
Von so und so viel Tonnen
Ward in den Grund gebohrt, dem Tod
Ist keine Maus entronnen.

Ein anderes Kriegsschiff ist verbrannt
Mit so und so viel Leuten —
Wie das in die Nase steigt, der Duft
Von brenzligen Menschenhäuten!

Blut wollen wir riechen, Wunden sehn,
Das Reissen und das Quetschen
Von Gliedern hören bei der Musik
Der donnernden Kartätschen.

Zu schleppend ging uns dieser Krieg,
Wir mussten zu lange harren,
Es gab keine rechte Schiesserei,
Man hielt uns nur zum Narren.

Die Galerie ward ärgerlich,
Wir fühlten uns schier betrogen —
Was? Warten lässt uns die Regie?
Das ist ja ungezogen!

Da plötzlich ging der Vorhang auf —
Und mit verzückten Mienen
Sah'n wir den grossen Massenmord,
Die Schlacht bei den Philippinen.

Na, endlich! Endlich wird es ernst!
Gekrach, Geheul, Gestöhne —
Und der ersehnte Blutstrom quillt
Und überfluthet die Scene.

Das ist etwas! Das steht dafür!
Das ist kein blosses Scharmützel,
Das ist eine Schlacht — ist Sensation,
Aufregung, Nervenkitzel.

Wie Eis auf brennende Lippen macht's
Die Lebensgeister munter,
Es rieselt Einem so wonniglich
Durch's Rückenmark hinunter.

Ein süsser Schauer fasst uns an,
Ein Bestienrausch, ein wilder
Bluttaumel — unser Herz begehrt
Noch grausere Schreckensbilder.

Noch mehr Kanonen! Heisseren Kampf!
Ein grösserer Sturm soll brausend
Zerstören, was noch aufrecht steht!
Statt hundert Leichen tausend!

Statt tausend hunderttausend! Tod,
Gieb deinem Ross die Sporen!
Der Nero auf der Galerie
Grüsst seine Gladiatoren.

Er lacht, er grinst mit zuckendem Mund,
Sein Auge glüht dämonisch,
Der Nero — das ist Hinz und Kunz,
Wir alle rasen neronisch.

Was fragen wir, ob draussen weit
Nicht Weheklagen tönen?
Was fragen wir nach Wittwenschmerz
Und stummen Waisenthränen?

Was fragen wir nach Noth und Qual?
Das spielt hinter den Coulissen,
Das geht nicht auf der Bühne vor,
Das brauchen wir nicht zu wissen.

Wir sind das gaffende Publicum
Im grossen Freitheater
Und glotzen voller Mordbegier
In den blutspeienden Krater . . .

O edler Krieg! O lächelnder Gott!
Wie schälst du die moderne
Culturschicht ab mit heit'rem Spott
Vom urbestialischen Kerne!

Augustin. (Neue Revue.)

Gegen die Friedensbewegung.

(Diese Stelle bleibt den Vertheidigern des Kriegsgedankens allzeit offen.)
(Audiatur et altera pars.)

Der Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika beweist neuerdings, dass die Idee vom ewigen Frieden nur ein Traum ist. Mit dem Rufe: „Nieder mit den Waffen!“ und mit allen Declamationen über die Ungerechtigkeit und Barbarei des Krieges wird der Krieg nicht aus der Welt geschafft werden, wohl aber kann durch überspannte Friedensbestrebungen erzielt werden, dass der kriegerische Sinn erstirbt, und die Nation, bei welcher dies der Fall ist, unter das Joch einer anderen Nation kommt, bei welcher kriegerische Tugenden hochgehalten werden.

Wahr ist Schiller's Wort:

„Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen;
Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.“

Der „männermordende“ Krieg (wie schon Homer sagt) ist furchtbar und führt eine Reihe schlimmer Folgen nach sich, allein er ist in der Natur der Dinge begründet und hat auch gute Folgen, wie bereits die Alten den Krieg den Vater aller guten Dinge nannten. Es würde uns von unserem Thema zu weit abführen, wollten wir hier von dem Einflusse des Krieges auf die Entwicklung des Volkscharakters, auf die Kunst und Wissenschaft eingehen.

Wir sagten also, dass der Krieg nicht aus der Welt geschafft werden wird. Allerdings sind Kriege seltener geworden als in früheren Zeiten. Gegenwärtig werden Streitigkeiten der Staaten, welche früher zum Kriege geführt hätten, häufig durch Schiedsgerichte beigelegt. Wenn aber Lebensinteressen der Staaten einander widerstreiten, dann bricht der Krieg mit elementarer Nothwendigkeit aus, und dies ist zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten der Fall. Auf der Insel Cuba brach ein Aufstand aus. Dies lenkte die Aufmerksamkeit der Vereinigten Staaten auf die Perle der Antillen, wie Cuba mit Recht genannt wird. Durch die Erwerbung Cubas hoffen die Vereinigten Staaten ihren Nationalreichthum zu vermehren und ihrem Handel neue Bahnen zu eröffnen. Der Aufstand in Cuba wurde durch Jahre genährt und unterstützt. Endlich wurde die Monroëdoctrin in Anwendung gebracht. Diese besagt, dass Amerika sich nicht in die Angelegenheiten der alten Welt einmenge, aber auch niemals eine Colonialbildung auf dem amerikanischen Continent dulde. Vom Continent bis zu den Antillen

ist nur eine kurze Strecke Weges, die, wenn es sich um kaufmännisches Interesse handelt, leicht übersehen wird.

Es wurde von Spanien die Abtretung Cubas verlangt. Dieser Aufforderung konnte Spanien ohne Verletzung der nationalen Ehre nicht nachkommen. Spanien kann mit dem Schwerte in der Hand Cuba verlieren, es kann aber Cuba nicht ohne Schwertstreich abtreten. Spanien musste trotz der misslichen Finanzlage und trotz der Uebermacht der Vereinigten Staaten zur See den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufheben.

— — — — — — — — — —

Es ist gewiss zu wünschen, dass die Humanität im Seekriegsrechte Fortschritte mache, namentlich dass das Privateigenthum geachtet werde. Durch Bestrebungen um die Humanisirung des Kriegsrechtes kann man mehr Verdienste um die Menschheit erwerben, als durch Reden über den ewigen Frieden, der doch niemals erzielt werden wird. Wenn wir der Humanität im Kriege das Wort sprechen, so vergessen wir nicht, dass dieselbe Grenzen hat, welche durch die militärische Nothwendigkeit gesteckt sind. Was militärisch nothwendig ist, muss geschehen. Es wäre eine falsch verstandene Humanität, wenn aus Rücksichten für Einzelne eine Schlacht verloren würde. Alles wird dem Feldherrn verziehen, nur nicht die Niederlage.

Der Seekrieg ist in Bezug auf die Humanität weit hinter dem Landkriege zurückgeblieben. Der Grund ist, dass mächtige Seestaaten (Venedig, Genua, namentlich England) durch geraume Zeit ausschliesslich die Meere beherrschten und allein das Recht auf denselben dictirten. Aus Rücksichten für ihren Handel hielten dieselben die Kaperei aufrecht und erklärten oft ganze Küstenstrecken in den Blokadezustand, ohne dass eine thatsächliche Absperrung durch aufgestellte Kriegsschiffe stattfand, um so das Monopol des Handels für sich zu erwerben. Hieran hat Goethe („Faust", 2. Th.) gedacht, als er schrieb:

„Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen."

Dr. Dangelmaier, Oberstlieutenantauditor, in der „Neuen Armee-Zeitung" vom 5. Mai (Wien).

Gegen den Krieg.

(Citate aus der alten und neuen Literatur.)

Die Völker sind nicht berufen, einander in der Entwickelung zu hemmen, sondern in edlem Wetteifer mit einander zu arbeiten an den grossen Aufgaben der Civilisation und der Humanität.

J. C. Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben, dritter Theil, S. 152.

Reichstagswahlen und Friedensbewegung.

Zu den Reichstagswahlen empfiehlt die **Deutsche Friedensgesellschaft** ihren Ortsgruppen und Mitgliedern, den Candidaten die Fragen vorzulegen, ob sie bereit seien, im Falle ihrer Wahl bei jeder Gelegenheit für das Princip schiedsrichterlicher Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Völkern einzutreten, und ob sie der Interparlamentarischen Friedensconferenz beizutreten gedächten. Es dürfte, bemerkt das „Berliner Tagblatt" hierzu — auch abgesehen von der praktischen Unterstützung solcher Mandatsbewerber, die die Fragen bejahen, durch die zahlreichen Friedensfreunde — nicht uninteressant sein, die Meinung der künftigen Parlamentarier über die Friedensbewegung kennen zu lernen.

Hierüber war die „Kreuzzeitung" natürlich entrüstet und widmete sie diesem Aufrufe ein grosses Entrefilet, dessen Ausfälle am besten characterisirt werden, wenn man folgende Stelle ins Auge fasst:

„Es war sehr bezeichnend, dass alle diese Friedensgesellschaften, auch die deutsche, sich nicht einmal zu einem papiernen Protest ermannen konnten, als

die nordamerikanische Republik den Krieg gegen Spanien erklärte und zwar in Folge einer chauvinistischen Erregung der öffentlichen Meinung, welche die europäischen Friedensgesellschaften zu einer Kundgebung geradezu herausfordern musste. Man wagte es offenbar nicht, einer Republik zu nahe zu treten, während man sicherlich grossen Lärm gemacht haben würde, wenn eine Monarchie, wenn Spanien den Krieg vom Zaune gebrochen hätte."

Die diesbezüglichen Massnahmen der Friedensgesellschaften sind den Blinden der „Kreuzzeitung" natürlich nicht bekannt geworden.

Wie richtig die Aufforderung der Deutschen Friedensgesellschaft war, beweisen uns zahlreiche Zuschriften. Eine derselben, aus Hamburg datirt, erwähnt u. A. Folgendes:

„Wäre es nicht richtig und angemessen, wenn die deutschen Friedensfreunde zu den Wahlen zum deutschen Reichstag, die im Juni stattfinden, eine bestimmte Stellung einnehmen? Ich meine nicht, dass sie eigne Candidaten aufstellen sollen, sondern ur solchen Männern ihre Stimme geben, die geschworene Feinde des Militarismus sind. Freilich ist da, wie die Dinge in Deutschland liegen, nur auf die Socialdemokratie zu rechnen und auf einen leider kleinen Theil der freisinnigen Partei. Ueber Abrüstung und Schiedsgerichte wird ja voraussichtlich im nächsten Reichstag nicht abgestimmt werden, wohl aber treffen Land- wie Wassermilitarismus Vorbereitungen, um wieder neue Opfer zu fordern. Und da gewähren, wie gesagt, nur die beiden genannten Fractionen Aussicht, festen Widerstand zu leisten. Von der sog. freisinnigen Vereinigung ist schon nichts zu erwarten. Die Barth und Rickert führen zwar auf internationalen Congressen das grosse Wort, compromittiren aber doch in Wahrheit durch ihr unwürdiges Nachgeben in allen militärischen Fragen die Friedensbewegung, für deren Anhänger sie sich ausgeben, auf das Schwerste. Die wenigen Getreuen um Richter sind innerhalb der bürgerlichen Parteien die einzig antimilitärisch Gesinnten. Soll nun die von Ihnen, verehrte Frau, geleitete Bewegung einen Sinn haben und kein blosser Spass sein, so muss doch dafür gesorgt werden, dass die Friedensfreunde eine der wenigen Gelegenheiten, die sich ihnen bietet, für ihre Sache etwas zu thun, nicht ungenutzt vorübergehen lassen."

Die Württembergische Friedensgesellschaft versandte an alle Candidaten ein Circular folgenden Inhalts:

„Der unterzeichnete Ausschuss der Ortsgruppe der deutschen Friedensgesellschaft in . . . . . beehrt sich im Hinblick auf die bevorstehende Wahl zum deutschen Reichstag und mit Rücksicht darauf, dass persönliche Anfragen nicht immer als möglich oder thunlich sich erweisen, an Sie, als einen Candidaten für den Reichstag, die weite Kreise unseres Volkes lebhaft bewegende Frage zu richten, wie Sie sich zu der Friedensbewegung im Allgemeinen stellen.

Im Besonderen wäre uns Ihre freundliche Auskunft darüber von Werth, ob Sie im Falle Ihrer Wahl der interparlamentarischen Friedensconferenz, welcher bisher schon ca. 80 deutsche Abgeordnete der verschiedenen Parteien angehören, beizutreten willens sind, und zweitens, ob Sie Ihren Einfluss für die Erledigung internationaler Streitfragen auf schiedsgerichtlichem Wege eintretendenfalls anwenden wollen.

Die Literatur über diese Frage steht Euer Hochwohlgeboren jederzeit zur Verfügung.

Zum Schlusse dürfen wir an Sie gewiss noch das Ersuchen richten, uns bis 4. Juni Ihre Ansicht gefälligst schriftlich wissen zu lassen."

Correspondenz.

Barmen, 25./5. 98.
Poststrasse 11.

Sehr geehrte Frau Baronin!

Bei Gelegenheit der Anwesenheit des Herrn Oberstlieutenant v. Egidy, der hier bekanntlich für den Reichstag kandidirt, rühren sich auch die Friedensfreunde eifrig. Am 18. sprach Herr v. Egidy über „Die Erziehung zur krieglosen Zeit" in Elberfeld. Gestern den 23. hielt ich eben-

dort einen Vortrag, zu welchem auch Herr v. E. sein Erscheinen zugesagt hatte. Schon lange vor Beginn war in den grossen Räumen des „Deutschen Kaisers" kein Plätzchen mehr zu finden. Ich habe schon vorher mehrfach in Wählerversammlungen darauf hingewiesen, dass die Friedensfreunde die Pflicht haben, jenem Kandidaten ihre Stimme zu geben, welcher die Interessen der Friedensfreunde auch im Parlament vertreten will. Im Uebrigen befürchte ich, dass Egidy im Wahlkampf obsiegen wird, — immerhin werden seine Ideen hier Wurzel fassen und Früchte tragen. Ich selbst komme aus dem Staunen nicht heraus, wie Egidy sich für seine grossen Ziele, die er sich gesteckt, aufopfert und sage es mir immer wieder, man thut selbst viel zu wenig! Mit hochachtungsvollem Grusse verbleibe Ihr ganz ergebener

R. Feldhaus.

Aus Friedensvereinen und Versammlungen.

Interparlamentarische Union für Schiedsgerichte. (Wien.) Vor Schluss der Reichsrathssitzungen am 5. Mai vereinigten sich mehrere Mitglieder der interparlamentarischen Union für internationale Schiedsgerichte zu einer Besprechung. Es waren dies, was ebenso charakteristisch als erfreulich ist, Vertreter beinahe aller verschiedenen politischen Parteien des Hauses, die Herren Bohaty, Campi, W. Gniewosz, Kramarz, Kronawetter, Ludwig, Pirquet, Roszkowski, Russ und der am 8. Mai verstorbene Wiedersperg. Obmann Freiherr v. Pirquet berichtete in Kürze über die im Jahre 1897 in Brüssel abgehaltene 8. Konferenz. Die Herren Wladimir v. Gniewosz und Ritter v. Roszkowski ergänzten ihrerseits diesen Bericht. Der Obmann theilte sodann mit, dass die 9. Conferenz in diesem Jahre vom 29. September bis 1. October in Lissabon stattfinden werde, wo im Laufe des Sommers heuer auch die grosse Vasco de Gama-Feier stattfinde. Die Einladung, die heurige Conferenz in Lissabon abzuhalten, sei von einer parlamentarischen Commission der beiden Häuser des dortigen Parlaments erfolgt, welche alle Parlamentarier Europas einlade, nach Portugal zu kommen. Von den anwesenden Mitgliedern erklärten sofort die Herren v. Gniewosz, Freiherr v. Pirquet und Ritter v. Roszkowsky, die Absicht zu haben, sich zur Conferenz nach Lissabon zu begeben. Herr v. Burgstaller hatte sich bereits schriftlich angemeldet. Es wird von verschiedenen Seiten der Wunsch erhoben, dass die Conferenzen alljährlich abzuhalten seien, und nicht alle zwei Jahre, wie es von anderer Seite vorgeschlagen wird. Der Obmann hebt hervor, dass es für Spanien, das eben Krieg führe, characteristisch sei, dass sein Parlament keine Gruppe für die interparlamentarischen Conferenzen für Schiedsgerichte gebildet habe, Spanien werde auf diesen Conferenzen einzig und allein durch den Senator Marquis Macoartu vertreten. Die Anregung, ob nicht Wien für eines der nächsten Jahre für die Conferenz in Aussicht zu nehmen sei, wird allerseits unterstützt. Der Vorstand der Gruppe wird beauftragt, die Wege zu bahnen, um im Laufe der nächsten Jahre die Conferenz nach Wien einladen zu können. Zur Begründung eines kräftigen Eintretens der Schiedsgerichte werden die letzten Kriege besprochen: Der Kampf zwischen Griechenland und der Türkei und derjenige zwischen der nordamerikanischen Republik und Spanien. Die interparlamentarische Union werde durch diese Kriege erneut angespornt, im Interesse der ganzen civilisirten Menschheit dafür einzutreten, dass die Schlichtung von Zwistigkeiten zwischen Völkern durch Schiedsgerichte angebahnt und die Entscheidung nicht der Gewalt der Waffen überlassen bleibe. Was die bei den Conferenzen in Lissabon zu besprechenden Fragen betrifft, bemerkt der Obmann, deren seien bisher nur zwei vorgemerkt: 1. Die Frage, ob es jedem Staate freistehe, sich selbst auf ewige Zeiten für neutral zu erklären. (Berichterstatter: Hieronymi.) 2. Die Bestellung eines beständigen Tribunals, um eventuelle Streitfälle europä-

ischer Staaten betreffend deren Länderbesitz in Ostafrika zu entscheiden. Zum Schluss wurde die Wahl des Vorstandes für 1898 vorgenommen. Es wurden die bisherigen Functionäre wiedergewählt: Freiherr von Pirquet zum Obmann, W. v. Gniewosz zum Obmannstellvertreter und Dr. Kramarz zum Secretär. Die Gruppe des Reichsrathes, die der interparlamentarischen Union für Schiedsgerichte angehört, zählt heute 58 Mitglieder.

•

Das Internationale Friedensbureau zu Bern hielt am 7. Mai seine Commissionssitzung ab. Aus dem gedruckt vorliegenden Verhandlungsbericht entnehmen wir die Festsetzung eines Reglements über die Berathungen der Congresse, die thatsächlich viel zu wünschen übrig liessen, ferner die Festsetzung der Tagesordnung des IX. Congresses. Die Tagesordnung wird folgende Zusammensetzung haben. 1. Bericht über die Ereignisse des Jahres. 2. Prinzipien des internationalen Rechtes (Fortsetzung). 3. Vorschlag über die Berufung eines internationalen von den Regierungen zu beschickenden Abrüstungskongresses. 4. Mittheilungen des Internat. Friedenbureaus über die gethanen Schritte des von der Interparlamentarischen Conferenz ausgearbeiteten Schiedsgerichtsentwurfes. 5. Verschiedene Berichte der am VIII. Kongress ernannten Commissionen. 6. Bezeichnung eines Collegiums internationaler Schiedsgerichte. 7. Theilnahme an der Ausstellung zu Paris 1900. 8. Bericht des Capités zum Studium der Umwandlung der Zerstörungsheere in Productionsheere. 9. Anknüpfungen mit anderen internationalen Congressen. 10. Aufruf an die Völker. 11. Sitz des X. Congresses. Der IX. Congress soll Montag, den 3. October, unmittelbar nach Schluss der Sitzungen der Interparlamentarischen Conferenzen in Lissabon eröffnet werden.

•

Internationales Bureau. Am 7. Mai versammelte sich zu Bern der Vorstand des Friedensbureaus und setzte das Datum des IX. Congresses in Lissabon auf Montag, den 3. Oktober fest. Ausserdem redigirte er folgenden Aufruf, der durch Vermittelung der Vereine in der europäischen Presse veröffentlicht worden ist. „An das Volk! Bern, 7. Mai 1898. Sobald der spanisch-amerikanische Konflikt wegen der Insel Cuba ernster zu werden drohte, haben einzelne Friedensfreunde sowohl als auch die Friedensgesellschaften der verschiedenen Länder lebhafte Anstrengungen gemacht, um den Ausbruch des Krieges zwischen den beiden Nationen zu verhindern; aber bei der allzu schnellen Entwickelung der Ereignisse wurde der Krieg unvermeidlich, da trotz der friedlichen Absichten der Regierungen die Verhetzungen der Kriegsparteien die Völker mit fortrissen. Schon unmittelbar nach dem Ausbruche des Krieges machten sich seine traurigen Folgen durch eine allgemeine Vertheuerung der Brotfrucht in ganz Europa fühlbar, die, wie wir fürchten, nur das Vorspiel weiterer Schädigungen und Entbehrungen sein wird und die zugleich einen unwiderleglichen Beweis dafür liefert, mit wie unendlich vielen Fäden die ganze menschliche Gesellschaft mit einander verbunden ist. In der That kann kein Krieg mehr irgendwo auf dem weiten Erdenrunde ausbrechen, ohne dass alle civilisirten Völker davon in Mitleidenschaft gezogen und ohne dass ihre Interessen schweren Schädigungen ausgesetzt werden. Welches würden aber erst die Folgen eines in Europa selbst ausbrechenden Krieges sein? Man wagt kaum den Gedanken ohne Grauen weiter zu verfolgen, wie furchtbar die Konsequenzen eines solchen europäischen Weltbrandes sein würden. Aber glüht nicht auch bei uns der Funke unter der Asche und könnte nicht eine plötzliche Erregung der öffentlichen Meinung ihn zum Brande anfachen durch gehässige Feindseligkeiten, deren schreckliche Folgen man nicht hintanhalten könnte? Bei der traurigen Lage des gegenwärtigen Augenblicks wenden wir uns an das warme Herz des Volkes, mit der dringenden Bitte: „Vereinigt Euch, um gemeinsam gegen die Politik der Gewalt und der Unterdrückung zu protestiren, und um Bürgschaften zu verlangen für den allgemeinen Frieden, nach welchem alle sich sehnen. Vereinigt Euere Anstreng-

ungen mit denen der Gesellschaften, welche in allen Ländern für die Verwirklichung der Friedensidee kämpfen. Gebt Eueren Willen kund, öffentlich, ohne zu zaudern, Eueren festen Willen, die Geisel des Krieges von Euerem Heim fernzuhalten und Euere Stimme wird die Stimmen des internationalen Hasses übertönen. — *„Die Kommission des internationalen Friedensbureau“.*

•

Die Friedensvereinigung München hielt am 7. Mai im „Silbersaal“ des Café Luitpold ihre erste ordentliche Generalversammlung ab, bei der ein Antrag auf Festsetzung des Jahresbeitrages auf 3 Mk. zur Annahme gelangte. Jedes Mitglied erhält hierfür die monatliche Friedenscorrespondenz gratis. Die Vorstandswahl hatte folgendes Ergebniss: I. Vorsitzender: A. Schupp, II. Vorsitzender: Frl. H. v. Alten, Schriftführer: Kunstmaler J. Lubarsch, Kassirer: Lehrer Peissahowitsch, Beisitzende: Frl. J. Baum, Hauptlehrer a. D. L. Käb und Dr. jur. Jermann. — Am 14. Mai veranstaltete die „Vereinigung“ eine Concertsoirée, zu deren Beginn R. Feldhaus einen Vortrag hielt.

•

Stadtpfarrer Umfrid sprach am 8. Mai in Offenburg, am 22. in Backnang und am 23. in Metz. In beiden letzten Orten hat er 100 Friedensfreunde gewonnen und zwei Ortsgruppen gebildet.

•

Im **Volkskalender** (40000 Ex.) erscheint eine Novellette Umfrieds „Ausgeträumt“, die gleichfalls für unsere Sache geschrieben ist.

•

Die **„Peace Society“** hielt am 17. Mai unter dem Vorsitz von J. W. Pease M. S. ihre 82. Jahresversammlung ab. Die Gesellschaft hat im verflossenen Jahre 900 Meetings abgehalten. Der Kassenwart berichtete über ein Einkommen von Ⱡ 2923 und ein Deficit von Ⱡ 95.

Vermischtes.

Les Grands Artisans de L'Arbitrage et de la paix. Im diesjährigen Salon fällt ein Bild auf, das nicht nur durch seine Riesenausdehnung die Aufmerksamkeit der Besucher erweckt, sondern in erster Linie durch das zur Schau getragene Sujet. Uns Friedensfreunden steht das Sujet des Bildes besonders nahe, da es die Verherrlichung derjenigen Personen bildet, die der Friedensidee und dem Schiedsgerichtsgedanken ihr Leben weihten. Es ist das von uns schon früher angekündigte und nun ausgeführte Kolossalbild, das auf Veranlassung des Friedensfreundes Ansbert-Labbé, Mitglied der französischen Schiedsgerichtsgesellschaft, gemalt wurde. Es zeigt die Porträts aller Friedensfreunde der Weltgeschichte von Confucius bis Elie Docommun. Ueber die Auswahl der Friedensfreunde liesse sich rechten. Wir stimmen mit derselben durchaus nicht ganz überein. Wir sehen Viele, die gar nicht hingehören und sehen auch Viele, die nicht da sind, um uns der humoristischen Wendung zu bedienen. Dass aber ein solches Bild gemalt werden konnte, dass nach den vielen Kriegsapotheosen auch eine Friedensapotheose gemalt werden konnte, das erfüllt uns mit Freude. Wir werden im nächsten Heft etwas ausführlicher auf das Kolossalgemälde zurückkommen.

•

Prinzenerziehung. Einer Mittheilung über die Studien des Knaben-Königs von Spanien entnehmen wir folgende Stelle: „Zu den Lieblings-Beschäftigungen des Königs, der sich äusserst lebhaft und aufgeweckt zeigt, gehört das Lesen von Reisebeschreibungen und Kriegsgeschichten; besonderes Interesse hat er für das Militär, wobei er grosses Personen-Gedächtniss zeigt. In einem eigens eingerichteten Zimmer stellt er auf vier bis fünf grossen Tischen unter Leitung der Officiere Militärfiguren in Schlachtordnung auf und manövrirt damit. Dies geschieht besonders an Regentagen. Um 10 Uhr Vormittags wird die Schlosswache täglich mit Musik abgelöst, wobei der König schon aus weiter Ferne die Nummer des Regiments erkennt.“ — Welche grosse Freude müssen doch die Hühner und Gänse im Geflügelhof empfinden,

wenn die hohe Herrschaft selber sich so fleissig im Braten und Tranchiren übt.

•

Franz Wirth. Die von den deutschen Friedensgesellschaften auf Anregung des Grafen Bothmer-Wiesbaden dem Andenken Franz Wirth's gewidmete Gedenktafel auf dem Frankfurter Friedhof ist nunmehr vollendet. Sie zeigt in wohlgelungener Wiedergabe in einen Bronze-Relief die Züge des um die Friedensbewegung hochverdienten langjährigen Vorsitzenden des Frankfurter Friedensvereins und trägt die Inschrift: „Die deutschen Friedensfreunde ihrem Führer." Der Vorstand des Friedensvereins Frankfurt legte am 17. Mai, dem Todestage Franz Wirth's, einen Kranz am Grabe nieder. Die Ausführung des Reliefs war dem Bildhauer Ernst Rittweger übertragen, der sich dieser Aufgabe mit künstlerischem Verständniss unterzogen hat.

•

Ein Friedenswort Nansen's. Am 6. Mai hielt der gefeierte Nordpolforscher einen Vortrag in dem bis auf den letzten Platz gefüllten grossen Rathhaussaale zu Wien. Den Text dieser glänzenden Vorlesung veröffentlichte, nach dem Manuscript, die „Neue Freie Presse" vom 7. Mai in ihrem Feuilleton. Es war darin keinerlei Bezugnahme auf allgemeine Culturfragen enthalten.

Einige Stunden vor seinem Erscheinen im Rathhause erhielt Nansen folgenden Brief:

Harmannsdorf, 5. Mai.

Hoch und innig Verehrter!

Sie haben nicht Zeit, lange Briefe zu lesen; ich kann also nur andeuten, nicht begründen, das, worum ich Sie aus tiefster Seele bitte. Sie werden auch, das weiss ich, dem nur Halbgesagten mit vollem Mitempfinden entgegenkommen. Der Welt muss eine neue Aera entstehen: nach dem alten Kriegsheldenthum, das Heldenthum des Forschens und Wissens. Wer besser als Sie wäre autorisirt, den Weg dahin zu weisen? Heute werden Ihnen Tausend meiner Landsleute lauschen — flechten Sie, ich bitte, in Ihren Vortrag zwei Zeilen, die den Gedanken ausdrücken: das Reich des Krieges muss weichen, die Zukunft hat dem Rechte und nicht mehr der Gewalt zu gehören. Der Eindruck wird ein grossartiger sein — gerade jetzt, wo das Meer wieder durch brennende und in die Luft springende Schiffe entweiht wird. Sprechen Sie solche Worte — Sie geben dadurch dem Friedenswerke einen unberechenbaren Vorstoss und ich werde den Text früchtetragend, segensfrüchtetragend, verwerthen.

In tiefster Verehrung

Bertha v. Suttner.

In dem Berichte über den Abend heisst es („Neues Wiener Tagblatt", 7. Mai):

Nansen schloss seinen Vortrag folgendermassen: „Man wird fragen nach den Resultaten der Polarforschungen. Ich antworte: Die Wissenschaft will Alles wissen! Es darf keinen Fleck der Erde geben, welchen nicht ein Menschenauge gesehen und welchen nicht ein Menschenfuss betreten hat. Das Geschick der Menschen ist der Kampf des Lichtes gegen die Finsterniss. Noch giebt es viele Probleme zu lösen. Die Zeit der grossen Eroberungskriege ist vorbei, die Zeit der Eroberungen der Menschheit im Lande der Wissenschaft, des Unbekannten wird andauern und wir hoffen, dass die Zukunft uns noch grosse Eroberungen bringt und die Menschheit vorwärts kommt." Diese stolzen Schlussworte des kühnen Forschers wurden mit stürmischem Jubel aufgenommen. FML. v. Steeb richtete einige Dankesworte an den Redner, der nun zuerst vom Erzherzog Rainer, dann von allen anwesenden Würdenträgern, die sich vorstellen liessen, beglückwünscht wurde.

•

Das grosse Bild von Danger. An anderer Stelle berichten wir über „Les grands artisans de la Paix et de l'Arbitrage". Einige Kritiker fanden, dass diese oder jene Gestalt nicht hingehört. Wir bedauern vielmehr die Abwesenheit solcher, die unter den Lebenden mit vollstem Rechte hingehört hätten, und nennen nur Hodgson Pratt, Randal Cremer, General Türr, Wawrinsky, Felix Moscheles, Dr. Darby, Belva Lockwood, Potonié-Pierre, Pandolfi, Gobat, Pirquet, Björnson, Tolstoi u. s. w., und unter den Toten Henry Richard, Victor Hugo, Franz Wirth u. A.

•

Frau Eugenie Potonié-Pierre, so erfahren wir mit lebhaftem Bedauern, ist schwer erkrankt, und zwar in Folge von Ueberarbeitung im Interesse der Friedensbewegung und der Frauenrechte. Die treue Gefährtin Edmond Potonié's ist, wie man weiss, Gründerin und Schriftführerin der Gruppe „Solidarité des femmes" sowie — mit Ellen Robinson — der „Union internationale des femmes pour la Paix."

*

Gladstone †. Mit dem Tode dieses Mannes ist einer der überzeugtesten Vertreter des Friedens- und Schiedsgerichtsgedankens von dannen gegangen. Die Friedensbewegung betrauert in diesem grossen Engländer einen der Ihren. Er war einer jener „Realpolitiker", die an die Utopie des ewigen Krieges nicht glauben konnten und die ihre Zuversicht auf die Heilsbotschaft des Friedens setzten. Als im Jahre 1893 über den Antrag der Herren Randal Cremer und John Lubbock im englischen Unterhause über den englisch-amerikanischen Schiedsgerichtsvertrag verhandelt wurde, äusserte sich Gladstone folgender Weise über das Schiedsgericht:

„Um zu schliessen, werde ich nur diese Worte sagen. Obwohl die Erklärung zu Ungunsten des Schiedsgerichtes, sowie im allgemeinen Interesse des Friedens und gegen die übertriebenen Rüstungen von grossem Werthe sind, so giebt es noch ein anderes Mittel vorzugehen, welches wir in unserer begrenzten Sphäre auch dieser Regierung zur Geltung zu bringen versucht haben, und auf welche ich einen ganz besonderen Werth lege, das ist: Die Gründung eines Tribunals zu provoziren, das ich ein „Central-Tribunal" Europas nennen würde, einen Rath der Grossmächte, in dessen Mitte man den rivalisirenden Eigeninteressen vorbeugen könnte oder doch erreichen, dass dieselben sich gegenseitig neutralisiren und daraus eine unparteiische Autorität hervorginge, um die Streitigkeiten zu schlichten. Ich bin überzeugt, dass wenn jener Egoismus beseitigt werden könnte, und jeder Staat dazu gelangte, seine Ansprüche auf ein gerechtes Maass zu beschränken, so wäre die Wirkung einer centralen Autorität in Europa von unberechenbarem Nutzen."

Die im Jahre 1893 in Brüssel tagende Interparlamentarische Conferenz sandte ein Dankschreiben an Gladstone, wobei sie erwähnte: „Wir glauben, dass keine Stimme autorisirter wäre, als die Ihrige, um diese neuen Ideen dem Geiste der Regierungen beizubringen, und dass der Erfolg eines solchen Werkes die schönste Krönung einer schon ruhmgekrönten Laufbahn wäre."

Nun ist die Stimme erloschen. Aber der Geist des Mannes wird fortleben und uns däucht, dass der Widerhall, den Gladstone's Ansichten bei seinen Lebzeiten gefunden, auch aus der Beileidskundgebung spricht, die ein Grosser der politischen Welt bei seinem Tode der Familie übersandte. Der Czar war es, der in der Beileidsadresse die Worte gebrauchte, die da lauteten: die ganze civilisirte Welt wird den Verlust des grossen Staatsmannes beweinen, dessen politische Anschauungen so umfassend menschlich und friedlich waren."

Der Verfasser des Romanes „Der Kaiser von Europa" (deutsch von Bertha von Suttner, Verlag der „Romanwelt", Berlin), F. A. Fawkes, übersendete ein Exemplar seines Buches nach Hawarden und erhielt folgende Antwort: „Geehrter Herr! Ihre freundliche Gabe und Ihr Brief treffen mich leider in einem Augenblicke, wo ich mehr als gewöhnlich verkrüppelt bin; aber ich schreibe doch, um zu sagen, dass ich bis zum Aeussersten gehe (that I go any length), um die Richtung — ich möchte sagen, die wahnsinnige Richtung — anzuklagen, in der sich im öffentlichen Geiste die Ideen und Ansichten über die sogenannten „Landesvertheidigungs-Institutionen" bewegen. Es wäre wahrlich angethan, dass unsere Väter und Grossväter aus dem Grabe steigen und heulend umherwandeln. In mir wird — sobald ich Gelegenheit habe — Ihr Werk einen theilnahmsvollen Leser finden. Ihr sehr ergebener E. W. Gladstone."

*

Die Lösung der cubanischen Frage.

Emile Arnaud veröffentlichte in der „Independance Belge" folgenden Aufsatz:

„Jetzt, da die erste Schlacht geschlagen, jetzt, da man gesehen, wie die Kanonen Menschenwerk und Menschenleben zerstörten, jetzt, wo die ganze Welt dieser barbarischen Schlächterei beiwohnt, wäre es da nicht für die Friedensdiplomatie (Besitzen wir eine solche? D. U.) an der Zeit, ihre Stimme zu erheben? Was verlangen die Vereinigten Staaten? Ihre Versicherungen waren feierlich und klar: Keinerlei Annexion — die Unabhängigkeit Cubas.

Was behauptet Spanien? Die Cubaner sind Spanier und wollen es bleiben.

Wer kann die Frage lösen? Die Cubaner selber, welche ja doch das unverletzliche Recht haben, über ihr Schicksal frei zu verfügen.

Wie können die Cubaner sich aussprechen? Das beste Mittel hierzu ist es offenbar nicht, wenn man auf ihrer Insel 100000 Amerikaner und 100000 Spanier einander gegenüberstellt, die das Wenige, was den Unglücklichen noch bleibt, verwüsten. Das Mittel besteht auch nicht darin, in Cuba zu thun, was in Kreta geschehen, das heisst die Insel in Kriegszustand zu lassen ohne Gouverneur und ohne Constitution.

Das Mittel wäre: Die Ernennung eines unabhängigen mit Gewalten ausgestatteten Gouverneurs, Gewalten, welche Schiedsrichtern und der Abstimmung der cubanischen Bevölkerung anvertraut wären. Die Schiedsrichter könnten beauftragt sein, zu entscheiden, ob ein jährlicher Betrag und in welcher Höhe im Falle der Unabhängigkeitserklärung an Spanien zu entrichten wäre. Ausserdem könnten sie die Mission erhalten, eine doppelte provisorische Verfassung aufzusetzen, welche gleich nach dem Plebiscit anzuwenden wäre, und zwar eine für den Fall der Beibehaltung spanischer Souveränität, die andere für den Fall der Unabhängigkeit. Im ersten Falle müssten die grössten, im Verlagsentwurf vorgesehene Garantien für die mit der spanischen Souveränität vereinbarten Freiheiten für die Cubaner gegeben werden. Die Verfassung hätte der Ratifikation der Schiedsrichter und Delegirten des cubanischen Volkes vorgelegt werden müssen.

Es ist unleugbar, dass weder Spanien noch die Union durch den Krieg eine bessere Genugthuung erlangen können — sowohl vom materiellen als vom moralischen Standpunkt. Wenn eine solche Lösung nicht vermittelt wird, so droht der Krieg sich in die Länge zu ziehen, und alle Völker werden den Rückschlag fühlen. Wie im chinesisch-japanischen, wie im griechisch-türkischen Kriege, so werden auch hier die Mächte ihre Stimme erheben — warum erst nach dem Kriege? Warum erst abwarten, dass die Menschheit nicht wieder gut zu machenden Schaden erleidet?

•

Die Ernten des Militarismus. Noth lehrt nicht allein beten, sie lehrt auch, sich empören; gegen jene Factoren sich empören, welche für die Noth verantwortlich sind oder doch verantwortlich gemacht werden. Das sieht man in Italien, das sieht man in Spanien. Dort und da ist das hungernde Volk, durch die Theuerung in Folge der vorjährigen Missernte und des Kriegsausbruches ausser sich gebracht, auf die Strasse gestiegen und hat in seiner Weise, mit und ohne Waffen, für seine unveräusserlichen Menschen-, beziehungsweise Magenrechte den Kampf gegen die bestehende fiscalische Staatsordnung aufgenommen. In Barcelona, wie in Mailand, in Valladolid und Murcia, wie in Neapel und Bologna haben sich die Massen empört, haben demonstrirt, haben sich dem einschreitenden Militär und der Polizei gewaltsam widersetzt und mussten mit Gewehrsalven und Belagerungszustand niedergezwungen werden. Die Berichte über die blutigen Ereignisse in den Mittelpunkten der Hungerbewegung lauten grauenhaft. Und es giebt beinahe so viele Mittelpunkte, als es grosse Städte in Italien und Spanien giebt.

Die Grundursache der gleichzeitigen Aufstände in Spanien und Italien ist zweifellos der Hunger der grossen Massen. Als mitbewegende Ursachen der Emeuten mögen in beiden Staaten auch noch Parteiumtriebe im Spiele sein. In Spanien mögen Carlisten, Republikaner, Socialisten versuchen, den durch Kriegsunglück ausser Rand und Band gerathenen Staat mit

Hilfe der hungernden Massen aus den Fugen zu heben. In Italien mögen Republikaner, Socialisten und Clericale den Hunger der Massen zum Sturmlaufen gegen die Monarchie und gegen das Haus Savoyen ausmünzen. Aber alle diese Parteien hätten keinen Grund und keine Hoffnung, Revolutionen zu entfesseln, wenn nicht die Massen, deren sie sich angeblich bedienen, durch den Hunger für den Umsturz geworben würden. Wer die Lage der unteren Schichten der Bevölkerungen in ganz Italien und Spanien kennt, den wird es nicht Wunder nehmen, dass hier die Noth, die bereits auf das Aeusserste gestiegen war, in Folge der Verschärfung durch die plötzlich ausgebrochene Brodtheuerung in wahren Hunger-Emeuten explodirte.

Woher diese Noth stammt, ist nur zu gut bekannt. Ihre Quelle ist in erster Linie der Militarismus. Wenn man hört, dass das arme, ausgesogene Spanien in den letzten 25 Jahren drei und eine halbe Milliarde allein für Fortificationen ausgegeben hat; wenn man erfährt, dass die rund 31 Millionen Italiener jährlich 1840 Millionen, oder per Kopf der Bevölkerung 60 Lire für den mit 17 Milliarden Schulden überlasteten Staatshaushalt aufzubringen haben, dann begreift man nicht nur, dass die spanischen Bauern und Arbeiter verzweifelt zur Selbsthilfe greifen, sondern auch, dass die italienischen Ackerbausklaven und Industrial-Arbeiter aller Arten in die Raserei der Verzweiflung gerathen. Nachdem in Italien der Strom der Auswanderung, der sich von 223000 Seelen im Jahre 1892 stetig bis auf 306000 im Jahre 1896 steigerte, nicht ausgereicht hat, alle Verzweiflung an dem elenden Dasein aus dem Lande zu schaffen, so musste es endlich zu diesem Aufruhr kommen, dessen Umfang und Intensität dem stehenden Heere Italiens alle Hände voll zu thun giebt.

Die spanischen und italienischen Hungerrevolten sind ein unzweifelhafter Beleg dafür, dass Staaten, welche auf einem zu grossen, die Leistungsfähigkeit ihrer Steuerträger übermässig in Anspruch nehmenden Militärfusse leben, in den Massen ein Elend säen, das in Umwälzungsstürmen aufgeht. Die Assecuranz gegen den Krieg, welche die modernen Staaten in ihren formidablen stehenden Heeren zu besitzen vorgeben, ist so theuer, dass sie die Friedensgüter, welche dadurch assecurirt werden sollen, einfach auffrisst. Zehn bewaffnete Friedensjahre kosten ein Volk so viel oder auch mehr, als ein verlorener Krieg es kosten würde. Und Europa hat zwanzig bewaffnete Friedensjahre hinter sich! Ist es da zu verwundern, dass in wirthschaftlich schwächeren Staaten, welche an den Nachwehen einer hundertjährigen reactionären Misswirthschaft zu leiden haben, einer Misswirthschaft, die sich in der immensen Höhe ihrer Staatsschulden verkörpert, der Hungerparoxysmus der Massen endlich zu gewaltsamem Ausbruche kommt? Und wenn der Militarismus wenigstens wirklich die Panacee gegen den Krieg und zumal gegen den unglücklichen Krieg wäre! Aber das ist keineswegs der Fall. Was nützt Spanien der durch viele Jahre getragene schwere Rüstungspanzer gegenüber dem amerikanischen Gegner, der den Panzer erst anlegt, wenn's gerade nöthig ist? Ein Jahrzehnt wirthschaftlicher und politischer Freiheit, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wirkt stählender auf die Kriegskraft eines Staates, als ein Jahrhundert kostspieligen militärischen Volksdrills. Amerika ist ohne Militarismus zu einem colossalen internationalen Machtfactor emporgewachsen; Spanien und Italien sind unter der militärischen Ueberlast politisch und finanziell bleichsüchtig und machtlos geworden.

Die traurigen Erscheinungen, welche Spanien und Italien dem Politiker, wie dem Sociologen darbieten, sind eine dringende Warnung an die Staaten Europas, den Militarismus nicht auf die Spitze zu treiben, wenn sie nicht unfehlbar, hier früher, dort später, zu denselben erschreckenden Ergebnissen gelangen wollen.

(Wiener Extrablatt v. 11./V. 98.)

Presse und Literatur.

Der Lübecker Anzeiger No. 209 sagt in einem Leitartikel über den spanisch-amerik. Krieg u. A.: „Wo sind denn jetzt die Vertreterinnen des Rufes Die Waffen nieder! Sie schweigen, denn es handelt sich ja um eine Monarchie, die durch eine demokratische Republik vergewaltigt werden soll! Obenein ist es eine Frau, die Königin - Regentin Christine, gegen die Amerika vergewaltigend vorgeht, aber vergebens warten wir darauf, dass Frau Bertha v. Suttner sich des ihr doch so naheliegenden Gegenstandes bemächtigt und „D. W. N." rufen sollte. Freilich brauchte sie dazu ein Echo in der demokratischen Presse und darauf kann sie nicht rechnen." Der Aufsatz schliesst mit den Worten: „Jedenfalls bietet dieser Krieg den Vortheil, dass die Propheten der Lehre vom internationalen Schiedsgericht, die internationalen Friedensconfusionarien und alles was drum und dran hängt, gründlich Fiasco gemacht haben. Gerade Amerika ist es, das die europäischen Völker damit von Neuem an die einzig richtige Lehre mahnt: Bereit sein — ist alles!"

Im Sprechsaal desselben Blattes (No. 216) hat hierauf, im Namen des Lübecker Friedensvereins, Herr Martin Maak, eine ganz ausgezeichnete Erwiderung veröffentlicht, in welcher er der Auffassung entgegentritt, als wäre die Friedensbewegung eine demokratische, überhaupt eine politischparteiliche, und ihre Hauptaufgabe darin bezeichnet, die Meinung zu bekämpfen, der Krieg sei etwas nothwendiges. Den tapferen und lichtvollen Ausführungen M. Maaks glaubte aber die Redaction noch folgende Nachschrift anfügen zu müssen: Wir halten den Krieg im Gegensatz zu dem Einsender für eine Nothwendigkeit. Der Krieg entwickelt die männlichen Eigenschaften der Völker, und eine grosse, lebensfähige Nation hat noch stets aus dem Kriege eine neue Kraft und neue Frische gezogen. Ein ewiger Frieden ist für uns aus vielen Gründen ein naturwidriges und nicht einmal erstrebenswerthes Ding. Die Red.

*

Vita internazionale. Es war uns ein Trost, die vom 20. Mai datirte Nummer dieser vornehmen Halbmonatschrift zu erhalten; schon hatten wir befürchtet, dass die Mailänder Wirren das rechtzeitige, vielleicht sogar das fernere Erscheinen des Blattes gehindert hätten. Aber in gleicher Form tritt die neueste Nummer hervor, mit der denkbar edelsten und würdevollsten Stellungnahme zu den jüngsten Unruhen, eine klare Vertretung der Bekämpfung aller Rohheit und aller Gewalt, woher immer sie komme. Auch Revolutionsgewalt bringe heutzutage keine Siege mehr. Nicht nur internationaler Frieden, sondern auch der Klassenfriede muss erstrebt werden, beide mit denselben Mitteln: die vereinte Arbeit des Guten zur Verbreitung von Recht und Licht. Die Antworten auf die Enquete der Vita internazionale sind diesmal gezeichnet von B. v. Carneri (Marburg - Oesterreich), Charles Richet (Paris) und Lino Ferriani.

*

Der geistvolle **Augustin,** der allwöchentlich in der Wiener neuen Revue ein satyrisches Gedicht über die Tagesereignisse veröffentlichte, bringt in der „Wage" vom 21. Mai (die beiden Revuen haben sich fusionirt) einundzwanzig Strophen über das patriotische Stiergefecht in Madrid, welches zu Gunsten des Flottenfonds unter ungeheuerer Begeisterung der Bevölkerung stattgefunden. Wir entnehmen dem Stiergesange folgende drei Strophen:

Ein nationales Lieblingsvieh
Ist er ja immer gewesen,
Heut aber zahlt er als Patriot
Sogar die Flottenspesen.

Erkalteter Patriotismus bringt
In schöner Treibhauswärme
Der Anblick quellender Ströme Bluts
Und ausgeriss'ner Gedärme.

O König Alfons, junger Dynast,
Du magst Deiner Feinde spotten,
So lang Du genügend Rindvieh hast;
Hast Du Armeen und Flotten.

*

Der Volkswille (Herausgeber: W. Schermer) bringt in seiner Nummer vom 22. Mai einen Artikel „Krieg und Friede" aus der Feder von Max Maz.

•

In No. 29 des **Pädagogischen Wochenblattes** vom 27. April berichtigt Herr Oberlehrer R. Meyer (Magdeburg) einen in No. 22 desselben Blattes enthalten gewesenen Artikel des Dr. R. Mahrenholtz über „Die unklaren Phantasien der Friedensbewegung".

•

O. Umfrid's **„Friede auf Erden"** (Langguth, Esslingen, Preis 1 Mk.) erweist sich als eines der nützlichsten Propagandawerke. Die abwechslungsreiche Lectüre fesselt; der widerstrebende Leser wird gefangen und die Ueberzeugung überkommt ihn. Referent hat dies in mehreren Fällen selber wahrgenommen.

•

Gegen den Krieg streitet Dr. Eduard Reich, zu Scheveningen in Holland, in den folgenden seiner Werke*):

„Der Kosmos des Uebersinnlichen und die Entwickelung der Wesen."
Prag 1898. S. 563 fl.

„Die Entwickelung der Religiosität und das Werk der Religion."
Zürich 1896—1898. Tom. I, S. 214 fl.; 235; Tom. II, S. 271 fl.

„Berufs-Arbeit und Gesittung."
Leipzig 1896, S. 36 fl.

„Politik der Bevölkerung und Gesellschaft."
Leipzig 1896. S. 347 fl.

„Grosse und Kleine Welt, Geist und Medicin."
Berlin 1895, S. 4 fl.; 282 fl.

„Blicke in das Menschenleben. Leidenschaften, Laster und Verbrechen."
Schaffhausen 1896. S. 145 fl.

„Die Erblichkeit der Gebrechen des Menschen und die Verhütung der Gebrechlichkeit."
Neuwied 1883. S. 151 fl.; 179.

„Die Verhütung von Krankheiten des Leibes und der Seele, bei dem Einzelnen und der Gesellschaft."
Jena 1882. S. 180 fl.

„Arbeit und Lebensnoth, aus dem Gesichtspunkte der Gesundheitspflege und des Humanismus betrachtet."
Berlin 1881. S. 280 fl.; 385 fl.

„Der Staat der Zukunft."
Leipzig 1879. S. 19 fl.

„Der Militär-Arzt mit dem, was darum und daran ist." . . .
Essen 1883. S. 5 fl.

„Die Fortpflanzung und Vermehrung des Menschen." . . .
Jena 1880. S. 214 fl.; 273 fl.

„Pathologie der Bevölkerung."
Berlin 1879. S. 198 fl.

„Die Gestalt des Menschen und deren Beziehungen zum Seelenleben."
Heidelberg 1878. S. 40 fl.

*) Und in allen von diesem Autor verfassten Werken wird ausführlich gehandelt von Veredelung des Menschen und von Austilgung der Ursachen des Krieges; über den letzteren Punkt jedoch ganz besonders in dem augenblicklich in Ausarbeitung stehenden Buche „Nationale Oeconomie der Gegenseitigkeit".

•

Aus antisemitischen „Witz"blättern.

Zwischen A und B. A. Was wird das Erste sein, wenn der spanisch-amerikanische Krieg aus ist?

B. Eine Kriegsentschädigung werden s' festsetzen.

A. G'fehlt! Die Suttner wird eine Conferenz einberufen.

•

Ein Novum. Nachdem schon seit längerer Zeit in den Judenblättern weder von Hofrath Nothnagel noch von der Friedens-Bertha etwas zu lesen war, will Schöps in einem geharnischten Artikel auf diese Verlotterung der Presse aufmerksam machen. Wiener Kikeriki 22./5.

Eingelaufene Bücher und Schriften.

Umano. La fine delle guerre nella Federazione dei popoli. Milano. Galli. 1896.

La presse internationale. Revue bimensuello illustrée. 112 B. Malesherbes. Paris.

Bureaux français de la Paix. Compte rendu de la 1ere Année. Paris 6. Rue Favart.

Tages- und Lebensfragen. Die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken von

Dr. med. H. Wehberg. Leipzig, Tienken 1897. Preis 50 Pf.

Haydock's Zeugniss. Eine Familien-Geschichte aus der Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges von L. C. W. Berlin, Deutsche Evangelische Buch- und Tractatgesellschaft, Ackerstr. 142. Schön ausgestatteter Band von 245 S. Der Verlag offerirt den Friedensgesellschaften 100 Exemplare um 40 Mk. Ladenpreis 1,50 Mk.

Die Zeit. Wochenschrift. (Wien, Gunthergasse 1.) Nr. 188 (7. Mai) enthält einen Aufsatz von Prof. Ph. Zamboni: „Gleiche Waffen." Plaidirt für Innehaltung der Rüstungen.

Briefkasten.

B. L. Wien. Gewiss sind Kalender ein gutes Propagandamittel; darum giebt ja auch die Association de la Paix par le droit den „Almanach de la Paix" und die Unione lombarde das Jahrbuch „Giù le armi" heraus. Dies Jahr erscheint — ist vielleicht schon erschienen — bei Langguth in Esslingen ein deutscher Friedenskalender, zusammengestellt von unserem unermüdlichen O. Umfrid.

Baron Königsbrunn, Graz. Ihnen sagte Jemand, den Sie für unsere Sache gewinnen wollten: „Die Bewegung wäre mir wohl sympathisch, aber mich schreckt ab, was ich von der B. v. S. gehört habe, das Ganze soll ja bei ihr nur Geldspeculation sein." Nun bitte ich Sie ausdrücklich, mit diesen Zeilen in der Hand, denjenigen, der so gesprochen hat, zu stellen. Er soll sagen, von wem er das gehört, und soll seinerseits seinen Auskunftgeber zwingen, die Beweise oder mindestens Anhaltspunkte seiner Behauptung anzugeben, und so wird man bis zur Urquelle dieser aus der Luft gegriffenen unsinnigen Verläumdung gelangen. Unsere Freunde wissen alle, dass unsere Vereine nur Opfer kosten und nichts eintragen (nur die für den Krieg Arbeitenden sind gut dotiert) — aber Aussenstehende können durch derlei abscheuliche Insinuationen am Anschlusse verhindert werden. Ich lasse ruhig allerlei Spott und Zornergüsse über mich ergehen — namentlich in antisemitischen Blättern — aber solchen ehrenrührigen Anklagen gegenüber muss man doch aufbegehren.

J. Prudhommeaux. Mit Genugthuung sah ich in Ihrer Revue „Le paix par le droit" den Aufruf an die Wähler und die Mittheilung, dass dieser gelegentlich der gegenwärtigen Wahlperiode an sämmtliche Wahlcomités Frankreichs verwendet worden ist. Dasselbe — ganz im gleichen Sinne — geschieht auch in Deutschland. Im „Berliner Tagblatt" vom 23. Mai ist zu lesen: „Zu den Reichstagswahlen empfiehlt die Deutsche Friedensgesellschaft ihren Ortsgruppen und Mitgliedern, den Kandidaten die Fragen vorzulegen, ob sie bereit seien, im Falle ihrer Wahl bei jeder Gelegenheit für das Princip schiedsrichterlicher Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Völkern einzutreten, und ob sie der Interparlamentarischen Friedenskonferenz beizutreten gedächten. Es dürfte — auch abgesehen von der praktischen Unterstützung solcher Mandatsbewerber, die die Fragen bejahen, durch die zahlreichen Friedensfreunde — nicht uninteressant sein, die Meinung der künftigen Parlamentarier über die Friedensbewegung kennen zu lernen."

Potonié-Pierre. Reçu votre lettre si touchante, écrite au chevet de votre malade. Courage, ami!

R. D. Krakau. Warum sagen Sie immer „Die Amerikaner"? Glauben Sie, dass alle nur kriegswüthig und noch dazu ausschliesslich aus niedern Motiven kriegswüthig sind? George Washington war doch auch Amerikaner, wie? Seine „Farewell-address" enthielt folgende Worte: „Es wird einer freien, aufgeklärten und — in nicht zu ferner Zeit — grossen Nation würdig sein, der Menschheit das grossherzige Beispiel eines Volkes zu geben, dass sich immer und nur leiten lässt von diesen beiden: Gerechtigkeit und Wohlwollen." — Sie sagen, der Papst habe Versöhnungsvorschläge gemacht und Amerika habe sie nicht hören wollen. Was Sie aber nicht wissen, ist, dass auf die Anregung der amerikanischen Friedensgesellschaften Cardinal Gibbons an den Papst die Bitte richtete, er möge jene Vorschläge machen. Dass Leo XIII. übrigens von Friedenswünschen tief beseelt ist, dessen sind wir überzeugt; das hat er durch zahlreiche Kundgebungen bewiesen und erst kürzlich durch diesen Befehl: es solle in den Kirchen mit Bezug auf diesen Krieg kein anderes Gebet verrichtet werde, als dass er bald zu Ende sei.

Graf Sarnthein. Die Antwort der Dame ist wundervoll: „Als Vorsitzende eines Vereins des rothen Kreuzes kann ich nicht recht beitreten: man kann doch nicht zugleich für den Frieden wirken und in einer für den Kriegsfall bestimmten Institution." Es ist, als hörte ich einen Doctor sagen: ich darf doch nichts für die allgemeine Gesundheit vorkehren, da ich im Allgemeinen Krankenhaus angestellt bin. — Diese Angst der Rothkreuzler, dass ihnen die Verwundeten entgehen könnten! Immer vergessen die Vertreter der Mittel, dass sie keine Zwecke vertreten — immer werden diese zum Selbstzweck. Nach und nach werden die Dinge, gegen die eine Institution entstand, als die nicht wegzuräumende Förderung für die Institution empfunden.

R. St., Leipzig. Sie sagen, in einer deutschen Stadt könne man keine Friedensabende veranstalten. Gleichzeitig mit Ihrem Brief erhielt ich eine Karte folgenden Inhalts:

Friedensgesellschaft Barmen-Elberfeld.

Mittwoch, den 18. Mai, Abends 8¼ Uhr, im Evangelischen Vereinshause zu Elberfeld: Vortrag des Herrn Oberstlieutenant M. v. Egidy: Die Erziehung zur krieglosen Zeit. — Montag, den 23. Mai, Abends 8¼ Uhr, im Deutschen Kaiser, Elberfeld (Montags-Gesellschaft);

Vortrag des Herrn R. Feldhaus: Die Idee des Völkerfriedens.

Andere werden wieder sagen: in **Frankreich** lässt sich solche Veranstaltung nicht machen. Darauf antworte ich, dass ich für den 30. Mai zu einer internationalen Versammlung von Friedensfreunden nach **Paris** eingeladen wurde — 24, avenue Kleber. Leider konnte ich nicht hinreisen.

L. D. Ob wir Friedensfreunde für oder gegen die Sozialisten sind? Immer dieselbe Frage! Wir sind **mit** den Sozialisten gegen den Militarismus, ihre übrigen Forderungen stehen nicht in unserem Programm und auf unserem Programm steht nichts **gegen** dieselben. — Genau dieselbe Antwort könnten wir auf ähnliche Fragen stellen, die von anderen Gruppen gestellt wurden: z. B. Sind Sie für oder gegen die Christgläubigen. Wir sind **mit** ihnen in der Lehre der Menschen- und Friedensliebe; die übrigen Punkte ihrer Credos werden von uns weder beschworen noch bestritten. Die Umwandlung des Kriegszustandes in den Rechtszustand: das ist unser einziger Programmpunkt und **den** zu verwirklichen, das kann keiner von den einzelnen Parteien gelingen: daran müssen alle Classen und alle Parteien mithelfen — gerade so wie jetzt alle an der Aufrechterhaltung der Kriegsinstitution betheiligt sind.

Frau Ida B. Wenn Sie sich dem Damen-Actionscomité unseres Vereins anschliessen wollen, so zeigen Sie dies bei der Präsidentin desselben an: Gräfin Rességuier, Schüttelstrasse 2, Wien.

Schluss der Redaction: 31. Mai.

NB. Alle Mittheilungen, Ausschnitte etc., die sich auf die Redaction der Rubriken „Aus den Vereinen", „Vermischtes", „Aus der Presse" beziehen, sind zu richten an Herrn **A. H. Fried**, Berlin W., Goltzstr. 37.

Voranzeige.

Anfang Juli wird unser Mitkämpfer **O. Umfrid** unter bewährter Mitarbeit bei Langguth in Esslingen einen

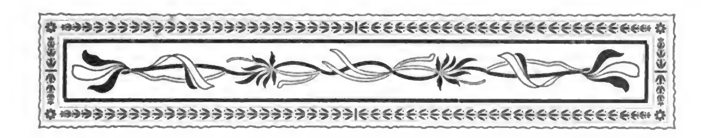
Illustrirten Friedenskalender

erscheinen lassen. **Preis 20 Pf.** — Wir machen alle unsere Freunde auf diese wichtige Erscheinung aufmerksam und bitten sie, das Unternehmen durch möglichst umfangreichen Ankauf zu unterstützen und ihr möglichstes zur Verbreitung beizutragen. Auf diese Weise wird unsere Idee ins Volk getragen und nichts kann uns lieber sein als das.

E. Pierson's Verlag in Wien.

Herausgeberin und für die Redaction verantwortlich: Baronin Bertha von Suttner, Schloss Harmannsdorf, Post Eggenburg, N.-Oesterr.

Gedruckt von E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.



Die Majorität.

Das grosse Schauspiel der Wahlen zum Reichstag beschäftigte eben unser Land. Millionen eilten zur Wahlurne, um durch die Abgabe ihrer Stimme für einen bestimmten Candidaten einer bestimmten politischen Meinung Ausdruck zu geben. Erbittert, oftmals bis zum Siedepunkt erhitzt, wogte Monate vorher der Wahlkampf durch das Reich; durch das Wort und durch die Feder wurden die Ansichten der Parteien vertreten und der Versuch gemacht, den Sieg an sich zu reissen. Der Kampf für und gegen den Fortschritt, einer der erbittertsten Kämpfe, die Menschen gegen Menschen zu führen haben, tobt mit der Gewalt wilder Leidenschaft, und von ewigen Gesetzen geleitet, vertreten die Menschen die Sache der Institutionen, die, scheinbar in unüberbrückbare Gegensätze gespaltet, dennoch einem grossen harmonischen Ganzen, der Fortentwickelung, dienen. Die Institutionen sind die Elemente des geistigen und des politischen Lebens; natürlichen Gesetzen angepasst vollziehen sie die Bewegung, stützen sie das Sein des grossen Civilisationsprocesses der Menschheit, sie altern und sie gebären, und aus ihrem fortwährenden Absterbe- und Erneuerungsprocesse entwickelt sich der Kampf, der Vater aller Dinge, den in thörichter Selbstüberhebung die geleiteten kleinen Menschen zu führen wähnen. Die kleinen Menschen, die hier blos als die Folgeerscheinungen höherer Gesetze auftreten, als deren grosse Urheber sie sich fälschlich dünken, weil sie die übergrossen Erscheinungen durch das Verkleinerungsglas der Partei zu betrachten gewöhnt sind. Aber je mehr die Menschheit sich entwickelt, je mehr sie jene Höhe erklimmt, die die Gesittung und Civilisation bedeutet, wandelt sich die Grösse der Gesichtspunkte, unter welchen sie den von den grossen Gesetzen der Natur ihnen eingegebenen Kämpfen gerecht werden. Das klein Menschliche passt sich dem ewig Grossen der natürlichen Gewalten an, die jene leiten, und es beginnt diese zu erkennen. Die Form des Kampfes ist der Massstab jener unausgesetzten Entwicklung nach oben, jenem Emporstreben nach den höheren Zielen.

Gerade im jetzigen Momente können wir am besten ersehen, wie sich der Weg der Civilisation in langen irreführenden Schlangenlinien dennoch unausgesetzt nach oben hinauf windet. An die Stelle der Keule ist die Urne getreten. Der Wille und die Macht der Stärkeren wird nicht mehr durch das ursprüngliche und brutalste Mittel des Todtschlags vollzogen, sondern durch das auf Einsicht und Vernunft basirende Uebereinkommen der Stimmenmehrheit. Der Gegner räumt dem Gegner das Feld, wenn er den Beweis der Zahl erbracht, dass er der Stärkere ist, er braucht nicht mehr, wie in früheren Zeiten, diesen Beweis durch die That anzutreten, das heisst den in der Minderheit Befindlichen zu vernichten, um das Feld behaupten zu können. Die Kampfreform durch

die Majorität ist ein Zeichen höherer Cultur. Erbitterung. Hass. Empörung. Verachtung. und wie die Instincte alle heissen mögen, die die wilde Kampfeswuth im Menschen entfachen, sie unterliegen der Vernunft. und das schwache weisse Papier. ein Symbol des Willens der Tausende. bringt die Waffe zum weichen. die Mehrheit siegt durch das blosse Erkennen ihrer Uebermacht und nicht durch deren Bethätigung.

Die Willenskundgebung der Parteien durch die Majorität ist ein abgekürztes Verfahren der Gewalt. das der Mehrheit das Blutbad erspart. die Minderheit vor der völligen Vernichtung bewahrt. Der stärkere Wille kommt zu seinem Rechte durch die stillschweigende Erkenntniss seiner Stärke und nicht mehr durch deren vernichtenden Beweis.

Die Majorität als ausschlaggebender Factor ist. wie bereits erwähnt, ein Zeichen höherer Cultur, doch bietet diese Form des Kampfes einen Ausblick auf eine Stufe noch höherer Gesittung, die die Völker zur Stunde noch nicht erreicht haben, deren sie aber einmal wohl noch theilhaftig werden können. Der Weg von der Keule zur Urne ist weit, aber im Grunde genommen beruht das Wirken dieser beiden Instrumente auf ein und derselben Grundlage, auf der Gewalt. Wir sehen in dem Wandel der Instrumente nur eine Verfeinerung bei der Anwendung dieser Gewalt. Bei Beiden aber erblicken wir eine Vergewaltigung des schwächeren Theiles durch den stärkeren Theil, ein Ueberwinden der Minderheit durch die gewaltreichere Mehrheit, ein Process, der sich nur durch die Form unterscheidet, der aber bei den Papuas und Hottentotten dieselbe Ursache besitzt, wie etwa in einem europäischen Parlamente.

Eine höhere Gesittung wird sich durch die Worte des Dichters leiten lassen, der da sagte: „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe“, womit allerdings nicht gemeint ist, dass bei den Minderheiten auch immer das ideale Recht zu finden ist. Eine höhere Gesittung wird aber bestimmt einmal von dem Grundsatze ausgehen, dass nicht die Gewalt die Grundlage des Rechtes sein kann, dass nicht die Keule aber auch nicht die Urne die richtigen Instrumente zur Erkenntniss der Wahrheit sein können. Es ist vielleicht ein Idealzustand zu denken, wo der Mindereinsichtige, doch schon soviel Urtheilskraft besitzen wird, dass er die Ueberlegenheit des geistig höher Begabten wird erkennen können. Gewiss, dazu gehören Jahrhunderte geistiger Fortentwickelung, aber die weite Ferne darf uns nicht hindern daran zu glauben, dass ein ethisch auferzogenes Geschlecht auch mit den letzten Ueberbleibseln der alten Gewaltmoral aufräumen wird.

Vorläufig haben wir aber alle Ursache uns darüber zu freuen, wie herrlich weit wir es dennoch gebracht haben, wie wir in der Verfeinerung der Form doch eine so hohe Stufe erklommen haben, und wir müssen alle Kraft daran setzen, dass diese Verfeinerung der Sitten nach allen Richtungen menschlicher Kampfgebiete ausgedehnt werde. Denn wenn wir wirklich in unseren innerpolitischen Kämpfen die Keule mit der Urne vertauscht haben, wenn wir vom Todtschlag der Minderheit zur Ueberstimmung dieser Minderheit durch die Majorität gekommen sind, so ist dies nicht in allen Kämpfen der Menschen der Fall. Die Landesgrenze thut auch der Sittlichkeit Einhalt. Während wir in unseren heftigen innerpolitischen Kämpfen neben der Majorität keine ultima ratio mehr kennen, so haben wir in unseren Kämpfen mit den Menschen anderer Landestheile, anderer Zungen die ultima ratio in Form der alten Keule des Wilden noch beibehalten, und wenn wir von der Keule zum Maximgeschütz, zum Repetiergewehr fortgeschritten sind, so offenbart sich darin,

nur um so krasser der jähe Widerspruch, in dem wir uns damit befinden. Für die Entscheidung in den politischen Kämpfen mit anderswo Geborenen kennen wir noch nicht das abgekürzte Verfahren der Cultur, stehen wir noch immer auf dem Standpunkt, dass der Stärkere den Schwächeren todtschlagen müsse, um zu seinem Rechte zu kommen. Dieser Widerspruch der Cultur wird wohl schon von allen Seiten erkannt, die Keule wird seltener in Gebrauch genommen, als früher, ein internationales Schamgefühl hat sich bemerkbar gemacht und um über dieses hinwegzukommen, haben die Rückwärtsgeister allerhand niedliche Brückchen gefunden, über die sie leichten Herzen hinwegzuschreiten hoffen. Da hat man „höchste Güter“ erfunden, die nur mit Blut vertheidigt werden können, da hat man Begriffe von „nationaler Ehre“, von „grossen Traditionen“ zurechtgedrechselt, sogenannte Blutbegriffe, die nur durch Blut erhalten und geehrt werden können, denen auf dem viel klügeren Wege der Civilisation durch eine auf Majorität und Recht basierende Entscheidung angeblich nicht gedient werden kann.

Als ob in den politischen Kämpfen der Angehörigen ein und derselben Nation nicht oft viel höhere Güter auf dem Spiele stünden, als ob die nationale Ehre nicht durch eigene Landeskinder viel mehr in Frage gestellt werden kann, als durch ausländische Bürger, als ob die Tradition abgestorbener Einrichtungen nicht im Herzen des Volkes ihre Vertheidiger und Angreifer fände, in viel grösserem Masse als von Aussen. Kämpfen nicht in unserem Lande Millionen um die „höchsten Güter“, sind die Gegensätze zwischen Junker und Arbeiter, zwischen Strebern und Demokraten im Lande selbst nicht viel grösser, als die Gegensätze der Nationen untereinander; ist zum Beispiel der Riss zwischen den Zolaisten und Drummondisten bei unseren Nachbarn nicht ein tieferer, als der Riss zwischen Franzosen und Deutschen, ist die nationale Ehre nicht im Lande selbst durch schamlose Wichte am meisten gefährdet, hüben und drüben? Und doch, innerhalb der Grenzen einer gewissen nationalen Rechtssphäre soll das abgekürzte Verfahren der Urne, als das Zeichen des Rechtes Geltung haben und all die viel kleineren nationalen, wirthschaftlichen und politischen Gegensätze der Nachbarn untereinander, die sollten nur durch die Keule zum Austrag kommen können?

Wir sehen, die Civilisation, die in der Anerkennung der Mehrheit beruht, hat noch ein grosses Gebiet zu erobern. Und deshalb können wir aus diesen stürmischen Tagen der Wahlen die Hoffnung und die Zuversicht mit nach Hause nehmen, dass wir wenigstens auf dem Gebiete der engeren Heimath trotz aller Gegensätze, trotz aller heftigen Kämpfe, trotz all der grossen Ergebnisse, die wir aus diesen Kämpfen zu erhoffen haben, und deren Verlust wir eventuell befürchten müssen, wir doch Menschen geworden sind, die wir im Gegner selbst den Menschen achten, der in uns den Menschen achtet, und dass wir aus diesem Getümmel heraus unbefleckt das Banner der Civilisation heraustragen, dass sich einstens über die gesammte Culturfamilie siegreich entfalten wird.

(Berlin.) **Alfred H. Fried.**

Das grosse Bild.

Unter den Gemälden des eben eröffneten „Salons“ befindet sich eines, das schon in Folge seiner Dimensionen auffallen dürfte; es heisst

im Kataloge „Les grands artisans de la paix et de l'arbritage“ und misst nicht weniger als 12 zu 8 Meter, woraufhin man es ruhig „Das grosse Bild“ benennen darf. Allein wir wagen zu behaupten, dass es sich nicht nur wegen seines Flächenausmasses dieses Namens würdig erweist und den Anspruch besitzt, ganz besonders hervorgehoben zu werden; es ist ein schönes Werk, schön durch den Gedanken, welcher es zeitigte, sowie durch die Ausführung, die den Gedanken versinnbildlicht. Die Geschichte seiner Entstehung ist merkwürdig.

Vor einigen Jahren, im Salon von 1893, bewunderten jene, die den Krieg und die gegenseitige Vernichtung nicht als Ideal und vornehmsten Endzweck des Lebens betrachten, unter den Werken eines bereits rühmlich bekannten, mit dem „grand prix de Rome“ ausgezeichneten Malers, Herrn Henry Danger, eine schöne Leinwand, die einer von uns alsbald: „Die Uebertretung des Gebotes“ taufte. — Welchen Gebotes? Des höchsten Gebotes, des Gebotes der Liebe, von Jenem erlassen, der da lehrte, dass seinen Nächsten lieben, Gott lieben heisse, und die ganze Religion in diesen Worten enthalten sei. —

Von einer Anhöhe aus betrachtet Christus, thränenumflorten Auges, die Todten und Verwundeten, die ihm zu Füssen ein Schlachtfeld bedecken. Und er frägt sich, wie lange noch die Menschen taub für seine Worte bleiben und ihn mit den Lippen anbeten und durch Thaten verleugnen werden, um ihm Qualen, schmerzlicher als die auf Golgatha, zu erneuern.

Nach einiger Zeit erfuhren wir, dass das schöne Bild, so recht dazu angethan, um die Gräuel des Krieges zu symbolisiren und zu jener menschlichen Brüderlichkeit einzuladen, welche viel besprochen, aber wenig ausgeübt wird, von einem uns bis dahin unbekannten Freunde erworben worden war.

Schöne photographische Reproductionen von Braun, durch den glücklichen Besitzer des Originales grossmüthig vertheilt, schmückten nun bald die Wohnungen einiger Mitglieder der „Französischen Gesellschaft für Schiedsgerichte unter den Nationen“, sowie die Bureaux dieser Gesellschaft und das niederländische Senatspalais, wo damals gerade die 5. Sitzung der interparlamentarischen Union tagte.

Aber dies war nur ein Anfang. Ansbert Labbé — so heisst der Mäcen —, versunken in die Betrachtung des Bildes, welches er täglich vor Augen hatte, sagte sich bald: „Das Uebel hätten wir hier, aber wo bleibt die Abhilfe?“ Und er fasste den Plan zu einem anderen Bilde, welches durch seine Dimensionen wie seinem Vorwurf geeignet sein sollte, zugleich das ehrwürdige Alter der Schiedsgerichte zu erweisen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und den wahrhaften Wohlthätern der Menschheit den ihnen gebührenden Zoll der Bewunderung und Dankbarkeit zu leisten, indem man gleichzeitig die Bemühungen derer, die noch am Werke sind, unterstützte.

Nachdem er sein Material gesammelt hatte, theilte er seine Idee dem Künstler mit, den er mit gutem Rechte für fähig hielt, sie zu verstehen und auszuführen. Er wusste, dass er in ihm zwar nicht die blinde Gefolgschaft einer geschickten Hand, die sich zum Sclaven fremder Gedanken hergiebt, gewinnen würde, wohl aber die Mitarbeiterschaft einer überlegenen Intelligenz und eines warmen Herzens, welche die Aufgabe als eine Gemeinsame betrachten würden. Ein segenbringendes Bündniss, für beide Theile gleich ehrenvoll.

Und so wurde denn nach 4 Jahren gemeinsamer Arbeit, in einem eigens dazu errichteten Atelier, diese monumentale Gedenktafel vollendet, auf welcher sich von einem allegorischen, grossartig concipirten und höchst wirkungsvollen Hintergrunde 600 Personen in Lebensgrösse abheben, die ohne Verworrenheit, ohne Unordnung und — was noch schwieriger — ohne Monotonie und Gleichförmigkeit, ja im Gegentheile, mit glücklichen Contrasten in den Stellungen, Physigonomien und Farben gruppirt sind. Sie wurden ausgewählt von den Weisen des Alterthumes angefangen und den Propheten, die die noch ausständige Aera verkündeten, bis zu den Arbeitern der Gegenwart, unter Jenen, die zu allen Zeiten und auf allen Theilen unseres kleinen Planeten die ununterbrochenen Traditionen der Gerechtigkeit und menschlichen Brüderlichkeit der Welt erhielten.

Dort personificiren Frauen in malerischen Trachten die Regionen des centralen oder südlichen Amerika's, denen als Uebermittler ihrer Wünsche noch keine von Gesammteuropa gekannten Persönlichkeiten zur Verfügung stehen, und heben sich wirksam von den dunkeln Tinten ab, welche bei den schwarzen Anzügen der grossen, nordamerikanischen Friedensfreunde vorherrschen. Hier wirft das weisse Gewand Leo XIII. von oben einen Lichtreflex auf die Gruppen europäischer Berühmtheiten, die sich in den unteren Reihen zusammen drängen. Anderwärts bringt Henry Richard, welcher Gladstone die Hand reicht, eine angenehme Abwechslung in den Vordergrund, wo Richard zwischen Jules Simon und Ch. Lemonnier thront, während weiter oben der Baron de Courcel, Präsident des Tribunales, vor dem sich die Vereinigten Staaten und Grossbritannien beugten, aufrecht in seinem Amtskleide steht, mit all seiner sanften und imponirenden Klugheit im Blicke.

Auf der gegenüberliegenden Seite, als Gegenstück zu dem Generalsecretair des internationalen Friedensbureaux's in Bern, dem unermüdlichen Ducommun, finden wir den thätigen und aufopferungsvollen Präsidenten dieses Bureau's, den Dänen Bayer und nicht weit davon, an der Stelle, auf welche sie durch ihre Leistungen und ihre Berühmtheit Anspruch hat, Jene, die alle Friedensfreunde einstimmig ihren General „en chef“ nennen, die liebenswürdige und energische Baronin von Suttner. Im Mittelpunkte endlich, sozusagen als Verkörperung des Hauptgedankens und der vornehmsten Inspiration des Werkes, erblicken wir den für die schiedsgerichtliche Macht symbolischen Altar und zwei sehr verschiedene, aber gleich sympathische Gestalten, den Czar Alexander III., der es verdient hat den Beinamen „Friedenskaiser“ zu führen und den Präsidenten Carnot, den Mann der Pflicht, vor welchem wir, an einem unvergesslichen Tage des Jahres 1889, ehrfurchtsvoll sämmtliche Flaggen und Banner der Nationen sich neigen sahen, die von Frankreich zu jener friedlichen Zusammenkunft der Arbeit geladen waren, deren Erneuerung im Jahre 1900 bevorsteht.

Es handelt sich im Bilde nicht nur um eine gerechte Huldigung, es gilt eine Constatirung von höchster Wichtigkeit, die Erhärtung jener Thatsache, welche im Verlaufe der interparlamentarischen Friedensconferenz zu Budapest vom Jahre 1896, durch den grössten ungarischen Redner, den Grafen Apponyi, verkündet wurde: „dass die Apostel der Schiedsgerichte keine Ideologen sind, denn sie haben die Regierungen auf ihrer Seite.“ Es gilt die feierliche Bekräftigung des Vorranges, den das Recht über die Gewalt einnimmt, eine Wahrheit, an welcher unser

Meister M. Renouard, selbst an dem Tage nach unseren Niederlagen, in unerschütterlichem Glauben an die Gerechtigkeit, treu festhielt. — Und deshalb sticht er sozusagen als der gemeinsame Sprecher hervor, dieser ausgezeichnete Rechtsgelehrte, Philosoph, Sittenlehrer und Socialöconom, und nimmt, aufgerichtet zur vollen Höhe seiner Gestalt, in der officiellen Tracht eines Procurators am Cassationshofe, den ersten Platz unter jenen seiner Landsleute ein, welchen man die ausserordentliche Ehre erwiesen hat, sie in erster Reihe zu placiren. —

So beschaffen, in kurzen Worten, ist das Bild, auserkoren, um wenigstens in einem Bruchtheile die Gesammtheit derer zu glorificiren, welche man die grossen Förderer der Schiedsgerichte und des Friedens nennt! In einem Bruchtheile, ja leider! Denn wie gross auch die Anzahl der Personen sei, welche die Bühne ausfüllen, Alle, die man gerne dorten versammelt gesehen hätte, konnten keinen Platz finden, und es giebt Einzelne, die unsere Zuneigung vergeblich darauf suchte. Aber Niemand vermag das Unmögliche zu vollbringen und in unseren Reihen giebt es blos jene Rivalität, die im schöpferischen Wettstreite um das Gute erwächst.

Und nun, — welches ist die Bestimmung dieses riesenhaften Werkes? Es wäre an Herrn Labbé, sich über diesen Punkt zu äussern! Ohne indiscret zu sein, glauben wir mittheilen zu können, dass, seiner Ansicht nach, die grossen friedlichen und leider! auch nicht friedlichen Ereignisse der letzten Jahre ihm zweifache Pflichten auferlegen.

Irgendwo auf heimathlichem Boden befindet sich eine durch Czar Nikolaus II. gespendete Glocke, die jeden Tag in seinem Namen, wie die Inschrift besagt: „den Frieden und die Verbrüderung der Völker einzuläuten habe."

Wenn die Absichten Herrn Labbé's sich verwirklichen, so wird es in Russland und in Frankreich ein Gemälde geben, das allenthalben die Wege weisen wird, um sich diesem Ideale zu nähern und dessen allgemein verbreitete Reproductionen — Photographien wie Stiche — gleich Stimmen unaufhörlich, in allen Tonarten, den gesegneten Refrain verkünden werden: „Schiedsgerichte, — für den Frieden, die Gerechtigkeit, das Glück der Völker!"

„Da haben wir einmal wieder unsere Utopisten!" wird mancher Zweifler sagen. Und zur selben Stunde, in welcher sich die Vertrauensseligkeit des naiven und hochsinnigen Menschenfreundes auf so herzhafte Weise äussert, geben ihm die Ereignisse ein glänzendes Dementi.

Zur anderen Seite des atlantischen Oceanes, wo wir gewohnt waren Beispiele der Weisheit, aufmunternde Thatsachen und schöne Hoffnungen zu begrüssen, prallen alle von uns ergangenen Aufforderungen, sich einem Schiedsgerichte zu unterwerfen, wirkungslos ab. — Wieder einmal entbrennt der Krieg zwischen zwei grossen Nationen; in Strömen wird Menschenblut fliessen — und Gold, ohne welches es in Zukunft ebenso wenig möglich sein wird den Tod zu säen als das Leben zu erhalten. Und die Muthlosen, die Skeptiker werden vielleicht achselzuckend an dem „Grossen Bild" vorübergehen und über diese Versammlung schöner Seelen und grosser Intelligenzen spotten, deren Darstellung an die unsterblichen Meisterwerke Rafaels, die „Schule von Athen" und die „Disputa" gemahnt, aber wie diese kein Leben und keine Worte besitzt!

Doch nein, tausendmal nein! Trotz aller Widerwärtigkeiten, die bereits eingetreten sind und noch eintreten können, um unsere Hoffnungen

zu durchkreuzen und vorübergehend die Fortschritte der Gerechtigkeitsliebe, der Weisheit, der Arbeit und Solidarität zu hemmen, — weichen werden schliesslich die Doctrinen des Hasses, der Unterdrückung und Gewalt, und bestehen, wachsen, sich kräftigen, wie die Eiche in Gewitterstürmen, wird die heilige Idee einer Zukunft der Gerechtigkeit, Eintracht und des gegenseitigen Wohlwollens.

Und wenn auch nur als Protest gegen die Gräuel der gegenwärtigen Stunde — da wir es noch nicht als Apotheose einer noch ungewissen Zeit begrüssen können, — es sei uns willkommen das „Grosse Bild“, um uns stets vor Augen zu halten, was bereits geschehen ist und was zu vollenden bleibt. **Fréd. Passy** (Paris).

Deutscher Einfluss in Frankreich.

Worüber Franzosen, alte und junge, Männer und Frauen, Laien und Fachleute, am meisten spotteten, wenn sie deutsche Soldaten in ihrem Lande 1870/71 exerciren sahen, das war der „preussische Drill“ mit dem, was drum- und dranhängt, der „Stechschritt“, die stramme Haltung, das Halten der Hände bei „Stillgestanden“ an den Hosennäthen und ähnliche Dinge, die auf die Zuschauer geradezu verblüffend wie ein Schauspiel aus einer anderen Welt wirkten. Es würde eine hübsche Blüthenlese ergeben, wenn man alle die boshaften und witzigen Ausdrücke des *esprit gaulois* sammeln wollte, die die Spottsucht unserer fränkischen Nachbarn über diese Eigenheiten der preussischen Soldatenausbildung in Wort, Schrift und Bild verübte. „Diese Automaten sollen unsere glorreiche Armee geschlagen haben!“ hiess es bei den Zuschauern, wenn deutsche Soldaten „langsamen Schritt“ übten. Und wo ich immer nur dabei sein konnte im Elsass, wenn Franzosen und französische Elsässer dem Exerciren zuschauten, da hagelte es nur so von Stachelreden über diese „verrückte“ Einrichtung. Ich besinne mich noch sehr gut auf eine Scene am Anfange der siebziger Jahre in einem Dorfwirthshause in Ober-Elsass, dicht an der französischen Grenze, wie ein junger Mann, der Spassmacher des Dorfes, unter brüllendem Gelächter seiner Genossen das preussische Exercirreglement veranschaulichte und den wirksamsten Trumpf mit der Vorführung des „Stechschrittes“ ausspielte. Und noch kurz vor meiner letzten Reise nach Frankreich im vorigen Jahre las ich in einem Bande „La Lecture“, wie Ludovic Halévy von der „Académie francaise“ in seiner Sammlung „Kriegserzählungen“ einen Berichterstatter über den „pas prussien“ spotten lässt, über die „vrais soldats de bois mécaniques“, über die Krieger, die nicht Männer, sondern nur Maschinen sind.

Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als ich vorigen Sommer diese verlästerte Sache des preussischen Drills in Frankreich selbst beobachten konnte. Es war in Compiègne, nach dem ich schon längst Sehnsucht empfunden hatte. So in alten verlassenen Kaiserschlössern und verödeten Parks, wie sie sich in der altberühmten Stadt vorfinden, herumzuschlendern, ist mir ein besonderer Genuss. Wir trafen es sehr gut. Dort war ein „concours national de gymnastique“, ein grosses Turnfest mit Preisturnen. Die meisten grösseren Ortschaften von Nordwestfrankreich waren vertreten. Sonnabend Abend wurden die Gäste, je nachdem die Züge einliefen, vom Bahnhofe abgeholt. Kaum war eine Gruppe, von Deputirten aus der Feststadt geleitet, mit Fanfarengeschmetter an unserem Hotel

vorbeimarschirt, so kam schon eine andere Schaar, mit Fahne und Musik an der Spitze, dahergezogen. Schon hier fiel mir die Strammheit auf, mit der die Turner gegen früher vorbeidefilirten. Selbst jugendliche Reihen, Knabenschaaren, zeigten, obwohl sie in einem viel rascheren Tempo als deutsche Truppen marschirten, eine Haltung, als ob sie von preussischen Unteroffizieren herangebildet wären. Aber es sollte noch anders kommen. Am nächsten Morgen, Sonntag früh, war draussen beim stolzen Schlosse mit seinen weiten Gärten, am Eingange zu dem meilenweiten prächtigen Walde, dort, wo einst Napoleon I. und später sein Neffe glänzende Feste feierten, grosses Preis- und Schauturnen. Jede Gruppe veranstaltet zuerst vor den Preisrichtern Freiübungen nach eigener Wahl. Da taucht auch eine Schaar auf, ob aus Lille, Rouen oder aus einem anderen Orte, kann ich nicht mehr sagen, denn etwas Anderes nimmt mein ganzes Interesse in Anspruch: die Haltung dieser Leute und besonders das Gebahren des Vorturners. Dieses Zurückwerfen der Schultern, dieses Emporrichten des Kopfes, dieses krampfhafte Halten der Hände an den Hosennäthen, diese Straffheit der Arm- und Beinbewegungen, das Alles erinnert ja unheimlich an den preussischen Drill, den der Franzose so gern verspottet. Ich hätte den Leuten, die ihre Sache vortrefflich machten, ein „vrais soldats de bois mécaniques“ zurufen mögen: das ist in Eurem Gebahren Geist von unserem Geiste, das ist ja dieselbe Haltung, wie Ihr sie bei uns auf den Exercirplätzen von Metz bis Memel sehen könnt, das ist ja derselbe Drill, über den Eure Väter sich so lustig machten, wenn sie vor siebenundzwanzig Jahren dem Exerciren deutscher Truppen zuschauten. Nichts lag mir ferner, als die mit so grossartiger Disciplin, mit so schneidiger Haltung auftretenden Turner zu verspotten. Ich empfand eine ganz eigenartige heimliche Freude. Nicht über dieses Ausrenken der Glieder bei der wackeren Schaar, nein, über etwas Höheres, Besseres: über die Ausgleichung, die sich bei den einzelnen Völkern vollzieht, über die Abschleifung schroffer Gegensätze zwischen feindlichen Nationen, die, so winzig sie auch ist, an ihrem Theile mithilft zur Heranbildung einer europäischen Völkerfamilie. Wenn ein Volk in seinen Lebensgewohnheiten, Einrichtungen, in seiner körperlichen und geistigen Ausbildung vom Nachbarstamme das annimmt, was es früher grimmig verspottete, so ist das ein gutes Zeichen für die fernere Entwickelung der europäischen Rasse. So wurde dieser kleine Vorfall in Compiègne, so fremd dies auch Manchem klingen mag, mir ein sichtbarer Beweis, wie trotz aller lärmenden Kriegsrüstungen zwischen den Völkern ein stilles, heimliches Walten und Weben stattfindet, das dem Dienste des Friedens, der Ausgleichung, der Versöhnung zu Gute kommt. **Dr. Ludwig Bräutigam** (Bremen).

Wer hat mich beschützt?

Selbsterlebtes von **Eberle-Neu-Ulm.**

Es war im Jahre 1876, als ich an einem prächtigen Frühlings-Sonntagnachmittag einen Ausflug nach dem Städtchen Leipheim machte, dabei die durch einen kleinen Wald führende Landstrasse benützend. Mitten in demselben erblickte ich plötzlich drei vor mir herwandelnde, auf der „Walze“ sich befindliche Handwerksburschen. Dieselben sahen

äusserlich ziemlich heruntergekommen aus, wohl eine Folge längerer Arbeitslosigkeit. Auf einmal kam mir der Gedanke: Wenn diese drei jungen Männer, getrieben von Hunger und Elend sich einfallen liessen, die günstige Gelegenheit zu benützen, um dich zu berauben oder gar ums Leben zu bringen? Einer gegen drei wäre im „Ernstfalle“ doch ein etwas ungünstiges Verhältniss für mich gewesen. Wie oft hatte ich schon in den Zeitungen von ähnlichen Vorkommnissen gelesen. Da die drei Wandersburschen es augenscheinlich sehr wenig eilig hatten, so wurden dieselben von mir fast gegen meinen Willen bald eingeholt. Schon wollte ich, einen freundlichen „Guten Tag“ wünschend, etwas eiligen Schrittes an den „Dreien“ vorbeipassiren, als der älteste von ihnen, zwar in der einen Hand den derben Knotenstock, jedoch mit der andern höflich seine Mütze abnehmend, auf mich zutrat und mich für ihn und seine Kameraden um eine Reise-Unterstützung bat. Dabei meinte er entschuldigend: „Wir sind schon lange auf der Reise und dadurch von Allem entblösst.“ Als ich hierauf für jeden Geld zu einer „Bayrischen Halbe“ gab, wollte der Dank kein Ende nehmen. Ich ging dann meines Weges weiter, innerlich die kleine Wandergesellschaft um Verzeihung bittend wegen dem gehegten Argwohn.

Ich hatte die kleine Geschichte bald vergessen. Etwa 20 Jahre später, als ich mich mit der Friedensbewegung aufmerksamer befasste, fiel mir dieselbe jedoch plötzlich wieder ein und ich fragte mich nun: Wer hätte dich wohl an jenem Tage beschützt, wenn die Sache einen weniger harmlosen Verlauf genommen hätte. Ich sage mir: die ganze deutsche Armee hätte dich nicht schützen können! Warum? Sie war nicht da! In Wirklichkeit existirte aber doch ein sehr wirksamer Schutz für mich, allerdings mehr geistiger Natur. Nach meiner Meinung schützte mich der gute ethische Kern, welcher in den drei jungen Leuten durch ihre Eltern, Lehrer und Meister zur Herausbildung gelangte. Dieser gewonnene sittliche Halt liess die ausgehungerten, ermatteten Wanderer auch in denkbar schlimmster Verfassung nicht den Pfad der Gerechtigkeit verlassen.

Der Strike der Könige.

„Denn im Kopf hat das keine Schranken.“
(Goethe, Legende vom Hufeisen).

Im Traume schon gar nicht! Und ich will einen Traum erzählen. Ich fasse Dich an der Hand, lieber Leser, komm', träume mit! Bevor Du aber die Schwelle der Elfenbeinpforte beschreitest, lege die staubigen Alltagschuhe und die ärmliche Logik des Werkeltages vor der Thür nieder, tritt ein auf leisen Sandalen, mit rührungsfähigem Gemüthe und mit Ehrfurcht vor der höheren Weisheit des Unbewussten! Du kennst ja Deinen Schiller: „Was sich nie und nirgends hat begeben, Das allein veraltet nie.“ — —

Also — ich träumte. Localität und Geographie des Traumes, das heutige Europa. — Chronologie, ungefähr zehn Jahr vor oder nach dem Jahre 2000 Bellamys. — Es war wild und wüste wie noch nie zugegangen auf der ganzen Kugel, und nirgends hatten die Vulcane so gewirthschaftet wie im alten Europa. Unumschränkt hatte das Chaos durch ein Jahrzehnt geherrscht; der dreissigjährige Krieg, die 89er Revolution mit ihrem un-

gerathenen Cäsarensohn, der deutsch-französische Krieg von 1870 mit dem Zwischenact der Pariser Commune — das Alles und so vieles Andere war nur schwaches Vorspiel gewesen. Die Hölle hatte alle ihre Schrecken losgelassen, die Hand eines Jeden war gegen einen Jeden, wie die Bibel sich über Kain ausdrückt. Kriege, Seuchen, Hungersnöthe hatten als Uebervölkerungsärzte so aufgeräumt, dass es den härtestgesottenen Malthusianer hätte erbarmen mögen; die Untersten waren ein paarmal die Obersten und wieder die Untersten geworden. Aber endlich war Erschöpfung und Resignation eingetreten, das Wogen und Schaukeln hatte nachgelassen, und aus der formlosen Masse der zerriebenen Klassen, Völker und Staaten hatten sich langsam wieder umgrenzte Gestaltungen und Gliederungen hervorgebildet, die sammt und sonders socialistisch, communistisch und anarchisch angehauchte Republiken waren. Alle, alle aber, wie bunt auch die freiheitlichen Nuancen nach Aussen schillerten, empfanden im tiefsten Innern ihrer Bevölkerungen denselben geheimen unwiderstehlichen Drang nach der Wiederkehr der guten, alten Zeit vor der Sintfluth, in der es noch ein wirkliches, wenn auch vielbenagtes Mein und Dein, eine geschützte, wenn auch viel durchbrochene Ehe, und so viele andere gute Dinge gegeben hatte. Ihren Segen zu misskennen, musste man wahrhaft mit Blindheit geschlagen gewesen sein, wie man sich im Stillen eingestand. Und dann sah ein Jeder sonnenklar, dass plus ça change plus c'est toujours la même chose. So z. B. hatten die Steuern, angeblich zu Gunsten des Staates, also der Gesammtheit, eine ganz unerhörte Höhe erreicht, ja das Erbrecht war als traditioneller Dorn im Auge von der Demokratie zu Gunsten des Staates beseitigt worden. Und doch gab es wieder, ganz wie ehedem, prassende Reiche und hungernde, halbnackte Arme.

Die Liebe war frei und diese Freiheit war gesetzlich geschützt; die Ehe nur gestattet und das Auseinandergehen jeden Tag möglich. Und doch war die Ehe die allgemeine und stillschweigend ausschliesslich geachtete Form der geschlechtlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib. Die besseren Elemente hielten sich ausschliesslich an die Ehe und verstanden es sehr gut, den drakonischen Vererbungsverboten durch Schenkungen und Klauseln ein Schnippchen zu schlagen.

Die stehenden Heere hatten überall Milizarmeen nach dem Muster der freien Schweiz gegen Ende des 19. Jahrhunderts Platz gemacht. Davon hatten Demokraten, Socialisten und Friedensvereine ein Paradies sich erwartet. Da müsse doch das letzte Stündlein für den männermordenden Krieg schlagen, wenn Jeder, aber auch Jeder, seine Haut zu Markte trage. Kosten würden diese Milizheere offenbar so gut wie nichts bei so gekürzter Dienstzeit und bei demokratischer Vermeidung aller unnützen militärischen Augenweide an Tressen, Litzen und Epauletten. Keine Dynastien, also keine dynastischen Kriege. Die Völker sind gut, weise, edel, und da sie nun selbst und allein zu entscheiden haben, so würden sie sich gewiss vor der grausen Dummheit des Kriegführens in Acht nehmen. Zu all' dem noch die obligatorische Schiedsgerichtsklausel in allen zwischenstaatlichen Verträgen! Wo sollten da Kriege sich einschleichen können?

Man stiess sich nicht im mindesten daran, dass man genau mit denselben Sirenenklängen vor hundertfünfzig Jahren der Welt die allgemeine Wehrpflicht aufdisputirt und dass unter ihrer nirgends mehr bestrittenen Herrschaft sich fürchterliche Rüstung und Steuererhöhung überall in Per-

manenz erklärt hatte. Presse und Lehrkanzel wussten nicht genug das Glück des Zeitalters zu preisen, wo man das Milizsystem und die Schiedsgerichtsklausel erreicht hatte. Wenn bei all' der Herrlichkeit die Rüstungen zu Wasser und zu Lande überall stiegen, wenn die Steuerschraube presste, dass den Leuten der Athem versagte, wenn die reciproke Bespionirerei immer scandalösere Vorgänge und Prozesse zeitigte, wenn die Massentoderfinder immer glänzender prosperirten, wenn man bei Bagatellen mit triumphirender Selbstbespieglung das Urtheil eines Schiedsgerichts anrief, in wichtigen oder wichtig gemachten Fällen aber an die ultima ratio populorum appellirte: so fand man im Allgemeinen das Alles ganz in der Ordnung. — Nur wenige Querköpfe protestirten in ungelesenen Blättern und Brochüren und wurden als Doctrinäre bespöttelt. —

Die Geldwirthschaft hatte in den meisten Staaten Jahrzehntelang zwischen Mono- und Bimetallismus nebst hinkender Währung hin und her gependelt. Unter dem Druck schwerer Zeiten hatte man es dann mit fundirtem Waaren-, Arbeits- und Steuergeld versucht, und war endlich überall glücklich zu einer ziemlich unverhüllten Assignatenwirthschaft gelangt, obschon die Gold- und Silberminen unerhörte Ausbeute lieferten. Das hatte unter Anderem vorzüglich das wohlfeile Milizsystem in Verbindung mit den Fortschritten auf militärischem Gebiet, mit den wunderbaren Erfindungen, auf seinem Gewissen. Ob Krieg oder Frieden nämlich, bekam jedes männliche Individuum von 20—60 Jahren wenigstens einmal jedes Jahr eine nicht blos neue, sondern auch neuartige Flinte in die Hand, während die Erneuerung der Artillerieparks alle zwei, der Panzer- und Torpedoflotten alle fünf Jahre zur Regel geworden war. Das kostete ganz natürlich heidenmässig viel Geld, zumal die Bevölkerung in den Jahren, wo man die neuen Waffen und Explosibilien nicht gegen einander erprobte, förmlich auf's Fortschreiten und auf's Einbringen des Versäumten versessen schien. Man sehnte sich denn auch wehmüthig nach den runden, gelben und weissen Dingern, nach den sie repräsentirenden und ihren Erhalt verbürgenden Scheinen, und nach den Tagen, da man noch nicht für einen Tisch oder Stuhl unglaubliche auf dem Papier gedruckte, in ihrem Werthe von Tag zu Tag schwankende Scheinsummen hinzulegen brauchte. —

Gott und alle Religionen waren als gänzlich unmodern völlig ausser Cours gekommen. Officiell gab es wie zur Zeit der französischen Terreur nur einen Culte de la raison. Aber man huldigte der Göttin Vernunft nicht in der Personification einer schönen Lais oder Phryne, wie vor hundertundzwanzig Jahren in Paris, sondern einmal im Jahre gab es im kleinsten Dorfe wie in der grossen Stadt einen durch Schmausereien und Spiele auf Staatskosten und durch die Gegenwart schärpengeschmückter Präfekten und Maires verherrlichten Nationalfeiertag. An diesem wurden regelmässig die Jünglinge, Männer und Greise mit den neuen Waffen, die Knaben und Mädchen aber mit zierlich ausgestatteten Heften, dem Katechismus der staatlich approbirten und vorgeschriebenen Moral, beschenkt. Recht und Sittlichkeit bezogen sich in diesem allem niederen und höheren Unterricht zu Grunde liegenden Tractate, ausschliesslich auf den Staat als auf ihre einzige Quelle; die Pflichten gegen den Staat gingen den ehedem accredirtesten, nun fossil gewordenen Pflichten gegen Gott, gegen den Nebenmenschen, gegen sich selbst und das eigene Gewissen, vor. Der Staat war wieder irdischer

Gott, wie im Alterthum, und ein recht eifersüchtiger Gott dazu, der nicht mit sich spassen liess, und selbst auf geringe Verstösse mit der Anwendung einer neuerfundenen electrischen Guillotine reagirte.

Schon im Eingang habe ich mir für die voraussetzungslose Logik des Traumes vom Leser Nachsicht erbeten. Ich erinnere daran, falls es ihm nicht recht einleuchtet, dass unter einer Ordnung der Dinge, wie ich sie eben in Hauptzügen geschildert, doch nicht eitel Freude und Behagen sich eingestellt haben sollte. Vielmehr das gerade Gegentheil! Man fand, alles sei wohl anders, aber nicht besser geworden. Man begriff die Staatsdenker und Staatsmänner, die Schriftsteller und Professoren des 19. Jahrhunderts nicht, die sich in die Fata Morgana des Zustands verliebt hatten, in welchem man nun lebte und litt. Wie war die Verblendung nur möglich gewesen, die zur Vorbereitung und Herbeiführung solchen Jammers unbedingt gehörte!

So dachten die Klugen anfangs im Stillen, und nach und nach, so wie sie die Unerträglichkeit zunehmen und die Ungeduld rechts und links sich verbreiten sahen, laut und immer lauter. Den Leithammeln folgte überall die Heerde der Halbklugen, Dummen, Stumpfen und Gleichgiltigen. Die Stützen der bestehenden Ordnung konnten das Gewackel der curulischen Stühle nicht vertragen und bekamen die Seekrankheit. Die Steuer entglitten ihren Händen. —

Plötzlich, wie auf Verabredung, bedeckten sich die Häusermauern der Grossstädte mit Placaten, und hunderte von Volksversammlungen tagten in den Städten und auf dem flachen Lande, in den Gross- und Kleinstaaten. Hunderte von zündenden Rednern donnerten gegen den Druck, die Unfreiheit und den Jammer der schlimmen Zeit, und priesen begeistert die wohlthätige Stätigkeit, die ruhige Milde der alten patriarchalischen Lebens- und Regierungsformen. Nicht eher würden die Völker sich wieder eines ruhigen Lebensgenusses erfreuen, als nicht diese grämliche, nervenzerstörende Republik der heiteren, kunstfreundlichen, ehrwürdigen Monarchie Platz gemacht haben würde.

Diese Argumente waren freilich herzlich mittelmässig und nichts weniger als neu — das gebe ich zu. Allein theils ist es möglich, dass der Traum in seiner Sprunghaftigkeit gerade die überzeugendsten der vorgebrachten Gründe übersah — möglich auch, dass der Ekel an der Gegenwart und die Sehnsucht nach dem Einst — Hunger ist bekanntlich der beste Koch — übermächtig wirkten: sicher ist, der Erfolg der Agitatoren und Redner für die Monarchie war überall ein durchschlagender und überall derselbe. Ausnahmslos kam es allerorten zu Beschlüssen der Notabelnversammlungen, dass mit möglichster Beschleunigung, mit den weitestgehenden Verhandlungsvollmachten ausgerüstete Deputationen an die Häupter der alten Dynastengeschlechter gesandt werden sollten, um an ihre ruhmreichen Familientraditionen und Patriotismus zu appelliren und, sie für die Annahme von Krone und Scepter zu gewinnen.

Die Gesandtschaften fanden nicht ohne Mühe und tüchtige heraldische Nachforschungen die im Sinne der monarchischen Legitimität thronberechtigten Prinzen heraus, und hatten nicht selten Gelegenheti, hier einen, fürstlichen Cincinnatus vom Pfluge oder aus der Fabrik, dort einen bescheidenen Stundenlehrer wie weiland Louis Philipp in der Schweiz, mit den Emblemen der höchsten Würde im Staate — zu schmücken? nein — sondern schmücken zu wollen. —

Denn aus dem Munde aller präsumtiven Candidaten, an deren freudiger Zustimmung Niemand einen Augenblick gezweifelt hatte, kam völlig gleichlautend eine und dieselbe Antwort: dass der Plan von den Völkern und ihren Vertretern sowie von den Fürsten auf's sorgfältigste überlegt und geprüft werden müsse; und dass deshalb eine Bedenkfrist von einem Jahre das Mindeste sei, was die Fürsten, bevor sie eine bindende Erklärung abgäben, sich ausbedängen. — Die Gesandten kamen also unverrichteter Dinge zu ihren Committenten zurück, und allgemein war das Kopfschütteln und die ungeheuere Ueberraschung. Man schloss offenbar ganz richtig, dass die Fürsten, während der Umschwung der öffentlichen Meinung zu ihren Gunsten heranreifte, untereinander jenen Beschluss vereinbart hatten. — Was sie nur damit bezielen mochten? Etwa die Völker zu demüthigen, das Bedürfniss nach Fürsten zu accentuiren und noch drangvoller werden zu lassen, um die Gefügigkeit gegen ihre Bedingungen zu steigern? All' das war denkbar, aber löste doch keineswegs befriedigend das unbegreifliche Räthsel. Da man aber nur mit um so grösserer Zähigkeit an der Durchführung der geplanten Umwälzung hing, als die Sprödigkeit und kühle Bedachtsamkeit von der anderen Seite vielleicht in edlen Motiven wurzelte und Gutes verhiess, so fügte man sich endlich in das Unabänderliche, und tröstete sich damit, dass selbst ein Schaltjahr nur 366 Tage hat. —

Das Jahr war aber zum Glück für die ungeduldige Sehnsucht der Völker nur ein gemeines und kein Schaltjahr. Und pünktlich am Morgen des Jahrestages des Gesandtenempfanges durch die Fürsten brachten die Zeitungen Extranummern, welche mit fettesten Lettern das erwartete Manifest der Fürsten der athemlosen Leserwelt mittheilten.

(Schluss folgt.)

Zeitschau. Wien, Ende Juni 1898.

Die bangenerregendste Nachricht ist die: „Das amerikanische Marinedepartement theilt mit, dass die Escadre, welche bestimmt ist, an der spanischen Küste zu operieren, „die orientalische Escadre“ heissen und aus folgenden Schiffen bestehen wird — —“ Nun, wie die Schiffe heissen, die den Krieg nach Europa tragen sollen, das ist uns ziemlich gleichgiltig; dass aber eine solche Phase angekündigt oder sei es, auch nur angedroht wird, das ist das Entsetzlichste daran . . . Und wie nimmt Europa die Nachricht auf? Spanien beginnt Hafenbefestigungsarbeiten und die Diplomaten . . . „tauschen Ansichten aus“! Statt dass nun ganz Europa aufstände, wie ein Mann, und alles, alles thäte, um dem Kriege Einhalt zu thun, um zu verhindern, dass die Flamme auch unsern Erdtheil ergreife, werden „Ansichten getauscht“ — und man lässt das Unheil kommen. — Dennoch, es werden sich Proteste erheben und wären es nur die der Friedensvereine. Die Bevölkerung in Spanien wird sich hoffentlich aufraffen und die Forderungen, dass dem Krieg ein Ende gemacht werde (schon haben solche Kundgebungen in Catalonien und von verschiedenen spanischen Handelskammern begonnen), werden sich wohl energisch mehren. So weit sie können, werden die Friedensvereine helfen. Während wir dieses schreiben, wird, auf die Anregung Frederic Passy's hin, von Berner Bureau eine grosse Protestmanifestation in Angriff

genommen, der sich alle Gleichgesinnten anschliessen können. Freilich, die grossartigen Mittel, der grossartige Apparat fehlt unseren Freunden, um die Action durchschlagend wirksam zu gestalten. Aber einerlei: das Wenige, was wir thun können, es wird gethan und muss gethan werden. Samenstreuer sind wir. Nur eine Handvoll ist's, was wir dem Winde anvertrauen, aber was für Keime!

*

Wir durchschreiten eine trübe, unsägliche gefahrdräuende, wahnsinnige Epoche. Eben flogen mir aus Freundeshand ein paar Blätter zu, die derselben Klage Ausdruck geben und die sich ganz in den Rahmen dieser Zeitschau fügen; darum sei hier unserem Mitarbeiter M. Gf. Rességuier das Wort gelassen.

> Wahn, Wahn, überall Wahn,
> Wohin ich forschend blick'
> In Stadt- und Weltchronik.
> — — — — — — — — — —

Es scheint ein böser Wahn die ganze Welt erfasst zu haben, der Wahn zu zerstören, der Wahn des Hasses und der Verfolgung, des Haders und Streites auf allen Gebieten unseres Lebens. Was uns täglich die Zeitungen melden, was wir mit Augen sehen, mit unseren Ohren hören — der Wahnwitz starrt uns überall entgegen. Ernste Männer versammeln sich, um über das Wohl der Völker und der Einzelnen zu sinnen und zu reden, um der bitteren Noth zu wehren, den Wohlstand zu fördern — da wirft ein vom Wahn des nationalen Hasses erfüllter Mensch die Brandfackel in die Menge, die Leidenschaften entflammen, Hass blitzt aus den Augen, Hass schreit aus den heiseren Stimmen, jede Besonnenheit entflieht, Worte des Schimpfes fliegen hinüber, herüber, der Friede ist gebrochen, das Parlament liegt brach und vergebens frägt der Zuschauer nach Ursache, Wurzel und — Ende dieses Wahnes.

Das Andenken eines grossen Mannes wird gefeiert.*) Er hat der Wissenschaft gedient, sein Ruhm geht hinaus über die Grenzen seiner Heimath. Seine Stammesbrüder versammeln sich, um der Welt zu künden, was er gewirkt, was er bedeutet, von Nah und Fern kommen Freunde seines Volkes, um mit diesem den Lorbeer der Unsterblichkeit um den Namen des Gelehrten zu winden. Ein schöner, ein grosser Moment in der Menschengeschichte, ein Augenblick, in dem auch jeder Einzelne, der ruhig schaffende Bürger, der ärmste im grossen All bestrahlt wird von dem unvergänglichen Licht ewigen Ruhmes — da erhebt plötzlich nationaler Grössenwahn grinsend sein Haupt, das stolze Fest des Friedens endet in schrillen Misstönen und das Band der Wissenschaft, das alle Völker und Nationen umschlingen soll, welche Sprache sie auch sprechen, wird in blindwüthendem Wahn zerrissen.

Arm und Reich — diese bösen wirthschaftlichen Gegensätze — haben die Menschen stets zu Kämpfen geführt, dass aber Arm und Arm sich vernichten, das ist unserem aufgeklärten Jahrhundert vorbehalten geblieben.

In Galizien sengt, plündert, brandschatzt der arme Bauer den ebenso armen, vielleicht sogar ärmeren Juden, beide die beklagenswerthen Opfer eines schlimmen Wahnes — des schlimmsten vielleicht, des religiösfanatischen Irrthums.

---

*) Palacky-Feier in Prag.

Die Schrecken religiöser Kämpfe, die Greuel und Grausamkeiten, die je unter der Fahne des Glaubens verübt wurden — des Glaubens, der uns Versöhnung, Friede und Liebe predigt, die Ausschreitungen der Rassenkämpfe — die Geschichte hat sie uns als abschreckendes Beispiel aufbewahrt. Und nun erhebt sich das Gespenst wieder, eine sinnlose, bethörte Menge folgt ihm, bis sie selbst, zu Tode gehetzt, niedersinkt, zertreten, vernichtet.

Wochenlang wüthet der Krieg jenseits des Oceans; keine blutigen Schlachten, kein unübersehbares Leichenfeld, keine Heldenthat, aber dennoch zerstörte Menschenstätten, rauchende Trümmer, ächzende Sterbende, jammernde Mütter, Waisen, untergegangene Schiffe, verschleuderte Millionen an Geld und Kraft. Was hätte mit all den Gütern gewirkt, mit all den blühenden und nun vernichteten Menschenkräften geschaffen werden können?

Und überall ertönt der Ruf: Intervention der Mächte, Friedenszwang, unnützes Gemetzel, Ausbeutung hier, Rückschritt dort — doch alles das wird übertönt von der Stimme des Wahnes — der Kanone.

*

Die Excesse in Galizien, auf welche M. Rësséguier anspielt, haben seither die Verhängung des Standrechtes über einige Ortschaften und des Ausnahmezustandes (d. h. Aufhebung aller Freiheiten) über fast die ganze Provinz zur Folge gehabt. Ein drakonisches Mittel und das Wiedererwachen eines Stücks Mittelalter. Natürlich muss gegen Raubzüge, Brandschatzung und Gemetzel energisch eingeschritten werden — dadagen haben wir nichts. Aber dass es dazu kam? Die antisemitischen Brandreden, Raubartikel und Mordgesinnungen wurden jahrelang officiell geduldet, um nicht zu sagen gepflegt; die Träger dieser Hetze sind als politische Partei, als Stadtvertretung, als Stützen — was weiss ich alles — mit allerlei Rücksichten und Ehren behandelt worden, und jetzt, weil ihr Geist unter dem unwissenden Landvolk zur That geworden, jetzt wird die That, die eine Unthat ist, mit Gewalt zu hemmen gesucht, der Ungeist aber bleibt bestehen: der Geist der nationalen und religiösen Gewaltthätigkeit, der Geist der Ungerechtigkeit und Unterdrückung.

*

In Italien ebenso. Als Nachspiel der Brodkrawalle herrscht nun eine Art Militärdictatur. Das neue Ministerium hat als Präsidenten den früheren Kriegsminister Pelloux, und in Mailand urtheilt das Kriegsgericht über alle Pressdelicte ab. Unter „Pressdelict“ versteht man eben alles, was oppositionell, was freiheitlich oder was — sozialistisch ist. Redacteure oppositioneller Blätter werden von 1 bis 8 Jahre eingekerkert: so etwas muss doch die Gesellschaft retten? Und allenthalben gibt es Leute, die sich über all diese Gewaltmassregeln freuen — die da glauben, das sei die einzige Art, das „freimauerische“, „anarchistische“ Gesindel los zu werden, welches es ja auf die Zerstörung der allgemeinen Ordnung und namentlich auf den Raub des behaglichen Besitzes jener Leute abgesehen hat. Mit fünf oder sechs Schlagworten werden Millionen getrieben.

*

In Oesterreich dauert der czechisch-deutsche Krieg fort. Die einzige Bevölkerungsclasse, sowohl im böhmischen, als im deutschen Oesterreich, die vom Nationalitätenstreit nichts wissen will, das sind die Arbeiter. Heil ihnen! Ja die Socialdemokraten sind überall die consequenten Feinde

des Gewalt-Princips. Darum auch sind alle Vertreter der Gewalt und der Bevorrechtung die bittersten Feinde des Socialismus. Das Parlament ist vertagt, um nicht zu sagen, aufgehoben. Darum streiten die Parteien nicht minder ausserhalb des Hauses. Bei alledem reiht sich in Wien Fest auf Fest: Kinderaufzüge (veranstaltet vom Bürgermeister Dr. Lueger), Jägeraufzüge, Schützenaufzüge. Wie sagt doch stolz Dipauli: „In einer Hand den Stutzen, in der anderen den Rosenkranz, so haben sich die Tyroler ihren Weltruhm geschaffen.“ Nur immer in's Schwarze!

*

Unser Kaiser sagte: „Der Anblick der huldigenden Kinder war ihm, in den vielen Kümmernissen dieses Jahres, ein Trost.“ Jawohl, es ist eine schwere, kummervolle Zeit für den Landesvater, für den Fürsten hadernder Völker! Doch könnte sich das Jubiläumsjahr noch zu einem freud- und sieghaften gestalten. Franz Josef ist im Herzen ein Friedensfürst. Den Höhepunkt der Feste dieses Jahres wird im December die Zusammenkunft der Herrscher in Wien darstellen. Wird der von Allen so aufrichtig verehrte, eine fünfzigjährige Regierung feiernde Monarch diese Zusammenkunft nicht zu einer Art Friedenscongress gestalten wollen? Die Basis zu europäischer Verbündung, zu allmäliger allgemeiner Abrüstung legen? Wenn er nur wüsste, dass Aller Sehnsucht dahingeht! Eine schöne Aufgabe der Lissaboner Friedenstage wäre es, sich in diesem Sinne im Namen aller Culturvölker an den Doyen der europäischen Machthaber zu wenden und zugleich an seine gekrönten Gäste. Neue Bahnen, nur neue Bahnen führen unsere technisch und geistig umgewandelte Welt zum Heil. Die müssen entschlossen betreten werden. Mit Paraden, Rennen, Galavorstellungen, Denkmalenthüllungen, Caroussels, Steuererhöhungen, Geschossverbesserungen, Strassenaufzügen lässt sich nichts mehr retten. Grosses, Edles, Lichtes: Das muss gethan werden, um die mündig gewordene Kulturwelt den drohenden Katastrophen zu entreissen und ungeahnten Entwicklungssiegen zuzuführen.

*

In Frankreich wird voraussichtlich die Dreyfus-Sache wieder weltbewegende Dimensionen annehmen, denn sie umfasst ja den Kampf zweier Weltanschauungen. Neue Thatsachen sind hinzugetreten. Ausser den Briefen Casello's und Panizzardi's liegt nun auch ein Artikel des Mr. Conybeare, Schwiegersohn Max Müller's, vor, der besagt, dass Schwarzkoppen dem Esterhazy 2000 Frcs. monatlich zahlte und eine ganze Reihe von Verraths-Documenten in Esterhazys Handschrift besitzt. Er fügt hinzu, dass er kein Dementi zu fürchten hat. Es ist bisher auch keins erfolgt. In den Esterhazyblättern gleiten alle diese Anschuldigungen ab, wie Wassertropfen vom Schwangefieder. Dagegen wurde der Reservehauptmann Reinach, welcher über den Conybeare'schen Artikel etwas geschrieben, seines Officiercharacters verlustig erklärt. Mit anderen Worten, die Freiheit, zu denken und zu schreiben, ist jedem Bürger der französichen Republik bis zum 42. Jahre strengstens entzogen. Das neue Cabinet hat schon versprochen, in Sachen Dreyfus der Armee und der gerichteten Sache Achtung zu verschaffen. Ob es dennoch gelingt, der wahren Sache die ihr gebührende Achtung zu erobern? Man wird ja sehen: am 18. Juli wird Zola neuerdings vor den Richtern erscheinen. Und der arme Mann auf der Teufelsinsel indessen? Es gibt also Menschen,

die Documente in Händen haben über die Schuld, die der Eine begangen und der Andere büsst — und diese Menschen — schweigen? Das nennt man eben Staatsraison.

*

Immer kehren die Gedanken nach Spanien zurück. Vom dem rechtzeitigen Aufhören dieses unseligen Krieges hängt es ab, ob wir ohne Weltbrand die Jahrhundertschwelle überschreiten, ob der eine zeitlang verdunkelte Friedensgedanke wieder mit verstärkter Kraft aufleuchten kann. Manila gefallen, Santjago de Cuba gefallen — gelbes Fieber im Anzuge, die spanischen Küsten bedroht; in Catalonien 32000 Arbeiter brodlos geworden — — und noch immer findet man den „geeigneten Augenblick" zur Vermittlung nicht gekommen! Dennoch, die Nachrichten über die gewünschte Fortführung oder gewünschte Beendigung des Krieges wechseln ab, ein jedenfalls interessantes Symptom von den beiden, gleichfalls im Kampfe liegenden Principien. Einige dieser Stimmen seien hier festgehalten:

Madrid, 26. Juni. Die Handelskammer von Barcelona bat die Regierung, Frieden zu schliessen. (Dass fernerhin Frieden gesichert werde, dafür sollten alle Handelskammern der Welt petitioniren, statt kurzsichtig für Rüstungsvermehrungen einzutreten).

Brüssel, 18. Juni. Don Carlos erklärte, er werde keinen schimpflichen Frieden zulassen. Sollte Spanien einen solchen abschliessen, so werde er an die Grenze eilen, auf die Gefahr hin, daselbst den Tod zu finden.

Madrid, gleiches Datum. Die Blätter veröffentlichen ein Manifest einer regionalistischen Gruppe Cataloniens zu Gunsten des Friedens.

London, 7. Juni. Die zweite Ausgabe der „Morningpost" veröffentlicht eine Depesche aus Madrid, die einen Bericht über eine Unterredung ihres Correspondenten mit dem früheren Colonienminister Moret enthält. Danach hätte Moret erklärt, die Regierung habe keinen festen Plan, sondern lasse die Dinge ihren Lauf nehmen. In der letzten Zeit sei in der Presse eine Campagne zu Gunsten des Friedens eröffnet worden, welche gegenwärtig fortgesetzt werde und auch unter der Bevölkerung an Boden gewinne. Moret ist fest überzeugt, dass, wenn in ganz Spanien ein Plebiscit über die Frage: Krieg oder Frieden? abgehalten würde, die Abstimmung nahezu einstimmig für den Frieden ausfallen würde, und zwar auch bei den Soldaten, die zum grössten Theile gegen den Krieg seien.

Die Petersburger „Nowosti" schreiben: „Spanien erklärt in feierlichem Tone, dass es einstweilen keinen Frieden nachsucht und noch zwei Jahre Krieg führen könne, ohne Concession. Das ist aber die reine Unvernunft. Haben denn die Spanier auch bedacht, wie diese zwei Jahre für sie enden könnten? Russland hat sich nach dem siegreichen Krieg mit der Türkei 20 Jahre von den ökonomischen Folgen nicht erholen können. Spanien müsste die erste Gelegenheit benützen, um sich unter den Schutz der Grossmächte zu begeben. Warum aber hat noch keine europäische Macht ihre Vermittlung angeboten? Warum noch warten? Zwei Monate empörenden Kriegs kosteten beiden Ländern mehr als eine Milliarde, abgesehen von den Menschenopfern und dem Ruin Tausender von Privatpersonen. Soll auf den Antillen kein Haus mehr unversehrt bleiben? Sollen auf den Philippinnen die Europäer von den revolutionären Eingeborenen niedergemetzelt werden? Welcher Grausamkeiten bedarf es noch, damit Europa berechtigt werde, auszurufen: Genug! Haltet ein!"

Ja, dieser Schrei ist es, der unsere ganze Bewegung begleitet und der überall, wo die Furien des Krieges und des Elends und der Unterdrückung sich erheben, Rettung bringen könnte, wenn die civilisirten Staaten endlich im Geist des Rechts sich verbünden und rechtzeitig — d. h. gleich, ohne Zögern, ohne Hintergedanken — rufen: Genug! Haltet ein!

Bertha v. Suttner.

Leyer und Palme.

Ein Opfer.

Das war ein Schauertag, der Tag von Mars la Tour,
In Bächen rann das Blut durch die zerwühlte Flur.
Kanonendonner kracht, die Erde bebt und stöhnt,
Der Kriegsfurie Macht beherrscht sie unversöhnt.
Am Saum des Waldes stund, ein halbzerstörtes Haus,
Der armen Wittwe Heim, verlassen in dem Graus.
Sie hat ihr Kind gesucht, das unbewacht entsprang,
Vom Trommelschlag gelockt und von Trompetenklang;
In unsagbarer Angst durchschritt sie das Gewühl,
Da scheucht des Todes Dräun sie wieder in's Asyl;
Sie ruft hinaus in's Land, sie ruft verzweiflungsvoll,
Im höllischen Getös der Stimme Klang verscholl.
Das Knäblein irrt indess weit draussen im Gehäg,
Der Kindesneugier tritt der Schrecken in den Weg.
Es jagt in breiter Front die Batterie heran:
So helf' Dir Gott, mein Kind, sonst ist's um Dich gethan!
Der Hauptmann aber rasch, beugt sich im Sattel tief,
Das Knäblein auf sein Ross schwingt er mit sicher'm Griff.
Mit Hurrahruf begrüsst des Hauptmanns wack're That,
In sausendem Galopp vorstürmend, der Soldat.
Das holde Kind, der Spross von einem wälschen Weib
Umschlingt geborgen nun des deutschen Retters Leib.

Ein Dämon aber ist, der Höll' entstammt, der Krieg,
Er träuft vernichtend Gift selbst in gerechten Sieg,
Er schwelgt in Greuelthat und schlürft mit Wonne Glut.
Sein Vater nennt sich Hass und seine Mutter Wuth.
Aus fränk'schem Rohre warf er tödtliches Geschoss;
Des Knaben lockig Haupt zerschmettert's und das Ross.
Die Batterie verstummt, der Hauptmann steht erstarrt,
Des Mitleids heil'ge Fluth zerrinnt in seinem Bart.
Den Deutschen ward der Sieg. Sie rücken in's Quartier
Und zimmern einen Sarg aus der geborst'nen Thür.
Die müde Truppe gönnt sich weder Rast noch Ruh',
Mit Schweigen und mit Laub deckt man das Opfer zu.
Mit Kohle auf den Sarg ward dann gemalt ein Kreuz,
Ein dürftig Kränzlein d'rauf sei Zeuge ihres Leids.
Dann schreiten sie hinaus in's abenddunkle Land,
Es leuchtet ihrem Pfad der Dörfer greller Brand.
Sie schreiten ernst und stumm. Oh schwer ist dieser Gang,
Denn vor der Mutter Schmerz ist es den Braven bang.
Und dass der herbe Schlag das Herz ihr breche nicht,
Geht Einer erst hinein und stottert den Bericht.
Und als das Mutteraug' ihr Kind erschaut' im Sarg,
Ertönt ein wilder Schrei erschütternd bis in's Mark.

Sie rauft ihr Haar, sie weint, sie tobt und flucht und lacht:
Von lebenslangem Gram wahrt sie des Irrsinns Nacht.

Dir, Volk der Denker, sei dies Schlachtenbild geweiht,
Von Wahn und Barbarei bist du noch nicht befreit.
Die Orgie falschen Ruhms, der Hochaltar voll Blut,
Der Glanz des Heldenthums däucht edel dir und gut,
Gewalt anstatt des Rechts erhebst du auf den Thron
Dein deutscher Schlachtengott — dem Ew'gen spricht er Hohn.
Erwache von dem Wahn und rufe: Krieg dem Krieg
Und für der Zukunft Heil lohnt dir der schönste Sieg!

Offenburg, December 1897.

Beger.

Gegen die Friedensbewegung.

(Diese Stelle bleibt den Vertheidigern des Kriegsgedankens allzeit offen.)
(Audiatur et altera pars.)

Die Waffen nieder! Die Führer der allgemeinen Friedensbewegung, die alle Kriege durch höhere Moral, gütliche Vereinbarung, Schiedsgericht u. s. w. vermeiden wollen, sind natürlich darauf gestossen worden, wie sehr der spanisch-amerikanische Krieg ihre Schwärmerei ad absurdum führt. Das wird denn auch in dem Maiheft der von Baronin Bertha v. Suttner herausgegebenen Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung „Die Waffen nieder!" so ziemlich anerkannt. In schwarzer Umrahmung verkündet Frau v. Suttner, „von mitleidsquellendem und zürnendem Weh erfüllt", die Trauerbotschaft, dass „so kurz vor Anbruch eines neuen Jahrhunderts die grauenhafte Furie, Trägerin der alten Barbarei, nun wieder losgelassen ist". Dann heisst es weiter:

„Und was unseren Kummer erschwert, ist das: Amerika, die Wiege und der Hort der Friedensbewegung, Amerika, das vor kaum einem Jahre auf dem Punkte stand, das langgehegte Ideal — durch den ersten ständigen Schiedsgerichtsvertrag — in lebensvolle Wirklichkeit umzusetzen, Amerika, das keinen Militarismus kennt — Amerika musste es sein, wo der Krieg entfesselt worden. Zum Weltkrieg kann das Signal gegeben worden sein — denn wer vermag die Folgen vorauszusehen?"

Frau v. Suttner gesteht ein, dass die „Friedensbewegung da einen schweren Schlag erlitten hat". In einem weiteren Artikel führt sie aus, die Welt sei eben noch dreiviertel kriegerisch, der Friedensgedanke habe sich noch nicht zur Uebermacht durchgearbeitet. Zu diesem Ziele müssten Friedensministerien eingesetzt werden, während bisher bei den Berathungen der Mächte über den Frieden der Kriegs- und Marineminister das grosse Wort zu sprechen hatten. Alle Achtung vor dem guten Herzen und ehrlichen Streben der Friedensapostel; aber man muss doch solche akademische Expectorationen gegenüber der rauhen Wirklichkeit als ungeheuer naiv bezeichnen. Frau v. Suttner klagt, dass die Millionen zu „patriotischen" Zwecken jetzt nur so fliegen: für die heilige Friedenspropaganda aber, da habe noch Niemand grosse Summen schenken wollen. Absolut unnütz zum Fenster hinaus werfen eben doch nur wenige Leute ihr Geld. Frau v. Suttner aber fährt unmittelbar hinter den letztcitirten Worten fort:

„Und man denke nur, wenn genug Mittel dagewesen wären, die Friedenspartei und ihre Presse zu stärken, die Jingoes hätten nicht siegen können. Und wenn man denkt: an der Ratification des englisch-amerikanischen Schiedsgerichtsvertrages fehlten drei Stimmen zur Zweidrittel-Mehrheit. Wie wenig würde die Friedenspartei also brauchen, um genügend stark an Zahl und Einfluss zu sein — aber dieses Wenige wird ihr verweigert."

Es ist merkwürdig, wie hier Frau von Suttner die idealsten Dinge vom gemeinen Gelde abhängig macht. Wenn etwa jene drei Stimmen in Folge Bestechung — die ja selbst im freien Amerika vorkommen soll und an die man bei den Worten der Frau von Suttner unwillkürlich denken muss — für das Schiedsgericht gestimmt hätten, würden wir dann dem ewigen Frieden näher kommen? Nur in einer vollkommenen Welt, die wir wohl nie haben werden, wird man vor Kriegen sicher sein. Heute können kühldenkende, nicht in den Wolken schwebende Geister aus dem spanisch-amerikanischen Kriege und den conflictsschwangeren internationalen Verhältnissen nur die eine Lehre ziehen: dass Jeder, der seinen Platz behaupten will in der Welt, es nur in voller Rüstung, allen Eventualitäten gewachsen, thun kann. Hat doch dieser Tage erst ein bayerischer Centrumsabgeordneter, der gegen die Flottenvorlage gestimmt, vor seinen Wählern erklärt, er würde die Schiffe bewilligt haben, wenn er schon damals gewusst hätte, wie seither sich die politischen Dinge entwickelt! Bekanntlich haben sich auf dem letzten Congress der Friedensvereinler in Hamburg selbst unerquickliche Streitigkeiten abgespielt, besonders der Franzose Lacaze gerieth in scharfe Fehde mit Frau v. Suttner. Wie die elsass-lothringische „Frage" — die es für jeden wahren Deutschen gar nicht giebt — aus der Welt geschafft und wie die Franzosen der Abrüstung und dem ewigen Frieden zugeführt werden sollen, das haben die frommen Schwärmer uns auch noch nicht verrathen können. So muss man leider mit mitleidigem Lächeln über sie zur Tagesordnung übergehen. Dass sie nicht durch wirkliche Einflussnahme auf unsere deutsche Politik gefährlich werden, dafür ist doch durch den hellen Verstand und den patriotischen Sinn Derer gesorgt, die hier ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben — sei es auch nur durch Abgabe ihrer Stimme bei den Wahlen. Es wird noch lange bei der alten Wahrheit bleiben: si vis pacem, para bellum.

Aus dem „Hannov. Kurier".

•

Entre les sociétés, le droit de la défense naturelle entraîne quelquefois la nécessité d'attaquer, lorsqu'un peuple voit qu'un peuple voisin prospère, et qu'une plus longue paix mettrait ce peuple voisin en état de le détruire. **Montesquieu** Liv. X, chap. II.

(Voltaire bemerkt hierzu:

Si c'était Machiavel qui adressât ces paroles au bâtard abominable de l'abominable pape Alexandre VI, je ne serais point étonné. C'est l'esprit des lois de Cartouche et de Descrues. Mais que cette maxime soit d'un homme comme Montesquieux! on n'en croit pas ses yeux.

Voltaire, commentaire sur l'esprit des lois.)

•

Der Staat hat Souveränetät auch nach Aussen. Der Staat als Individualität ist ein Für-sich-sein und tritt zu den andern Staaten in ein selbständiges Verhältniss. Der Staat muss seine substantielle Individualität behaupten und seine Unabhängigkeit erhalten. Darauf beruht das sittliche Moment des Krieges, der nicht als absolutes Uebel zu betrachten ist. „Im Krieg wird mit der Eitelkeit der zeitlichen Güter und Dinge, die sonst eine erbauliche Redensart zu sein pflegt, Ernst gemacht", er ist nöthig für die sittliche Gesundheit der Völker, „wie die Bewegung der Winde die See vor der Fäulniss bewahrt".

Hegel,

Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik, S. 560.

von Bluntschli.

•

„Der Krieg ist eine Forderung der politischen Logik, die mit dem Begriffe des Staates gegeben ist. — Ein Staat, der auf den Krieg verzichtet, der sich von vornherein einem Völkergericht unterordnet, giebt seine souveräne Macht auf, d. h. sich selber. Wer vom ewigen Frieden träumt, verlangt nicht nur das Unausführbare, sondern den Unsinn, er begeht einen schülerhaften Denkfehler. — Die Hoffnung, den Krieg aus der Welt zu vertilgen, ist nicht nur sinnlos, sondern tief unsittlich; sie müsste, verwirklicht, den Erdball verwandeln in einen grossen Tempel der Selbstsucht."

von Treitschke,

„Histor. und polit. Aufsätze." Bd. 3, 533 ff.

Gegen den Krieg.

(Citate aus der alten und neuen Literatur.)

Wenn die ungeheuren Summen, die für Kriegsrüstungen verschwendet werden, und die in der Geschichte beispiellos dastehen, erspart würden, um für Nützlicheres Verwendung zu finden, könnte zweifellos Grosses geleistet werden in jeder Hinsicht. Wenn nur nicht gerade die grössere Menge der sogenannten zivilisirten Menschheit aus Narren bestände.

Th. Carlyle.

*

Und ein grösserer Gewinn noch, wie die Ersparung der Ausgaben für den Krieg wäre die Entfernung jeder Furcht vor ihm. Aber die Menschen müssen für ihre Thorheiten und Leidenschaften büssen. Und sie büssen auch schwer genug dafür. Man kann den Nachtheil, der heutzutage daraus erwächst, dass man den Völkereifersüchteleien und Feindseligkeiten, selbst zwischen europäischen Ländern, so grossen Raum giebt, kaum übertreiben, und sogar eins der angeblich besten Erzeugnisse der Zivilisation, die freie, öffentliche Presse, ist zu einer ausgiebigen Quelle des Unheils geworden. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, dass es die Hauptbeschäftigung der meisten Zeitungen Europas ist, die Völker gegeneinander zu hetzen. Selbst zwischen Ländern, deren Bevölkerungen alles darauf ankommen müsste, und die wahrscheinlich auch den grossen Wunsch hatten, den Frieden aufrecht zu erhalten, hat sich der Krieg immer und immer wieder nur noch mit Mühe verhüten lassen. Wurden sie doch durch den aufrührerischen Schwulst, den ihnen ihre Zeitungen auftischten, zur höchsten Erbitterung gegeneinander aufgereizt.

Nach den diplomatischen Verwickelungen, welche auf die Orsiniverschwörung folgten, sind wir mühsam einem Krieg mit Frankreich entgangen, und es lebt noch in aller Gedächtniss, wie nahe wir daran waren, nach der Trentgeschichte einen Bruderkrieg mit unseren amerikanischen Verwandten zu bekommen. Und es kann keine Frage sein, dass diese Misshelligkeiten noch bedeutend dadurch verschlimmert worden sind, dass die schlechten Zeitungen der betreffenden Länder beständig Oel in die Flammen der Völkerzwietracht gossen, so schwer es auch ohnedies selbst den geübtesten Diplomaten geworden sein mag, dieselben beizulegen.

So haben das grösste Unglück, welches Europa in der neuen Zeit erfahren hat — den Krieg zwischen Frankreich und Preussen — in hohem Masse, wenn nicht ganz, die leichtsinnigen und rastlosen Lügen, namentlich das bösartige Gift der Pariser Presse verschuldet (und die mordslustige conservative und nationalliberale Presse Preussens?). — Uebrigens scheint diese durch die Erfahrung nicht klüger geworden zu sein, sondern vielmehr sehr grosse Neigung zu verspüren, ihre vaterlandsfeindlichen Dummheiten zu wiederholen. Deswegen halte ich indes die französische Presse nicht für bösartiger, als die Presse anderer Länder, aber sie ist glänzender, geistreicher und aufregender und daher auch gefährlicher wie ihre Schwestern in anderen Ländern.

James Cotter Morison.

*

Im Jahr 1369 Fehde der Stadt Heilbronn am Neckar mit Engelhard und Konrad von Weinsberg, geschlichtet durch ein Schiedsgericht zu Esslingen im Anfang des Jahres 1370.

Aus der **Heilbronner Chronik.**

*

Am 28. October 1399 schiedsgerichtlicher Vergleich zwischen der Stadt Heilbronn und dem Grafen Eberhard III. dem Milden von Würtemberg, zu Brackenheim.

Aus der **Heilbronner Chronik.**

*

1405. Markungsstreit zwischen Heilbronn und Weinsberg. In einem Schiedsgericht wird der strittige sogenannte Böckinger Berg der Stadt Heilbronn zugesprochen. Aus der **Heilbronner Chronik.**

*

1434. Durch Schiedsgericht wird gegenüber den Ansprüchen von Kurpfalz der sogenannte Grafenwald, 1433 von Löwenstein erkauft, der Stadt als ihr Eigentum erkannt. Aus der **Heilbronner Chronik.**

Correspondenz.

Turin, Nationale Ausstellung 1898.

Internationale Friedensgesellschaft
Section Turin.

Offener Brief.

Befinde mich hier als internationaler Correspondent und eifriges Mitglied der Turiner Friedensgesellschaft, um von unserer Galerie aus der deutschen Friedensgesellschaft ein herzliches Pax vobis und Prosit zuzurufen. Wir haben einen reizenden Platz für unsere heilige Friedenskanzel. Das elegante Stiegenhaus, die Quertreppe, welche die profane Ausstellung von der Heiligen trennt, oder besser gesagt verbindet, hat zwei lange, ganz mit Büchern und Zeitschriften übersäete Tische, welche, von den duftendsten Topfpflanzen umgeben, in der Mitte mit einer reizenden Statue von dem berühmten Bildhauer Tancredi Pozzi geschmückt ist. Eine anmuthige, halbnackte Mädchenfigur mit der aufgehobenen Rechten, einen Falter zum Munde führend, ein zerbrochnes Schwert im losen Gürtel.

Als Hauptzierde der internationalen Bücher und Zeitschriften gegen Krieg und Duell sticht das Titelwort unserer internationalen Friedensfürstin Bertha v. Suttner „Die Waffen nieder“ hervor. Niemand geht vorüber, ohne dasselbe neugierig in die Hand zu nehmen. Wir haben heute den 29. Mai und die Ausstellung hat über hunderttausend Billets ausgekauft. Jeden Tag kommen Hunderte von Menschen an unserer Friedenskanzel vorüber. Ich sage mit Stolz und Ehrfurcht Friedenskanzel, denn eine solche hatten wir im Sinne zu errichten, und verdient sie sich von Tag zu Tage so genannt zu werden.

Herrn Pfarrer Umfrid's Buch „Friede auf Erden“ giebt uns täglich Muth und Geduld dazu. Wir haben zwei Albums aufliegen für die Friedenspropaganda. In dem einem sind hunderte von Unterschriften bereits gegen das Duell. Im anderen sind Sentenzen und Meinungen gegen den Krieg einzutragen, und hat auch dieses bereits mehrere Seiten der interessantesten Polemik. Ich sage Polemik, da es leider Leute giebt, welchen es gefällt uns aufzuhetzen, und so hat da Einer geschrieben „hors tue orta mea.“ Gleich darunter ein Anderer: Hat Christus je so gesprochen? Dann ein Inkognito-Officier „Ach welche Utopien! faul! und darunter wieder ein berühmter italienischer Professor der Litteratur: „Mein Herr — Sie hatten nicht die Courage sich zu unterschreiben — und wissen nicht, dass die Utopien von heute die Realitäten der kommenden Tage sind!“ Dann eine deutsche Dame in Paris: „Lest lieber alle die Friedensbibel der Bertha v. Suttner! Dann werdet Ihr, so Ihr Herz und Verstand besizt, für den Frieden stimmen, und den Krieg verdammen“.

Es sind auch schon Deutsche, Engländer und Franzosen dagewesen, welche mit uns ganz angelegentlich über die bestehenden und ins Leben zu rufenden Friedensgesellschaften sprachen und ihre Freude aussprachen über den Eifer, mit welchem unsere Gesellschaft auf der Ausstellung thätig ist.

Unser Präsident Herr Ritter von Luzzati Hypolit, eine feine aristokratische stattliche Erscheinung, empfängt täglich hohe Friedensfreunde und war vorige Woche der berühmte Friedensapostel General Türr mit ihm im Hause der Vicepräsidentin Frau Pachiotti Pomba, welche trotz ihrer leidenden Gesundheit mit ihrer allbekannten Liebenswürdigkeit die zwei Stunden dauernde Sitzung leitete. Die hohe, nicht mehr körperlich, aber geistig ewig junge Dame ist Feuer und Flamme für ihren heiligen Friedenshort und hat in dem Secretär der Gesellschaft, Herrn Paolo Robotti, den eifrigsten und dienstfertigen Apostel gefunden. Herr A. Giretti aus Torre Pellice hat die Friedensgesellschaft mit einer interessanten Broschüre bereichert, „Die Frau im internationalen Friedenswerk“, und betont bedauernd, dass eine solche thätige Frau, wie die Baronin v. Suttner, nicht eine ausserordentliche Anzahl von Friedens-

pionierinnen zur Verfügung habe, und dies in aller Herren Länder.

Für heute genug geplaudert, nächste Woche werden fremde Friedensfreunde angekommen sein und werden vielleicht Vorträge halten, von welchen ich mir erlauben werde Mittheilungen zu machen.

Marianne von König,
Correspondentin der internationalen Friedensgesellschaft.

Aus Friedensvereinen und Versammlungen.

Berner Bureau. Unsere Centralstelle hat an die Regierungen sämmtlicher europäischer Staaten (mit Ausnahme Spaniens) eine Adresse gerichtet, folgenden Inhalts:

Bern, den 28. Juni 1898.

Seiner Excellenz
dem Ministerpräsidenten von — — —

Ew. Excellenz. Die ersten, von den Grossmächten zur Verhinderung des Krieges zwischen Spanien und Amerika gethanenen Schritte haben leider nicht den verdienten Erfolg gehabt und die Feindseligkeiten haben begonnen, ehe die Stimmen der Vernunft in die Geister Eingang gefunden, was wieder einmal beweist, dass gute Rathschläge nicht immer so aufgenommen werden, wie sie sollten; die Geschichte aber wird sie darum nicht minder zur Ehre Derjenigen verzeichnen, die sie ertheilt haben.

Heute fliesst Blut, die Trümmer häufen sich, und Unbehagen herrscht, nicht nur in den beiden betheiligten Ländern, sondern auch in den vom Kriegsschauplatz entferntesten Gegenden, in Folge der stets enger werdenden öconomischen Verbindungen zwischen den Völkern, in Folge der wachsenden menschlichen Solidarität überhaupt.

Man kann nicht erwarten, dass mitten im Kampfgetümmel die Spanier oder die Amerikaner die Initiative zu irgend einer friedlichen Lösung ergreifen; die centralen Mächte aber können wohl, indem sie die Würde beider Theile schonen, ihnen Mittel zur Beendigung eines Krieges suggeriren, welcher, wenn er sich in die Länge zieht, beiden verderblich werden könnte, dabei gleichzeitig die Interessen der Neutralen schädigt und den Weltkrieg zu entfesseln droht.

Die öffentliche Meinung von ganz Europa würde die tiefste Dankbarkeit für jene Friedensmänner hegen, welche die glückliche Eingebung hätten, die vor dem Kriege gemachten Versuche zu erneuern. Schon jetzt spricht sie sich dafür aus, dass der Augenblick hierzu vor entscheidenden Kämpfen geeigneter wäre, als dann, wenn eine der Parteien sich zum Verzweiflungskampf, zum Kampfe bis auf's Messer entschlossen hätte.

Im Namen der zahlreichen Vereine, die wir vertreten, und die ihre friedfertigende Action in allen Ländern und in allen Klassen der Bevölkerung betreiben, nehmen wir uns die Freiheit, Ihnen den heissen Wunsch der menschlichen Familie zu unterbreiten, es möge ein erneuter und ernster Vermittlungsantrag von Seiten der europäischen Mächte die gegenwärtigen sicheren Aussichten auf Ruin und Jammer durch die Aussicht auf eine ehrenvolle Beilegung ersetzen.

Wir wagen zu hoffen, dass Ew. Excellenz, den Blick nach der Zukunft gerichtet, die Initiative zu diesen in friedlichem Geiste zu machenden Schritten ergreifen, oder doch wenigstens die Vorschläge günstig aufnehmen werden, welche Ihnen vielleicht im Hinblick auf eine das Friedenswerk beschleunigende gemeinsame Action gemacht werden.

Das internationale Friedensbureau.

Anm. d. Red. Der hier angeführte, dem Entwurf entnommene Text ist, im Sinne unverändert, in verkürzter Form versendet worden.

*

Von der Londoner **„Peace-Society“.** Das Protocoll der am 17. Mai stattgehabten Jahresversammlung dieser ältesten, euro-

päischen Friedensgesellschaft würde ein vollständiges Bild über Stand und Ziel der Bewegung abgeben. Der Bericht des Secretärs, Dr. Darby, über die politischen Ereignisse des Jahres, über die Leistungen des Vereins, über die Weltlage; die Reden der bedeutenden Männer, die sich zum Worte meldeten, der Text der Resolutionen: Alles dies zeugt von der umfassenden, ernsten, zielbewussten und segensreichen Arbeit, die da mit edler Hingebung geleistet wird. Wir würden wünschen, das Protocoll in Extenso unseren Freunden zuführen zu können; da dies nicht möglich ist, seien einzelne Punkte hier mitgetheilt, die allgemein interessant und lehrreich sind.

Zu Beginn einige Ziffern:

Die Jahreseinnahme betrug 2288 L. Die Ausgaben bezifferten sich wie folgt:

Flugschriften und Vereinsorgan	L 673
Gehalt und Lohn	„ 677
Zins, Heizung, Beschaffungen	„ 206
Postporto etc.	„ 116
Kosten der Versammlungen und Reisespesen	„ 542
Subventionen	„ 206

In Summa (die Schilling und Pence sind hier weggeblieben) 2423 L. Bei solchem Budget lässt sich auch etwas leisten — so klein es auch ist im Verhältniss zu den Millionen-Budgets der Kriegsministerien.

Propagandaschriften wurden in grossen Mengen vertheilt. An die Kirchen: 25000 Exemplare Peace-Sunday. Brief des Bischofs von Lichfield an seinen Clerus 15000 u. s. w., im Ganzen über 100000 Exemplare. —

Die Gesellschaft besitzt 6 Wanderredner, welche das Reich bereisen und im verflossenen Jahr in 400 Friedensversammlungen gesprochen haben. Eine National-Bittschrift — vorbereitet seit 1894 — um Einhalt im Wachsthum der europäischen Rüstungen, mit 165000 Unterschriften; ferner die von W. T. Stead vorbereitete Anglo-Amerikanische Bittschrift mit 64000 Unterschriften, darunter von 4000 hervorragenden, bekannten Persönlichkeiten in öffentlichen Stellungen, diese beiden Bittschriften wurden Lord Salisbury durch die Vermittlung der Peace-Society überreicht. Wichtig und interessant erscheint, was einer der Redner der Versammlung im Namen der Arbeiterklasse gesprochen, und darum lassen wir auszüglich einiges folgen. John Wilson, M. P.: „Ich spreche hier als Vertreter der grossen Körperschaft der Arbeiter dieses Landes, um zu erklären, dass diese auf Seiten des Friedens stehen. Ich bin kein Mitglied dieser Gesellschaft, obwohl ich auch Mitglied einer Friedensgesellschaft bin, der „Working Men's Peace Society“. Es erfüllt mich mit stolzer Genugthuung, dass ich der Deputation angehörte, welche die Adresse über den Englisch-amerikanischen Vertrag über den Ocean trug, und dass ich bei diesem Anlass als Sprecher der grossen Masse der englischen Arbeiterschaft dem Präsidenten Cleveland im Weissen Hause gegenüber trat. Da ich hierzu von sämmtlichen Trades-Unions des Landes erwählt wurde, so habe ich auch hier ein Recht, im Namen der Arbeiterschaft zu reden. — — Einer der Vorschläge, die ich zu machen hätte, wäre dieser: Es bedeutet das höchste Streben edelster Staatskunst, — nicht Rüstungen zu vermehren, aber eine Föderation der civilisirten Mächte anzubahnen, und die Einsetzung eines internationalen Tribunals zu versuchen. Warum sollte dieser Versuch nicht gemacht werden. Ich gehöre zu Jenen, die an Föderation glauben — nicht nur zwischen den angelsächsischen Völkern, sondern zwischen allen Nationen. — — Friede ist das wahre Bedürfniss einer handelstreibenden Nation. Oft wurde gesagt, dass man Länder erobern müsse, um den Handel zu vergrössern; wenn man diesen Ausspruch am Massstabe des Rechtes prüft, so bin ich vollständig berechtigt, hinzugehen und einen Mann auf der Strasse niederzuhauen, der seine Waaren nicht in meinem Laden kaufen will.“

Die von der Versammlung gefasste Schluss-Resolution bezog sich auf den spanisch-amerikanischen Krieg, anlässlich dessen, neben dem aufrichtigen Mitgefühl an dem Leiden der Betroffenen, und den heissen Wunsch, einer schnellen Beendigung der Feindseligkeiten, die eigenen Grundsätze über die Unvernünftigkeit und Vermeidlichkeit des Krieges, von neuem Ausdruck gegeben wird.

Unterschlagung in der österr. Gesellschaft der Friedensfreunde. Ein Bureauangestellter der österr. Ges. der Fr. hatte von dem Kassenbestande der Gesellschaft einige hundert Gulden entwendet; ebenso vergriff er sich an den Büchervorräthen der Gesellschaft, die er an Antiquare verkaufte und deren Erlös er für sich verwendete. Nach der Entdeckung dieses Thatbestandes wurde der ungetreue Beamte entlassen; er stellte sich jedoch kurze Zeit hierauf selbst den Gerichten. Der Vorstand der Gesellschaft beschloss, die entwendete Summe aus eigenen Mitteln zu ersetzen. Die Friedensfreunde haben ohnehin schwer genug um das wenige Geld zu kämpfen, das sie zur Entfaltung ihrer Agitation erhalten; es ist traurig, dass es dann noch auf solche Weise verloren geht. Die Herren Spitzbuben könnten sich wahrlich ergiebigere Wirkungsgebiete aussuchen, als gerade die armseligen Kassen einer Friedensgesellschaft.

•

Pfarrer Umfrid sprach am 22. Mai in Backnang. Nach seinem Vortrage gründete sich sofort eine Ortsgruppe von 60 Mitgliedern. Die Geschäftsleitung übernahm Herr Oberamtspfleger Fuch in Backnang. Montag den 23. Mai sprach U. in Metzingen, wo ebenfalls eine Ortsgruppe gegründet wurde.

•

Rich. Feldhaus sprach am 23. Mai in der Montagsgesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Elberfeld über die „Idee des ewigen Friedens". Egidy war anwesend und nahm an der Discussion theil.

•

Die Wiesbadener Gesellschaft der Friedensfreunde hatte der Frau Gladstone beim Hinscheiden ihres Mannes, des Premierministers, welcher sein ganzes Leben ein Anhänger der Friedensbestrebungen war, ein Kondolenztelegramm gesandt. Dem Vorsitzenden der Wiesbadener Gesellschaft der Friedensfreunde ist nun durch den grossbritannischen Geschäftsträger Herrn G. W. Buchanan ein Dankschreiben der Familie Gladstone übermittelt worden, welches folgendermassen lautet: „The Family of Mr. Gladstone return their best thanks for the kind message of sympathy, which they have received, and which they warmly appreciate."

•

Mainz. Discussionsabend der freien Gemeinde am 2. Juni. Der Referent stellte sich auf den Standpunkt, der Krieg sei kein Uebel und sei nothwendig. Dies fand energische Widerlegung namentlich durch den als Gast anwesenden Pfarrer Sänger aus Frankfurt a M. Pfarrer Knellwolf las das Gedicht „Christenthum und dennoch Krieg?!" von Paulsdorff, das ihn der Verfasser, ein 83 jähriger Handwerker in Bergen auf der Insel Rügen für den Abend eingesendet hatte:

„Der Gott, der Vaterhuld verhiess,
Will Kinder, keine Knechte —"

Diese Zeilen des alten Dichters sind segensvoller, als das bekannte „Der Gott, der Eisen wachsen liess — —"

•

Politischer Club für Frieden. Aus Lemberg erhalten wir folgende Zuschrift: Ich wollte hier einen Friedensverein in's Leben rufen. Dieser Verein sollte aber nicht mit den bereits bestehenden Vereinen zu vergleichen sein, denn er würde eine hervorragende politische Action bedeuten. Der hauptsächlichste Zweck wäre: bei Neuwahlen oder Ersatzwahlen für den Reichsrath Emissäre in die Wahlbezirke zu entsenden, um die Bevölkerung über die Friedensidee aufzuklären und ihr nur jene Candidaten anzuempfehlen, die sich verpflichten, im Reichsrathe einen Club für Abrüstung und Frieden zu bilden. Ich meine einen officiellen Club, der nicht das Licht der Welt scheut, nicht aber eine geheime Friedensvereinigung, wie solche in sämmtlichen Parlamenten besteht, wo von den Mitgliedern derselben jeder Einzelne einem anderen Club angehört, wie z. B. bei uns Herr Professor Roszkowski einerseits Mitglied des Friedensclubs unter Herrn Baron Pirquet, anderseits Mitglied des Polenclubs ist; die Statuten des Polenclubs aber als Hauptsache und die Friedensidee als Nebending betrachtet. — Die Mitglieder eines Clubs für Abrüstung und Frieden dürfen keinen anderen Club beitreten. Die Friedensidee muss ihren ausschliesslichen

Zweck bilden: sie muss ihre Fahne sein, ihr leuchtender Stern, dem sie zuzustreben haben. — So ein Club wird bald die mächtigste Stellung im Reichsrathe einnehmen und auch in anderen Parlamenten werden solche Clubs entstehen, die alle durch ein geistiges Band vereinigt sein werden und die Regierungen werden mit solchen Clubs zu rechnen haben.

O. Parnes, Lemberg,
Syxtuskengasse 31.

•

Friedensversammlung in Turin. Kurze Zeit vor oder nach dem Lissaboner Congresse soll unter dem Vorsitze des Generals Türr in Turin eine grosse Friedensversammlung stattfinden.

•

Mr. und Mrs. Fearing-Gill, Amerikaner, veranstalteten am Pfingstmontag in ihrer Wohnung in Paris, Avenue Kleber, eine kleine Friedensversammlung, zu welcher die Vertreter unserer Sache, an der Spitze Frederic Passy, eingeladen waren. Unter den Anwesenden befanden sich: Prinz und Prinzessin Wiszniewska, Hyacinthe Loyson, Charles Richet, Gaston Moch, Jules Bois, Gräfin Fleury, Wittwe des Marschalls Fleury, Louis Macon, Präsident des Syndicats der ausländischen Presse, ferner die Correspondenten der „Times“, der „Liberté“ und anderer Blätter; Herr und Frau Camille Flammerion, Xavier Carvolto, Mitglied der Brasilianischen Friedensgesellschaft u. s. w. Der Wortlaut der Reden liegt uns vor. (The English and American Gazette, 4. Juni.) Sowohl der Hausherr wie Prinzessin Wiszniewska hielten tiefgefühlte und dabei glänzende Reden. Solche gesellige Zusammenkünfte sind ein Symptom der wachsenden Bewegung. Wir begrüssen dankbar in Mr. und Mrs. Fearing-Gill neue, und wie es sich erweist, begeisterte und grossmüthige Förderer unserer heiligen Propaganda.

•

Von der Interparlamentarischen Conferenz. Herr Joao de Paiva, der im interparlamentarischen Büreau Portugal vertritt, hat dem Parlament seines Landes eine Denkschrift, in welcher in chronologischer Reihenfolge alle Beschlüsse der acht vorhergehenden interparlamentarischen Conferenzen enthalten sind, überreicht. Ausserdem ist der Denkschrift ein Anhang beigegeben, der die hauptsächlichsten Verhandlungspunkte der verschiedenen Conferenzen enthält. Das portugiesische Parlament hat die Drucklegung und Vertheilung dieser Denkschrift beschlossen. Die Theilnehmer an der Conferenz zu Lissabon erhalten gleichzeitig mit dieser Denkschrift eine Monografie über die internationalen Schiedsgerichtsverträge Portugals seit den ältesten Zeiten. Ausserdem wird den Angemeldeten ein Führer durch Portugal in französischer Sprache überreicht werden.

Das Comité hat die Absicht, zum Gedenken an die IX. Interparlamentarische Conferenz eine Medaille prägen zu lassen, die den Theilnehmern an der Conferenz überreicht werden wird. Zur Reise nach Lissabon werden Fahrtermässigungen in Aussicht gestellt.

Vermischtes.

Trauer ist eingekehrt auf Schloss Harmannsdorf, dem Wohnsitze der Familie von Suttner. Am 21. Juni verstarb daselbst Caroline Gräfin von Sizzo-Noris, geb. Freiin v. Suttner, Schwester des Barons Gundaccar v. Suttner. An der Bahre der Verstorbenen stehen hochbetagte Eltern und eine grosse Schar von Freunden und Verwandten. F.

•

† Eugenie Potonié-Pierre ist ihrem Leiden erlegen und am 19. Juni wurde unter zahlreicher Betheiligung ihrer Freunde und Kampfgenossen ihr Leichnam im Friedhof Père la chaise verbrannt. An den Gemeinderath wurde eine Petition gerichtet, dass eine Strasse von Paris nach dem Namen der Verstorbenen genannt werde. Den schönsten Nachruf glauben wir ihr zu bereiten, indem wir die Zeilen wiedergeben, die ihr beraubter Lebensgefährte an die Herausgeberin gerichtet hat:

Freitag, 19. Juni 1898.

. . . Weh! Heute gehen wir — mit

einer Freundesschar — ihre Hülle zum Friedhof begleiten. Wir werden ihre Seele über uns schweben sehen, und unsere Herzen werden gegen den Schmerz reagiren, um unsere Kräfte für den Kampf zu bewahren, den edlen, schönen, grossen Kampf, der die Menschheit vor dem Versinken in den Schlamm erretten soll. Sie hat sich getödtet, die Theuere, indem sie sich hinopferte: das Uebel, dem sie erlegen, stammte von geistiger Ueberanstrengung her . . . Trocknen wir unsere Thränen, wenn wir wollen, dass sie zufrieden sei und setzen wir ihr Werk fort; klauben wir ihre Gedanken auf, die so gross und schön und uneigennützig waren und streuen wir sie als Saat in die jungen Köpfe unserer Kinder, um dieser hohen Seele das freudige Bewusstsein zu geben, dass sie ein schönes Beispiel gewesen, dessen sich die kommenden Geschlechter rühmen können.

Edmond Potonié.

Dem Andenken Franz Wirth's.



Die am Grabe Ernst Franz Wirth's von Friedensfreunden errichtete Gedenktafel.

Wir geben hier die Abbildung jener Gedenktafel, die auf Anregung des Grafen v. Bothner in Wiesbaden am Grabe des Vorkämpfers unserer Bewegung, des unvergesslichen Franz Wirth, errichtet worden ist. Die Gedenktafel wurde durch freiwillige Beiträge deutscher und österreichischer Friedensfreunde gestiftet.

Camille Flammarion über den Krieg. Es gab in Frankreich von jeher einsichtsvolle Männer, welche den Krieg verabscheuten und dem Frieden das Wort redeten. „Warum bringst Du mich um?“ fragt Blaise Pascal und antwortet zugleich: „Weil Du auf der anderen Seite des Wassers wohnst; wohntest Du diesseits, so wäre ich ein Mörder, indem ich Dich töte. Weil Du aber jenseits wohnst, bin ich ein Tapferer.“ Der Abbé von Saint-Pierre malte schon vor 200 Jahren in lebhaften Farben die ungeheuren Vortheile eines europäischen Landfriedens und nannte die einfachen Mittel, mit welchen sich derselbe herstellen liesse. Mirabeau erblickte in den stehenden Heeren eine stetige Anregung zum Krieg, eine Beängstigung der friedlichen Bürger, eine Unterdrückung jeder Freiheitsbestrebung. Neuere Schriftsteller, welche in Erzählungen, Aufsätzen und Abhandlungen die schrecklichste Geisel der Menschheit, den Krieg, mit dem Schwert des Mundes und der Feder bekämpfen, giebt es in Frankreich zu Dutzenden. Als einen der bedeutendsten kann man Camille Flammarion bezeichnen, den populären und liebenswürdigen Verfasser von „Dieu dans la nature“ und „Le roman de la terre.“ Flammarion ist als Naturforscher und Astronom etwa dasselbe, was Macaulay als Geschichtsschreiber ist. Er hat nämlich nichts von dem trockenen Styl des Gelehrten: spannend, lebendig, ungemein klar und anschaulich sind seine Werke geschrieben und mehrere derselben, wie das in fast alle lebenden Sprachen übersetzte „La pluralité des mondes habités“ erlangten eine Popularität, welche z. B. Büchner's berühmtes „Kraft und Stoff“ überflügelte. Flammarion, der zuerst Theologie studirt hatte, huldigt überhaupt deistischen Anschauungen und bekennt sich zum Glauben an die Fortdauer der Seele. Doch befassen wir uns hier nicht mit dem Mystiker und Theosophen, sondern mit dem Nationalökonomen Flammarion. Als solcher bekundet sich derselbe besonders im „Roman de la terre“ welcher vor etwa 15 Jahren zuerst in der Illustration (aber nicht illustrirt) erschien. Wozu brauchte es auch der Holzschnitte oder Steinzeichnungen für einen phantasiereichen Schriftsteller wie Flammarion? Man sieht in seinem „Roman“ vor Millionen Jahren die Erde als feurigen Strahl aus der Sonne sich ablösen, runden, verdichten, in feste und flüssige Elemente übergehen, Gebirge und Ebenen, riesenhafte Pflanzen, riesenhafte Pflanzenfresser entstehen und endlich nach der letzten Formation die jetzige Flora, die jetzige Fauna und das Ebenbild Gottes, den Menschen, werden. Und nun wird mit beredten Worten der unversiegliche Reichthum der Mutter Erde beschrieben, wohl genügend, um Tausende von Millionen zu nähren, zu kleiden und glücklich zu machen. Anstatt dessen ist der Mensch fast ausnahmslos unglücklich, unstät, voll Entbehrungen, Mühen und Sorgen: warum? Weil er kein Glück, keinen Frieden will oder wenigstens Denen, welche nur für den Krieg leben und streben, blindlings gehorcht, als ob sie unfehlbar wären. Dieser Zustand ist unnatürlich, unhaltbar, auf die schamlosesten Lügen gegründet und muss über kurz oder lang enden. So kommt der Verfasser zu dem bedeutungsvollen Schlusssatz: „Der Tag wird kommen, an welchem es keinen Krieg mehr geben wird, wo sich Jedermann schämen wird, nur für die Fütterung von Armeen zu arbeiten, wo Europa, die Menschheit, das ganze Universum d i e s e P e s t, d i e s e D u m m h e i t, d i e s e S c h m a c h verleugnen wird, welche man das Kriegs-Budget nennt.“ Das ist das grosse Evangelium des Weltfriedens, auf dem sich der Verfasser des Romans „Die Erde“ und der Verfasser des „Romans der Erde“ die Hand reichen. Flammarion wirft dem faulen, verruchten Chauvinismus den Fehdehandschuh hin, Zola aber geht weiter und greift, ohne Kanonen und Musketen, mit dem Schwert, das aus seinem Munde geht, das grauenhafte Unthier „Krieg und Kriegsmacht“ an. Nie hat man den französischen Militarismus und falschen Patriotismus besser in seiner ganzen Scheusslichkeit und Verworfenheit aufgedeckt gesehen, als im Prozess Zola und die Hunderttausende von Aufmunterungs- und Theilnahmsbezeugungen, welche der weltbekannte Erzähler empfangen hat, gipfeln in dem Wort: „Die W a f f e n n i e d e r!“ **Adolf Fischer (Metz).**

„Patriotische" Lectüre. Bekanntlich führte den Reigen gegen die badische Kammermehrheit, die sich gegen den Chauvinismus in Lehrbüchern und im Unterricht wendete und die Petition der badischen Friedensvereine der Regierung zur Berücksichtigung empfahl, die Badische Landeszeitung. Aus ihr stammten auch vielfach die falschen Darstellungen über den Bericht der Landtagskommission und der daran geknüpfte Hohn und Spott, der von den Friedensfreunden ja gründlich abgewiesen wurde. Es ist deshalb nicht ganz interesselos, dass einer der früheren Redakteure der genannten Zeitung, der ohnehin aus Prozessen bekannt geworden ist, Peter Schmuchow, kürzlich eine Skizze veröffentlichte, die zeigt, zu welcher Gefühlsrohheit man in jener chauvinistischen Schule gelangt, die man gern als eine patriotische bezeichnen möchte.

Die Skizze aus dem Seeleben von P. S. erschien im „Praktischen Wegweiser" in Würzburg als Reklamestück und ist als solches an eine grössere Zahl von kleineren Blättern zum Abdruck gegeben worden.

Sie hätte somit gerade in Kreisen, die sehr wenig lesen, ihr Unheil anrichten können, wenn sich nicht der gesunde Sinn und das friedliche deutsche Gemüth des Volkes dagegen auflehnten. Immerhin bleibt leicht etwas hängen. P. S. erzählt von einer Fahrt in chinesischen Gewässern, bei welcher man Leute an Land geschickt hatte, um sich etwas frisches Fleisch durch Jagd zu erwerben und still an der Küste lag.

Plötzlich wurde das nicht zahlreich bemannte kleine Dampfschiff von chinesischen Piraten angegriffen und im Nu waren sie an Deck.

Was that der Kapitän gegen die Piraten? Er hatte für Dampf- oder Heisswasserleitung auf Deck vorgesorgt und auf sein schnelles Kommando wurden die Chinesen mit heissem Dampf oder siedendem Wasser begrüsst und schleunigst alle unschädlich gemacht. Mit welcher Wollust und welchem Behagen da erzählt wird, wie sich die Verbrühten in Schmerzen wanden und wie ihnen das Fleisch in Fetzen von den Knochen fiel, kann man ohne Schaudern selbst in dieser Kürze kaum wiedergeben und solche Thaten werden als Heldenthaten gepriesen, zur Nachahmung empfohlen und die Erzählung dem Volke aufgetischt.

Wer mit solchen Machwerken das Volk zu bilden sucht, der ist verurtheilt. Wir brauchen kein Wort hinzuzufügen.

M. M.

Theodor Parker gehört unstreitig zu den grössten Erscheinungen unseres Jahrhunderts, ihn nannte H. Th. Buckle, Verfasser der Geschichte der Civilisation in England, den fortgeschrittensten Führer des geistigen Lebens in Amerika.

Gerade jetzt, da sich Amerika und Spanien in einem brudermörderischen Kampfe zerfleischen, sei aus Parker's Schriften eine Rede gegen den Krieg in Erinnerung gebracht, welche derselbe i. J. 1846 vor seiner Gemeinde gehalten hat. Während nämlich die Union den Krieg mit Mexiko führte und andere Geistliche den „Herrn den Heerschaaren" um Sieg anflehten, nannte Parker den Krieg von seiten seiner eigenen Nation ein Unrecht: in dieser Rede sagte Parker, der Geistliche, u. A.:

„Im alten Testament heisst es: Der Herr ist ein rechter Kriegsmann; er färbt sein glänzendes Schwert mit Blut und nimmt Rache an seinen Feinden. Er macht seine Pfeile trunken vom Blut und sein Schwert vertilgt das Fleisch. Verflucht ist, wer sein Schwert vom Blut zurückhält. Er keltert die Völker in seinem Zorn und all sein Gewand ist besudelt mit Blut . . . .

Aber im neuen Testament ist — mit Ausnahme des Buches der Offenbarung — der vorherrschende Character, der Gott zugeschrieben wird, Liebe, Güte und Frieden. Er ist unser Vater, freundlich gegen die Undankbaren und Unbarmherzigen . . . .

Er ist kein Gott der Schlachten, kein Herr der Heerschaaren, kein rechter Kriegsmann. Er hat kein Schwert und keine Pfeile, überschwemmt die Erde und die Berge nicht mit Blut, „sondern lässt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte". . . .

Wenn der Krieg recht ist, dann ist das Christenthum nicht recht, falsch, eine

Lüge. Wenn aber das Christenthum wahr ist, wenn der Vernunft, dem Gewissen, dem religiösen Sinne, den höchsten Fähigkeiten des Menschen zu glauben ist, dann ist der Krieg das Unrecht, die Falschheit, die Lüge. Ich behaupte, dass der Angriffskrieg eine Sünde ist, dass er eine nationale Untreue, eine Verleugnung des Christenthums und Gottes ist. . . .

In Eurem jetzigen Krieg bringt Ihr 50000 Mann auf der einen Seite und 50000 Mann auf der anderen Seite zusammen. Sie haben keinen natürlichen Streit miteinander. Die Erde ist gross genug für beide Theile, keiner von beiden nimmt dem andern die Sonne weg. Viele kommen wider Willen, viele, ohne zu wissen, wofür sie fechten. . . .

Sie hatten keinen Streit miteinander, dennoch liegen sie da, erschlagen von Bruderhand. Und es sind nicht alte, ausgemergelte Männer, sondern Männer in den fruchtreichsten Jahren, voll Lust und voll Leben . . .

Heimlich im bleichen Mondschein geht eine Mutter von Boston die langen Meilen nach dem blutigen Schlachtfeld: eine Wittwe, die ihren einzigen Sohn unter den Erschlagenen sucht. Ein menschenfreundlicher Soldat zeigt ihr den Weg. Jetzt wendet sie ein Gesicht um, dessen Mund voll blutigen Staubes ist, den er in seinem Todeskampf aus der Erde gerissen, die ihm damit das letzte Sacrament gab. Sie hebt die kalte, steife, erstarrte Gestalt auf, die schrecklich ist wie ein höllischer Traum. Siehe, da kommt eine Andere, ebenfalls ein Weib, jünger und schöner, doch nicht minder muthig, ein Mädchen aus der feindlichen Stadt, ihren Geliebten zu suchen. Die beiden Frauen treffen sich unter den Leichen. Zwei Engel, die nach Golgatha kommen, einen Todten zu suchen. Da liegt er vor ihnen. Sie starren hin. Ja, er ist es, den sie suchen, dasselbe Gewand, dieselbe Gestalt, dieselben Züge; er ist es, der Sohn, der Geliebte. Jungfrau und Mutter würden dies Gesicht bei jeder Beleuchtung erkennen. . . .

Ich möchte die Amerikaner bei ihrer Liebe zum Vaterland, bei ihren grossen Ideen, ihrer wahren Grösse, ihren Hoffnungen und bei der Erinnerung an ihre Väter beschwören, das Vaterland vor Schmach und Verderben retten zu helfen... Ich möchte alle Menschen beschwören, bei der einen Natur, die sie in sich tragen, bei dem grossen menschlichen Herzen, das in aller Busen schlägt, muthig gegen diese Entheiligung der Erde, gegen diesen Hochverrath an Gott und an den Menschen Verwahrung einzulegen. Lehrt Eure Obrigkeit, dass Ihr Amerikaner und nicht Sclaven, dass Ihr Christen und nicht Heiden, dass Ihr Menschen und nicht Mörder seid, die um Sold morden.

Ihr werdet vielleicht bei dieser Generation nicht viel ausrichten, denn ihr Kopf scheint zu schwindeln und ihr Herz zerrüttet zu sein.

Aber morgen ist auch ein Tag. Es ist Eure und meine Sache, dahin zu wirken, dass eine bessere Zeit werde, ein Tag des Friedens, wo kein Volk mehr das Schwert erhebt gegen ein anderes Volk, wo wirklich alle Menschen Brüder, alle glücklich sein . .

Einen Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen, scheint mir ebenso thöricht, als wenn ein Kind den Stuhl schlägt, über den es gefallen ist, und es scheint mir auch ebenso unnütz. Ich bin erstaunt, dass Nationen, die immer den Namen Christi im Munde führen, fortfahren, sich die Schande anzuthun und unter gesetzlichen Formen, mit kaltem Blut Menschen tödten, und dies obendrein mit dem Gebete: Vergieb uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldnern! . .

Wenn Jemand unfähig ist, in der Gesellschaft zu leben, wenn er so böse geboren oder schlecht erzogen ist, dass Ihr ihn nicht heilen oder bessern könnt, nun, so schliesst ihn von der Gesellschaft ab. Er soll keinen Schaden anrichten; aber behandelt ihn gütig, nicht wie einen Wolf, sondern wie einen Menschen.

Lasst ihn arbeiten, damit er sich und der Gesellschaft etwas nützt, aber tödtet ihn nicht, oder wenn Ihr ihn tödtet, so betet nie wieder: Vergieb uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldnern! . . . Es ist Rache, nichts als Rache. Ich kann mir den grossen Menschensohn, den die Welt so bereitwillig anbetet, recht

gut denken, wie er alle menschlichen Arbeiten, die nöthig sind, mit männlicher Würde verrichtet. . . . Aber denkt ihn Euch als Henker gemalt, wie er gesetzlich einen Menschen tödtet — den Strick in der Hand, um Judas seines Hochverraths wegen zu hängen. Ihr seht, in welcher Beziehung diese Strafe zum Christenthum steht. Und was unchristlich bei Jesus war, wird nicht christlich bei dem höchsten Richter. . . .

Ist denn die Nation nicht klug genug, um diese Menschen zu heilen? Vielleicht. Ich habe Herzen gekannt, die mir so kalt, so hart, so trocken wie Stein schienen. Kein Strahl hatte Electricität genug, um ihnen einen Funken zu entlocken. Aber ihre Besitzer gingen auf den Strassen umher und lächelten nichtssagend; der schreckliche Bruder warf seinen Schatten auf die Sonne oder hüllte seinen Mantel um sich in winterlicher Stunde, und dennoch ging die Welt fort, obgleich der schlechteste der Menschen ungehängt blieb. Vielleicht könnt Ihr diese Menschen nicht heilen. Habt Ihr aber nicht Kraft genug, sie vom Bösesthun abzuhalten, sie zu nützlichen Menschen zu machen? Schande genug, dass wir nichts Besseres wissen, als Blut auf die Erde fliessen zu lassen und uns dann mit dampfenden Händen zu den Armen und Schwachen zu wenden und zu sagen: Ihr sollt nicht tödten! . . .

Ihr wisst, dass wir einst die Verbrecher behandelt haben: mit Schlägen und Verstümmelungen, mit Brandmarken, mit Feuer und glühendem Eisen. Der Tod war nicht Strafe genug: er musste unter den grausamsten Qualen, die das lebendige Fleisch ertragen konnte, verlängert werden. Die Menge sah zu und bekam eine Lehre schändlichster Bosheit. Ein gerichtlicher Mord war eine Festtag. . . .

Diese Thatsachen lassen uns schaudern, aber auch hoffen. Werden die Menschen in hundert Jahren von heute ab nicht auf unsere Galgen, unsere Kerker und unsere Strafgesetze blicken, wie wir auf die Folter, die Marterkammer des Mittelalters und das blutige Strafgesetz der unerbittlichen Inquisitoren? . . .

Um die Klasse der Verbrecher zu bessern und zu heben, müssen wir alle anderen Klassen bessern und heben. So lange gebildete und reiche Männer keine andere Richtschnur des Lebens anerkennen, als den Eigennutz, was können wir von den Unwissenden und Verkümmerten erwarten? So lange grosse Männer ohne Scheu sagen, es gebe eine „natürliche Gerechtigkeit des Krieges“, lässt sich da nicht erwarten, dass die Unwissenden und Verthierten, die auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft stehen, wenn sie vom Mangel gepeinigt werden, sagen werden, es gebe eine natürliche Gerechtigkeit des Diebstahls und des Mordes? Wir müssen alle Klassen bessern, um eine zu bessern und vielleicht die höchste zuerst. . . .

Während wir gegen die Sclaverei, den Krieg, die Unmässigkeit, die Parteiwuth kämpfen, während wir Spitäler, Collegien und Schulen bauen, während wir für die Freiheit des Gewissens streiten oder die Liebe zu Gott und die Menschen lehren — arbeiten wir alle für die Wohlfahrt der vernachlässigten Klasse. Der Galgen des Barbaren und das Evangelium des Christenthums können nicht neben einander bestehen. . . .“

Wenn seit dem im Jahre 1860 (in Florenz) erfolgten Tode Parker's alle seine Amtsbrüder in Amerika so oder ähnlich vom Kriege gesprochen und gepredigt hätten, gäbe es dann wohl im Jahre 1898 einen Krieg gegen Spanien in Amerika?! Es sei an dieser Stelle auf ein höchst verdienstliches Werk des Pfarrers A. Altherr in Basel über Theodor Parker's Leben und Wirken aufmerksam gemacht, bei dessen Lectüre ich im Zweifel gewesen, ob ich den Gedanken Parker's grössere Bewunderung und Anerkennung zollen sollte oder den herrlichen Schilderungen von Altherr.

Das Buch ist, mit Parker's Bildniss, im Verlag von Wirth & Co. in St. Gallen 1894 erschienen und sei es hiermit allen Friedensfreunden aufs Wärmste empfohlen, sie werden bei der Durchsicht desselben schöne Stunden wahrer Erbauung haben.

Richard Feldhaus.

*

Stockholm, 8. Juni. (Das Nobel'sche Vermögen). Bekanntlich wird das Testa-

ment des Alfred Nobel von den nächsten schwedischen Erben desselben angefochten, wogegen die nächsten russischen Erben endgiltig auf alle Anforderungen auf die Sterbmasse verzichtet haben. Seitens sämmtlicher Klagetheile (und zwar des Professors Hjalmar Sjögren, des Ingenieurs Aka Sjögren, der Ingenieure Hjalmar und Ludwig Nobel, des Grafen Carl von Frieser-Ridderstolpe und der Wittwe Pauline Nobel), liegt jetzt ein Angebot bezüglich Abschliessung eines Ausgleichs vor, laut dem denselben verschiedene Beträge ausbezahlt werden sollen. Z. B. fordern die zwei Herren Sjögren je 100000 Kronen (schwed. Währ.) und ausserdem für den Fall, dass die vier anderen Klagetheile durch einen eventuellen Ausgleich einen im Verhältniss zu ihren Erbtheilen grösseren Vortheil erlangen, ein Viertel von dem ihnen zu Theil werdenden Betrag über eine Million. Die Sterbmasse Nobel's ist übrigens dieser Tage bei Steuerveranlagung zu einem Einkommen von 1012600 Kronen geschätzt worden, welcher Betrag somit die Einnahme vom Vermögen im letzten Jahre ausmacht.

•

Die deutschen Reichstagswahlen und die Friedensbewegung. Auf die Anfrage der Magdeburgischen Friedensgesellschaft an den Reichstagscandidaten Commercienrath Wilhelm Zuckschwerdt über seine Stellung zur Friedensbewegung lief folgende Antwort ein:

Magdeburg, 24. Juni 1898.

Sehr geehrter Herr!

Für Ihr geehrtes Schreiben vom 9. d. danke ich Ihnen sehr. Ihrer freundlichen Aufforderung vermag ich aber nicht zu folgen, da ich die Nothwendigkeit der Deutschen Friedensgesellschaft bisher nicht einsehen konnte, wenn ich auch den allgemeinen Wunsch nach dauerndem Frieden und Vertrag der Nationen unter einander theile.

Mit Hochachtung ergebenst

W. Zuckschwerdt.

(Zuckschwerdt erhielt 10643 Stimmen, der Socialdemokrat, Tischler Pfannkuch, siegte, er erhielt 20040 Stimmen.)

•

Die Friedensbewegung hat diesmal in den Wahlkampf bereits vielfach eingegriffen und die Vertreter der Idee haben versucht, ihren Gedanken Geltung zu verschaffen. So lesen wir in der „N. Bad. Landeszeitung“ folgenden Wahlaufruf:

Wähler und Anhänger des Friedensvereins!

„Der „vielseitige Politiker“, Ernst Bassermann, hat in seiner letzten Saalbaurede, in der er — nach dem bekannten klassischen Worte — Vielen und Manchem etwas brachte, auch die Anhänger des „Friedensvereins“, die jeglichen politischen und religiösen Bestrebungen fernstehen, angerempelt, indem er schlankweg behauptete, der Landtagsbeschluss in Folge der bekannten Petition der badischen Friedensgesellschaften, bezwecke die „Ausschaltung der patriotischen Stellen aus den Schullesebüchern.“ — Von einem so vielseitigen Mann, wie Herr E. Bassermann ist, sollte man doch erwarten, dass er bei seiner Engelsreinheit und monströs in Berlin besonders entwickelten Vielseitigkeit vor Allem wahr bleibe, trotz seines Vielsprechens und Vielversprechens vor den Wahlen. In vorliegender Sache hat er aber nicht nur kühn geflunkert — um kein passenderes und schärferes Wort zu gebrauchen —, sondern Euch Anhänger der Friedens- und Schiedsgerichts-Vereine, die Ihr Mitglieder aus allen politischen Parteien zählt, schwer beleidigt, indem er Euern Patriotismus, der wahrhaft auf edlerer Basis beruht, wie der gewisser nationalliberaler Streber, zu verdächtigen suchte. Gewiss steht Herrn E. Bassermann zweifellos das Menschenrecht zu, frivole Unbedachtsamkeiten zu äussern und sich Blössen zu geben, wenn auch in volltönenden Worten pathetischer Hurrahbegeisterung, aber als Reichstagskandidat sollte er seinem bekannten burschikosen Wurstigkeitswesen doch Zügel anlegen und nicht Leute, welche von edlem Patriotismus erfüllt sind, als vaterlandslose Phantasten deklariren.

Wähler und Anhänger der Friedens- und Schiedsgerichtsidee, die Ihr im 11. Wahlkreise nach Hunderten zählt, gebt durch Euren Stimmzettel, der auf Stadtrath Karl Vogel lautet,

Herrn Bassermann auf seine ebenso unwahre, als verletzende Anzapfung die richtige Antwort!“

•

Kriegslust eines Königs. Bei der am 29. Juni d. J. erfolgten Eröffnung der mehrtägigen Erinnerungsfeier an das Jahr 1848 brachte der König Christian einen Toast auf das Heer und die Flotte aus, in welchem er sagte:

„Ich bin fest überzeugt, dass, falls das Land wieder in Gefahr käme, die Jugend unserer Zeit mit derselben Tapferkeit und Opferwilligkeit kämpfen würde, wie die Männer im Jahre 1848. Ich würde mit Genugthuung die Jungen wie die Alten wieder anführen, wenn ich diesen Tag erleben sollte. Es sei Ihnen aber an's Herz gelegt, es gilt bereit zu sein; wenn die Gefahr eintritt, nützt es nicht, im letzten Augenblick sich vorzubereiten.“

Warum sich der siebzigjährige Herr in solche Kriegsbegeisterung hineingeredet hat, ist uns unverständlich.

•

Sanitätshunde. Der „Deutsche Verein für Sanitätshunde“ hat sich nun die Aufgabe gestellt, Hunde für den humanen Dienst heranzubilden, und giebt diese unentgeltlich an die Sanitätscolonnen ab. Die uneigennützige Thätigkeit des Vereins fand die weitgehendste Beachtung und wurde noch besonders ausgezeichnet durch eine vom Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Excellenz Wirkl. Geheimen Regierungsrath Nasse, bewilligte Subvention.

Seit dem nunmehr fast fünfjährigen Bestehen sind dem Verein allerorten die grössten Sympathien entgegengebracht worden.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg und Gotha geruhten das Protectorat zu übernehmen, als Gönner traten bei:

Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Auguste Victoria,

Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Friedrich,

Ihre Majestät die Königin Carola von Sachsen,

Ihre Majestät die Königin Charlotte von Württemberg,

† Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheit die Grossherzogin Anastasia von Mecklenburg,

† Ihre Königliche Hoheit die Grossherzogin Elisabeth von Oldenburg,

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Friedrich von Baden,

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Peter von Oldenburg,

Seine Königliche Hoheit der Prinzregent Albrecht von Braunschweig,

Seine Hoheit der Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg,

Seine Hoheit der Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen,

Seine Hoheit der Herzog Friedrich von Anhalt,

Seine Durchlaucht Fürst zu Wied, Kaiserlicher Kommissar und Militär-Inspecteur der Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger.

Die Mitgliederzahl weist zur Zeit über 300 Personen aller Stände auf.

Um aber seiner uneigennützigen Aufgabe gerecht zu werden, — der Verein giebt, wie bereits vorhin erwähnt, die dressirten Hunde unentgeltlich an die Sanitätscolonnen usw. ab — bedarf derselbe der weitgehendsten Unterstützung, damit alljährlich eine grössere Zahl Hunde hinausgeschickt und für die nothwendig werdende Reserve gesorgt werden kann. Es ist hier jedem human denkenden und fühlenden Vaterlandsfreunde Gelegenheit geboten, durch einen jährlichen Beitrag von 3 Mk. ein wirkliches Werk der Barmherzigkeit und Nächstenliebe zu üben und so gegebenen Falles mit dazu beizutragen, manches Menschenleben vor einem qualvollen Verblutungstode und der Gefahr des „Nicht aufgefunden werden“ zu retten.

Ohne Zweifel wird in einem demnächstigen Kriege, wo die Schlachtfelder grösser werden, dementsprechend auch die Zahl der Verwundeten erheblich steigen. Bei der Verwendung des rauchschwachen und knalllosen Pulvers, der imensen Durchschlagskraft der neueren Geschosse, gestaltet sich die Kriegsführung, namentlich

in der Nacht, zu einer unheimlichen, da weder der Stand des Feindes zu ersehen noch die beste Deckung Schutz bieten wird. Diese in ausgedehntester Weise aufzusuchen, wird den Soldaten eine Pflicht sein und gerade dadurch wird sich muthmasslich auch die Zahl der verdeckt liegenden Verwundeten gegen früher erheblich mehren, die so, an oft unzugänglichen Stellen liegend, von den Krankenträgern leicht übergangen werden können und einem entsetzlichen Tode entgegen sehen.

Diese Fälle nun nach Möglichkeit zu mildern, hat sich der genannte Verein zur Aufgabe gestellt. Die dressirten und richtig geführten Sanitätshunde suchen mit fast unfehlbarer Sicherheit Verwundete selbst an solchen Stellen auf, wo von den absuchenden Krankenträgern wohl kaum ein solcher vermuthet wird. Unermüdlich dringen die Hunde durch das dichteste Gestrüpp, suchen mit aller Sorgfalt jede Vertiefung, jeden Graben u. dergl. ab, und ihrer Findigkeit dürfte so leicht nichts entgehen.

Wie manche Thränen werden durch die Braven getrocknet werden können, wie manches Elend und wie viel Kummer von Familien fern gehalten und wie manches hoffnungsvolle Leben vor sicherem Untergang bewahrt. Und solches Elend im Ernstfalle mildern zu helfen, ist wohl eines kleinen Opfers werth. Tausende werden es dereinst Dank wissen, dass man in fürsorglicher Weise in Friedenszeit gearbeitet hat, um die Schrecken eines Krieges nach Möglichkeit abzuschwächen.

Die Zucht- und Dressurstation des „Deutschen Vereins für Sanitätshunde“ in Lechenich, Kreis Euskirchen (Rheinl.).

Obiger Aufruf kam uns zugeflogen. Also im „demnächstigen“ Krieg, der sich so „entsetzlich“ gestalten wird, sollen ein paar brave Hunde einige, der durch die „immense Durchschlagskraft der neueren Geschosse“ so viel zahlreicheren Verwundeten vor „sicherem Untergange“ bewahren! Und dieses „humane“ Unternehmen weist solche Protectornamen auf — während das Unternehmen, die Welt vor dem „demnächstigen Krieg“ zu bewahren — — — nun, weiterer Commentar ist überflüssig.

*

Eine amerikanische Stimme gegen den jetzigen Krieg. Aus Boston erhielten wir von unbekannter Seite eine Brochure zugeschickt (Ellis, 141, Franklinstr.), welche den Text einer Predigt enthält, die von Charles Ames in der Kirche „of the Disciples“ gehalten wurde. Es ist eine bewundernswerthe, von echt christlichem Geiste und philosophischer Unparteilichkeit durchwehte Friedenspredigt über den eben ausgebrochenen Krieg. Hier die Schlussstelle: Wir stürzen uns in die cubanische Sache mit lauten Betheuerungen für Freiheit und Menschlichkeit. Aber giebt es ärgere Gegner dieser beiden, als die grossen Heere und Flotten der Welt? Auf der einen Seite Militarismus und nimmersattes Fordern von mehr Waffen und mehr Truppen, mehr Festungen und Schiffe, mehr Schlächterei und Wildheit. Auf der andern Seite eine Bewegung für internationales Schiedsgericht und allgemeine Verbrüderung. Wo liegt da der Weg zur Aufklärung und zur Menschlichkeit? Im Appell an die Gewalt, oder im Appell an die Vernunft? Sollen die Blut- und Eisenmonarchien der alten Welt über den Ocean blicken und mit staunendem Spotte die junge, prahlerische Republik fragen: „Bist Du eine von den unseren geworden?“

Wir haben gesehen, dass die Motive und die Methoden, die zu diesem Krieg geführt haben, ein Gemenge von Weisheit und Thorheit, von Tugend und Laster sind. Im Fortgang des Krieges selber werden wir sicherlich Zeuge derselben Mischung sein. Doch können wir dieses Stück vorübergehender Geschichte als eine Episode mehr betrachten in dem langen, traurigen, glorreichen Prozess, durch welchen das Böse Gutes schafft.

Krieg lässt sich nur rechtfertigen auf dem Plan der Halbbarbarei, denn er stellt die menschliche Natur auf niedriger Entwicklungsstufe dar. Mit dem Vorschreiten der Vernunft erscheint er dumm und sinnlos. Mit dem Vorschreiten der Tugend erscheint er abscheulich und böse. Nachdem der Krieg nur dann kommt, wenn der Ver-

stand nicht ausreicht, und nachdem er nur durch das Wachsthum des Verstandes unmöglich gemacht werden kann, warum sollten wir nicht unablässig trachten, dieses Wachsthum zu fördern, indem wir alle Kräfte der Vernunft, der Gerechtigkeit und des Wohlwollens in Thätigkeit setzen? Was sonst auch für Stimmen rings die Luft erfüllen, so soll die Kirche, im Krieg wie im Frieden, ihre Zeugenschaft gegen allen Hass und alle Schlechtigkeit aufrecht erhalten, und ihr ruhiges Vertrauen auf Wahrheit und Liebe, als die grössten Mächte der Welt, setzen. Denn die Rache soll die Einheit der Menschheit und die Heiligkeit aller Seelen und aller Leiber vertreten. Sie soll nimmer wanken, wenn die Verruchtheit wuchert. Selbst wenn die Dromete des Krieges den Himmel erschüttert, muss sie ihr ewiges Lied von Liebe und guten Willen ertönen lassen, und ihr ewiges Gebet, dass das Reich Gottes uns zukomme und sein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden."

Ja – würde in allen Kirchen so gepredigt . . .

*

Jerusalem. Die „Universal Peace Union" (Philadelphia) beabsichtigt gegen Beginn des neuen Jahrhunderts eine grosse Versammlung für Frieden und Schiedsgericht in Jerusalem abzuhalten. Das vorbereitende Comité ist bereits ernannt, und der Sultan hat seine Einwilligung ertheilt.

*

Die Wirkung der neuen Infanteriewaffen. Als die kleinkalibrigen Gewehre eingeführt wurden, schrieb man viel über ihre Wirkung, und es hat an allerlei Experimenten zur Feststellung der Gefährlichkeit der Waffe nicht gefehlt. Schliesslich wurde die öffentliche Meinung damit beruhigt, dass die Kriegsführung durch die Einführung der neuen Waffe eine humanere geworden sei. Die Wirklichkeit hat nun andere Resultate geliefert. Aus Mailand wurde geschrieben: „Die Wirkung des neuen Geschosses hat sich bei den hiesigen Unruhen als eine furchtbare erwiesen. Der weitaus grösste Theil der Verwundeten muss sterben und die Zahl derselben ist ausserordentlich gross. Die wirkliche Zahl der Todten während des Aufstandes wird nicht mehr lange geheim bleiben, da es zu viele wohl Informirte giebt; sicher ist, dass sie beträchtlich höher ist, als officiell angegeben wird. Alle am Kopf Getroffenen bieten das gleiche furchtbare Schauspiel: Die gesammte obere Schädeldecke wurde wie der Deckel einer Schachtel abgehoben und die Gehirnmasse herausgeschleudert. Trifft das Geschoss auf einen Knochen, so zersplittert es denselben. Die Folge ist, dass alle an Armen und Beinen Getroffenen amputirt werden müssen und alle am Rumpf Getroffenen sterben. Die Qualen der Verwundeten sind dabei so entsetzlich, dass man viele hat in Zwangsjacken stecken müssen, um sie vor ihren eigenen rasenden Bewegungen zu schützen."

Hierzu bemerkt O. Umfrid:

So erzählt ein vielgelesenes deutsches Amtsblatt ohne jeglichen Commentar. Nun dürfte es der Redaction des betreffenden Blattes bekannt sein, dass das kleinkalibrige Gewehr, das in Mailand so grässliche Verheerungen angerichtet hat, beiläufig allgemein in den europäischen Grossstaaten eingeführt ist, dass es also in einem Zukunftskrieg allgemein in Anwendung kommen wird, dass also derartige entsetzliche Verwundungen an der Tagesordnung sein werden. Trotzdem bringt es das edle Amts-Organ und mit ihm eine Reihe von sogenannten „staatserhaltenden Zeitungen" fertig, die Friedensbewegung, welche die Menschheit vom jammervollen Fluch des Krieges befreien will, einfach todtzuschweigen. Diese Herren halten es nicht der Mühe werth, eine solche „Utopie" sich näher anzusehen, oder sich mit ihrer Widerlegung zu befassen, dafür sind sie zu vornehm, das Verbrechen der Menschenschlächterei ist nach ihrer Auffassung einfach unvermeidlich, naturnothwendig wie ein Hagelwetter. Achselzuckend stehen sie dabei, wenn Menschen sich in Todesqualen winden, wenn man die Verwundeten wie Wahnsinnige in Zwangsjacken steckt, um sie vor ihren rasenden Bewegungen zu schützen! d. h. um ihnen selbst das Aufzucken ihres zerrissenen Körpers, vielleicht die letzte Erleichterung in ihren rasenden Schmerzen, unmöglich zu machen. Das lässt sich nun einmal nicht ändern! — Und wenn es der Sohn eines dieser vornehmen Herren wäre, der solche Qualen dulden muss?!! Immer noch kein Gefühl, meine Herren? Immer noch kalt bis ans Herz hinan? Bei manchen Leuten fällt mir dabei immer die Geschichte ein, die Fritz Reuter von einem Notarius erzählt, wonach besagter Mann in seiner Jugend hätte Schnellläufer werden sollen, da sollte ihm der Doctor die Milz herausschneiden, damit er besser laufen lerne, habe aber statt dessen das Gewissen erwischt. Die Folgen kann man sich ja denken. Wann einer kein Gewissen mehr hat, dann kann er nicht nach den Gesetzen der Menschlichkeit fragen. — Wenn aber einmal der grosse Weltbrand ausbricht und unsere Jünglinge, vom kleinkalibrigen Gewehr getroffen, auf den Schlachtfeldern unter tausend Qualen sich aufbäumen und eines

jammervollen Todes sterben, dann werden wir nicht bloss die Zeitungsredactoren, sondern alle Diejenigen anklagen, die stumpfsinnig, theilnahmslos, achselzuckend an diesen Greueln vorübergingen. Und das Urtheil der Geschichte wird dann lauten: Schuldig, schuldig, schuldig!

*

Die Seele der Armeen. Die französische Schriftstellerin Anne de Bovet ist eine Vertheidigerin des Militarismus. Sie hält öffentliche Vorträge über „Die Seele der Armee". Am Pfingstmontag sprach sie in der Bodinière über dieses Thema. Das „militärische Wesen", individuell und collectiv, suchte sie zu definiren. „Dieses Wesen sei eine unerschütterliche Mauer, zu der sie, Mlle. A. de Bovet, einen kleinen Stein zutragen wolle." Sie hat auch gesagt — aber ohne es weiter auszuführen — dass „im Kriege moralische Grösse und menschliche Nützlichkeit enthalten sei". Der militärische Geist, so führte sie aus, ist „complicirt und subtil" — doch darf man ihn nicht bei dem Soldaten suchen, der discutirt — „Glücklich die Einfältigen, die den Glauben haben". Zu einem guten Soldaten gehöre der „gutmüthige Fatalismus der Demüthigen".

*

An Gladstone's Wittwe sind von seiten zahlreicher Friedensgesellschaften Beileids-Telegramme geschickt worden. Dass wir in Gladstone einen der unseren verloren haben, wissen wir Alle. Ihm ist der erste grossartige Präcedenz-Fall des Internationalen Schiedsgerichts zu danken — der Alabama-Fall.

*

Das Project der Frau Griess-Traut. Die Frage der „progressiven Umwandlung der zerstörenden Kriegsheere in productive Friedensheere", an deren Popularisirung Frau Griess-Traut seit 8 Jahren arbeitet, hat schon zu sehr verbreiteten Polemiken, zu zahlreichen Flugschriften und Referaten Anlass gegeben und sich bereits eine gewisse Notorietät erworben, — es kann nur nützlich sein, dieselbe offen zu lassen und sie nicht von den Programmen der Congresse zu streichen.

*

Der Erfinder des Telektroskops, Jan Szczepanik, der früher als Volksschullehrer zu den Uebungen der Ersatzreserve berufen zu werden pflegte, wurde jetzt, wie polnische Blätter melden, in Folge seiner Ausscheidung aus dem Lehrerstande zur Absolvirung der restlichen Militärdienstzeit im Activstande in das 45. Infanterie-Regiment in Przemysl eingereiht. Segnungen der allgemeinen Wehrpflicht, wer wird euch noch leugnen? Da hat das Land einen Sohn, der durch seine Arbeiten eine Weltumwälzung hervorrufen konnte, einen jener Begnadeten, die wie Guttenberg, Edison u. s. w. dem Vaterlande Ruhm und der Menschheit neue Cultursegnungen zuführen können, und gäbe es keine Wehrpflicht, so könnte dieser Mensch etwa dem Drill entzogen werden! Gottlob, das 45. Infanterie-Regiment wird keine Einbusse leiden: der Mann Szczepanik darf nun wieder exerciren. Wir empfehlen das Thema einem Satyriker zur weiteren Ausarbeitung.

Presse und Literatur.

Der schwungvolle Brief, den Tola Dorian an die Präsidentin der Pariser „Frauenliga für Abrüstung", Prinzessin Wiszniewska, gerichtet hat, und der ein feuriger Appell an alle Frauen der Erde ist, sich dem Friedenswerke anzuschliessen, erschien in der Wiener „Volksstimme" (Nr. 327), übersetzt von Gräfin Pötting.

*

General Türr veröffentlichte in den ungarischen Blättern und im Courrier d'Orient einen ausgezeichneten Aufsatz über den spanisch-amerikanischen Krieg. Hier die einleitenden Worte:

„Die Kämpfe, welche zwischen zwei unseren Interessen-Sphären so weit entrückten Nationen mit einander in einer Entfernung von viel tausend geographischen Meilen ausgebrochen sind, werden — so wollen wir wenigstens hoffen — als Ergebniss die Stärkung des Lagers der Friedensliga zur Folge haben, denn sie liefern uns alle Argumente, die wir brauchen. Kaum war Blut geflossen und noch zählte man die Opfer nur nach Hunderten, so zeigte sich schon in erschreckender Weise allenthalben Ruin und der tödt-

liche Hauch der losgelassenen Furie verwüstet eine ganze Welt. Wo sind die guten alten Zeiten, da der eiserne Fuss des Mars nur den Boden einiger Nachbardistricte erzittern machte, während die übrige Welt die Geissel nur vom Hörensagen kannte? Heute bedeckt das Kriegstheater 7—8000 Seemeilen, man schlägt sich im Caraïbischen Meer und um die Philippineninseln, und die Enterbten der europäischen Städte sind es, die darunter — wegen der Vertheuerung der Lebensmittel — leiden müssen."

•

„Die Wage" in Wien bringt in ihrem Heft 25 einen Artikel von Bertha von Suttner „Documentarisches aus der amerikanischen Friedensbewegung." Der Artikel enthält die Geschichte der Kampfes der amerikanischen Friedensgesellschaften gegen den ausbrechenden spanisch-amerikanischen Krieg.

•

Die **„Deutsch-australische Post"** (Herausgeber: Deutsches Institut, 113 Pitt Str., Sydney) vom 14. Mai bringt einen Leitartikel: „Soldaten-Christenthum", der gegen den Krieg gerichtet ist und mit folgenden Sätzen schliesst: „Weit mehr als frommer Wunsch, sondern eine gerechte Forderung der Völker ist es, wenn wir verlangen, dass auch die Kriegslüsternheit der Einzel-Individuen auf hohem Posten, die Ruhmsucht und das Spielen mit dem Feuer sich dem Spruche eines internationalen Schiedsgerichtes unterzuordnen habe. Die modernen Völker sind mündig geworden und wollen ebensowenig von absolutistischem Einzelwillen und dynastischen Launen abhängig sein, als sie das Opfer pfäffischer Kriegshetzerei sein wollen. Ja, wir gehen sogar einen Schritt weiter, als es die „Gesellschaft der Friedensfreunde" thut. Wir möchten ein internationales Friedensgericht so organisirt sehen, dass ihm auch nach einem Kriege noch der Weisheit letzter Schluss zusteht; wir möchten, dass jede kriegführende Partei stets das juridische Bewusstsein in sich trägt, dass es trotz ihrer Kanonen noch eine höhere Autorität giebt, der sie sich unterwerfen muss.

Im Kleinen wie im Grossen. Wie die frommen Wallfahrtsbrüder, welche im Busch'schen Epos die Bauern zur Rauferei aufhetzen, ihre Religion zum Deckmantel dafür benutzen, und schliesslich die gerichtsseitigen Folgen zu spüren bekommen, so müsste es auch am Ende eines jeden derartig heraufbeschworenen Krieges durch das internationale Schiedsgericht heissen:

„Bruder Jochen
Kriegt drei Wochen;
Und die frommen Brüderschaften
Müssen für die Kosten haften!"

•

Soldatenthum, Christenthum und Socialdemokratie. Unter dieser Ueberschrift bringt das von Dr. August Specht in Gotha herausgegebene „Menschenthum" in seiner No. 24 folgenden Artikel:

Eduard Goldbeck erzählt in seinen „Kritischen Patrouillengängen" über das Kirchenwesen im Heere, dass man zur Bekämpfung der Socialdemokratie jetzt besonders auch „die Pflege des religiösen Sinnes" betreibe. Es ist wohl interessant, was der genannte Verfasser auf Grund seiner Officierserfahrung hierüber bemerkt: „Dem Heere muss, das sagen sich die Weitsichtigen und Hellhörigen täglich, die Religion erhalten werden. Das Interesse der Monarchie und der Besitzenden gebietet es, ideale und materielle Güter stehen auf dem Spiele. Und weil man das Eindringen der socialdemokratischen Tendenzen fürchtet, soll die Religion des Heeres mit allerhand Extracten aufgepäppelt werden. Ich halte dieses Beginnen erstens für überflüssig, zweitens für innerlich aussichtslos. Erstens lässt sich der Kriegergeist mit dem Christengeist nun und nimmermehr zusammenkoppeln. Wie die Christen der ersten Jahrhunderte sich geweigert haben, Kriegsdienste zu leisten, so beschwört heute Tolstoi den Schatten des unglücklichen Schwärmers Droschin, der den Märtyrertod gestorben ist, weil er nicht „morden" wollte. Die verzeihende, duldende, durch Leiden zum Siege schreitende Demuth des neuen Testaments ist mit dem Ehrbegriff unseres Officierkorps, dem passionirten Erfassen jedes Wagnisses, dem jedem schlagfertigen Heere unentbehrlichen „Geist der Offensive" unvereinbar. Das alte Testament, sagt Heinrich von Treitschke, predigt wunderschön die Herrlichkeit des heiligen und gerechten Krieges, aber unsere Religiosität ist doch nicht die des alten Testaments. Also entweder Selbstverleugnung

und christliche Nächstenliebe oder Selbstbehauptung und Bajonettfechten. Man kann nicht zween Herren dienen.“ Herr Goldbeck trifft mit seiner Kritik in's Schwarze. Und er trifft einen der grössten Widersprüche unseres Zeitalters. Nichts unvereinbarer als Soldatenthum und Christenthum, Kriegsrüstung und Friedenspredigt. Nichts widerchristlicher als der Kirchgang auf Kommando und das Segnen des modernen Waffe durch den christlichen Geistlichen.

•

Marie Louise von Suttner, „Wie es Licht geworden.“ Roman. Dresden (Pierson) 1898. Die jugendliche Erscheinung der jungen Baronesse v. Suttner, einer Nichte des Schriftstellerpaares, Bertha und A. Gundaccar v. Suttner, ist den Besuchern der letzten Friedenscongresse von Budapest und Hamburg nicht unbekannt. Die junge Dame ist mit einem sehr ernsten Erstlingswerk am literarischen Himmel erschienen. „Wie es Licht geworden“ ist eine Art von psychologischem Selbstporträt. Es wird darin das geistige Werden eines Mädchens erzählt, das unter der bedrückenden Schwüle einer bigotten Klostererziehung sich zu dem Erfassen modernen Geistes hindurchringt. Wenn man die Seiten dieses Buches durchliest, ist es Einem zu Muthe, als stünde man auf hohem Bergesgipfel und sähe langsam die Sonne aufgehen. Man fühlt sich zuerst in dichter Finsterniss, langsam ziehen die Nebel aus tiefem Thale empor und ganz langsam erscheint der rothe Ball des Lichtes am Horizonte, und immer stärker wird sein Schein, immer greller seine Strahlen, bis es Licht geworden. Licht im Herzen eines Edelmenschen. Das die jugendliche Verfasserin ihr eigenes Schicksal erzählt, dass sie naturgetreu die Personen ihrer Umgebung und die ernsten Ereignisse eines noch so jungen, aber doch schon so eindrucksreichen Lebens schildert, macht das Buch erst recht werthvoll. Es ist kein Phantasiestück, kein Frauenroman, nein, wie bereits erwähnt, ein psychologisches Selbstporträt der Verfasserin, die ihrem gutklingenden Namen mit dieser Erstlingsthat alle Ehre macht. Dass die Friedensbewegung in einem von einer Suttner geschriebenen Buche nicht unerwähnt bleibt, ist selbstverständlich. Harmannsdorfer Geist sprüht aus diesen Zeilen des Buches und was von dort kommt athmet Frieden. Darum wollen wir auch die Leser dieser Blätter ganz besonders auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht haben, die im Kleinen, im Rahmen eines Menschenlebens, die Entwicklungsgeschichte unseres grossen Gedankens, unseres grossen Ideals, darstellt: ein langsames Lichtwerden, ein Wandel von der Finsterniss bis zur Sonne.

A. H. F.

•

Illustrirter Friedenskalender. Anfangs Juli wird unser Mitkämpfer O. Umfrid einen illustrirten Friedenskalender bei W. Langguth, Esslingen, Preis 20 Pfg., erscheinen lassen. Für Unterhaltung und Belehrung wird in reichem Maasse gesorgt werden. Das Unternehmen ist besonders deshalb so lebhaft zu begrüssen, weil mittelst des Kalenders die Friedensidee auf dem einfachsten Weg von der Welt ins grosse Publikum geworfen wird. Soll aber der Versuch gelingen, so müssen sich die Friedensfreunde der Sache mit allem Nachdruck annehmen. Zehntausend Exemplare müssen mindestens abgesetzt werden. Wir bitten schon heute alle Friedensfreunde, sich den Kalender zu kaufen und für seine Verbreitung thätig sein zu wollen. Sie thun damit der guten Sache einen guten Dienst.

•

Ein grosses Werk gegen den Krieg. Von dem epochemachenden Werk in fünf Bänden des russischen Staatsraths Blisch „Der zukünftige Krieg in seiner technischen, öconomischen und politischen Beziehung“, soll demnächst eine deutsche Uebersetzung erscheinen. Dasselbe wurde erst kürzlich, nachdem der Verfasser eine Audienz beim Czaren hatte, in Russland freigegeben.

•

Der **Lehrerversammlung,** welche zu Pfingsten in Breslau tagte, wurde von der dortigen Ortsgruppe eine von R. A. Heilberg verfasste Festgabe überreicht, eine ausgezeichnete Broschüre, betitelt: „Die Erziehung zum Frieden — eine Aufgabe für die deutsche Lehrerschaft“. Sehr praktisch ist es, dass dem wirkungsvollen Text Aufforderung zum Beitritt in die

Deutsche Friedensgesellschaft sowie Formulare beigedruckt sind, dazu die Adressen aller Ortsgruppen und ihrer Vorstände und ein Verzeichniss bemerkenswerther Schriften der Friedensliteratur.

Eingelaufene Bücher und Schriften.

Comment nous unir? Rapport presenté aux Conférences nationales des Unions de France par † Jean Passy. Paris, Depot central. 1896.

Der Naturfreund. Monatsschrift. Herausgeber Alois v. Warnus, Graz. Heft 5.

Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter von Karl Limprecht. Selbstverlag. Elberfeld, Hofkamp 16. Preis 1 Mk.

Der Volkserzieher. Herausgeber W. Schwaner. Nr. 21. Enthält einen Aufsatz „Krieg und Friede" von Max May. (Berlin, Brunnenstr. 10.)

Edmond Picard. L'Institut des Hautes etudes a l'Université Nouvelle de Bruxelles. Preis 1 Frcs. Paris. Librairie de l'Art Social. 5 impasse de Beèrn.

G. Clemenceau. Le grand Pan. Bibliotheque Charpentier. Biblioteka dzill Wyborowych: **Precz zorezem!** (Die Waffen nieder.) Berty baronowey Suttner, obrobil Wlodzimierz Trampczynski. Warzawa.

Der junge Bürger. Herausgegeben vom Lehrerverein des Landes. Vorarlberg. Heft X. IX. Jahrgang. Enthält eine Friedenserzählung für die Jugend von Berta Kotscher: „Bei Solferino".

La tribune des femmes. (Un des organés d'avant-garde du Congrès de l'Humanité.) Conférence faite par Madame de Bezobrasow b 1 avril 1898.

Revue de morale sociale. Programm einer neuen unter diesem Titel geplanten Monatsschrift. (Genf.)

Emil Delivet; La Decouverte des Indes.

S. C. W. Haydock's Zeugniss. Eine Familien-Geschichte. Berlin, 1892.

The Anglo-Russian. Nr. 1. 1898. London.

Briefkasten.

Freund in Bremen. Der Spottartikel über den schwarzumrandeten Aufsatz unseres letzten Heftes hat die Runde durch die ganze reactionäre Presse gemacht, mit verschiedenen Zusätzen. Die Hamburger Nachrichten vom 11. Juni sagen: „Einige Blätter beschäftigen sich in langen Leitartikeln mit diesem Ergusse einer schönen Seele, um nachzuweisen, dass Abrüstung unmöglich sei. Wir halten es mehr mit der „Kreuz-Ztg", welche den ganzen Unsinn trocken mit der Bemerkung abthut, wer denn die Thorheiten einiger männlicher und weiblicher alter Weiber überhaupt noch ernsthaft nähme."

„Verehrerin des spanischen Heldenmuths". Treffend bemerkt Gräfin H. P. in einem Briefe über das verblendete Ablehnen aller Friedensideen von seiten der Spanier: „Es fehlt ihnen doch alle Aussicht auf Erfolg; sie ruiniren sich gründlich und doch schlagen sie blindwüthig um sich, selber wie ihre Stiere besinnungslos aufs rothe Tuch stürzend."

Dr. L. P. Sie sagen, angesichts der gegenwärtigen Ereignisse sind die Friedensarbeiter alle in Muthlosigkeit verfallen — da sind Sie in gewaltigem Irrtum. Ein Brief, den mir Björnsterne Björnson unterm 6. Juni aus München schrieb, und worin er mittheilt, dass er weiter an den norwegischen Schiedsgerichtstractaten arbeite — schliesst mit den Worten: „Haben wir Geduld, die ökonomische Misère wird uns am Ende besser helfen, als tausend Predigten. Uebrigens, hochverehrte Freundin, ich theile Ihre rüstige Hoffnung und Arbeit, die erste ganz, die andere so viel ich kann."

A. H. Tyrol. Das schlechte Wetter macht Sie „ganz unglücklich? —" Je nun, diesem Unglück kann man stoische Ruhe entgegensetzen, „denn das Wetter ist schon etwas, wofür die Menschen nichts können. Die meiste sonstige Unbill machen sie sich ja selbst und gegenseitig" (H. P—g.).

Ottokar St. Hören Sie das an: In den Blättern tauchte die Nachricht auf, dass ein Spanier — Namens Manuel Doza — ein neues Explosivmittel erfunden hat, das jetzt in Cadix erprobt wird. Das Ding heisst Toxipyr. Man braucht es nur aus einem Rohr zu blasen, um auf weite Strecken, Schiffe, Regimenter, Städte zu vernichten. Es strömt nämlich giftige und erstickende Gase aus. Muss man dabei nicht an Fawkes' „Kaiser v. Europa" denken? In dem Buche wird die Schreckenserfindung zum Friedensmittel. In der Wirklichkeit — falls die Nachricht keine Ente ist — würde der reizende Mordstoff von unsern teuflischen Mitbrüdern doch noch probirt werden. Freilich müsste er schliesslich den Krieg selber vernichten, aber Schande über uns, wenn nicht früher die Vernunft uns von der Geissel befreit, als dies der Wahnsinn thun wird.

G. H., München. Propagandamittel wollen Sie haben? Lassen Sie sich eine Partie des Kalenders von Umfrid und Unseld kommen. Verlag Langguth, Esslingen. Preis 20 Pf.

Carus, Düsseldorf. Sie schicken mir einen Ausschnitt der „Täglichen Rundschau" worin es u. A. heisst: — — „Dass gar die Union einen Krieg führt,

das musste gerade Frau v. Suttner, die zwar sehr verworrene aber „schöne" Reden zu halten versteht, als ein harter Schlag treffen. Eine seltsame Welt, die sich von einer Frau nicht zurechtrücken lässt und mit plumpen Füssen einen Roman wie „Die Waffen nieder" zertritt! Wer aber mit ernstem Mannesblick in die Zeiten schaut, der kann nur wünschen, dass diese harte Lehre die weichseligen Gemüther und redseligen alten Weiber beider Geschlechter zum Schweigen bringe, die von Hauptstadt zu Hauptstadt pilgern und dort den internationalen Brei kochen, den ausser ihnen niemand geniessbar findet. Mit empfindsamen Wortprast werden Völkerschicksale nicht entschieden und die Welt ist anders, als sie sich in dem Kopfe einer schwärmenden und durch die Zeitgedanken mehr verwirrten als geklärten Frau abmalt. Nicht „die Waffen nieder" lenkt das Gebot, sondern „die Waffen zur Hand"." Nun folgt eine Auseinandersetzung, warum das friedensliebende Deutschland in der kommenden ernsten Zeit an Kraft zunehmen müsse. „Darum aber müssen wir, und sei es mit Opfern, auch die Waffen bereit halten; vor Allem aber uns frei halten von der jämmerlichen Verweibsung, die von manchen Seiten als das Allheilmittel angepriesen wird, in Wirklichkeit aber die Manneskraft eines Volkes vergiftet und es reif macht für den Untergang." In Ihrem Briefe staunen Sie über die ablehnende Haltung der „ernsten" Blätter gegenüber den öffentlich auftretenden Friedensfreunden und speziell gegen mich, da ja doch jeder vernünftige Mensch sicherlich den Frieden dem Krieg vorzieht und sagen: „Ich kann mir das nur dadurch erklären, dass der von Ihnen zum Wahlspruch erhobene Ruf „Die Waffen nieder" höchst unglücklich gewählt ist. Die Leute sagen mit Recht: Was, Deutschland, das mit den Waffen in der Hand seine Einigkeit errungen, soll die Waffen, seinen besten Schild und Hort, bei Seite legen; es soll sich den Angriffen beutelustiger Nachbarn oder gar wilder Stämme willenlos aussetzen etc.... Sie rathen, unser Wahlspruch sollte lauten „Einsetzung von Schiedsgerichten oder einfach „Fort mit dem Krieg". Die Waffen dienen doch auch zum Schutze, nicht nur zum Angriff. Dies scheinen Sie, verehrte Frau, wohl nicht genügend beachtet zu haben, sonst würden Sie nicht mit einem so sehr verfehlten Motto auftreten, welches nicht nur Ihrem Ansehen, sondern auch der Sache der Friedensfreunde bloss schadet". Verehrter Herr Carus! Wo in aller Welt heisst es denn in unserer Bewegung „Fort mit den deutschen Waffen?" Das „höchst unglücklich gewählte Motto" ist schon in 14 Sprachen durch die Welt gegangen. Gegen was gewähren die Waffen „Schutz"? Doch nur gegen die Waffen der „beutegierigen Nachbarn", die ja ebenso zum Niederlegen derselben aufgefordert werden; und gegen die „wilden Horden", die ja nur aus den Fabriken der „Culturländer" mit den Mordwerkzeugen versorgt werden. — Und wenn das Ziel durch das Motto „Schiedsgericht" oder „Fort mit dem Krieg" ausgedrückt werden soll — ist das nicht dasselbe? Denn wenn der Krieg fort ist, wozu dann die Kriegsinstrumente, die Millionenheere, die Melinit-, Ecrasit- und sonstigen Höllenmaschinen? Und glauben Sie, dass die Gegner der Sache nicht ebenso gegen jedes sonstige Motto auftreten würden? Was jene verteidigen, ist in letzter Linie die Gewalt. Und die wird auch durch gewaltthätige Mittel vertheidigt — durch brutale Sprache und durch Vergewaltigung der Vernunft.

K. v. H. Sagrado und **Isidor I—o Triest.** Abonniren Sie, da Sie italienische Propagandaschriften wünschen, „Vita internazionale". (Mailand, Unione lombarda.) Das ist die grossartigste und vornehmste Revue, die im Dienste unserer Sache erscheint. Die ersten Schriftsteller Italiens wirken mit. Dabei voll Abwechslung, denn nicht nur die Friedensidee, alle modernen zeitbewegenden Fragen werden darin verhandelt daneben belletristische und poetische Perlen.

B. Matz—. Sie sind also auch, wie Carus, der Meinung, man solle den Krieg bekämpfen, nicht aber gegen die „nothwendigen" Rüstungen protestiren? Bedenken Sie denn nicht — abgesehen von der Unhaltbarkeit des Kampfes gegen eine Funktion bei Aufrechterhaltung des Organs — bedenken Sie nicht, dass der bewaffnete Frieden an sich ein Uebel ist, der die Völker zum unausbleiblichen Bankerott treibt?

Alle Leser. Besitzt jemand ein ungebundenes Exemplar von „Das Maschinenalter" Zürich, Schabelitz, Zweite Auflage. Ich würde es gern kaufen und dafür ein Gratisexemplar der kommenden dritten Auflage zusichern.

Schluss der Redaction: 30. Juni.

NB. Alle Mittheilungen, Ausschnitte etc., die sich auf die Redaction der Rubriken „Aus den Vereinen", „Vermischtes", „Aus der Presse" beziehen, sind zu richten an Herrn **A. H. Fried**, Berlin W., Goltzstr. 37.

E. Pierson's Verlag in Wien.
Herausgeberin und für die Redaction verantwortlich: Baronin Bertha von Suttner.
Schloss Harmannsdorf, Post Eggenburg, N.-Oesterr.
Gedruckt von E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.



Documentarisches aus der amerikanischen Friedensbewegung.

Alle Betrachtungen über die idealen Ziele der Antikriegs-Bestrebungen bei Seite, was hier mitgetheilt werden soll, ist nur ein Stück Zeitgeschichte.

Unlängst brachten die Blätter die Nachricht, dass der Friedensverein zu Philadelphia von der amerikanischen Regierung verwarnt worden sei, anlässlich eines an die Königin-Regentin Christine gerichteten Briefes. Dieser Brief war nur die jüngste Episode einer ganzen Reihe von Schritten, welche die Peace-Union seit dem Auftauchen der spanisch-amerikanischen Kriegsgefahr unternommen hat. Das Schreiben liegt uns im Wortlaute vor, und die vorhergegangenen Actionen sowie deren Ergebnisse sind uns in jeder Einzelheit bekannt.

Die Peace-Union, welcher von Staatswegen die „Unabhängigkeitshalle“ in Philadelphia als Vereinssitz angewiesen wurde, geniesst in den Vereinigten Staaten ein bedeutendes Ansehen und sie hat an der Hintanhaltung des durch die Kriegspartei, namentlich durch die „gelbe Presse“ herbeigehetzten Krieges nach Kräften mitgewirkt. Sie hat keinen praktischen Vorschlag unversucht gelassen.

Der Waffenstillstand wurde erreicht. Dieser stellte die sechste der von Spanien geleisteten wichtigen Concessionen vor: 1. Die Vereinigten Staaten verlangten die Rückberufung Weylers und sie wurde gewährt. 2. Spanien verlangte die Rückberufung des General Lee, die Vereinigten Staaten erhoben Einwand, und Spanien willigte in dessen Verbleiben. 3. Die Vereinigten Staaten wünschten den hungernden und leidenden Cubanern Linderung zu bringen; Spanien erhob Einwand, fürchtend, dass dies seinen Feinden Stärkung verschaffte; die Vereinigten Staaten beharrten — und Spanien gab nach. 4. Die Hilfe wurde mittelst Kriegsschiffen gebracht; Spanien protestirte, liess den Protest aber fallen. 5. Die Vereinigten Staaten schlugen Autonomie vor; Spanien lehnte zuerst ab, gab aber auch hierin nach. 6. Die Vereinigten Staaten schlugen einen Waffenstillstand vor — Spanien kam auch diesem Wunsche nach.

Alle diese Vorschläge wurden, noch ehe sie vom weissen Hause aus effectuirt wurden, von der Peace-Union in der Presse veröffentlicht und der Regierung unterbreitet.

Während dieser ganzen Transaction gewann Präsident Mac Kinley Schritt für Schritt an Boden in seinem Friedensprogramm, und es ist anzunehmen, dass, wenn es ihm gestattet gewesen wäre, seine Absichten auszuführen, der Krieg abgewendet worden wäre. Aber es gab einen leidenschaftlichen Congress; und verhältnissmässig junge Mitglieder, die niemals Krieg gesehen haben, und die meistentheils neue und weitentfernte Staaten repräsentirten, trieben den Congress zu kriegerischen

Massregeln an. Dazu kam das wilde Treiben der gelben Presse*) mit ihrem Feldgeschrei: „Vengeance for the Maine".

Trotz alledem wandte sich die Peace-Union noch in letzter Stunde an den amerikanischen Minister in Madrid, General Woodford, und zugleich richtete sie an Cardinal Gibbons die Bitte, an die Königin-Regentin zu kabeln, sie möge Waffenstillstand gewähren. Der Cardinal willfahrte diesem Verlangen und sagte seine vollständige Zustimmung und Mitwirkung zu.

General Woodford antwortete aus Madrid unter dem 11. April:

„Ihre Depesche ist richtig eingetroffen. Die spanische Regierung hat gestern einen temporären Waffenstillstand gewährt, welcher, wie ich innig hoffe, der Beginn des dauernden Friedens für Cuba sein wird."

Die Peace-Union plaidirte für die Annahme des Waffenstillstandes und die volle, loyale Erprobung seiner Ergebnisse.

Wie dies alles zum Scheitern gebracht wurde, ist der Friedenspartei gar wohl bekannt. Die Eingaben an das Cabinet, an die Senatoren und Abgeordneten wurden fortgesetzt. Einige der hervorragendsten Bürger Philadelphias forderten die Peace-Union auf, im Opernhause ein Massenmeeting zu veranstalten. Die Zeit war kurz, der Congress befand sich am Vorabend der Kriegserklärung. Mac Kinley's Botschaft war schon eingelangt — er konnte den Congress nicht länger zurückhalten. Ex-Senator Edmunds, der bekannte Verfechter des Anglo-Amerikanischen Schiedsvertrages, ward gebeten, den Vorsitz eines solchen Meetings zu übernehmen. Er war eben aus Washington zurückgekehrt, wo er eine Unterredung mit dem Präsidenten Mac Kinley gehabt. Er äusserte: „Der kritische Augenblick ist zu nahe zur Anwendung solcher Mittel."

Darauf schrieb die Peace-Union an den Secretär des Präsidenten, ob es denn nicht möglich wäre, dass der Präsident den Congress noch so lang in Zaum halte, bis in Philadelphia, diesem Centrum des Republikanismus, ein sensationelles Meeting stattgefunden hätte, worin dem Vertrauen in Mac Kinley's Friedenspolitik und dem festen Willen, den Krieg zu verhindern, Ausdruck gegeben worden. Er telegraphirte zurück, dass die Zeitungen bereits die Action des Congresses im Sinne der Kriegserklärung verkündet hätten, dass er daher nicht mehr Rath schaffen könne. Er fügte hinzu, dass der Präsident über die Zuschriften der Peace-Union und anderer Friedenskämpfer sehr erfreut war und durch dieselben sehr gestärkt und ermuthigt wurde.

Es war zu spät; die Kriegserklärung konnte nicht mehr aufgehalten werden.

Zu den von der Peace-Union gemachten Schritten zählt auch ein Schreiben an den spanischen Botschafter in Washington, worin Mittel und Wege gewiesen wurden, wie Spanien auf Cuba verzichten könnte, ohne seine Ehre zu schädigen, ohne seinem Ansehen irgend etwas zu vergeben.

Sehr interessant und nach vielen Richtungen aufklärend ist die Antwort, welche darauf von Seiten des bevollmächtigten spanischen Ministers erfolgt ist.

---

*) Ueber diese systematische Hetze (die im vergrösserten Massstabe an die Campagne der Pariser Antisemiten- und Chauvin-Blätter gegen Dreyfus-Zola erinnert) siehe den hochinteressanten, documentirten Artikel: „La presse jaune" in der „Revue des Revues" vom 15. Mai.

Königlich spanische Botschaft.

Washington, 13. April 1898.

Herrn Alfred Love, Präsidenten der Universal Peace-Union.

Geehrter Herr! Ich bestätige den Empfang Ihres geschätzten Briefes vom 5. d. und ich muss sagen, dass es mir eine grosse Genugthuung war, zu erfahren, dass es in diesem Lande eine so einflussreiche und achtungswerthe Körperschaft giebt, die energisch für den Frieden arbeitet. Ihre Anstrengungen werden sicherlich gewürdigt und sollten von allen rechtdenkenden Menschen kräftigst unterstützt werden. Es steht zu hoffen, dass deren Einfluss von Denjenigen gefühlt werden wird, in deren Hände die Geschicke des Landes liegen.

Was Spanien betrifft, so hat es schon zur Aufrechterhaltung des Friedens grosse Opfer gebracht und den Geist christlicher Geduld und Mässigung in der Bestrebung erwiesen, die freundlichen Beziehungen mit diesem Lande aufrecht zu erhalten — trotz der feigen Insulten und infamen Verleumdungen, welche in einem grossen und lärmenden Theil der amerikanischen Presse und durch viele öffentliche Redner auf Spanien gehäuft worden sind.

Wenn Sie die Sache leidenschaftslos betrachten, werden Sie finden, dass Spanien unablässig Concessionen gemacht hat, im Geiste der Liberalität und des guten Willens, bis es an die Grenzen dessen gelangt ist, was eine Nation gewähren kann, ohne ihre Ehre und ihre Selbstachtung einzubüssen.

Die falsche Auffassung und das Missverstehen der cubanischen Verhältnisse, entstanden durch irrige Berichte und boshafte Entstellungen der sensationslüsternen Presse, ist leider hier sehr allgemein geworden, und es wird der Wahrheit schier unmöglich gemacht, sich Bahn zu brechen, angesichts der Schranken, die ihr von den meisten Zeitungen in den Weg gelegt werden.

Der von der colonialen Regierung Cubas — einer Regierung, die aus den besseren Classen der Eingeborenen gebildet ist — an den Präsidenten der Vereinigten Staaten gerichtete Appell sollte doch jeden denkenden Amerikaner darüber beruhigen, dass die Einwohner Cubas endlich eine Regierung besitzen, die dem Wunsche der grossen Mehrheit entspricht; während Jene, welche in Waffen sind und unter dem Banner und Ruf nach Unabhängigkeit allerlei Verwüstungen anrichten, nur eine kleine Minderheit sind, die weder die Intelligenz, noch die Cultur, noch den wahren Patriotismus des cubanischen Volkes repräsentiren. Der Insel Unabhängigkeit zu gewähren, das bedeutete — wie die coloniale Regierung in ihrem Appell bemerkt — die Auslieferung des Reichthums, der Interessen und der Geschicke Cubas in die Hände einiger Desperados. Die bessere Classe der Cubaner, die wahren Patrioten, welche ihr Land glücklich und gedeihend sehen wollen, wie es es einst gewesen, die wünschen ein weitherziges System von Selbstregierung unter Spaniens Souveränität. Diese sind in der grossen Majorität, und ihnen hat Spanien alle vernünftigen Zugeständnisse gemacht und ist gewillt, sie auch ferner zu machen.

Wenn Ihre Gesellschaft das ganze Gewicht ihres Einflusses zu Gunsten der cubanischen Mehrheit geltend machen wollte und dieser behilflich wäre, ihre liberale Selbstregierung aufrecht zu erhalten, indem der rebellischen Minorität alle moralische und materielle Stütze entzogen würde, dann gelangte der Streit auf Cuba bald zum Abschlusse und die Insel würde ihren verlorenen Wohlstand wieder erlangen und den Vereinigten Staaten ein friedlicher und nutzbringender Nachbar sein. Dies wäre die logische, gerechte und wünschenswesthe Lösung dieses fatalen Problems.

Selbstverständlich wird es mir ein grosses Vergnügen gewähren, eine Abordnung Ihrer Gesellschaft zu empfangen und mit deren Mitgliedern Ansichten auszutauschen. Genehmigen Sie u. s. w. Luis Polo de Barnaba.

Der Präsident Mac Kinley hatte seine Botschaft an den Congress immer wieder hinausgeschoben und während der Zeit die erwähnten Zugeständnisse, eines nach dem anderen, erhalten. Der Congress aber fasste seine kriegerischen Beschlüsse, mit unwürdiger und tadelnswerther Hast dem Präsidenten das Ultimatum abzwingend, und entwand so seinen Händen die bis dahin so klug geleitete Friedenspolitik.

In diesem kritischen Augenblick wandte sich die Peace-Union an Sir Julien Pauncefoot, den englischen Botschafter, denselben, der den seinem Abschlusse schon so nahen Schiedsgerichtsvertrag entworfen und am 11. Januar 1897 unterzeichnet hatte. Das Schreiben lautet:

Philadelphia, 19. April 1898.

Geehrter Herr!*)

Die Universal Peace-Union, welche viele Functionäre in Grossbritannien und in der ganzen Welt zählt, anerkennt mit tiefer Dankbarkeit die Dienste, die Sie zur Förderung des Friedens geleistet, so wie Ihre Bemühungen, den Krieg mit Spanien abzuwenden.

Wir sind vom tiefen Wunsche beseelt, dass Sie noch einmal und unverzüglich, in Ihrer Eigenschaft als Haupt des diplomatischen Corps ihren Einfluss geltend machen, um für ein internationales Schiedsgericht einzutreten, was ja als letzter, jetzt möglicher Schachzug betrachtet werden kann.

Wir haben an unsere Regierung um drei noch unversuchte Mittel appellirt, die uns noch geblieben sind: 1. Entsendung einer Commission nach Cuba und nach Spanien; 2. Ankauf — nicht zur Annectirung, sondern zur Beendigung des Krieges; und 3. internationales Schiedsgericht. Unser Präsident, so glauben wir, wünscht den Krieg abzuwenden und würde den Fall gern den führenden Botschaftern der civilisirten Länder zur Schlichtung unterbreiten oder doch es für Spanien leicht und ehrenvoll machen, seine Truppen zurückzuziehen und der Autonomie vollen Spielraum zu lassen. Wir denken, Spanien würde sich dazu bereit finden, wenn wir Alle uns an seine Seite stellten, und sind überzeugt, dass dies weiser, billiger und rühmlicher für Spaniens Zukunft wäre.

Die letzten Vorgänge im Congress zeigen die Leidenschaft unseres Landes; aber wir, als Verfechter des Friedens, wir, als die eifrigen Mitarbeiter Ihrer Regierung an dem Werke der Internationalen Tribunale und ewig dankbar für Ihre Action, wir protestiren gegen „bewaffnete Einmengung“. Es wäre ein entsetzliches Unglück für unser Zeitalter, unseren Handel, unseren Verkehr mit Ihrem Land — und der Gegenstand der Reue für lange, kommende Jahre.“

Darauf kam folgende, schon mehr „diplomatisch“ gehaltene Erwiderung:

Britische Botschaft. Washington, 21. April 1898.

Geehrter Herr. Ich bin durch Ihrer Majestät Gesandten beauftragt, den Empfang Ihres Schreibens vom 19. d. zu bestätigen und zu erwidern, dass Se. Excellenz gern J. M. Regierung zureden wollte, Schiedsgericht vorzuschlagen, wenn er glauben würde, dass der Vorschlag günstige Aufnahme fände.

Ich zeichne, geehrter Herr, Ihr gehorsamster Diener

P. T. Tower.

Nun folgte die Kriegserklärung! Wer konnte da noch Einhalt thun?! Enttäuscht und bekümmert, fühlten die amerikanischen Friedensfreunde ihre Principien doch nicht wanken. Sie sahen in dem Ereignisse die Resultate der umgebenden Bedingungen. Vorausgegangen war ja die militärische Erziehung, die stete Steigerung der Streitmacht, das Ausstreuen des Samens der Kriege.

So wagte denn die Peace-Union noch einen Schritt. Sie entsandte nach Spanien jenes Schreiben, das ihr die Verwarnung der Regierung und den Zorn der Jingoes zugezogen hat. Hier der Inhalt:

Philadelphia, Independance Hall, 21. April 1898.

An die Königin-Regentin von Spanien,
an Senor Sagasta, Premier, Madrid.

Es ist uns Herzensbedürfniss — in unserer Eigenschaft als Friedensverein, der viele tausend Friedensfreunde der ganzen Welt und gewärtig der Vereinigten Staaten vertritt — zu sagen, dass wir Ihre mehrfachen, zu Gunsten des Friedens gemachten Zugeständnisse in den Cubanischen Wirren voll gewürdigt haben; und wir wollten, dass Sie von dem Volke hören, von den wahren Vertretern des amerikanischen Herzens, dass wir fest glauben, alles Wünschenswerthe liesse sich durch friedliche Mittel erreichen.

Unser Präsident Mac Kinley, wir haben allen Grund es zu glauben, ist in seine gegenwärtige Stellungnahme hineingezwungen worden; er ist ja, wie Sie wissen, der Executivbeamte der Regierung. Die Peace-Union ist cosmopolitisch; wir besitzen im spanischen Senat einen unserer Viceprasidenten, Arturo de Marcuarto. Vor einigen Jahren verhinderten wir gegen Ihre Interessen gerichtete Flibustier-Expeditionen; das-

*) In Europa hiesse es „Ew. Excellenz“, die Amerikaner schreiben: „Dear Sir“.

selbe haben wir jetzt gethan. Als Mr. Willcox, unser Vicepräsident, Ihnen vor einigen Jahren einen Besuch abstattete, behandelten Sie ihn mit Auszeichnung und drückten ihm Ihren Beifall aus.

So kennen Sie wohl unsere Aufrichtigkeit. Es ist unser Grundsatz, von keinem anderen zu verlangen, dass er thue, was wir nicht selber thun wollten. Wir thäten sicher, was wir Ihnen vorschlagen wollen, zu gewähren.

Ist es zu spät? Wenn irgend eine Pause, irgend eine Dämpfung eintritt, wenn sich irgend ein offener Weg zeigt, so können wir in aller Offenheit für Ihr Wohl und für das Wohl Aller es sagen: die öffentliche Meinung hier ist gegen den Krieg und gegen die Annectirung Ihrer Besitzthümer.

Wohl besteht, es ist wahr, ein ernster Wunsch nach Freiheit für Cuba. Und wäre Ihnen Cuba nicht werthvoller, wenn es frei, als wenn es Colonie wäre? Wir glauben das. Wenn Sie es festhalten, wird es immer unruhig, kostspielig und eine Quelle von Sorgen bleiben.

Oh! wie würden Sie Ihre Nation erheben! Welcher Beitrag zu diesem Zeitalter der Intelligenz, wenn Sie eine Botschaft nach Amerika schickten: „Um des Friedens und um Ihrer Freundschaft willen, wollen wir Vorschläge zur Unabhängigkeit Cubas hören.“ Dies würde zu drei Plänen den Weg eröffnen: 1. Eine nach Spanien zu entsendende Commission. 2. Ankauf und Klarlegung der Maine-Affaire. 3. Internationales Schiedsgericht.

Wir bitten inständig: rechnen Sie dies einer blossen Friedensgesellschaft nicht als herausnehmend, frech, oder des Respects ermangelnd an. Wir wollten nicht als rücksichtslos oder unpatriotisch erscheinen. Das können wir nicht, weil wir cosmopolitisch sind. „Die ganze Welt unser Land und die ganze Menschheit unsere Landsleute.“ Wir haben einfach dieses ernste Flehen erhoben, um der Humanität willen, um des Glückes, des Rechtes, der Wahrheit und Gottes willen!

Kein diplomatisches, kein staatsmännisches Schriftstück — zugestanden. Es hat auch weiter keinen directen Erfolg gehabt, als die Massregelung der Absender. An seinem Bestimmungsort Madrid ist es vermuthlich unter den Tisch geworfen worden; dennoch, es ist in den amerikanischen Tagesblättern, es ist jetzt hier veröffentlicht worden*) und bietet, wenn nichts anderes, so doch ein ungeschminktes Bild edler Gesinnung und documentirt den Standpunkt oder wie man drüben zu sagen pflegt — die „Platform“ der amerikanischen Friedensarbeiter.

Der Amerikanisch-Spanische Krieg.

Wir haben den Krieg bisher als eine aus der Ungerechtigkeit heraus geborene Erscheinung betrachtet; ein Volk (oder ein Herrscher) wollte seinen aus der Ungerechtigkeit heraus geborenen Willen einem anderen Volke mittelst Gewalt aufzwingen; gleich, ob das eine Volk (Herrscher) eine unberechtigte Forderung gestellt, oder ob das andere Volk eine berechtigte Forderung abgewiesen hatte. Auch diese berechtigten Forderungen aber waren Forderungen im eigensten Selbstinteresse; wir kannten, namentlich in den letzten Jahrhunderten, nur Interessekriege. Es hat schon einmal Kriege um einer Idee willen gegeben, insofern wir den Glaubenskriegen (fälschlich Religionskriege genannt) diesen Charakter beilegen wollen. Im amerikanischen Kriege haben wir — allerdings dürfen wir zur Zeit nur erst sagen: vielleicht — einen Krieg, dessen Ursachen zwar auch, wie alles Uebel, in der Ungerechtigkeit liegen, der aber doch, wenigstens von dem besseren Theil der Amerikaner, um der „uninteressirten“ Gerechtigkeit willen geführt wird. Deutsche Zeitungen und deutsche Politiker, deutsche Professoren und deutsche Nichtswisser

*) Dieser Aufsatz erschien auch in der Wiener Wochenschrift „Die Wage“.

haben sich zwar bemüht, die Amerikaner von vornherein mit dem Vorwurf schändlichster Eigensucht und ausschliesslicher Interessepolitik zu belasten. Eine Berechtigung hierzu besteht nicht. Die Entstehung des Krieges weist nach, dass wir es mit einem Entrüstungskrieg, mit einem Bestrafungskrieg zu thun haben. Die bisher verlautbarten massgebenden Kundgebungen amerikanischerseits berechtigen, verpflichten sogar zu der Annahme, dass auch in der Folgezeit der Krieg sich nicht als etwas Anderes entpuppen wird. Wenn freilich eine viel gelesene Zeitung aus dem Umstand, dass ein amerikanischer Patentanwalt, zwecks seiner Reclame, auf die bevorstehende Erwerbung der Philippinen hinweist, gegen das amerikanische Volk die Anklage auf Raub formulirt, so haben wir es hier mit einem der Nichtwisser zu thun, der trotzdem zu ungezählten Tausenden sprechen darf.

Keine unserer Handlungen wird einseitig aus nur einer Regung heraus geboren, noch weniger wird sie in der weiteren Entwickelung lediglich und immer und einzig von der Regung geleitet, die der eigentliche Erreger war. Der Gedanke, der Erzeugungsbazill einer Handlung, ist kaum in uns lebendig geworden, ist in uns selbst kaum zum Bewusstsein gelangt, so gesellen sich ihm schon andere, dabei auch unreine, unlautere Erwägungen hinzu; die Handlung eines Menschen zu analysiren, sie wirklich in alle Urbestandtheile zu zerlegen, ist sehr schwer; ebenso schwer ist es, in der Masse der bestimmenden Regungen das Werthvolle vom Minder- oder Unwerthigen sicher zu unterscheiden; es tritt bei und unter diesen Erwägungen sehr bald eine Vermengung ein, die eine Beurtheilung der Ursprungsregungen immer schwerer macht. Wer über seine eigenen Handlungen mit gewissenhafter Selbstprüfung zu wachen sich übte, wird, wenn er ehrlich ist, in der Folgezeit Mühe haben, die Beweggründe seines Thuns in ihrem Werth und Unwerth, in ihrem entscheidenden und nur begleitenden Einfluss auseinander zu halten. Gerade solche ehrliche und gewissenhafte Selbstprüfer werden — in der Erkenntniss der eigenen Natur — Anderen gerecht werden; werden, weil sie selbst des Guten fähig sind, auch Anderen Gutes zutrauen; werden wissen, dass sich selbst reinem Denken und Thun, das in den idealsten Gesinnungen wurzelt, gar leicht minder ideale Bestrebungen beimischen; werden sich dadurch aber in der Freude an dem idealen Wollen der Anderen nicht irritiren lassen.

Man sagt, eine Klique, die sich bereichern wolle, habe den Krieg angezettelt. Sicher ist, dass eine Vertreibung der Spanier von Cuba den wirthschaftlichen Verhältnissen Amerikas, auch der Erwerbssucht einiger Amerikaner, zu Gute kommt; zu beweisen ist aber noch, das diese Erwägungen den Erregungsbazill für den Krieg bildeten. Das amerikanische Volk, die zur Zeit dort leitenden Männer, lassen sich nicht durch eine Klique beherrschen. Man sagt, einige Lieferanten und ähnliche Wesen hätten ein Interesse an dem Kriege, sie würden dadurch reich. Wo ist jemals in Europa ein Krieg geführt worden, durch den nicht einige Lieferanten und ähnliche Wesen, zum leiblichen Schaden ihrer eigenen Landsleute und unter Beraubung der Volkskasse (Fiscus), reich geworden wären. Armeelieferant ist schon in Friedenszeiten ein vielsagendes, ist aber in Kriegszeiten ein allessagendes Wort.

Amerika führt einen Befreiungskrieg, der, wenn man einen Befreiungskrieg überhaupt für berechtigt hält, an Berechtigung und Idealität dadurch nur gewinnen kann, dass es sich nicht um die eigene Befreiung,

sondern um die Befreiung Anderer handelt. Die Cubaner und andere geknechtete Völker, Stämme und Menschen sollen befreit werden; zugleich wird — hoffentlich — dadurch das spanische Volk von einem Regier-Beherrsch-Vergewaltigungssystem befreit, das auch das spanische Volk zu Unterjochten macht. Die Frage ist allerdings die, und das ist sogar mehr als eine Frage, das ist ein Problem: Durfte, musste Amerika zur Durchführung seiner Absicht zum Kriege greifen? In einer Bejahung des „dürfens“ würde nämlich eigentlich auch das „müssen“ liegen. Ich möchte auf diese Frage nicht „ja“ sagen, und ich wage nicht „nein“ zu sagen; so lange nicht, bis mir ein anderer Weg gezeigt wird, den Amerika gehen konnte, um den entsetzlichen Gräueln ein Ende zu machen, die sich vor seinen Augen zutrugen, und die das amerikanische Volk derart in seinem innersten Innern schmerzten, dass es lieber einige seiner eigenen Söhne hergab, um nur dem Jammer und Elend der Nachbarn ein Ende zu machen. Wenn wir von Amerika sprechen, so können wir ebenso wohl sagen „die Amerikaner“; Amerika ist wirklich durch das amerikanische Volk vertreten; hier decken sich Regierung und Volk. Wenn wir dagegen von Spanien sprechen, müssen wir scharf unterscheiden: Das spanische Volk, die Spanier und die spanische Regierung. Bis zu einem gewissen Grade müssen wir zwar auch „die Spanier“ (das Volk) für das verantwortlich machen, was Spanien thut; das eherne Gesetz: „jedes Volk hat die Einrichtungen, die Obrigkeit, die Regierung, die Fürsten, die es verdient“, bleibt auch hier in Gültigkeit; aber es wäre unbillig, wollten wir das heutige Spanien voll verantwortlich machen für die Institutionen, unter denen es leidet. Erwiesen freilich ist, dass das spanische Volk allein nicht imstande ist, sich der teuflischen Mächte zu erwehren, die es beherrschen. Ist unter solchen Verhältnissen die Neigung eines anderen Volkes, zu helfen, ein Verbrechen? Aber das Problem! Darf der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben werden? Darf Gewalt gegen Gewalt gesetzt werden? — Wenn Beelzebub nicht eigentlich ein Teufel, sondern nur ein in Teufelsgestalt auftretender Retter ist — warum nicht? Wenn die Gewalt, die einer teuflischen Gewalt entgegentritt, lediglich um der Vervollkommnung der Gesammtzustände willen amtirt; wenn sie in der That eine ultima ratio (letzter Entschluss, letztes Mittel) zur Erreichung eines nothwendig-erziehlichen Zwecks ist — warum nicht? Kennen wir das geheimnissvolle Gesetz, das den Zusammenhang regelt zwischen Ursache und Wirkung, schon aus?

Was konnte Amerika also thun, den nothwendigen Zweck zu erreichen? An Vorstellungen hat es nicht gefehlt; Amerika ist in dieser Beziehung korrekt vorgegangen: von Ueberfall, Hinterlist, Unklarheit ist keine Rede. Nur eine Unterlassung ist Amerika vorzuwerfen; eine schwere, aber eine erklärliche: Amerika musste versuchen, sich mit den grossen Culturnationen Europas zu verbinden, um mit ihnen gemeinsam mittelst moralischen Drucks das durchzusetzen, was jetzt die amerikanischen Waffen zu erzwingen im Begriff sind. Durfte Amerika darauf rechnen, dass sein Versuch Entgegenkommen in Europa finden würde? Nein — aber der Versuch musste dennoch gemacht werden. Wir haben vor wenigen Monaten erlebt (Kreta), wie bald das sogenannte europäische Concert sich in Disharmonie auflöste; ein Culturconcert würde gar nicht erst zustande gekommen sein. Noch ist die kindische Eifersucht, der lächerliche Machtdünkel, der thörichte Neid zu mächtig in den Culturnationen; und zwar „mächtig“ buchstäblich zu nehmen. Nicht der

Durchschnittsstandpunkt der Nationen ist noch so weit zurück; nur die Inhaber und Vertreter der Macht innerhalb der einzelnen Völker stehen noch auf dem tieferen Standpunkt der Gesittung; sie sind es — allenthalben sind nur sie es — die die Verwirklichung des in den Völkern lebenden Dranges nach Vervollkommnung in der Gesittung, in der Gerechtigkeit, in der Moral hindern. Seit Jahrzehnten (von den früheren Jahrhunderten nicht zu sprechen) sahen die sogenannten Culturnationen die grausamsten Verbrechen gegen Moral und Gesittung durch Spanien verüben; vor nicht langem lebten in Spanien die entsetzlichsten Tortur- und Foltermassregeln wieder auf. Was thaten die grossen Nationen? Was that Deutschland? Warnte unser vielvermögender Kaiser Seine „freundwillige Base und Schwester", die Königin Christine, durch ein Entrüstungstelegramm, wie Er kurz zuvor den (Seinen Begriffen nach doch unebenbürtigen) Präsidenten eines afrikanischen Freistaats durch ein Zustimmungstelegramm beglückt hatte? Regte es sich im Gewissen der Culturwelt? Nein; Alles schwieg. Wir sollen uns nicht in die Angelegenheiten anderer Völker mischen — gut; wir erregen uns doch aber sehr und möchten am liebsten drein schiessen, wenn ein Völkchen mal seine sogenannten Schulden — das heisst den Wucherzins — nicht bezahlt, der ihm von den Besitz-Mächtigen der Culturwelt abgedrückt wird. Wenn, was zu hoffen ist, jetzt Amerika wirklich im Dienste der Cultur amtirt und sich dadurch dankbare Anerkennung der Nachwelt sichert, stehen wir Anderen beschämt abseits; wir rührten uns nicht, wo es galt, etwas Gutes zu thun. Wir Alle, alle Culturvölker, zumeist aber die Grossen und Mächtigen, sind schuldig, dass es zum Blutvergiessen kam. Hätte Europa seine Pflicht gethan, so hätte Amerika nicht zu den Waffen greifen brauchen; hätten die mächtigen Kaiser der schlechtberathenen Frau auf dem spanischen Thron mit gutem Rath gedient, brauchte die Mutter jetzt nicht um die Zukunft ihres Sohnes zu bangen.

Man wird sagen: So treten wir also doch noch nicht ein in die krieglose Zeit? Doch! Dass sich der Aufstieg zu einer höheren Stufe der Gesittung nicht ganz ohne Begleiterscheinungen, die noch den Charakter des Vergehenden tragen, vollziehen würde, war vorauszusehen (ist auch von mir immer betont worden); nur das galt und gilt nach wie vor (mir wenigstens) als unumstössliche Gewissheit: „einen Krieg zwischen den grossen Culturnationen erleben wir nicht mehr." Spanien rechnet weder unter die grossen, noch gar unter die Culturnationen. Der Krieg, der angesagte, uns, man könnte fast sagen, seit Jahr und Tag „versprochene" sogenannte grosse Weltbrand kommt nicht; fällt aus; fällt dauernd aus. Neben seinem eigentlichen Zweck wird der amerikanische Züchtigungskrieg auch ein Gutes im Gefolge haben: die Erscheinungen, die ein moderner Krieg mit sich bringen würde, sind uns, wenn auch nur in sehr abgeschwächter Form und Gestalt, gezeigt worden. Einigermassen gewissenhafte und empfindungsfähige Menschen, die über Krieg oder Nichtkrieg zu entscheiden haben, werden angesichts dieser Erscheinungen ernsthafter noch als bisher an der „Verwirklichung" des Friedens arbeiten. Auch die Sorge, dass durch diesen Krieg das kriegerische Gelüst mit seinen theilweis sogar unnöthigen Begleiterscheinungen innerhalb der Culturwelt überhand nehmen, und sich auch in seinen Auswüchsen (Militarismus) auf das bisher in dieser Beziehung unberührte amerikanische Volk übertragen könnte, ist unbegründet: Der gesunde Sinn der Amerikaner wird derartigen Gefahren rechtzeitig wehren. Dass

eine solche Gefahr besteht, übersehen die Amerikaner nicht. Eins ihrer verständigsten Organe, die „New-Yorker Staats-Zeitung“, schreibt im Anschluss an eine Rede des früheren Präsidenten Cleveland, die sich gegen den sogenannten Imperialismus (ein im amerikanischen Sinne falscher, also nur so genannter Patriotismus) wendet: „Die Unehrlichkeit, die Verwaltigungsgelüste der Parteien, die Corruption der Machthaber würden grenzenlos werden; das Soldaten-Element würde in seinen Anmassungen nicht mehr zurückzudrängen sein, und der Patriotismus, oder was man in solchen Zeiten darunter versteht, würde für jenes Element aufgeboten werden. Dagegen würde es um so schwerer halten, wirkliche oder vermeintliche Interessenkonflicte zu vermeiden, und daraus hervorgehenden sectionellen Geist durch wirklichen Patriotismus im Zaume zu halten. Dabei mag die materielle Prosperität sich ja ganz gut entfalten, wenigstens für die herrschenden Klassen, aber der Klassengeist wird immer schlimmer werden, und die rücksichtlose Ausbeutung wird schliesslich zum Bruche führen, da ein solches System weit weniger im Stande wäre, den Staat zum Schutze der Ausgebeuteten aufzubieten, wie es unter monarchischen Systemen mit einem Anflug von Wissenschaftlichkeit und Humanität geschieht. Das ist das Prognosticon, welches der Entwickelung der Union unter der Herrschaft der Imperialisten zu stellen ist. Wenn sie zurückgedrängt werden sollen, im Interesse all' dessen, was die idealen Seiten der Union bildet, so muss es durch die strikte Beschränkung des Krieges auf seinen in der Kriegserklärung definirten Zweck und durch entschiedene Verwerfung des Militarismus als Factor in der künftigen Entwickelung des Landes geschehen.“

In dieser „stricten Beschränkung“ sind zugleich alle anderen Voraussetzungen enthalten, unter denen wir dem Vorgehen Amerikas mit derjenigen Sympathie gegenüberstehen dürfen, die unserem Gerechtigkeitsempfinden zumeist entspricht, und die das Volk Amerikas, wie es uns erst kürzlich dessen Botschafter in Deutschland verkündete, von uns erwartet. Diese weise Beschränkung — wie sie, vorbildlich auch für Amerika, der erste Hohenzollernkaiser jederzeit übte — wird seine erziehliche Wirkung gegenüber den anderen Culturvölkern sicher nicht verfehlen. Einigermassen zur Vernünftigkeit erwachte oder erwachende Völker werden, angeregt durch das, was sich soeben auf unserem kleinen Planeten abspielt, anfangen, ernsthafter als bisher über die Anforderungen der Gesittung und der Gerechtigkeit, der Moral und der Ordnung nachzudenken. **M. v. Egidy.** (In der „Versöhnung“.)

Das Geschenk des Admirals Sampson.

So ist es denn erreicht! So hat denn der schleichende Gang der kriegerischen Ereignisse in den cubanischen Gewässern den erwarteten Knalleffekt gebracht, so flogen denn die Tausende von Menschenleibern entseelt und verstümmelt zur Erde, so sanken denn die Millionenkolosse der grossen Panzerschiffe vernichtet und verbrannt in die Fluthen. Die Bestialität des modernen Heldenthums und moderner Politik hat ihren Lauf genommen, und zu den abscheulichsten Konsequenzen stieg sie empor und brachte Tod und Verderben, Mord und Vernichtung über blühende und zum Leben berechtigte Gestalten. Herr Admiral Sampson,

der Führer der amerikanischen Flotte, rühmte sich, diese zerschossene Millionenflotte mit der Kadavergarnirung ihrer zur Bedienung gezwungenen Söhne des Volkes, eines fremden Volkes natürlich, der amerikanischen Nation zum Geschenk an ihrem Nationalfeiertage dargebracht zu haben. Ein schönes Geschenk, und wahrlich des Jahrhunderts würdig! Des Jahrhunderts würdig, das in seinem blutigen Verlaufe und trotz der grossen Wehen seiner, einen neuen Frühling verheissenden Umwälzungen auf allen Gebieten des Wissens und der Arbeit nichts gelernt und nichts vergessen hat.

Am selben Tage als der amerikanische Admiral seine traurige ihm auferlegte Pflicht des Mordes und der Vernichtung als eine That auffasste, die eine grosse Nation ehren könnte, an demselben Tage als er die Tausende von Santiago de Cuba dem kühlen Erdboden oder den nassen Fluthen überantwortete zur höheren Ehre dieser Nation, die ihn ausgesandt, an diesem Tage ging nicht weit entfernt von dem Schauplatz jener That ein französisches Passagierschiff unter und über sechshundert Menschen fanden ihr Grab in den Wellen. Die gesammte Welt ist ob solchen Unglücks entsetzt. Der Jammer und das Elend der so plötzlich um das Leben Gekommenen wird nachgefühlt innerhalb der ganzen Kultursphäre unserer Erde. Das Mitgefühl erwacht, eine neue Art des Mitgefühls, das internationale, das plötzlich alle Schranken des von der Diplomatie festgestellten Gefühlskomments durchbricht und das dem anderswo Wohnenden dieselben Attribute der Menschlichkeit und des Fühlens unterlegt wie dem in denselben Landesgrenzen Geborenen. Es war ein französisches Schiff. Wer fragt nach der Herkunft, wer kümmert sich um die Nationalität der Unglücklichen, wer um die Staatsangehörigkeit der bedauernswerthen Zurückgebliebenen? Die Details des entsetzlichen Ereignisses erwecken nur e i n Gefühl, das Gefühl des Mitleides, und die müssigen Fragen nach der politischen Zugehörigkeit verstummen vor der Allgewalt des Jammers. Und ist es nicht merkwürdig? Was hier die ganze Welt bewegt und ausser Fassung bringt, dieses Unglück, das durch Zufall und Schicksalstücke herbeigeführt ist, es ist nur ein kleiner Theil desselben Unglücks, das sich in viel grausamerer Gestalt am selben Tage am Schauplatz des cubanischen Krieges abgespielt hatte. Nur mit dem Unterschiede, dass sich dort das unabwendbare, ausserhalb menschlicher Macht Gelegene ereignete und sich hier mit kalter Berechnung etwas von Menschen Gewolltes, von Menschen Berechnetes zutrug. Und doch, sind die Opfer der spanischen und amerikanischen Flotten und Armeen nicht ebenso, nicht in viel höherem Masse zu beklagen, ist hier nicht ein Urheber vorhanden, den man für das Unglück verantwortlich machen könnte, während dort nur ein tückisches Walten des Zufalls vorlag? Aber nein, während sich hier das Mitleid regt, regt sich dem grossmüthigen Geschenke Sampsons gegenüber die Bestie. Man bewundert den Helden, und es giebt nicht Wenige, die die Nation um diesen Tag beneiden. Kaltblütige Menschen in den anderen Ländern, die ihren Beruf darin finden, in ähnlichen Situationen ebenso handeln zu müssen, studiren die Lehren des Ereignisses von Santiago, und kluge Spekulanten treffen nach Abwägung der durch jene Schlacht geschaffenen politischen Chancen ihre Börsen-Arrangements. Europa, dasselbe Europa, das den Untergang der „Bourgogne“ beweint, stand müssig vor den Wällen von Santiago und sah dem kommenden Gemetzel entgegen.

Mit kaltblütiger Berechnung sitzen die Diplomaten des alten Erdtheils an ihren grünen Tischen, deren es leider immer noch zu viele giebt, und tauschen behaglich ihre Noten aus, aber Keiner unter ihnen ist von dem neuen Geist besessen, der ihm zurufen könnte: es sei genug. Keiner unter ihnen wagt sich zu erheben, um seine Stimme im Dienste der Humanität ertönen zu lassen und den verhetzten Völkern zuzurufen, dass sie niemals ihren Vortheil treiben bei solch brutalem Beginnen, sondern ihren Nachtheil, ihr eigenes Verderben.

Und doch hätte Europa, wenn es in seinen politischen Geschicken von modernen Menschen geleitet wäre, die Macht, die Interessen der Humanität zu vertreten. So wie es handeln würde, wenn der Krieg seine eigenen Interessen schwer streifen wird, so hätte es handeln können aus nicht egoistischem Interesse, im Dienste der Menschlichkeit. Aber der Tag ist noch nicht gekommen, wo solche Erwägungen die Lenker der Staatengeschicke leiten. Noch ist der alte Erdtheil mit seiner Jahrtausende alten Blutgeschichte in den primitivsten Anschauungen der Barbarei befangen, und kurzsichtige Diplomaten regeln ihre Thaten noch nach dem alten Komment der Schiess- und Stechlogik vergangener Zeiten.

Aber wie lange noch werden die Vertreter des Geistes, die Apostel der Humanität, diejenigen, die das allmächtige Zusammenwirken, die Zusammengehörigkeit der Völker, die das rein Menschliche im Laufe der Ereignisse erkannt haben, wie lange werden sie noch ruhig zusehen, wie sich die Blutkomödien abspielen, wie diese alltäglich im Interesse und im Dienste einiger Weniger neu vorbereitet werden? Giebt es bei den Trägern des Geistes nicht doch noch mächtigere Waffen, wie unter den Trägern des Säbels, den Schleuderern der Granaten? Sind die Anhänger des grossen, Welt und Menschheit erlösenden Gedankens nicht mächtiger, nicht stärker als die Brüderschaft der Spekulanten und der Gauner, die durch ihre Narcotica von Ehre und Ruhm das ganze Unheil dieser Welt bereiten? Sie sind es! Und der Tag wird kommen, wo der grosse Kampf zwischen Barbaren und Hellenen entbrennen wird, wo es nur zwei Parteien geben wird in der Kulturwelt, die Partei des neuen und die des alten Geistes. Der Tag wird kommen, wo die irregeführten, zur Schlachtbank stets zubereiteten Völker ihre traurige Rolle erkennen lernen werden, und dieser Tag wird der Tag des Gerichts sein für die Taschenspieler, für die Komödianten des Ruhmes und für die falschen Verherrlicher des Schlachtenmordes.

Dann wird das Buch der Geschichte sich schliessen über dem grossmüthigen Geschenk des amerikanischen Admirals, und die Menschheit wird sich erlöst finden aus solchen Widersprüchen, in denen sie sich zeigt als Klagende über die Opfer der Bourgogne und als Hurrahrufende an den Wracks und an den Gräbern von Santiago.

Alfred Hermann Fried.

Der Strike der Könige.

(Schluss.)

Manifest der von den Völkern Europas zur Thronbesteigung aufgeforderten Abkömmlinge der alten Fürstengeschlechter.

Völker Europas!

Dank und liebevollen Gruss zuvor!

Nachdem wir ein volles Jahr der Erforschung unserer Gewissen, den Berathungen mit weisen, staatserfahrenen Freunden, und der eingehendsten Prüfung der geschichtlichen Resultate und der Probleme der menschlichen Entwickelung und Solidarität gewidmet, sind wir in ausnahmsloser Uebereinstimmung zu dem schmerzlich opfervollen Entschlusse gelangt, die durch Eure Vertrauensmänner uns vorgelegten ehrenvollen Anträge nicht anzunehmen, weil wir sie nicht annehmen dürfen.

Diese Eure Anträge entspringen allerdings der klaren Erkenntniss gegenwärtiger, sich täglich steigernder Missstände und Schwierigkeiten, die Euch die pietätvolle Wiederbelebung tausendjähriger, ehrwürdiger Formen und Institutionen im Lichte des einzig rettenden Ankers erscheinen lassen. Dieser Gedankengang wurzelt aber in der Verlegenheit und Noth der Stunde, in der Unklarheit und Illusion der Leidenschaft, und brächte er es zu Früchten, so hiessen sie Enttäuschung, Zweifel und Verzweiflung. —

Wir Sprösslinge der alten Fürstengeschlechter, der legendären Völkerhirten und Staatengründer, wären nicht würdig, ein menschliches Antlitz dem Strahl der Sonne zu zeigen, wenn der höchste und edelste Ehrgeiz, die Möglichkeit, Gutes im reichsten und unbeschränktem Maasse zu wirken, unsere Geister nicht emporhöbe, unsere Herzen nicht entflammte. Das Opfer unseres Glückes, unserer Ruhe zu bringen, dem Mordstahl des Wahnwitzigen furchtlos zu trotzen, Hass und Verkennung sich an unser Gedächtniss heften zu sehen, Hosiannah und Kreuzigerufe unverderbt und unerschreckt hinzunehmen: das Alles wäre nichts als Berufspflicht und Schuldigkeit eines rechtschaffenen Fürsten. Und weh' uns, wenn Feigheit und Geistesträgheit uns zu berathen vermocht hätten!

Allein, jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth! Unser Lohn wäre die Beglückung, wenigstens der Glaube an die Hoffnung auf die Beglückung der Nationen, der Menschheit, durch die Monarchen. Diese Hoffnungen sind ausgestorben in unserer Brust. Hoffnungslos würden wir unsern Thron besteigen; als unfruchtbar, ja schädlich erschiene uns vor Geist und Gewissen das gebrachte Opfer.

Denn weder der Republik noch der Monarchie ist verliehen, die Menschen für das Glück, den Frieden, für wahren Fortschritt, für Sittlichkeit und Beseligung zu erziehen. Und vermöchte dies eine der beiden Institutionen, so wäre es heute eher die Republik, als die zeitgemässere Form, die der nagenden Skepsis, welche sich der Monarchie gegenüber gar bald einstellen würde, besser Stich hält, und die geistigen und materiellen Kräfte der Völker besser entbindet und beschäftigt als die Monarchie.

Ihr glaubt uns zu ehren, indem Ihr Kronen auf unsere Häupter zu setzen verlanget. Allein keine Ehrung ist's, vielmehr eine Ueberschätzung; und gefährlichste Selbstüberschätzung bei uns wäre es, wenn wir Eurem Wunsche entsprächen. Auch wir fühlen uns gerade wie Ihr Euch selbst als schwache durch die Grenzen des Menschlichen beschränkte Menschen. Sollten wir von fehlerhaft gedachten Institutionen uns trotz des empörten Aufschreis unserer Gewissen zu Nutz und Frommen stumpfer Gedankenlosigkeit Verantwortungen aufdrängen lassen, unter welchen unsere Schultern zusammenbrechen müssten? Wir sind nun einmal weder Götter noch Engel, nicht ein-

mal Uebermenschen, die vom Jenseits von Gut und Böse herüberwirken, und denen Loos und Leben der viel zu Vielen keinen Kopfschmerz bereitet. Der Philister will ruhig schlafen und geniessen, und er hat damit ganz Recht. Dann soll er aber auch die Augen öffnen, den nothwendigen Jammer seiner albernen Kriege, Rüstungen, seiner hohen Politik, seiner Steuerschraube, seiner Vergeudungen voraussehen und vermeiden; er soll aber nicht Wind säen, und ein Gesicht schneiden, wenn er Sturm zu ernten bekömmt. Seiner Denkfaulheit zu Liebe soll dann der Monarch Todesurtheile, Kriegserklärungen unterschreiben, soll mit als Militärattachés verkleideten Spionen Artigkeiten, ja Händedrücke wechseln, soll die weithin sichtbare Zielscheibe für den Hass und die Verwünschungen abgeben, die Eure feierlich als Gesetze verkleideten Thorheiten entfesseln müssen. „Sie lastet schwer, des Bürgergrolles Stimme. Die Schuld entpresster Flüche wird bezahlt“ ruft ein weiser Greis im Agamemnon des Aeschylus. Und muss gerade ein Einziger, der Monarch, zum Hauptzahler, zum Sündenbock ausersehen sein, während in der Republik eine Art von Anonymität die Verantwortlichkeit vom Einzelnen auf die Massen abwälzt, denen sie mit Recht zufällt. —

1896 schrieb ein Prager Professor des Strafrechts, August Finger: „Es giebt zwei Arten Gesetze, die einen sind von absoluter Dauer und Allgemeinheit, die anderen sind flüchtige Produkte der Verblendung und des augenblicklichen Zwanges der Umstände. Dem, der letztere übertritt, wird eine vorübergehende Schande, die oft die Zeit auf jene überträgt, die die Gesetze geben. Es giebt ewige Wahrheiten und Märtyrer der Wahrheit!“ — Müssen wir es sein, die so oft trotz eigener besserer Einsicht, Euch zum Märtyrerschaffen unseren Arm, unseren Namen zu leihen hätten?

Führwahr, nicht das ärgste Scheusal auf dem Thron, von dem die Geschichte berichtet, nicht Caligula, Nero, Dschingis-Khan, Iwan der Grausame, nicht Heinrich VIII. und Karl IX. hat je den tausendsten Theil der Unthaten verübt, deren Möglichkeit ihm die rohe Unbeholfenheit der Institutionen, die Speculation auf seine Schwächen, die Schlechtigkeit der Berather, der Selbsterhaltungsdrang der Einzelnen, mit furchtbarer Lockung auf dem Präsentirteller darbrachte. Solcher Belastungsprobe werden wir uns nicht unterziehen, und wir werden nie vergessen, dass der edelgesinnte russische Alexander I. einem Höfling, der ihm gegenüber die Monarchie vertheidigte, und das Glück des Volkes unter einem solchen Monarchen pries, unwillig erwiderte: „Vergessen Sie doch nicht, dass, selbst wenn Sie Recht hätten, ich doch nur ein glücklicher Zufall wäre.“ Und ewig wird Lord Byron Recht behalten „Selbstschändung liess die Strasse frei für Knechtesfrohn und Tyrannei.“

Wir kennen sehr wohl die Axiome der constitutionellen Monarchie, die Monarchen und Völkern Muth machen sollen, es immer wieder noch einmal mit einander zu versuchen: „The king can do no wrong; le roi règne mais ne gouverne pas; der König in der constitutionellen Monarchie ist nur das Tüpfelchen auf dem i.“ Uns aber kann eine solche Fiction und Unaufrichtigkeit am allerwenigsten zur Beruhigung gereichen. „Mit Ministern schanzt der König, klüglich sein Gewissen ein“ ruft der Bettler in Calderons El gran teatro del mundo dem

König zu. Ja, die constitutionellen Monarchen sind vielleicht um so beklagenswerther, als ihr Hauptverdienst der Theorie nach nur darin bestehen kann, sich als die höchstgestellten Staatspensionäre zu betrachten, sich mit Repräsentationspflichten und mit einem Sanctions- und Vetorecht zu bescheiden, welches dem Drange der Verhältnisse und der Hartnäckigheit der Parteien fast nie Stich hält. Entweder müssen sie häufig mit verschränkten Armen ruhig zusehen, wie das geschieht, was ihnen in der Seele zuwider, was oft ihrem Gewissen als Frevel erscheint, oder sie setzen ihren oder ihres Ministers Willen unter Preisgebung ihrer constitutionllen Pflicht durch. Letzteres oft in jahrelangen Perioden des Confliktes mit den Volksvertretungen und mittelst post festum nachgesuchter Indemnitäten, falls man gesiegt hat. Solcher Scheinconstitutionalismus wäre am wenigsten nach unserem Herzen. Die Geschichte ist überreich an Fällen, in denen allerdings the king has done wrong, in denen le roi a gouverné, in denen das Tüpfelchen auf dem i gewaltiges Unheil zu stiften vermocht hat. —

Kurz, die Regierungsformen und Verfassungen der einzelnen Staaten sind verhältnismässig nebensächlich gegenüber den über die gesammte Menschheit sich ausspannenden Verhältnissen und Weltinstitutionen eines bestimmten Zeitalters, unter deren beherrschendem Walten jene ihre Wirksamkeit zu entfalten genöthigt sind. Gesetzt z. B. die Republik wäre im Allgemeinen die bessere und reichere Staatsform, so wäre doch eine Welt von lauter Monarchien, in welcher der Krieg principiell ausgeschlossen, in Bezug auf brüderliches Zusammenleben der Völker offenbar besser daran, als eine Welt von lauter Musterrepubliken, in der Krieg und Rüstung noch bestünden.

Das ist ein wichtiger Fingerzeig! Die Lebensfunctionen eines organischen Ganzen, eines Gesammtorganismus müssen erkannt, ihnen muss Rechnung getragen sein, wenn der Theil, das einzelne Glied gedeihen soll! Die Staaten, die Nationen sind Theilglieder eines Menschheitorganismus, dessen Gesetz der innigsten Solidarität heute von Euren Weisen erkannt, von den Staaten, den Regierungen und den Massen aber noch nicht begriffen, anerkannt, durchgeführt und geschützt ist. — Die natürliche, unausweichliche Folge ist die Verschiebung und Verzerrung aller sonst noch so richtig gedachten und wohlgemeinten Institutionen, die es unternehmen, dem Theil auf Kosten des Ganzen zu Behagen, Glanz und Ansehen zu verhelfen. Eure Staaten mit ihren politischen Grenzen, mit all' den in ihrem Rahmen wirkenden Institutionen sind, wie dies nicht anders möglich war, empirisch-historische, nicht mit der Richtung auf den Menschheitgedanken orientirte Produkte der Entwicklung. Als Producte des Dranges nach Befriedigung roher nächster Bedürfnisse vergleichsweise roher Zeitalter, und mangelnder Einsicht in das Getriebe des grossen Ganzen, konnten sie der gebotenen Rücksicht auf die herrschende Stellung dieses letzteren unmöglich gerecht werden. Und so erklärt sich all' das Absurde und all' die Glückvergeudung in unseren Zuständen.

Gerade wie vor mehr als einem Jahrhundert italienische Heere bei Adua aus Kanonen niedergemäht wurden, die Italien dem Kaiser Menelik ad captandam benevolentiam zum Geschenke gemacht hatte, so exportiren unsere Industrien noch heute Waffen, unsere Armeen

Instructeure an barbarische Staaten, die morgen unseren Landungstruppen Verderben und Tod entgegenschleudern werden. —

Wir alle fühlen tief, wie sehr der unsterbliche Schiller noch heute recht hat: „Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig, sind sie in corpore, gleich wird auch ein Dummkopf daraus.“ Der Grund der merkwürdigen Erscheinung aber ist nur der, dass der Einzelne, und wäre er der Weiseste und Musterhafteste in seiner eigenen Lebensführung, so wie er zu öffentlichem Wirken in Staat und Rath berufen wird, in eine unentrinnbare Einklemmung geräth zwischen den ungeschriebenen, ewigen Gesetzen, von denen die Antigone des Sophokles spricht, die in der Würde und dem Gewissen des Menschen als Weltbürger wurzeln, und den jenen so häufig widerstreitenden staatlichen und pseudopatriotischen Berufspflichten. Die vielen spitzen Winkel der Berufspflichten sollten aber alle von dem einen grossen rechten Winkel der Menschenpflicht vollkommen umfasst werden, kein einzigesmal sich mit ihm schneiden. Dies ist das Hauptkriterium aller Institutionen.

Wenn schon der Einzelne, will er sein Leben als harmonisch zielvolles Lebenskunstwerk darleben, will er in Beruf, Kunst oder Wissenschaft Tüchtiges leisten, sich unverbrüchlich von einem wohldurchdachten Plan leiten zu lassen hat, so muss offenbar für die Erdmenschheit ein Leitungscentrum, ein Menschheitsgehirn, um so unentbehrlicher sein, soll sie die Aeonen ihrer Entwicklung nicht blind tappend in dunklem Drange, sondern heller Leuchte auf rechter Bahn zielsicher nachschreitend durchmessen.

Das Heil kann nur im Weltbund, in der Weltverbrüderung liegen, mit einem geistigen Focus als Weltcentrum. Dieses Centrum ist der Staatsmännercongress der leitenden, auf höherer Entwicklungsstufe stehenden Staaten. Ihre Delegirten würden im Congress jene Anzahl Stimmen ausüben, die der Zahl der Bürger ihrer Staaten entspricht, also für je eine Million Stimmen z. B. eine Stimme. Dieser Congress würde als richterliche, überstaatliche Behörde mit Krieg, Staatsstreich und Revolution aufräumen, da der Zwist zwischen Staaten wie zwischen Volk und Regierung im Staate, seinen Richter fände, Die Contingente der verbrüderten Staaten hätten den Richtersprüchen des Congresses die Sanction des Zwanges gegen revolutionäre Staaten, Völker und Regierungen zu leisten. Jene Halbstaaten zweiten und dritten Ranges, die gegenwärtig als Ausbeutungsobjecte und Protektorate die Zankäpfel der civilisirten Staaten bilden, hätten im Congress den wahren Protector, der die Machtsphären der höheren Staaten fest zu umschreiben, und in wohlwollender Bevormundung die Eingliederung der bundesfähig Gewordenen in den Weltbund vorzubereiten hätte. Die heute so argusäugig und eifersüchtig überwachte und überschätzte Souveränität der Staaten wäre dann nicht culturfeindliche, richterlose Anarchie, sondern vielmehr wahrhaft geschützte, die Nationalität, Sprache und alle edlen Lebensgüter verbürgende, Selbständigkeit. Die Bahn für den echten, reformatorischen, nicht zerstörenden Socialismus wäre frei.

Die Erdkugel wird täglich kleiner, denn täglich schrumpfen die Entfernungen ein; und weil einander näher, stossen sich immer härter im Raum die Sachen. Stossen und Schlagen, Sengen und Brennen

aus der Welt zu schaffen, aus dem Jammerthal Erde den Garten Gottes zu machen, steht bei Euch. Völker Europa's! Wahret Eure heiligsten Güter! Gründet den Weltbund! —

Also sprachen die weisen Fürsten zu den unweisen Völkern Europas. — Und hier endet meine Erinnerung an den Inhalt der Traumlectüre des an die Völker gerichteten Fürstenmanifestes. Spann der Traum sich weiter fort, so weiss ich die weitere Entwickelung doch nicht in's Gedächtniss zurückzurufen. Es scheint mir aber, dass ein unruhiger Halbschlummer in den Morgenstunden folgte, und ich weiss, dass mein erster Gedanke beim Erwachen war „Strike!"

Im selben Augenblicke trat die Aufwärterin ein, mit Morgenkaffee und Morgenblatt. Ich griff nach den Telegrammen. Gleich das erste fettgedruckte Wort war:

Strike! — Noch zitterte mir der Traum nach im Gemüthe, mein Herz pochte gewaltig und das Blatt entfiel meinen Händen. — Dann las ich nochmals:

Strike! — der Hamburger Hafenarbeiter!

Epilog.

„Tempelherr: Ich muss gestehen.
Ihr wisst, wie Tempelherren denken sollten.
Nathan: Nur Tempelherren? Sollten blos!"
(Lessing's Nathan der Weise.)

Moritz Adler.

Sieg der kleinen Glocke.*)

„Das ist mein Gebot: Liebet einander
„wie ich euch liebe.
(Ev. v. Johannes C. 15, V. 12.)

Auf dem hohen Thurme einer grossen Stadt hieng eine Glocke. Sie war sehr gross und volltönig und so alt, dass die Ränder ihrer Wände schon längst abgenützt waren und die Inschrift auf denselben ganz unleserlich wurde.

Mehr wie einmal hat man ihren Schwengel gewechselt und rings herum neue Glocken gehängt, viele Verbesserungen auch auf dem Glocken-Thurme selbst gemacht; die alte Glocke aber blieb unverändert und prangte ebenso stolz auf dem Thurme, wie an jenem für sie unvergesslichen Tag, als man sie mit Feierlichkeit aufgezogen. Wechselten bei der Glocke auch die Glöckner, ihr Ton selbst aber, tief und mächtig, blieb ein ebensolcher, wie damals als sie noch neu war und hell in ihrem Metall erglänzte; nur eine grössere Anzahl anderer Glocken begleiteten rings herum ihren mächtigen Ton. . . .

Auch viele andere Veränderungen sind ringsherum geschehen, aber sie berührten die alte Glocke nicht und sie sieht von der Höhe ihres Thurmes und kennt alles und drückt ihren Stolz darüber durch mächtige und starke Töne aus. Diese aber sind als Reden nur den Glocken allein verständlich; zwar pflegt die alte Glocke nicht sich mit den anderen zu unterhalten; sie liebt es nicht, mit ihnen ihre Gedanken auszutauschen,

*) Diese kleine Skizze ist uns direct aus Russland für „Die Waffen nieder" zugegangen und freuen wir uns immer, wenn auch von so weit her Beiträge an unsere Revue gelangen, die uns Beweise von Gesinnungsgenossenschaft bieten.
Die Redaction.

denn sie sind sehr klein und neu im Vergleich mit ihr: könnten sie ihr denn etwas neues oder Interessantes mittheilen?

Doch eines Tages hat man am äussersten Ende der Stadt, auf einem niederen Thurme eines ganz einfachen und neuaufgebauten Tempels eine neue Glocke aufgehängt. Dieselbe war nicht gross, aber ihr Ton — weich und lieblich — fing an, sich ausdauernd rings herum zu verbreiten, drang auch bis zur grossen Glocke und übertönte manchmal selbst ihren feierlichen, tiefen Ton. Zuerst bemerkte die grosse alte Glocke das selbst. „Grüner Junge," sagte sie endlich in tiefem Bass, „willst Du vielleicht hier grösser sein als ich?" „Nein, das ist überflüssig," mit einschmeichelnd weicher Octave ertönte jene zur Antwort, „ich bin doch ebenso wie Du aufgehängt, um die Leute zum Gebet zusammenzurufen und wirklich, ist das nicht ganz gleich, wer anfängt, zu diesem Zwecke zu läuten? Ueberdies habe ich einmal gehört, dass auch die Ersten die Letzten sein werden und die Letzten die Ersten. Ich versuche nur, in den Leuten lautere, reine Gefühle zu erwecken und freue mich, wenn mein Ton einmal mehr in ihre Herzen dringt."

„Welches Selbstvertrauen!" tönte spöttisch die grosse Glocke, „glaubst Du Neuling, dass der Laut meiner Stimme nicht bis zu ihnen dringt, oder dass er ihnen unangenehm ist? Und Dein Reden so frech, hört man hier erst zum ersten Mal! Nicht genug, dass Du damit anstrebst, der Erste zu sein und mich beleidigst, beschimpfst Du auch alle anderen."

„Gewiss, wir sind vollkommen einer Meinung mit Dir, verehrte alte und grosse Glocke", ertönten die übrigen Glocken, „die dreisten Reden sind auch für uns, die wir älter und lauter als sie, eine Beleidigung. Auch unter uns findet sich ein Nachfolger, Deiner würdig nach der Grösse und dem Tone, umsomehr, als wir schon genug Deinen Charakter erlernten und Dein Leben selbst kennen."

„Aber, meine Damen, ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich keinen Vortritt wünsche und wenn ich auch mich von Ihrem einstimmigen Chor durch meinen Ton ausscheide, so ist dies wirklich nicht meine Absicht ... vielleicht ist schon mein Kupfer ein solches oder der Meister selbst Schuld daran", sprach das neue Glöcklein bescheiden.

„Was, was? Hört! Ihr Kupfer und ihr Meister sollen besser sein, als die unserigen?" läuteten entrüstet die alten Glocken im Umkreis. „Weisst Du auch, dass wir nicht wenig Silber, Geschenk von reichen Leuten, enthalten und dass man uns um vieles Geld und immer nur auf Bestellung gegossen hat; Du aber bist ohne Zweifel auf dem Markte gekauft und ..."

„Das wird einfach unerträglich", unterbrach donnernd die grosse Glocke, „es ist die höchste Zeit, sie endlich zu belehren, mit wem sie zu thun hat! Ich enthalte Silber allein fast ebensoviel, wie sie im Ganzen wiegt und mein Kupfer ist aus grossen alten Kanonen genommen, die auch schon früher genug auf der Welt bekannt waren. Als mich aber der gelehrte Deutsche goss, da hat man den Leuten geboten, zu fasten. Urtheilen Sie selbst, wovon ich abstamme, und ob ich allgemeiner Verehrung würdig bin, da mein Kupfer schon früher den Respect und Schrecken erzwang. Das war eine herrliche Zeit meine Damen! Die feurigen Pferde haben mein glänzendes Kupfer durch Fluren und Wiesen auf Rädern gezogen. Die bewaffneten Krieger pflegten mich wie Ammen und schützten mich überall vor den Leuten und selbst vor dem Regen und Schnee. In Schlachten, bei Belagerungen, überall wo man gekämpft hat, hatte ich den ersten Platz; die breite Mündung speite

Feuer und Eisen, säete Schrecken und Tod, riss aus den Reihen hunderte der Feinde aus und zerstörte ihre Städte und Dörfer; die schweren Räder sanken bis zu den Achsen in die Erde, manchmal aber in Blut und in zerfleischte noch athmende Körper hinein... Wenn aber unsere Fahne stolz auf den Thürmen oder im Lager der Feinde wehte, und Tausende von ihnen im Staub niedergeschmettert lagen oder in schimpfliche entehrende Sclaverei geschleppt wurden, dann verkündeten die triumphirenden Salven von Geschützen überall den Sieg des Feuers und Eisens über sie, übertönten alle Thränen und alles Stöhnen und die Krieger theilten lustig die Beute beim Licht der brennenden Hütten und tranken Wein auf Gesundheit der Führer und auf meinen Ruhm!... Es geschah manchmal, dass ich die Eigenen treffen musste, ebensolche Meuterer wie die neue Glocke einer ist, welcher ich mit Vergnügen eine Kanonenkugel geschickt hätte. Schade nur, dass mein Kupfer auf etwas anderes verwendet wurde. Das ist wahr, es war mir hier gegeben zu arbeiten und zu triumphiren, indem ich mit meinem Läuten die Siege feiere, mich freuend über Vernichtung feindlicher Fluren und feindlichen Lebens. In den Tagen aber des seltenen Friedens rief ich laut das Volk zu den häufigen Hinrichtungen von Ketzern und verschiedenen unruhigen, auflehnenden Menschen, indem ich die Qualen der Hingerichteten übertönte und die Anderen abschreckte. Ich verbreitete mit meinen lauten Tönen den Schrecken auch während verschiedener Unglücksfälle im Land, und so viel solches Läuten ertönte, so weit ich mich erinnern kann, dass Du, Zwerglein, dabei schon längst in Stücke gegangen wärst. Nun, damals war mein Ton voll und mächtig und wenn ich auch jetzt zum Gebet läute, so bin ich doch auf das Alte stolz und überzeugt, dass man dieses wieder aufrütteln wird.... Jetzt werden wir sehen, was alle meine Glocken-Schwestern dazu sagen werden und auch Du, elendiges Glöcklein."

„Wir sind ebenfalls stolz auf uns, wenn wir auch weit hinter Dir stehen," sprachen herum die Anderen, „auch wir haben Tod und Brände gesehen, donnernd und herrschend geläutet, geschreckt... und es ist nicht unsere Schuld, wenn jetzt alles herum ruhig und friedlich ist. Wir möchten Unruhen und Brände, die Tage der Aufstände und sonstiger Gewaltthaten kommen sehen; wir erwarten solche Tage, damit wir Dich, Du alte Glocke, begleiten könnten und die ganze Luft mit unseren mächtigen Kupfertönen erfüllen; wir haben längst genug zur friedlichen Andacht geläutet, es ist Zeit geworden, das Alte aufzurütteln, denn die Welt selbst ist nicht zum Frieden geschaffen. Es soll etwas dagegen sagen, dieses Glöcklein," fügten sie spöttisch hinzu. „Wirklich man hört es schon."

„Ich werde auch antworten," sagte die kleine Glocke, „mich, wie auch euch, hat man hier nur aufgehängt, um die Leute zum Gebet nach friedlicher Arbeit zusammenzurufen, und das ist unser Hauptzweck. Es ist wahr, man musste auch in traurigen Tagen läuten, aber es wäre besser, solche wären überhaupt nicht mehr und vergessen wir, dass sie früher waren... Es wäre besser, auf ewig zu verstummen, als solche Tage auch für die Zukunft zu wünschen... Wirklich, es ist keine grosse Ehre, seine Abstammung von einer Kanone abzuleiten, die, wenn auch sehr alt und überall bekannt, doch von allen verflucht war! Natürlich bin ich noch nicht sehr erfahren, aber ich fühle es und glaube, dass jene Tage unwiderruflich vergangen sind.... Vielleicht spreche ich deshalb so, weil ich noch jung bin, und man mit schwerer Mühe mein Kupfer direct aus

dem Innern der Erde geholt hat, so dass darauf noch Niemandes Fluch gefallen und es kein Blut benetzt hat.... Und während man mich gegossen hat, hat eine heilige reine Seele warm und inbrünstig zu unserem Herrn Jesus Christus gefleht, dass meine Stimme nur zum reinen Gebet und in den Tagen des allgemeinen Friedens und der brüderlichen Liebe ertöne ... Ebendeshalb scheidet sich mein frischer und weicher Ton aus Euerem groben, wenn auch einstimmigen Chore aus; aber ich kann ihn nicht mehr ändern und wozu denn? Wenn ich gegenwärtig unter euch vereinsamt bin, so glaube ich doch, dass Aehnliche mir nachkommen werden und Euch alle ersetzen. Ich fühle, dass diese Tage nahe sind und begrüsse sie mit meiner Stimme ...“

„Du bist ganz verrückt, Grünling!“ fielen wüthend alle Glocken über sie her. „Uns zu ersetzen, die wir so viele Jahre unentbehrlich waren und an deren Klang die Leute schon längst sich gewöhnt haben! Und durch wen? Durch ein Glöcklein, das kaum ein Jahr dahängt, und dazu noch irgendwo in der Oede ... Nie wird das geschehen und Du sprichst das nur darum, weil Du Krieg und Brände fürchtest, denn dann wäre Dein schwacher Körper nicht im Stande, die kräftigen und vielen Stösse auszuhalten und gerade diese sind unsere ganze Wonne und Stolz. Glaube mir: auch die Leute dürsten nach Blut und Schlachten, übrigens werden wir sehen, was Du singen wirst, wenn Du abgenützt bist und Dein Schwengel verändert wird, Du schwaches, unbedeutendes Ding!“

„Gilt es was es gilt, ich werde immer so tönen!“ kam ihnen die ruhige Antwort der neuen Glocke zurück, „wenn ich auch nicht lang lebe, so werde ich doch Zeit haben, einige versteinerte Herzen zu erweichen, und so die Arbeit den anderen erleichtern.“

„Du schwätzest Unsinn, Du wirst schon früher verstummen,“ donnerte die alte Glocke, „es kommt bald die Zeit des Oster-Läutens und erinnere Dich meiner Worte, Du wirst dann schon bersten. Wir aber waren und werden immer sein.“

„Selbstverständlich, unbestreitbar, sie wird dann schon bersten,“ bestätigten alle Glocken.

Und bald ist die Zeit des „rothen“ Oster-Läutens gekommen. Der mächtige Schlag der alten Glocke verbreitete sich vom hohen Thurme dröhnend durch die grosse Stadt und ihm antwortete das Echo von den Bergen. Nach diesen folgten nach und nach ebensolche mächtige Schläge des Kupfers, und das starke Läuten der grossen Glocke, begleitet durch alle anderen, ertönte ringsum und bedeckte mit seiner Stimme allen Strassenlärm.

Es läutete auch die neue Glocke; ihr süsser Ton klang weich vom Ende der Stadt her. Die Töne flossen, wuchsen und bedeckten bald mit Kraft das triumphirende Läuten der grossen und alten Glocke. Die grosse Glocke hörte dies und die ganze volle Kraft ihres alten Kupfers sammelnd, verstärkte sie erbost ihr stolzes Läuten; ihr halfen alle Glocken und übertönten fast schon ganz mit ihren drohenden Tönen die einsame Stimme des neuen Glöckleins; plötzlich hatte sich eine schneeweisse Hand auf die grosse Glocke gelegt und eine sanfte aber befehlende Stimme sagte: „Genug des Hasses und des Blutes.... Die Tage des Friedens und der brüderlichen Liebe seien von jetzt an! Verstumme, Du Stolze und Böse!“ Und die alte Glocke verstummte auf ewig und zersprang nach allen Richtungen, die neue aber läutete weiter fort und ihr Ton war noch

reiner und einschmeichelnder. Nach und nach gesellten sich alle anderen Glocken rings herum zu dieser, ihnen bis jetzt fremden Stimme und flossen mit ihr in einen mächtigen wunderbaren Accord zusammen. . . . . Die Leute aber sagten an diesem Tage freudiger als gewöhnlich: Christus ist erstanden, und folgten in der That seinem Gebote: lieben und verzeihen. Die kleine Glocke aber feierte ihren ersten friedlichen Sieg durch noch reinere und schönere Töne und noch mehr glaubte sie an die lichte Zukunft.

(Myschkin im Jaroslawer Gouvernement.) **F. Potiechin.**

Zeitschau. Wien, Ende Juli 1898.

Cervera's Flotte zerstört; Santiago de Cuba ergeben, Aufhebung der Verfassung in Spanien; weitere Ausrüstung der Häfen; ein mächtiges Emporflackern des (dort bisher unbekannten) Hurrahpatriotismus und chauvinistischen Eroberungsgeistes in Amerika: das ist der weitere traurige Verlauf des Krieges. Wohlgemerkt: wir Friedensfreunde finden verlorene und gewonnene Schlachten nicht darum traurig, weil sie von diesem oder von jenem Theil gewonnen oder verloren, sondern weil sie geschlagen werden. Den einzigen Vortheil oder Nachtheil einer entscheidenden Action bemessen wir nur nach dem Masstab: welche Chancen für den Abschluss des Krieges, und welche Nachwirkungen für das Fortschreiten der Menschheit auf der Bahn des Rechtes davon in Aussicht stehen. Oder vielmehr die Frage stellt sich so: durch welches Kriegsresultat wird das Rückschreiten der Menschheit auf jener Bahn ein geringeres sein; denn einen Rückschritt bedeutet die Mordpartie auf jeden Fall, ob sie von diesem oder jenem gewonnen worden. Ist es besser, dass der Moralische siegt? Mag sein — wenn nicht eben der Sieg ihn demoralisirte. . .

*

Eine Privatdepesche aus London vom 18. Juli an ein Wiener Blatt lautete:

Die Friedenschancen stehen nach den heutigen Depeschen sehr ungünstig. Mac Kinley und seine Berather sollen trotz der officiellen Danktelegramme über General Shafter sehr erzürnt sein, weil er, entgegen den kategorischen Washingtoner Weisungen, den Spaniern die Nachsendung ihrer Waffen einräumen wollte. Dieser Geist der Unversöhnlichkeit seitens der Centralbehörden findet seine Erklärung in der heftigen Sprache der Jingos, in deren Namen Senator Davis darauf besteht, dass Spanien unter das caudinische Joch gehe und Cuba, Portorico, sowie die Philippinen an Amerika abtrete. Davis ist Präsident des Senatsausschusses für auswärtige Angelegenheiten und sehr einflussreich. Die Gerüchte, wonach der französische Botschafter die Washingtoner Regierung Namens Spaniens über Friedensbedingungen sondirt habe, werden in Washington autoritativ und kategorisch dementirt. Gleichzeitig werden dort die in spanischen Blättern lancirten Friedensvorschläge als unsinnig verhöhnt. Andererseits kommen von Spanien keine guten Meldungen. Weyler soll der Königin-Regentin Widerstand bis zum äusersten empfohlen haben und auch die Minister, einschliesslich Sagasta's, wollen dem Verluste Portoricos, das immer loyal war, um keinen Preis zustimmen.

Später wurden zwar die Nachrichten über Friedensverhandlungen wieder günstiger, und die obige Depesche soll nur als typisch hier angeführt werden, um zu zeigen, mit welchem Eifer die Kriegspartei allenthalben für die Fortsetzung der Feindseligkeiten arbeitet, Stimmung macht und wie die Presse und die Depeschenbureaux dabei mithelfen.

Die entgegengesetzte Strömung macht sich aber doch auch schon fühlbar. Dazu gehört das Manifest der Catalonier. Von dem historischen Document, das von circa 40 Vereinen und 16 Zeitungsredactionen unterfertigt ist, mögen einige Sätze hier folgen:

„Die catalonische Union, erschüttert durch den Ernst der gegenwärtigen Verhältnisse, wendet sich an den gesunden Sinn des Volkes, um es aufzufordern, vor dem Abgrund, in den man es stossen will, Einhalt zu thun und zu überlegen. — . . Es ist schon spät, um die Irrthümer des cubanischen Krieges gut zu machen; wozu an die Schätze und an das Blut erinnern, die Spanien hätte sparen können, wenn es der Insel die Autonomie gewährt hätte als wir es sagten. Wir sind jezt zu Beginn eines gefährlichen Kampfes; noch wäre es Zeit, die alten Irrthümer — auf die wir hingewiesen haben — nicht wieder zu begehen. Das Benehmen der Vereinigten Staaten ist ungerecht, aber ist das ein genügender Grund, damit sich Spanien gänzlich zu Grunde richtet, indem es bei einem so ungleichen Kampf verharrt? Ist es praktisch, ist es vernünftig, sich so schmerzliche Amputationen zuzuziehen, wenn man durch Friedensschluss dieser Katastrophe vorbeugen kann? Wird es glorreicher sein, nachzugeben, bis unser Ruin vollendet ist? — Die modernen Kriege mit ihren vervollkommneten Kampfmitteln, mit dem Geldüberflusse, der ohne Mass vergendet wird, sind sehr wichtige Factoren. Wie ist — aller Donquixotismus bei Seite — unsere öconomische Lage? Der Handel in Stockung, die Papiere entwerthet, das Agio auf unsinniger Höhe (75%), die Fabriken müssen schliessen — die Bauern finden, dass es so nicht weiter gehen kann — womit sollen sie ganze Jahressteuern vorstrecken? Alle Kräfte des Landes werden erschöpft; wenn man das Krachen des allgemeinen Zusammenbruchs hört, ist es da nicht natürlich, dass der Selbsterhaltungstrieb uns den Schrei abringt: „Retten wir Catalonien!“ Die Catalonier haben doch nicht seit einem Jahrhundert auf diesem Erdwinkel mit heroischen Anstrengungen eine vorgeschrittene Cultur geschaffen, damit sie auf dem Altar des eitlen Gespenstes einer sogenannten nationalen Ehre, das nach dem Blute der Schlachten lechzt, hingeopfert werde. Es komme der Friede und sogleich! Man achte nicht die Opposition derjenigen, die die Vernichtung des Landes wollen, um auf den Trümmern ihre Herrschaft aufzubauen. Je früher der Frieden gemacht wird, desto mehr wird er zu unserem Vortheil und zu unserer Ehre gereichen.

Nun, wie man sieht: die neue Gattung „Friedenshetzer“ (wie ein erbitterter Amtskollege einst unsern Pfarrer Umfrid nannte) tritt in allen Ländern immer häufiger und zahlreicher in die Erscheinung. Die Gründung einer Friedensgesellschaft in Spanien wird nicht lange auf sich warten lassen. Thomas Buckle hat es vorausgesagt: dem Kriegszeitalter folgt das industrielle Zeitalter.

*

Andererseits: Die „Rüstungshetzer“ sind überall heftiger als je an der Arbeit. Admiral Goschen verlangt (nicht aus aggressiven Zwecken, Gott bewahre!) eine Vermehrung der englischen Flotte, die ungezählte Millionen Pfund Sterling kosten soll, aber sich angesichts der russischen Schiffsbauten als unerlässlich erweist. Ferner, wie man aus Rom schreibt, studirt der Marineminister Palumbo eifrigst die Mittel, durch welche der vom verstorbenen Minister Brin entworfene Plan für die Verstärkung der italienischen Flotte mit möglichster Beschleunigung durchgeführt werden könnte. Er pflegt mit dem Schatzminister Betrachtungen über weitere Erhöhungen des Marine-Budgets. In Schweden und Norwegen wird gleichfalls gerüstet, und eine sonderbare Erscheinung ist es, dass die beiden Unionstaaten die Entwicklung ihrer Wehrmacht zu Wasser und zu Lande mit gegenseitigem Misstrauen beobachten. Den national-liberalen Blättern Deutschlands gehen aus Berlin fortgesetzt Nachrichten über eine grosse Militärfrage zu, die den neuen Reichstag beschäftigen soll. Da wird Grosses angekündigt, dann dementiert, dann wieder angekündigt — kurz immer das gewohnte Manöver: das Publicum wird durch die Presse mit

dem Gedanken vertraut gemacht, dass dem Kriegsbudget neue Erhöhungen unerlässlich sind. Alles um des lieben, theuern Friedens willen!

*

Der König „Gewalt" — dem der spanisch-amerikanische Krieg neuen Impuls gegeben, treibt gegenwärtig lauten und glänzenden Aufwand in der Welt. Die Militärdictatur schickt sich an, überall Regierungsform zu werden. Die Kriegsgerichte übernehmen die Pflege der Justiz und wie in Spanien, also auch in Italien, besteht die Leitung der Geschäfte zum allgemeinen Volkswohle aus Aufhebung jeglicher freiheitlicher Presse, Verfolgung von Sozialisten, Einkerkerung von Redacteuren und ähnlichen Rettungswerken. Der frenetische „Vive l'armée"-Rausch in Frankreich ist auch ein Symptom dieser selben Gewalt-Epidemie. Soll diese Erscheinung die Friedenskämpfer niederdrücken? Mit nichten. Denn die Sache lässt sich auch so erklären: Noch vor kurzem war das Reich der Gewalt unbestritten, ungefährdet; es durchdrang als etwas Selbstverständliches alle Institutionen und alle Gemüther. Die paar vereinzelten Seelen, die dagegen leise remonstrierten, konnten dem Bestehenden keine Angst, — den nach neuen gewaltlosen Zuständen Lechzenden keine Hoffnung einflösen, und das Gewaltsystem hatte keine Ursache, sich mit kräftiger Bejahung hervorzuthun. Jetzt aber steigen von allen Seiten die neuen Ideen, die neuen Mächte auf, und schon so deutlich in ihren Forderungen, so organisirt und geschlossen in ihren Reihen, dass die alten Mächte sich bedroht fühlen und, um die Gegner abzuschrecken, mehr aber noch, um sich selber ihre Kraft zu zeigen, anfangen, so leidenschaftlich zu gestikuliren. Und im kommenden Kampf wird — wie immer — der Sieg auf Seiten des Neuen sein. Nur darf das Neue nicht etwa mit den gegnerischen Waffen vorgehen wollen — nicht Dolch, nicht Dynamit, ja nicht einmal Grobheit und Trotz gebrauchen. Wenn Milde über Wildheit triumphiren soll, so muss es *durch* Milde geschehen.

*

Eine hübsche Verherrlichung militaristischer Gewaltherrschaft bietet die Ansprache, die Pater Didon bei der Preisvertheilung der von den Domikanern geleiteten Schule, in Beisein des französischen Generalissimus Jamont, an die Jugend gerichtet hat. Hier einige Perlen daraus:

> „Wenn ich von der Nothwendigkeit rede, dass ein Volk mit Gewalt ausgestattet sei, so zögere ich nicht, bestimmt zu reden, und zu sagen, dass ich direkt die materielle Gewalt meine, die nicht urtheilt und discutirt, sondern sich aufzwingt, von der der mächtigste Ausdruck das Heer ist, — von der man sagen kann, was von den Kanonen gesagt wurde, dass sie die höchste Raison der Staatsoberhäupter und des Vaterlandes ist . . . Ein Land könnte eher Literatur und Künste, ja selbst Wissenschaften und Philosophie entbehren, als Gewalt.
>
> . . . Diese Literaten nehmen den Bürgersteig ein. Nun denn — die anwesenden Damen mögen mir den Ausdruck verzeihen „laissons-les faire le trottoir" (franz. Redensart für die Geschäftsgänge der Verlorenen), aber unter einer Bedingung: dass wir sie wegfegen!
>
> . . . Wenn die Ueberführung misslang, wenn die Liebe nichts vermochte, so muss man sich mit der zwingenden Gewalt bewaffnen, *das Schwert schwingen, terrorisiren, Köpfe abschneiden,* strafen und schlagen — die Gerechtigkeit aufzwingen. Die Gewalt

unter solchen Umständen ist nicht mehr brutal, sie wird zu einer wohlthätigen und heiligen Kraft."

Die Rede, deren Thema „Der militärische Geist" hiess, enthielt noch viele ähnliche Stellen; besonders auch noch einen Ausfall gegen die wahnsinnige Anmassung des Civils, welches sich über das Militär erheben will. In einem grossen Theil der Presse erhob sich gegen diese Sprache Protest, Klagen liefen bis beim Kriegsminister ein, welcher darauf befahl, dass künftig kein General mehr ohne specielle Erlaubniss des Ministers den Preisaustheilungen beizuwohnen habe; die Anti-Zola-Presse hingegen jubelt dem Pater Didon zu; so schreibt der Gaulois:

„Der Generalissimus unserer Armee, und einer der grossen Erzieher der französischen Jugend haben sich verbunden, um den Schülern des Collège d'Arcueil glühende Worte hören zu lassen. Ein gleicher Hauch von Patriotismus erfüllt die Reden des Mönchs und des Soldaten und mit tiefer Bewegung wohnten wir dieser öffentlichen Versöhnung der beiden grossen socialen Kräfte bei, die zu lang durch verdächtige politische Ränke entzweit waren: Kirche und Heer."

Eine zweite Aufreizung zur Gewaltthätigkeit, die mit dieser ganzen Bewegung eng verbunden ist, gehört auch hierher. Sie stammt aus dem Blatte Drumonds, dieses auch von unsern Antisemiten so hochgeschätzten Führers der französischen Judenhetze:

„Wenn das Licht in den Köpfen aufgegangen sein wird, so wird gegen die Juden, die uns so frech verhöhnen, und die uns Franzosen in unseren edelsten Gefühlen herausfordern, sich eine jener fürchterlichen, jener unwiderstehlichen Bewegungen erheben, welche alles mitreissen, und welche die Massacres der Bartholomäusnacht und der Septembertage begreiflich machen. Wenn einmal die Entrüstung und der Zorn den Paroxysmus erreicht haben, wird ein Plebejer den befreienden Ruf ausstossen: „Wahrlich, jetzt ist's genug!" — Dann werdet Ihr diese Hebräer, die heute ein infames Lachen wagen, durch die Gassen rennen sehen, ausser sich und wahnsinnig vor Angst, verzweifelt an Thüren rütteln, die ihnen verschlossen bleiben — hinter ihnen her der Ruf: Tod den Verräthern! Tod den Elenden, die, nachdem sie uns Alles gestohlen, uns heute entehren wollen und unseren letzten Glauben rauben, den Glauben an die Fahne."

Nun, man sieht es, bis zu solchen Paroxysmus der Wildheit bringen es die Anbeter der Gewalt, die Fanatiker des Rassenhasses und des Nationaldünkels.

*

Im Monat Juli war das öffentliche Interesse mehr als je von der so oft todtgesagten Affaire Dreyfus-Zola erfüllt. Auftreten des neuen Cabinets, Rede des Kriegsministers Cavaignac, der seine Ueberzeugung von der Schuld des Dreyfus verkündet, und als Beweis die aus dem früheren Prozess Zola schon bekannten Zettel verliest, die dem Angeklagten niemals gezeigt wurden; dazu die Versicherung, dass Dreyfus — wie der Hauptmann Lebrun sich zu erinnern glaubt und in einem abgerissenen Blatt seines Notizbuches eintrug — ein halbes Geständniss gemacht haben soll. Die Kammer bejubelt die Rede und votirt einstimmig (!) deren Anschlagung an allen Mauern. Tags darauf schreibt Oberst Picquart an den Ministerpräsidenten, dass er in der Lage sei, die Unzugänglichkeit der einen und die wahrscheinliche Fälschung des andern Documentes zu beweisen; die Folge ist: Picquart wird arretirt. Gleich-

zeitig werden auch Esterhazy und seine Geliebte vor den Untersuchungsrichter gebracht. Am 18. Juli Wiederaufnahme des Prozesses Zola. Contumazurtheil, da Zola den Saal verlässt. Strassenskandale. Abreise Zolas in das Ausland. Die feindliche Presse legt ihm dies als Feigheit aus — ihm, dem Muthigsten! Er hat nur seine Gründe, die Austragung des Prozesses hinauszuschieben, bis mehr lichtbringende Thatsachen vorliegen. Aus den Untersuchungen gegen Esterhazy und Picquart dringt nichts in die Oeffentlichkeit. Ob Richter Bertulus im Dienst des Rechts und der Wahrheit vorgehen wird, bleibt abzuwarten. Gegen Paty du Clam erhebt der „Siècle" Fälschungsanklagen. Der Generalstab und die militärische Presse lässt die Anklagen unbeachtet. Zola wird der Ehrenlegion verlustig erklärt. Jules Barbier und Pressensé schicken darauf ihre Orden zurück. Trarieux bleibt felsenfest auf seinem Standpunkt, schreibt dem Justizminister, dass die Revision unerlässlich ist, und fördert seinen neugegründeten Verein „Pour la défense des droits de l'homme". Björnson nimmt sich energisch der Sache an, richtet Briefe an Zola, an den Temps, an die Frankfurter Zeitung. Es ist gar nicht möglich, die Fülle der Zwischenfälle hier anzuführen — nur auf Eines sei noch aufmerksam gemacht: die eifrigsten Vertreter der Friedenssache sind zugleich Diejenigen, die den Muth haben, auch in dieser Sache gegen den Strom zu kämpfen.

*

Endlich werden auf die Initiative Spaniens die Friedensverhandlungen mit Amerika angeknüpft und von dem französischen Gesandten Cambon geführt. Der Papst hat der Königin-Regentin ein Glückwunschtelegramm zu diesem Schritt geschickt. Die Gefahr, dass eine amerikanische Flotte die europäischen Küsten beschiesse, wäre also glücklich abgewendet — denn allem Anschein nach werden die Verhandlungen zum Friedensabschluss führen. Jetzt oder nie wird der Augenblick gekommen sein, ein geeinigtes Europa zu organisiren, was — wie Contreadmiral Reveillère ausführt, der nächste wichtigste Schritt der fortschreitenden Cultur wäre.

*

Während diese Zeilen geschlossen werden, kommt die Kunde von Bismarcks Tode. Ob er wohl schon geboren ist, der Staatsmann, der für den Menschheitsgedanken sein wird, was Bismarck für den deutschen Nationalgedanken war?

Bertha von Suttner.

Correspondenz.

Bergen auf Rügen, den 17. Juli 1898.

Verehrteste Frau Baronin!

Ihre Güte möge gestatten, dass ich Ihre kostbare Zeit durch diese Zeilen um einige Minuten kürze! Zunächst muss ich Ihnen sagen, dass ich Ihre tapferen Arbeiten im Juni-Heft wiederum mit Freude und Bewunderung gelesen habe; ich begreife nicht, wie nach solchen klaren und treffenden Ausführungen, wie Ihre geschätzte Schrift sie nun schon über sechs Jahre bringt, noch immer wieder die Institution des Kriegs vertheidigt und beschönigt werden kann, wie es z. B. Herr Dr. Dangelmaier (S. 235) thut. Auch hier wird, wie häufig, der

Nutzen, der Vortheil, welchen der Kriegserklärer von dem Streitobjekt haben kann, als das Höchste, wogegen nichts aufkommt, hingestellt, und wenn der Anspruch nur durch eine ausreichende Macht durchgesetzt werden kann, so ist — nach der modernen Theorie — Alles in voller Ordnung. Der christliche Grundsatz: „Alles, was du nicht willst, dass es dir geschehe, das thue auch keinem Andern“, der gilt allenfalls fürs Civil; für Politik und Militarismus giebt es andere Grundsätze. Das klingt aus allen Vertheidigungen des Kriegswesens heraus.

Die Lehre und das Beispiel Jesu, wonach die Nächstenliebe der Gottesliebe gleich ist, und wonach alle Handlungen der Christen zu beurtheilen sind, werden in so wichtigen Fällen, wo es sich um Wohlstand, Leben und Willen Tausender von Menschen handelt, trotz des neunzehnhundertjährigen Bestehens des Christenthums (welches doch mit der Religion Jesu und Humanität gleich sein sollte) gar nicht mehr erwähnt, viel weniger als entscheidender Maasstab betrachtet — „man schämt sich des Evangeliums von Christo“. Der Krieg ist nicht im lauteren Menschenwesen, sondern im kranken Ehrbegriff begründet. Diesem ist es nicht gemäss, in internationalen Staatsfragen ruhig und milde zu verhandeln, und wenn man sich nicht einigen kann, Unparteiischen die Entscheidung zu übertragen, sondern man fordert kurz, schroff, drohend, und wenn die andere Partei (aus Noth oder „nationaler Ehre“) ablehnt, so beginnt der grauenhafteste Kampf, wo alles Mögliche zur Anwendung kommt, was den Soldaten in der Jugend durch Familie, Schule und Kirche als ein Verbrechen gegen gute Sitte und Gebote Gottes, als Sünde bezeichnet worden ist; es tritt eine „verkehrte Welt“ in Wirklichkeit! Und aus einer solchen Ausartung und Umkehr edleren Verhaltens sollen nach Aeusserung der Kriegsvertheidiger „die Nationen neue Kraft und neue Frische ziehen“ und „die männlichen Eigenschaften der Völker sich entwickeln“! (Man könnte versucht sein zu fragen: Etwa zum Scharfrichter-Amt?)

Mit den Worten „Nation“, „nationale Interessen“, „nationale Ehre“ wird manches Verwerfliche zu vertheidigen gesucht; was man im bürgerlichen Verkehr als Verbrechen bezeichnet, wird, wenn es im nationalen Interesse geschieht, öfters als ein Verdienst hingestellt. Nicht auf die nationale Ehre, sondern auf die Ehre, welche vor Gott gilt, hat Jesus (Joh. 5, 44) hingewiesen.

Herr Dr. D. sagt (S. 234): „Allerdings sind Kriege seltener geworden als in früheren Zeiten. Gegenwärtig werden Streitigkeiten der Staaten, welche früher zum Kriege geführt hätten, häufig durch Schiedsgerichte beigelegt.“ Nun, solches geschieht doch durch moralischen Fortschritt, welchen die Friedensgesellschaften zu fördern bestrebt sind. Warum sollte dieses Schiedsgerichtsverfahren bei ernstem Wollen sich nicht noch schneller und weiter entwickeln können — etwa bis zu einem „Central-Tribunal Europas“, wie es (S. 241) dem verstorbenen englischen Staatsmann Gladstone vorschwebte —, wenn unserem Streben nicht immer wieder durch Gewohnheits-Menschen entgegengetreten würde?

Verzeihen Sie, verehrte Frau Baronin, dass ich so weitschweifig geworden bin! Aber ich habe noch einen Gedanken auf dem Herzen, den ich Ihnen mitzutheilen mir erlauben muss; denn gerade Sie, Verehrte, werden am besten beurtheilen, ob derselbe brauchbar ist, oder nicht.

Die Zeitungen schreiben viel über eine beabsichtigte Reise Kaiser Wilhelms II. nach Jerusalem zur Einweihung einer „Erlöser-Kirche“. Wie schön wäre es, wenn der Kaiser zu dieser Festlichkeit sämmtliche Monarchen Europas einladete, und wenn diese gekrönte Gesellschaft auf Golgatha — an der Stätte, wo der Mann, den die christliche Kirche als „Friedensfürst“

feiert, durch seinen Tod die Gewalt mittelst Geist besiegte — diesem ewigen Vorbilde der Menschheit folgend, sich und sämmtlichen christlichen Völkern feierlich gelobte, fortan alle ihre Staatsstreitigkeiten friedlich zu schlichten und in schwierigen Fällen die Entscheidung durch Schiedsgerichte herbei zu führen, so dass dem Kriegs-Institute mit seinen abscheulichen unchristlichen Zerstörungen und Menschenschlachtungen für immer ein Ende gemacht sein sollte!

In herrlicherer, segensreicherer Weise könnte die Einweihung der „Erlöser-Kirche“ nicht vollzogen werden, denn solch feierliches Gelöbniss der Fürsten an heiligster Stätte würde selber eine grosse zeitgemässe Erlösung für Regierer und Regierte, eine Versöhnung für Monarchen, Völker und Nationen sein. Kaiser Wilhelm II. würde mit Recht in der Weltgeschichte für alle Zeiten ruhmreich dastehen, wie Keiner vor ihm. Der jetzige deutsche Kaiser hat sich ja vom Anfang seiner Regierung ab stets als Freund des Friedens gezeigt; auch besitzt er Neigungen und Geschick zu so ausserordentlichen Ausführungen wie wohl selten einer.

Wie aber ist dieser Gedanke dem Kaiser wirksam anzuwehen, oder ans Herz zu legen? Es ist ja möglich, dass er schon selber etwas Aehnliches im Herzen trägt, und dass ihm solche Bitte oder Mahnung aus der Mitte des Volkes ganz erwünscht käme. Aber von wem? Von der Gesammtheit der Friedens-Vereine?

Sie, verehrteste Frau Baronin, werden Rath wissen, wo er mir fehlt. Aber unbenutzt, däucht mir, dürfen wir diese Gelegenheit nicht lassen, wenn wir einen Weg finden können, unsere Friedenbestrebungen mit derselben offen in Verbindung zu bringen.

Nun aber bitte ich sehr, mir gütige Nachsicht angedeihen lassen zu wollen, und zeichne

mit wahrer Verehrung

Ihr

gehorsamster

F. Paulsdorff.

Nachschrift der Redaktion. Paulsdorff ist ein Arbeiter und zählt über 80 Jahre. Die in obigem Brief gegebene Anregung halte ich für herrlich.

B. S.

Leyer und Palme.

Weltgeschichte.

Heimlich durchzieht die Nacht den Tann,
Duftend im Vollmond schaukeln die Gräser;
Alles schläft! Nur ein steinalter Mann
Putzt sich geschäftig die Brillengläser.
Nimmt sich ein Prischen und sagt: „Hätschi!
Ich bin der achte der sieben Weisen.“
Ach, und er merkt es nicht einmal, wie
Ueber ihm leuchtend die Sterne kreisen.

Sehnsüchtig pfeift durch die Zweige der Wind,
Blüthen erschliessen sich, Knospen schwellen;
Alles still! Nur der Nachtthau rinnt
Und von den Bergen her rauschen die Quellen,
Raune nur traumhaft, du dunkle Natur,
Raune das Räthsel der Elemente,
Hat doch der alte Graukopf nur
Sinn für Bücher und Pergamente.

Wenn er nur schnüffeln und büffeln kann,
Mag dreist dies Sonnensystem erkalten:
Ihm ist's schon recht, denn was geht es ihn an,
Ob sich die Welten wie Blumen entfalten?
Festgeleimt an dem Stuhl das Gesäss,
Fängt er sich Grillen und mästet sich Motten,
Hüstelt und schreibt gelehrte Essays
Ueber Asszons und Hottentotten.

Tintenfässer bilden Spalier,
Goldstreusand und Radirmesser blinken,
Ganze Ballen von Schreibpapier
Liegen ihm schon bekritzelt zur Linken.
Säuberlich hat er d'rin aufnotirt
Jegliche Schlacht und jedes Gemetzel,
Neben Napoleon figurirt
Kaiser Tiber und der Hunnenohm Etzel.

Ekelerregend mit jedem Band
Schwillt das Gemengsel von Blut, Fleisch und Knochen,
Männer wie Sokrates, Shakespeare und Kant
Werden so nebenbei nur besprochen.
Weltharmonie und Sphärenmusik
Können ihm vollends gestohlen bleiben;
Interessanter ist schon die Rubrik,
Wie sich die Kaiser von China entleiben.

Also sitzt er und schmiert und schmiert
Todte Zahlen und trock'ne Berichte,
Bis er dann endlich Schluss d'runter klirrt
Und auf das Titelblatt: „Weltgeschichte".
Weltgeschichte! O blutiger Hohn!
Uralter Hymnus auf die Bornirtheit!
Wann o wird kommen des Menschen Sohn,
Der Dich errettet aus der Vertiertheit?!

Immer noch brütet die alte Nacht
Grauenvoll über den Völkern der Erde,
Aber schon seh' ich hochlodernd entfacht,
Flammen des Geistes auf ewigem Herde.
Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit
Jubelt die neugeborene Trias!
Freu' Dich, mein Herz, denn die goldene Zeit
Dämmert und predigen wird der Messias:

„Lebet in Frieden und bau't Euer Zelt,
Viel, ach, müsst Ihr noch lehren und lernen;
Ein Herz schlägt durch die ganze Welt,
Ein Geist fluthet von Sternen zu Sternen."
Ruft d'rum als Losung von Land zu Land:
„Eins sei die Menschheit von Zone zu Zone!
Erst wenn sie staunend sich selbst erkennt,
Dann erst ist sie der Schöpfung Krone!"

Arno Holz.

Gegen die Friedensbewegung.

(Diese Stelle bleibt den Vertheidigern des Kriegsgedankens allzeit offen.)
(Audiatur et altera pars.)

Die Weltfriedensidee. In begreiflicher Reaction gegen die hochgehenden Wellen des kriegerischen Geistes der Völker, nahm jüngster Zeit die Idee des Weltfriedens einen neuen Aufschwung. Die in allen Culturländern bestehenden Friedensvereine — mit der Centrale in London — entwickeln eine ausserordentliche Thätigkeit und ziehen aus den besten Kreisen der Bevölkerung neue Jünger dieser Idee an sich. Leider muss man die Realisirung dieses Gedankens als eine Utopie bezeichnen, denn sie setzt eine vollständige Aenderung der Natur des Menschen, das Schwinden der Unverträglichkeit, des Dranges zum Kriege voraus. Die gänzliche Hoffnungslosigkeit auf Erfüllung dieser Voraussetzung ist wohl noch nie in so drastischer Weise als eben in der Neuzeit erwiesen worden. Die christlichen Völkerschaften von fünf Culturstaaten stehen sich bis an die Zähne bewaffnet kampfbereit gegenüber und erkennen darin das Ideal aller menschlichen Einrichtungen, sind fort und fort bestrebt, diesen Zustand zu verschärfen. Welches „Wunder" soll da geschehen, um da einen totalen Umschwung herbeizuführen?

Die Thätigkeit der Friedensfreunde übersieht oder umgeht vielmehr diese Thatsache, weicht ihr vorsichtig aus und vertröstet auf ferne Jahrhunderte. In Folge dessen finden auch diese ihre Bestrebungen als vollständig wirkungslose Schwärmerei keine Beachtung, ja man bringt ihnen — ganz ungerechterweise — Spott und Hohn ent-

gegen; Achtung und Respect verdienen so edle Bemühungen stets.

In Oesterreich-Ungarn steht bekanntlich eine hochsinnige, hochgebildete Dame an der Spitze dieser Bewegung. Hut ab! vor solchem Streben, die dem Frauenherzen alle Ehre macht, während ihre verehrten Schwestern nicht genug Soldaten sehen können und sich, wenn auch nicht für den Krieg, so doch umsomehr für die Krieger begeistern.

So bestehen bei den Völkern dieser fünf Staaten dreierlei Strömungen, für den Krieg in der ungemessensten Ausdehnung und schärfsten Form — die Friedenssehnsucht, in Folge der Furcht vor diesem Kriege — endlich der absoluten Friedensidee.

Ist es denn gar so schwer, sollte es thatsächlich nicht möglich sein, den „goldenen" Mittelweg einzuschlagen? der in diesem Falle durch die Mässigung, durch die Eindämmung des extremen Kriegswesens zu erreichen wäre.

Politik und Krieg.

(Betrachtungen über das Heerwesen der Gegenwart von A. S., ein Soldat. S. 55. Wien, Braumüller 1898.)

*

„Liebe Friedensbertha!"*)

Schon längst wollte ich einmal deutlich mit Dir reden. Der spanisch-amerikanische Krieg bietet mir jetzt die beste Gelegenheit dazu. In dem Maiheft Deiner Zeitschrift „Die Waffen nieder" trauerst Du mit Recht in Sack und Asche über den Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges, während Du noch im Aprilheft im Vertrauen auf die Macht Deiner Friedensliga nicht recht an den Krieg glauben wolltest. Jetzt aber bist Du, wie Du so schön geschwollen schreibst, „von mitleidszuckendem und zürnendem Weh erfüllt" und „vertieft in die flitterentkleidete Abscheulichkeit des tobenden Mordspiels". Wäre es nicht schöner von Dir gewesen, liebe Bertha, wenn Du statt solcher und ähnlicher Stilblüthen einfach geschrieben hättest, dass Du seit Jahren auf dem Holzweg gewandelt bist? Oder merkst Du es noch immer nicht? Aber gleichviel, ob Du es merkst oder nicht — wie darfst Du es wagen, zu schreiben, dass niemand Anderer als die kleine verstreute Schaar der Friedenskämpfer den Krieg als Unglück oder Verbrechen auffasst! Also nur die Mitglieder Deiner Friedensliga sind sich bewusst, dass der Krieg etwas höchst Grausames, Entsetzliches ist! Alle anderen Menschen, besonders aber Diejenigen, die vernünftig genug sind, einzusehen, dass die Mittel und Wege Deiner Friedensgesellschaften verfehlte sind, alle diese Menschen sehen im Kriege nicht eines der grössten Uebel, dessen Vermeidung aufs Innigste zu wünschen bleibt!

Liebe Bertha, Deine unerhörte Behauptung ist Dir nur deshalb zu verzeihen, weil Du im Schmerz nicht weisst, was Du redest. Du fühlst ganz richtig, dass Dein Gerede und Geschreibe gerade durch diesen Krieg unheilbar compromittirt wird. Gerade durch diesen Krieg! Ja, wenn noch das böse Deutschland, dieser Ausbund des Militarismus, Krieg angefangen hätte, dieses Deutschland, das Elsass-Lothringen durch kein Schiedsgericht dem lieben Frankreich zusprechen lassen will, das böse Deutschland, in dem von etlichen 50 Millionen nur wenige auserwählt Thörichte auf Deinen Leim gekrabbelt sind — ja, liebe Bertha, wenn dies Deutschland Krieg angefangen hätte, das hätte Wasser auf Deine Friedensmühle geleitet. Da hättest Du Deine Weisheit fliessen lassen in Redeströmen. Da wäre der Krieg eine nothwendige Folge des Militarismus, des Cäsarismus gewesen, da wäre eingetroffen, was Du als weise Frau seit Jahren prophezeit hast. Nun aber sind es die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die „das tobende Mordspiel" begonnen haben. Die Vereinigten Staaten! Eine Republik, keine Monarchie! Eine reine Demokratie, in der es keine Junker, keine Hofkamarilla, keine 20 Armeecorps, keine allgemeine Wehrpflicht giebt! Nur

*) Dieser Brief ist ursprünglich in der illustrirten Wochenschrift „Jugend", München, Hirth's Verlag, erschienen. Wir erinnern daran, dass die „Münchner Neuesten Nachrichten" denselben Verleger haben. Dem Brief ist die Gestalt eines abscheulichen, plumpen und gemeinen alten Weibes beigedruckt. Am nächsten Tag war des „Deutschen Michels" Angriff schon in der „Norddeutschen Allg." reproducirt und spukt seitdem durch die gesammte deutsche „Cavagne-Presse".

eine Miliz, Bebel's Ideal! Und doch fangen diese edlen Yankees Krieg an, einen Eroberungskrieg! Liebe Bertha! Auch die starken Rüstungen im Frieden sollen ja nach Deiner Weisheit die Kriegsgefahr vermehren! Siehe China, Griechenland, Spanien, die Vereinigten Staaten! Alle diese Länder waren so schlecht wie möglich gerüstet, und doch kam es zum Kriege! Dagegen hat und hält das waffenstarrende Deutschland seit 27 Jahren Frieden! Friedensbertha, wo bleibt Deine Logik? Ja, Du hast Recht, Du und die Deinen, Ihr habt „einen schweren Schlag erlitten". Die Absurdität der Schiedsgerichtssalbaderei, auf die schliesslich all Eure Weisheit hinausläuft, ist niemals so kläglich offenbar geworden, als gerade durch den gegenwärtigen Krieg. Es ist unglaublich, was für tiefsinnige politische Weisheitssprüche Du Dir leistest: „Spanien hätte sich auf eine andere Weise als durch den Krieg zu einem Verzicht auf die cubanische Souveränetät zwingen lassen können". — Wenn Du, Bertha, Königin-Regentin von Spanien wärest, wie hättest Du denn Spanien gezwungen, den Krieg zu vermeiden? „Die Intervention des Papstes, der Mächte hätte nicht so schroff ignorirt, sondern im Gegentheil ausgenützt werden sollen?" Nicht so schroff? Wie meinst Du das, weise Bertha? Aber sanft ignorirt hätte sie wohl doch werden dürfen, die Intervention des Papstes, der Mächte. Ja, warum hast Du denn Deinen geliebten Mac Kinley nicht sanft gezwungen, sich dem Schiedsgericht des Papstes zu fügen? „Warum konnte das Concert der europäischen Mächte dieses Unerträgliche nicht aus dem Wege schaffen? Weil sie es vermeiden, die wirklich widerspruchslose Prämisse auszusprechen, aus welcher sich die Friedfertigung zwingend ergeben musste: Es darf nicht unterdrückt werden!" O Bertha! Bertha! Du könntest vernünftige Menschen zur Verzweiflung bringen mit Deiner Logik. So viel Worte, so viel Unsinn! Ich hätte Dir noch Mancherlei zu schreiben, aber für diesmal sei's genug. Nächstens werde ich mit Dir von Deinem lieben Gott sprechen, an den Du Dich gar nicht zu wenden scheinst. Und der ist doch allmächtig, was die Grossmächte, von denen Du das Unmögliche forderst, sicherlich nicht sind.

München, 22. Juli 1898.

Hochachtungsvoll

Der deutsche Michel."

Aus Friedensvereinen und Versammlungen.

Die englischen Frauen an ihre Schwestern in Frankreich. Antwort der französischen Frauen an ihre Schwestern in England. Unter diesem Titel liegen uns zwei in beredtem Stile verfasste Documente vor, worin für die Mitwirkung der Frauen an der Einigkeit der beiden Länder insbesondere und dem Völkerfrieden im Allgemeinen eingetreten wird. Unterschrieben ist das erste von den Präsidentinnen der hervorragendsten Vereine, u. A.: Mrs. Booth (Heilsarmee), Lady Murray und Lady Trevelyan (Liberale Frauen Schottlands), Mrs. Wyrford Philipps (Liberale Frauen von Wales). Lady Henry Somerset (Temperenz), Lady Carlisle, Miss Ellen Robinson etc. Unter dem zweiten Document finden wir nebst anderen die Namen: Wiszniewska, Camille Flammarion, Chéliga, Hoepner, Cartier de St. Renè, Dupont, de Marsy, Bonet, Porten, Meulemann, Testa, Marquise Roux etc.

*

Die **Ligue internationale des femmes pour le Désarmement International** in Paris hat eine Adresse an Mac-Kinley und eine andere an die Königin-Regentin von Spanien gerichtet, worin mit beredten Worten für den Friedensschluss plaidirt wird. Unterschrieben von der Präsidentin Princesse Wiszniewska und Vicepräsidentin Maryà Chéliga. Zahlreiche Pariser Blätter haben die Schriftstücke wörtlich reproduzirt.

Vermischtes.

Interparlamentarische Conferenz. In einem Schreiben vom 24. Juli theilt Dr. Gobat den Mitgliedern der Interparlamentarischen Union mit, dass die Conferenz von 1898 nicht stattfinden wird. Die zu geringe Anzahl der Mitglieder, welche ihre sichere Theilnahme in Aussicht stellten, hat die Verschiebung veranlasst.

Indem Dr. Gobat diesen Beschluss dem portugisischen Comité zur Kenntniss brachte, hat er nicht unterlassen zu versichern, dass dieses in keiner Weise Ursache der Vertagung sei, und dass die bedeutenden Anstrengungen, die es im Hinblick auf das Gelingen gemacht hat, von Allen voll gewürdigt und dankbar anerkannt werden.

Zugleich lädt Dr. Gobat die Mitglieder des Berner Comités zu einer Sitzung ein, welche in der zweiten Hälfte des September in Brüssel oder im Haag stattfinden soll und wobei der Ort der nächsten Conferenz sowie Massnahmen zur Consolidirung der Institution zur Berathung gelangen sollen. Der Grund zum diesjährigen Verzicht liegt darin, die iberische Halbinsel, deren Bevölkerung eben in einem so unglücklichen Kriege verwickelt, den Mitgliedern der Union nicht als geeignet zur Abhaltung der Conferenz erschienen ist.

Dies die officielle Mitteilung. Uns kommt nichts anderes zu, als Bedauern auszusprechen, dass es so gekommen und Allen ans Herz zu legen, dass desto eifriger am Gelingen des Congresses sowie an dem gedeihlichen Fortbestand der Interparlamentarischen Union weitergearbeitet werden möge. Wir wollen auch constatiren, dass von der österreichischen Gruppe fünf Mitglieder bereit waren, nach Lissabon zu reisen: Pirquet, Gniewotz, Roskowski und Lewachowski.

•

Es müssen doch schöne Erinnerungen sein! Bei dem Festmahle, das kürzlich zu Ehren des Königs von Rumänien in Peterhof gegeben wurde, erwiderte dieser auf einen Trinkspruch des Zaren folgendermassen: „Gestatten mir Ew. Majestät, meinen tiefen Dank für Ew. Majestät huldvolle Worte auszudrücken, wie auch für den so warmen, so herzlichen Empfang, den Ew. Majestät mir zu bereiten geruhten, und Ihnen zu versichern, wie sehr ich die zarten Aufmerksamkeiten empfinde, mit denen Ew. Majestät mich überhäuft hat. Die Erinnerung an meinen Aufenthalt in Russland wird für alle Zeit in meinem Herzen eingegraben bleiben, ebenso wie jene an die **glückliche Epoche,** da meine junge Armee auf den Schlachtfeldern zwischen der Donau und dem Balkan an der Seite des tapferen kaiserlichen Heeres gefochten hat, mit dem mich heute, Dank der Güte Ew. Majestät, ein neues kostbares Band verbindet. Eins mit meinem Lande in denselben Gefühlen und in dem lebhaften und aufrichtigen Wunsche, dass mein Besuch bei Ew. Majestät die besten Beziehungen herstellen und dazu beitragen möge, die Beziehungen der Freundschaft mit dem mächtigen Reiche Ew. Majestät noch enger zu knüpfen, hege ich die heissesten Wünsche für das Glück Ew. Majestät und dasjenige des kaiserlichen Hauses, indem ich die Vorsehung bitte, alle ihre Segnungen auf Ew. Majestäten und ihre getreuen Unterthanen auszugiessen. Ich erhebe mein Glas auf die Gesundheit Ew. Majestät und Ihrer Majestät der Kaiserin, wie auf jene Ihrer erlauchten Mutter: „Ihre Majestäten leben hoch!“

„Die glückliche Epoche!“ So spricht ein König, dem das Wohl seiner Völker am Herzen liegen sollte. Wir erinnern uns auch jener „glücklichen Epoche“, wo die Greuelthaten der Baschi-Bozuks und der Kosaken die ganze civilisirte Welt erschütterten. An diese glückliche Epoche erinnern uns ferner die gemalten Anklagen Werestchagins. Wir entsinnen uns noch des Bildes, das uns den Zaren vor Plewna darstellt, wie er weit vom Schusse in einem bequemen Fauteuil mit einem Krimstecher vor den Augen dem Blutbade zusieht. Gewiss, von solchem Gesichtspunkte aus mögen das wohl „glückliche Epochen“ sein. Vielleicht besucht der König von Rumänien einmal gelegentlich die Schädelstätten aus

dieser Zeit und ergeht sich auf den Kirchhöfen der Gefallenen in süssen Erinnerungen an jene glückliche Epoche. Vielleicht sendet eine Friedensgesellschaft dem Könige von Rumänien eine Mappe mit den Photographien von Wereschagins Bildern, die Schädelpyramide mit den Aasgeiern obenauf und darunter die Worte: „Zur Erinnerung an die glückliche Epoche und an Ew. Majestät junge Armee."

Nach den Trinksprüchen, die beide in französischer Sprache gehalten waren, wurde die rumänische bezw. die russische Nationalhymne gespielt. A. H. F.

*

Der Zuckerkrieg*), so wird der im Namen der Humanität und anderer schönen Dinge zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien geführte Waffengang in weiten und namentlich eingeweihten Kreisen kurzweg genannt. Und das mit vollster Berechtigung. Denn erstens wird der Krieg auf keinem wirthschaftlichen Gebiete auch nur annähernd so bedeutsame Umwälzungen herbeiführen als in in den Verhältnissen der Zuckererzeugung und des Zuckerhandels; und zweitens pfeifen es ja längst die Spatzen von den Dächern, dass, wenn auch nicht die einzige, so doch die eigentliche, tiefere Ursache des Krieges in den Machinationen der eine ganz fabelhafte Kapitalmacht repräsentirenden amerikanischen Zuckerinteressenten zu suchen ist.

— — — — — — — — — — — —

In Folge der langen Dauer des Aufstandes und damit zusammenhängend der Minderproduction an Zucker auf Cuba hat sich die europäische und vornehmlich die deutsche Zuckerindustrie längst an die gewaltig erhöhte Production gewöhnt und denkt nicht mehr daran, dass die Möglichkeit dieser Ausdehnung nur bedingt war durch Umstände, die immerhin nicht ewig währen könnten. Und wie es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich geschieht, schossen die Producenten sogar noch weit über das Ziel hinaus und vermehrten die Production gleich in einem so gewaltigen Tempo, dass die Zuckerindustrie jetzt unter einer bedeutenden Ueberproduction und im Zusammenhange damit unter einem gewaltigen Preisdruck seufzt, während früher, als Cuba noch das 4—5fache producirte, normale Verhältnisse geherrscht hatten.

Unter diesen Umständen sahen unsere Zuckerbarone natürlich mit heimlichem Schmunzeln und mit Wohlbehagen auf den cubanischen Aufstand, der gar kein Ende finden wollte und damit ihnen eine unliebsame Concurrenz vom Halse hielt. Wie heutzutage ja überhaupt des einen Schaden des andern Vortheil ist, so war die Fortdauer der cubanischen Wirren für unsere Zuckerindustrie von höchstem Nutzen, die Wiederkehr geordneter Zustände auf den Antillen aber von bedenklichen, ja vielleicht von verhängnissvollen Folgen.

Jetzt ist durch das Eingreifen der Vereinigten Staaten der Moment nahe gerückt, in dem die Bevölkerung Cuba's unter dieser oder jenen Staatsform allmählich zu friedlicher Arbeit wird zurückkehren können, und da erhebt sich denn auch bereits unter den europäischen Zuckerinteressenten Heulen und Zähneklappern. Die Zuckermärkte haben sich zwar dem allgemeinen Preisaufschwung nicht entziehen können, aber sie sind ihm doch nur zögernd gefolgt, und das heimliche Grauen vor der entsetzlichen Zukunft, in der unsere Mitmenschen auf der Perle der Antillen den Säbel mit dem Spaten vertauschen werden, erhält sie in einem nervösen Zustande, der nur zu leicht Preisrückschläge herbeiführt. Vorläufig klammert sich ihre ganze Hoffnung daran, dass der Krieg nun wenigstens möglich lange dauere, damit die Zuckererzeugung Cuba's wenigstens im nächsten Jahre noch möglichst beeinträchtigt werde und die Amerikaner durch die Absperrung des in den cubanischen Häfen lagernden Zuckers gezwungen werden, ihren nächsten Zuckerbedarf bei uns zu decken. Auf dieser letzteren Hoffnung beruht überhaupt ausschliesslich die bessere Haltung der Zuckermärkte, und damit steht die Thatsache in Uebereinstimmung, dass der Sieg der amerikanischen Flotte bei den Philippinen auf die Zuckermärkte in hohem Grade ver-

*) Wir entnehmen die hier abgedruckten Stellen einem längeren Artikel des Berliner „Vorwärts". Sie geben ein anschauliches Bild über die Ursachen der Kriege vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung.

flauend gewirkt hat. In der That muss, wie die Verhältnisse einmal liegen, jedes Ereigniss, das geeignet ist, einen baldigen Abschluss des Krieges herbeizuführen, die Zuckermärkte in entschieden ungünstigem Sinne beeinflussen, und ein schneller Friedensschluss würde an ihnen geradezu eine Panik hervorrufen.

Man versucht allerdings, sich mit allen möglichen Erwägungen zu trösten. Man meint, dass es nicht so schwer gelingen werde, die dem Lande durch den jahrelangen Aufstand und den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen, so dass eine Zunahme der Zuckererzeugung sich höchstens nur ganz langsam entwickeln werde. Man erörtert die voraussichtliche Entwickelung der politischen Zustände auf Cuba und hofft, dass nach der Unabhängigkeitserklärung die meisten Spanier die Insel verlassen werden, so dass dann das Negerelement die Oberhand gewinnen dürfte, jenes von Natur faule und verrottete Negerelement, das durch den gänzlichen Mangel an innerer Zucht, in höchstem Grade begünstigt durch die republikanische Staatsform, den wirthschaftlichen Aufschwung Kuba's hemmen oder gar ganz hintanhalten wird. Oder man speculirt selbst bereits auf einen, sich an den spanisch-amerikanischen Krieg unmittelbar anschliessenden neuen Krieg zwischen den Vereinigten Staaten, die Cuba gern einstecken möchten, und den cubanischen Insurgenten, die „nichts als die Freiheit“ haben wollen!

•

Ein Bild vom Bord eines Schlachtschiffes nach der Action: „Der Drehthurm war bald so stark mit den Leichen gefüllt, dass die Maschinerie ins Stocken gerieth. Als die Männer sich bemühten, die gestürzten Körper der Kameraden wegzuräumen, hatten sie die Brust voll Blut, das sich mit ihrem triefenden Schweiss mischte, denn mit höchster Anstrengung arbeiteten sie da an einem Orte, der einem siedenden Beinhaus gleicht, woraus Dampf und Rauch sickert, geschwängert mit dem eklen Geruch der Leiber und der erhitzten Kanonen. . . Nun bemerkte man, dass die Stimme des Admirals, der in einem Thurm auf Deck stand, nicht mehr vernehmbar war. Ein Officier lief zur Stelle und fand, dass eine Bombe des Admirals Kopf weggerissen hatte, so glatt, als wäre es durch die Guillotine geschehen. Zwei andere Officiere, die nacheinander das Commando übernahmen, wurden getödtet. Das Schiff glitt nun weiter in einer Hölle von Schüssen und Flammen, aber die Flagge wehte immer noch von seinem Mast. Einer nach dem andern, zu zweien oder dreien fielen die Matrosen neben den Geschützen nieder, bis auch das letzte Geschütz verstummte, durch Leichen buchstäblich verstopft. Unten im Schiffsraum hatten die Chirurgen gearbeitet, über die Verwundeten gebeugt, die, brüllend vor Schmerz, hinunter geworfen wurden, wie geschlachtetes Vieh, denn es war keine Zeit, eine Bahre zu benutzen oder einen getroffenen Kameraden in des Doctors Pflege zu tragen. Dampf und Rauch drang durch die Thüren und der Raum wurde zum Ersticken. Während verbunden, gesägt und amputirt wurde, fiel eine Bombe herein und die Splitter verwundeten die Aerzte. Die Unglücklichen, die auf dem Tische lagen, um ihre Reihe des Amputiertwerdens zu erwarten, und jene, die auf dem Fussboden lagen, wurden mitten in ihrem Aechzen noch auf weitere Stücke zerfetzt. . . .“

Wissen Sie, verehrte Herrschaften, wie man Leute nennt, die derlei vermieden sehen wollten? — Unpraktisch nennt man sie.

Und wofür giebt man freudig und massenhaft die Millionen hin? — Für die Herstellung des obigen Bildes.

Und wie, sagt man, müssten alle Menschen sein, um an derlei keinen Gefallen zu finden und es abzustellen? — Lauter Engel müssten es werden. **B. S.**

•

Gespräch zwischen einem japanesischen Priester und einem holländischen Philosophen: — Eins sage mir doch, Genie von verkehrter Geburt, wie viele Götter giebt es?

— Genau kann ich es nicht sagen, Kami. Lass seh'n . . . . Norwegen, Schweden, Dänemark, Russland, Polen, Anhalt-Dessau, Hildburghausen, Monaco . . .

— Aber das ist ja Geographie. Ich frage Euch nach den Göttern . . . das nennt Ihr hier, meine ich, Theologie.

— Freilich, Kami. Aber die Theologie beruht auf der Geographie, und zwar auf der politischen. Jeder Staat hat seinen Gott, oder auch zwei . . . einen antiken und einen modernen. Wenn das Fürstenthum Hechingen mit Russland in Krieg geräth, kommt ein Conflict zwischen den Göttern dieser Länder. Der Gott von den Niederlanden ist der beste . . .

— Woraus beweist Ihr das?

— Kami, es steht in allen niederländischen Schulbüchern . . . (Multatuli.)

*

Eine Predigt über den militärischen Geist. Bei der Preisvertheilung der von den Dominikanern geleiteten Schule in Arcueil (Frankreich) und in Anwesenheit des Generals Jamont, Vicepräsidenten des Obersten Kriegsraths, hat Pater Didon, der Director der Schule, eine Rede gehalten. Darin hiess es u. A.: Die Pflicht der Erzieher sei es, den kriegerischen Geist zu nähren, und ihm einen männlichen Schwung zu geben. Der kriegerische Geist ist ein der Nation nöthiges Element: „Die Gewalt und zwar die bewaffnete Gewalt ist mehr als das constituirende Element eines Volkes, man muss in ihr das vornehmste und gebieterisch nothwendige Werkzeug seines Bestandes sehen. Ueber die Art, wie die Gewalt angewendet werden muss, drückt sich Pater Didon so aus: Man muss das Schwert zücken, terrorisiren, strafen, schlagen — man muss die Gerechtigkeit aufzwingen.“ Dies sind die wahren Grundsätze, welche siegen werden, „trotz der Excesse eines verrückten Freiheitsdranges, welcher sich gegen die Gewalt revoltirt und trotz der Anmassungen des Civils, das sich das Militär unterordnen wollte“.

*

Felix Lacaze, der auch Alfred H. Fried wegen Beleidigung verklagt hatte, da dieser der Münchener Friedensgesellschaft abgerathen, Lacaze nach Hamburg zum Congress zu delegiren, scheint doch der Aussichtslosigkeit dieser Sache gewiss zu sein, denn das Verfahren der Privatklage gegen A. H. Fried wurde vom Gericht eingestellt, weil Lacaze den geforderten Vorschuss an Gerichtskosten nicht bezahlt hat.

*

In Freiherrn Conrad v. Eybesfeld, gewesener Statthalter und Minister, der am 9. Juli in Graz im Alter von 76 Jahren gestorben ist, verliert die österreichische Gesellschaft der Friedensfreunde einen stillen, aber' überzeugten Anhänger, davon geben die Gedichte Zeugniss, die in diesen Blättern von ihm erschienen sind, sowie zahlreiche Briefe an unsere Herausgeberin, in denen er seiner rückhaltlosen Zustimmung Ausdruck gegeben hat.

*

Lilli Lehmann, die vielgefeierte dramatische Sängerin, die hinreissendste Interpretin der grossen Gestalten Isolde, Walküre, Norma etc. ist auch eine von den Unseren. Es ist uns immer eine Genugthuung, wenn wir in unsere Reihen solche treten sehen, deren Stirne von der Aureole des Genies umstrahlt ist. „Dem Friedenswerke“, so schrieb L. Lehmann in einem aus Colonie Grunewald, 11. Juli, datirten Brief, „müssen alle Diejenigen zujubeln, die ein Gewissen haben“.

*

Olive Schreiner gehört gleichfalls zu uns — und eine gewaltige Bundesgenossin ist sie, denn sie hat einen grossen Anhang in der englischen Jugend. Ihr letztes Buch „Trooper Peter Halket“ ist ein Protest gegen den Jingogeist und gegen die barbarische Colonialpolitik der Rhodes und Chamberlains. Peter Halket, im Dienst der Chartered-Company hat sich auf einem Kriegszug verirrt. Jesus Christus gesellt sich zu ihm in Gestalt eines Fremdlings und spricht zu ihm über die Menschheit im gehetzten Nigger . . . Er spricht mit der Stimme des Gewissens. Der Fremdling gehört zu der grossen „Company“, die ihre Mitglieder in allen Völkern und unter allen Religionen hat, überall da, wo Menschlichkeit und Mitgefühl ein Herz ergreifen und erfüllen. „Mit Sonnenaufgang und Niedergang, mit dem kreisenden Lauf der Planeten wächst unsere Gemeinschaft und wächst . . . unser ist die Erde . . .“ — „Lasset mich einen der Euren werden,“ sagt Peter Halket, „ich bin es müde, für die Chartered-Company“ zu arbeiten.“

Massenhaft und laut sind allenthalben Jene, die im Geist der „Chartered-Company" arbeiten. Dennoch die „andere Company", so leise sie auch noch auftritt, sie nimmt täglich zu — — „Unser ist die Erde". —

*

Episoden aus der Schlacht bei Santiago. Der Capitän des amerikanischen Schlachtschiffes „Jowa", Evans, hat einem Zeitungs-Correspondenten folgende Schilderung der Zerstörung der Flotte des Admirals Cervera gegeben:

Das Schiff „Jowa" wurde zuerst so gestellt, dass die „Maria Teresa" Steuerbord zu liegen kam. Wir hofften, eines der führenden Schiffe rammen zu können, es wurde aber bald klar, dass dies unmöglich sein würde, weil die spanischen Schiffe mit grösserer Schnelligkeit fuhren. Fünfzig Minuten, nachdem der erste Schuss abgefeuert worden war, richtete die „Vizcaya" ihr Steuer landwärts und gleichzeitig loderten hohe Flammen am rückwärtigen Theile des Schiffes auf. Es fuhr langsam in der Richtung der Alcerraderos-Felsen fort, auf denen es strandete. Da es sich bald zeigte, dass die „Jowa" unter keiner Bedingung den „Cristobal Colon" einholen konnte, während „Oregon" und „Brooklyn" dies zweifellos im Stande waren, und der rasch dahinfahrende „New-York" ihm auch schon auf der Spur war, so beschloss ich, den Mahnungen der Menschlichkeit Gehör zu schenken und mich mit den 12- bis 1500 spanischen Officieren und Matrosen zu beschäftigen, welche die Flagge gestrichen hatten. Ich näherte mich deshalb der „Vizcaya", die sowohl vorn als rückwärts den prasselnden Flammen zum Opfer fiel. Als sich die „Jowa" so weit genähert hatte, als die Tiefe des Wassers es zuliess, befahl ich, alle Boote herunterzulassen, und sendete sie den unglücklichen Spaniern zu Hilfe, die dutzendweise ertranken oder auf den Verdecken verbrannten. Ich entdeckte bald, dass die Cubaner vom Ufer aus auf die Leute feuerten, welche im Wasser um ihr Leben kämpften, nachdem sie sich uns ergeben hatten. Dem machte ich sofort ein Ende. Die Bemannungen meiner Boote arbeiteten mit voller Kraft, und es gelang ihnen, viele Verletzte vom brennenden Schiff zu retten. Ein Mann kletterte an der Schiffswand der „Vizcaya" hinauf und rettete allein drei Spanier von dem Feuertode. Die kleineren Pulverkammern der „Vizcaya" explodierten eine nach der anderen, während die Boote sich dem Schiffe näherten, und hilfbereite Hände bemächtigten sich der furchtbar zugerichteten spanischen Officiere und Matrosen und brachten sie aufs Verdeck der „Jowa". Alle Spanier waren splitternackt. Einigen waren die Beine von den Bomben weggerissen, während andre auf jede nur denkbare Weise verstümmelt waren. Fünf arme Teufel starben auf dem kurzen Weg zur „Jowa". Sie wurden mit militärischen Ehren von unserem Schiff aus bestattet.

Ich habe Beispiele von Heroismus, oder sagen wir lieber Disciplin und Pflichttreue, gesehen, die gar nicht zu übertreffen sind. Einem Matrosen der „Vizcaya" war der linke Arm gerade unterhalb der Schulter weggeschossen worden. Bruchstücke desselben hingen noch mit einem kleinen Hauttheil am Rumpf; er aber kletterte ohne Hilfe an der Schiffswand herauf und salutirte, als ob er einen Höflichkeitsbesuch abzustatten hätte. Gleich nach ihm kam ein Matrose, dessen linkes Bein ober dem Knie abgeschossen worden war. Er wurde mit Hilfe eines Takels aufgezogen, aber nicht eine Klage kam dabei über seine Lippen. Nach und nach häuften sich die verstümmelten Körper und die nackten Unversehrten auf dem Verdeck der „Jowa" so sehr, dass kein Mensch dieselbe für ein Schlachtschiff der Vereinigten Staaten angesehen hätte. Ihr sonst schneeweisses Verdeck war ganz mit Blut beschmiert und 272 nackte Menschen wurden von unserer Mannschaft gespeist und gelabt.

Zuletzt näherte sich der „Jowa" ein Boot mit dem Capitän der „Vizcaya", Eulate, für den ein Tragsessel hinuntergelassen wurde, denn man sah ihm an, dass er verwundet sei. Eine Marinewache wurde aufs Verdeck beordert, um ihm den gebührenden Salut zu leisten. Ich wartete, um ihn willkommen zu heissen. Als der Tragstuhl aufs Verdeck gestellt wurde, präsentirten die Marinesoldaten das Gewehr.

Capitän Eulate erhob sich langsam vom Sessel und salutirte mir mit feierlicher Würde. Dann schnallte er seinen Säbelgürtel ab, und indem er seinen Säbel vor sich hinhielt, küsste er ihn inbrünstig, während Thränen seine Augen füllten. Er reichte mir dann den Säbel, den ich jedoch natürlich zurückwies. Als die Mannschaft des „Jowa“ dies bemerkte, brachen sie in Hochrufe aus, die von einer Horde Wilder herzurühren schienen. Als ich eben Capitän Eulate in meine Cabine führen wollte, um seine Wunden vom Arzt untersuchen zu lassen, explodirte das Pulvermagazin der „Vizcaya“ mit furchtbarem Getöse, worauf sich ein Flammenmeer über das Schiff verbreitete. Capitän Eulate streckte die Arme aus und rief: „Adios Vizcaya! So endet mein schönes Schiff, Capitän!“ Darauf gingen wir in die Cabine und der Arzt verband seine drei Wunden.

Unterdessen waren 30 Officiere und 272 Matrosen von der Mannschaft der „Vizcaya“ auf mein Schiff gebracht worden. Unsere Officiere von der Wache und vom Steuer verzichteten auf ihre Cajüten und brachten den nackten Officieren des „Vizcaya“ Kleidung, Speisen und Tabak, während der Zahlmeister an die nackten Matrosen Uniformen vertheilte. Der Krieg hatte plötzlich ein anderes Gesicht bekommen.

Da ich wusste, dass keines unserer Schiffe sich um die ersten zwei gestrandeten Spanier umgeschaut hatte, fuhr ich nun zu diesen. Unterwegs traf ich den „Gloucester“, auf dem sich Admiral Cervera und mehrere seiner Officiere, sowie eine grosse Anzahl Verwundeter befanden, von denen viele furchtbar verstümmelt waren. Zahlreiche Spanier waren auf dem Lande vom Feuer der Cubaner getroffen worden. Als sich der „Harvard“ in der Nähe zeigte, ersuchte ich den Capitän Cotton, zur „Maria Teresa“ und dem „Oquendo“ zu fahren und ihre Bemannung in Sicherheit zu bringen. Um Mitternacht hatte der „Havard“ nicht weniger als 970 Gefangene an Bord. Eine grosse Anzahl derselben war verwundet.

Was Muth und Tollkühnheit betrifft, so findet sich in der Geschichte kein Vorgang, der sich mit der Action des spanischen Admirals messen könnte. Er ging, wie er wohl wusste, der unvermeidlichen Vernichtung entgegen. Es gab für ihn nur eine einzige Hoffnung, und das war die, dass der „Cristobal Colon“ schneller fahren werde, als der „Brooklyn“. Ich nahm den Admiral Cervera vom „Gloucester“ auf die „Jowa“ herüber, obwohl Jener ihn gerettet und mit den einem Admiral gebührenden Ehren empfangen hatte. Die Mannschaft der „Jowa“ drängte sich über den Thürmen zusammen, geschwärzt und halbnackt wie sie war, um den fremden Admiral die „Jowa“ betreten zu sehen. Sein Kopf war unbedeckt und über seinem Hemd trug er einen dünnen Flanellanzug, den ihm Commandant Wainwright geborgt hatte. Die Mannschaft begrüsste ihn aus vollem Halse.

Als die Officiere der „Vizcaya“ befragt wurden, wie es an Bord zugegangen war, sagten sie, dass es unmöglich war, die Mannschaft bei den Kanonen zu halten, so mörderisch wirkte das Schnellfeuer der Amerikaner. Das Verdeck wurde mit dem Spritzenschlauche überschwemmt, und was herumfloss, war Wasser mit Blut vermischt, in welchem Körpertheile schwammen. Eine Bombe, die von der „Jowa“ kam, brachte ein am Bug der „Vizcaya“ befestigtes Torpedoboot zum Explodiren, wodurch zwanzig Mann aufs Verdeck geschleudert wurden.

*

Die Aeusserung eines amerikanischen Capitäns. Von dem Capitän Philip des amerikanischen Schiffes „Texas“ wird eine Aeusserung berichtet, welche nicht nur ihn, sondern das ganze Volk ehrt, dem er angehört. Seit Stunden lag die „Texas“ im heftigen Kampfe gegen den „Almirante Oquendo“. Capitän Philip war wie durch ein Wunder dem Tode entgangen, denn eben hatte er die Commandobrücke verlassen, als diese von einer Granate des „Oquendo“ getroffen wurde. Da schossen gewaltige Flammen aus dem Innern des „Oquendo“ auf und eine furchtbare Explosion erschütterte den mächtigen Panzer. „Hurrah! Hurrah!“ erscholl es von dem Schiffe der kampf- und siegestrunkenen Amerikaner, doch diesen Ruf übertönend, erklang die ruhige Stimme des amerika-

nischen Capitäns: „Nicht Hurrah rufen! Die armen Teufel sterben!“

•

Auf die Umfrage der „Vita internazionale“ haben sich wieder viele hochinteressante Antworten gesammelt. Hier die ausgezeichnete und prägnante Antwort M. v. Egidy's:

Zu 1: Ob die Kriege in der Geschichte noch eine Berechtigung finden, kann nur die Geschichte selbst, also die Zukunft beantworten. — Im Recht, ideal aufgefasst, hat der Krieg nie eine Berechtigung gehabt; der Krieg ist nichts Anderes, als die Vergewaltigung des Rechts. — Der Fortschritt an sich hat, wie uns die Geschichte lehrt, bisher den Krieg nicht verhindert; wir sind auch bisher schon „fortgeschritten“ und haben doch Krieg gehabt. Der Fortschritt aber, besser: der Aufstieg, den die Gesittung jetzt nimmt, die Stufe der Gesittung, die die Kulturwelt jetzt zu ersteigen im Begriff ist, überwindet den Krieg. Wir stehen auf der Schwelle zur krieglosen, zur gewaltlosen Zeit.

Zu 2: Versteht man unter Militarismus die schädlichen Auswüchse des Heer- und Wehrsystems, das an sich so lange nothwendig war (und ist), als die Völker noch unter einem „Krieg in naher oder ferner Sicht“ lebten (und leben), so übt diese Art von Militarismus auf allen Gebieten des Volkslebens einen schädlichen Einfluss aus. Insoweit der Militarismus aber nur den mit einem „Krieg in Sicht“ verbundenen Heer- und Wehrbegriff, resp. dessen Ausgestaltung bezeichnet, ist er nur das nothwendige Zubehör des Krieges, und muss als solches auch bezüglich seines Einflusses auf die verschiedenen Gebiete des Volkslebens gewürdigt werden.

Zu 3: Dieselben Begriffe, Anschauungen und Regeln, die heute schon bestimmendes Gesetz sind für den Verkehr gebildeter und gesitteter Einzelmenschen, müssen massgebend werden auch für den Verkehr der Völker unter einander. Dadurch erhebt sich die Gesammtcivilisation über dasjenige (bisherige) Niveau, das den Krieg noch als berechtigten Bestandtheil der Civilisation betrachtet.

Zu 4: a) An Stelle des unser heutiges Leben beherrschenden Zwang-Systems tritt das Erziehungs-Verfahren. Der „Erziehung der krieglosen Zeit“ ist dabei besondere Sorgfalt zuzuwenden. b) Jedes Kulturvolk schickt nur solche Männer in seine Volksvertretung, welche das Wesen einer krieglosen Zeit begriffen haben und fähig sind, bei deren Ausgestaltung mitzuwirken. c) Die Träger der Gewalten in den verschiedenen Ländern (Fürsten und Regierungen) wetteifern mit den Volksvertretungen in dem Bestreben, die Gesammtcivilisation auf das Niveau einer krieglosen Zeit zu erheben.

•

Wie die Schule in friedlichem Sinne wirkt kann man aus nachstehender Sammlung von Aufsatzthemen ersehen, die den Schülern einer österreichischen Schule gestellt wurden:

Gewitter und Krieg (Parallele).

Was rief in Deutschland den patriotischen Gesang, die Freiheitslieder hervor?

Die vortheilhaften und die verderblichen Folgen des Krieges, mit Hinweis auf die Perserkriege und den peloponnesischen.

Der Krieg in seinen verderblichen und seinen wohlthätigen Folgen.

Welche Nachtheile bringt der Krieg und welche Vortheile? (2 Aufsätze).

Der Krieg — Freund und Feind der Künste.

Nicht die Kraft der Armee ist es, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts, welche Siege erkämpft (Fichte).

Die Ausländerei der Deutschen als Nationalfehler und Nationaltugend.

Welchen Männern giebt die Geschichte den Beinamen „der Grosse“?

Krieg und Frieden (ein allegorisches Zwiegespräch).

Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern, doch einen Heldenwillen beugt es nicht (Körner Zriny).

Bücher, welche die Grossthaten und Helden unserer Nation feiern, verdienen unsere höchste Werthschätzung. (Demnach „D. W. N.“ die geringste.)

Der wahre Geist eines Volkes zeigt sich erst in Zeiten der Gefahr. Mit historischen Belegen.

Vergleichung des Gemütszustandes eines im Dienste des Vaterlandes verkrüppelten Invaliden mit dem eines durch Schwelgerei und Lust siech gewordenen Mannes. (Was etwa da die Buben alles zusammengeschrieben haben mögen?)

Die Geschichte der Wissenschaft ist eine grosse Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen (Goethe).

Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen — doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie (Schiller).

Feder und Schwert. Mittheilung eines Gespräches zwischem einem Gelehrten und einem Officier.

Die bewaffnete Macht.

Ferner in allen möglichen Combinationen, Parallelen, zwischen Cäsar, Wallenstein, Alexander, Napoleon etc.

Erörterungen, warum Karthago und nicht Rom unterlegen etc. etc.

Presse und Literatur.

In **„La Dépèche“**, einem in Brest erscheinenden Journal, das von der ganzen französischen Marine gelesen wird und gleichzeitig in der Berliner „Gegenwart“ veröffentlicht ist, schreibt Contre-Admiral Reveillère einen Aufsatz „Unsere Monroe-Doctrin: Das Mittelmeer den Europäern“. Er plaidirt darin — angesichts der angedrohten Beschiessung spanischer Häfen durch die Amerikaner — für ein Uebereinkommen Europas, eines geeinigten Europas, zur Neutralisirung des Mittelmeeres. In den Augen Reveillères hat die wichtigste und nächste Bestrebung der Friedensbewegung die Verbrüderung Europas zu sein. Und der Contre-Admiral scheut sich nicht in diesem für seine Kameraden der Kriegsmarine bestimmten Aufsatz Sätze niederzuschreiben, wie folgender: „Ohne Zweifel ist der Krieg bestimmt zu verschwinden, der Krieg ist die natürliche Form der Vergangenheit, der Frieden ist die natürliche Form der Zukunft.“

*

Wratsch („Der Arzt“) ist eine in Petersburg erscheinende hochangesehene medizinische Wochenschrift, in deren No. 28 des XIX. Bandes (28. Juli d. J.) wir einen Hinweis auf die „Monatliche Friedenscorrespondenz“ als einer „sehr schönen Publication“ gefunden haben mit auszüglicher Wiedergabe des Artikels über die gelbe Presse. Auch wird in derselben Nummer über den Vortrag über die Erziehung zum Frieden berichtet, den Pfarrer Zschirn in Görlitz gehalten hat. Der Herausgeber des „Wratsch“ ist Professor V. A. Manassein, welcher der Führer jener russischen Aerzte ist, die die Ansicht vertreten, „dass die Verhinderung des Krieges und die Förderung des heiligen Friedenswerkes eine Berufspflicht des ärztlichen Standes abgeben.“

*

Le Soir. Ein Blatt, das in Brüssel täglich in 100 000 Exemplaren erscheint, enthält in der Nummer des 29. Juni unter dem Titel „Die Sabinerinnen“ einen Leitartikel, welcher die jüngsten Manifestationen der Frauen zu Gunsten des Weltfriedens („La ligue du désarmement“ der Princesse Wiszniewska in Paris, die Action der englischen, amerikanischen, deutschen Frauen in derselben Richtung) in begeisterter Weise bespricht. Der Artikel endet mit den Worten: „Ehre den edlen Frauen, die in der gegenwärtigen Finsterniss diese Lampe angezündet haben!“

*

Maryà Chéliga hat im Pariser „Voltaire“ vom 11. Juli unter dem Titel „Deuils et préjugés“ einen ausgezeichneten Aufsatz über den Widerspruch Derjenigen, die im Untergang der Bourgogne ein grosses Unglück beweinen und für den Untergang von Kriegsschiffen keinerlei Mitleidsregungen empfinden.

*

Die Londoner **„Investors Review“**, eine leitende Zeitschrift auf dem Gebiet des Welthandels, herausgegeben von Mr. Wilson, Mitglied des Parlaments und Mitglied des „Komitees zum Protest gegen das Wachsthum der Rüstungen“ — bringt eine Artikelreihe unter dem Titel „Unser Handel und

der Krieg", in welcher in lichtvoller Weise gegen den Jingoismus ins Feld gezogen wird.

•

Krieg und Politik von A. S. Wien, Braumüller. Die Chiffre ist bekannt; sie birgt einen österreichischen General, der schon in früheren Schriften für die Reducirung der Millionenheere eingetreten ist. Der Verfasser führt uns ein Bild des „Zukunftskrieges" vor — Zweibund contra Dreibund und schildert beide möglichen Fälle, nämlich Sieg und Niederlage des einen oder des andern.

„In den ersten Phasen des Krieges," meint er, „werden 76 Armeecorps in der Stärke von etwa 8 Millionen Mann in den Kampf treten. Im ferneren Verlaufe des Krieges werden auch die anfänglich im Lande zurückgebliebenen Truppen, dann die Ersatztruppen, endlich der Landsturm und die letzten Reserven von, gering gerechnet, weiteren 6 bis 7 Millionen Streitern herangezogen werden, somit im Ganzen 14 bis 15 Millionen Menschen, alle junge, kräftige Männer, die Blüthe der Völker Centraleuropas. Wenn auch der Festungskrieg nicht mehr jene grosse Bedeutung besitzt wie einst, so wird auch dieser ungeheure Machtmittel in Anspruch nehmen, denn die allseitigen Grenzgebiete starren von grossartig angelegten Befestigungen. Nicht weniger gewaltig werden die für den Seekrieg aufgebotenen Streitmittel sein, in welchen jedoch eine Ueberlegung auf Seite des Zweibundes herrschen wird. Dieser dürfte ungefähr 800 Kriegsfahrzeuge, darunter nahezu 100 Panzerschiffe erster Kategorie ausrüsten, welchen der Dreibund nur etwa 450 Kriegsschiffe, davon 60 erster Classe, wird entgegenstellen können."

Der Erfolg ist ja immer zweifelhaft. Er hängt vom Zufall ab. Und ob ein nächster Weltkrieg irgend welche Vortheile schaffen könnte. Kaum!

„Nicht die Greuel der Kriege — so ruft A. S. — die zwei bis drei Millionen Menschen, darunter vielleicht 100,000 Officiere, an Todten, Krüppeln und Siechen, nicht das namenlose Weh, das durch die Welt zieht, nicht die ungeheuren Verluste am Werthe, im Handel und Verkehr, sondern die vollständige Hoffnungslosigkeit durch den Krieg, eine bessere Gestaltung der allgemeinen Lage und bessere menschliche Zustände zu schaffen, ist es, was die mahnenden Worte rechtfertigt: je eher zur Mässigung im Kriegswesen zu schreiten. In der Mässigung und Abstufung der allgemeinen Wehrpflicht wäre das Heilmittel zu erblicken und auf dem Wege internationaler Vereinbarung wäre es zu erreichen."

Uns will scheinen, dass, wenn man schon „internationale Vereinbarungen" treffen kann, diese ein etwas weiteres Feld hätten als Einschränkung der Greuel. — Durch den Krieg bessere menschliche Zustände zu schaffen, scheint uns überhaupt hoffnungslos.

Das Buch schliesst mit den Worten:

„Die Zeit drängt. In Mitteleuropa herrscht eine selten lange Friedensepoche. Je länger diese währt, desto näher ist naturgemäss die Gefahr des Krieges. Die Völker vertragen absolut nicht allzulange Friedenszeit. Der Drang nach Krieg ist eine dämonische, infernale Kraft, eine geistige Krankheit, wie für den Körper Infectionskrankheiten, ganz unberechenbar in ihrem Auftreten: dann ist die Menschheit um Motive niemals verlegen, und wären es die erbärmlichsten. Solche Thatsachen (griechischer, amerikanisch-spanischer Krieg) sollen geradezu als Alarmsignal dienen, dass Anstalten getroffen werden, damit der nächste Krieg nicht ein solcher mit den ungünstigsten Chancen für alle Theile sein werde: das staatliche Chaos, das blutüberströmte, racheerfüllte Europa ... Stolze, prächtige, gediegene Heere, in einer Stärke, die der Natur und dem Wesen des Krieges entspricht, dem Volke entnommen, auf das Volk gestützt, von diesem erhalten, sollen es sein, die, wenn es gilt, grosse, hohe Ziele zu erstreiten, in Action treten, um im edlen, ritterlichen, hasslosen Kampfe ihre hehre Aufgabe zu lösen; die Völker aber, die Völker weise man aber auf die Wege der Arbeit und des Fortschrittes."

Welche Unwahrheiten und Widersprüche in diesem kurzen Absatz! Dass Völker „absolut" nicht lange Friedenszeit vertragen, ist eine Behauptung, die von Schweden Lügen gestraft wird, das seit 80 Jahren Frieden hat, und wer könnte behaupten, dass die Schweiz schon nach Krieg dürstet? Es giebt überall nur Kriegsparteien, nirgends Krieg ersehnende Völker. Hat jene Partei die „erbärmlichsten" Motive gefunden, um die sie „niemals verlegen" ist, dann allerdings lässt sich auch das ganze Volk leicht in die Kriegswuth hetzen. — Und nun dieser Widerspruch: Der Drang nach Krieg sei eine „infernalische" Kraft — und um diesen Drang besser erfüllen zu können in edlem, ritterlichen, „hasslosen Kampfe" sollen die Heere kleiner und handlicher gemacht werden, und die „erbärmlichsten Motive" werden dann in „grosse, hohe Ziele" umgewandelt; das Austoben der dämonischen Kraft, der geistigen Infectionskrankheit wird zur „hehren Aufgabe".

Entweder oder, Herr General: der Krieg ist gut und schön, dann ist er je grösser, je schöner; oder er ist das Gegentheil, dann soll er nicht verkleinert, bequemer gemacht, sondern abgeschafft werden. Einen bis zur Uebergrösse angewachsenen Organismus kann man auch nicht zurückdämmen — dem Strom kann man nicht sagen „werde

wieder Bach", dem Manne „werde Kind", der Maximkanone — „werde Schwert". Das ist Utopie. Aber der Strom kann ins Meer, der Mann ins Grab, das Schwert ins alte Eisen wandern.

•

Emil Bergerat. Le cruel Vatenguerre. Paris. Ollendorf 1898. 263. S. (Die Besprechung dieser köstlichen Satyre des Militarismus folgt im nächsten Heft.)

Eingelaufene Bücher und Schriften.

W. E. Gladstone on War and Peace. Ein Heftchen von 20 Seiten mit Aussprüchen des grossen englischen Staatsmannes über Krieg und Frieden, Schiedsgerichte und Militarismus. Herausgegeben von der „Peace Society", London New broad Street 47.

Emile Dellvet. La découverte des Indes. Havre 1898.

Die Lehrerin. Centralorgan für die Interessen der Lehrerinnen. Herausgegeben von Marie Loeper Houselle. Vierzehnter Jahrgang. Heft 6. (Gera bei Hofmann.) Monatlich 2 Hefte. Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf. — Das vorliegende Heft enthält einen trefflichen Aufsatz „Si vis pacem para pacem". Ein Mahnwort an Deutschlands Frauen von Anninka Lester.

Der Friede. Officielles Vereinsorgan des Schweizer Friedensvereins, Bern. In der Nummer vom 20. Juni schreibt Umfrid über „Die neuen Geschosse".

L'Ouest artistique et litteraire. Red. Paris, Rue Cler 51. Monatliches Organ der gleichnamigen Gesellschaft.

Briefkasten.

D. B., Wien. Wie eifrig dasjenige geübt und erprobt wird, was doch niemals ausgeführt werden sollte, davon folgendes Beispiel. Ein Freund schreibt mir: Noch etwas kann ich Ihnen berichten, das mir ganz furchtbar weh gethan hat: ein evangelischer Geistlicher aus Chemnitz in Sachsen erzählte und bekräftigte auf weiteres Fragen, dass man dort nicht selten ganze Dörfer, grosse, schöne, blühende Dörfer um horrende Summen (o unsere Volksvertreter sind keine Knicker!) erkaufe, um sie hernach zu Uebungszwecken von der Artillerie in Brand und Trümmer schiessen zu lassen. Die Leute machten sich nichts daraus, sie würden gut bezahlt und bauten sich wieder anderswo an. Solchen schrecklichen Dingen sollten doch wirklich die deutschen Friedensgesellschaften nachsehen." Auch die Nationalökonomen sollten da nachsehen: zerstörte Güter — auch wenn man sie ersetzt, sind immer ein Schaden, denn womit ersetzt man sie? Mit Arbeitserträgnissen — mit doppelt vergeudeter Arbeit also, da dieselbe nichts Neues schuf, sondern willkürlich Zerstörtes wieder aufbaute.

Idelson, Bern. Danke für die Mittheilung des authentischen Textes der Friedenskundgebung aus Catalonien. Besonders erfreulich ist, wie viele bedeutende Körperschaften und leitende Zeitungsredactionen mitunterschrieben sind. Wenn übrigens Ihr Freund Dr. S. sagt, dass 99% der spanischen Bevölkerung nach Frieden lechzt, so bleibt noch immer die bedauerliche Thatsache übrig, dass gerade das andere Hundertstel aus den Mächtigen des Landes besteht.

L. K. Wollen Sie eines der landläufigen Urtheile über den spanisch-amerikanischen Krieg hören, wie es von unseren Officieren gewöhnlich gefällt wird? Hier haben Sie eines — der Schreiber ist ein conservativer Aristokrat — es scheint mir typisch: „Die Spanier aber für den Ausbruch des Krieges verantwortlich zu machen, wäre geradezu absurd. Sie haben ja den Krieg nicht gewünscht, sondern er ist ihnen in ebenso hinterlistiger als arroganter Weise von den amerikanischen Schurken aufgezwungen worden. (Wir anderen generalisiren nicht so, sondern sagen die amerikanischen „Jingoes".) Spanien konnte doch nicht gutwillig den unerhört frechen, unverschämten Forderungen seiner Gegner nachgeben (es konnte aber früher schon den verzweifelnden Forderungen seiner Cubaner nachgeben), denn ein Volk, das sich widerstandslos insultiren und berauben lässt, muss man verachten und einem Staatsmann, der solche Principien vertreten würde (der beraubende und „insultirende" Theil hat ja auch Staatsmänner, die sich auf Principien berufen), müsste jeder anständige Mensch in's Gesicht spucken. Freilich wird Spanien schliesslich seine überseeischen Besitzungen verlieren, aber seine Ehre wird makellos aus dem ungleichen Kampf hervorgehen und nicht bloss die Waffenehre, sondern auch die moralische Ehre, während die infamen (mit Worthieben wird in diesem Stile in unausgesetztem Grimme ausgeholt), unter falscher Flagge segelnden, alles Völkerrecht mit Füssen tretenden Yankees (bei den Jingoes drüben heissen die Spanier „The Dons") zwar materiellen Gewinn aufzuweisen haben werden, dafür aber die Verachtung Europa's (jetzt geht die Generalisirung schon auf einen ganzen Welttheil über) in den Kauf nehmen müssen. Es ist doch tausendmal schöner mit Ehren zu Grunde zu gehen, als ehrlos die reichsten Güter zu erwerben! Ich will hier nicht einmal die Beispiele der alten Griechen citiren, denn das würde zu weit führen. (Weit? Nun ja, bis zu den modernen, die für Creta dasselbe thun wollten, was die Amerikaner für Cuba thun.) Zum Friedenschliessen wird sich Spanien jetzt, nach den erlittenen schweren Niederlagen, wohl herbeilassen müssen (warum denn? consequenterweise müsste es lieber ganz zu Grunde gehen), vor

dem Verluste von Santiago war dies jedoch unmöglich, trotz der stürmischen Friedensmanifestationen seiner republikanischen Journalisten (hier wird der Begriff republikanisch als der Gegensatz von vaterländisch hingestellt) und der Catalonier. Letztere sind Krämerseelen und haben ja eigentlich gar kein spanisches Blut im Leibe (nun werden die Leute wieder nach Rassenzugehörigkeit vom Patriotismus ausgeschieden oder ihm zugetheilt), wenn sie auch staatlich zu Spanien gehören." Soweit der Correspondent. Ist es nicht merkwürdig, wie die „Krämerhaftigkeit" je nach Bedarf Denjenigen zum Vorwurf gemacht wird, die den Krieg wollen — diese berechnenden Yankees! — oder Denjenigen, die den Frieden wollen, wie diese unspanischen Catalonier, welche dem Ruin des Landes, dem Hungertod Tausender von Arbeiterfamilien Einhalt thun wollen. Chauvinistisch gesinnte Menschen, wenn sie disputiren, verwenden ihre Argumente eben nur als Waffen, nicht als Wahrheitsstützen, sie wollen damit den Gegnern vor Allem schaden. Mit dem „Krämer"-Vorwurf hoffen die Ritterlichen immer am meisten Verachtung auf die Beschuldigten zu laden. Das ist wohl noch ein atavistisches Bestehen aus der Zeit, wo der Ritter den Krämer auf der Landstrasse überfiel.

Ludwig B., Wien. Ich danke für Ihr freundliches Beileid. Sie finden, die Tagesereignisse rücken unsere Sache in die Ferne und wenn Sie daran denken, sei Ihnen leid um mich. Dazu sagt aber Hedwig Pötting — und bitte, beherzigen Sie diese Worte: „Es brauchte den Leuten nicht leid zu sein; statt zu klagen, sollen sie lieber ihre Anstrengungen verdoppeln, fester „antauchen", fester, fester . . . nicht finden: jetzt kann man nichts thun — jetzt macht man sich lächerlich, verschiesst sein Pulver etc. Wenn man einen Wagen über einen Berg schieben will, ist es nicht genug, auf ebener Strasse wacker fortzuschieben und zu ziehen, am Fusse des Berges aber Halt zu machen und zu sagen: da hinüber geht's nicht. Wir müssen warten, bis das Terrain geebnet oder im Durchstich gemacht wird — sondern Alle müssen mithelfen, die man auftreiben kann, bis das schwere Gefährt oben ist."

N. N. Die Widmung und Herausgabe des Buches: „Wie es Licht geworden" erfolgten, ohne dass ich das Manuscript gelesen hatte.

Dr. W—tz. Wenden Sie sich an Dr. Valerius Idelson in Bern. Derselbe ist ein stiller, aber angesehener thätiger Förderer unserer Sache. Er hat Verbindungen in der ganzen Welt und nützt sie in genial-organisatorischer Weise im Dienste aller humanen Bestrebungen aus, wobei er mit seiner Person aber meist im Hintergrunde bleibt. Vielleicht ist es ihm nicht lieb, dass ich ihn hier genannt habe, aber die vielen Anregungen, Mitwirkungen, Actionen, die ich und Andere ihm danken, sollen der Kenntniss unserer Freundeskreise nicht immer vorenthalten bleiben.

Theodor Held. Gedichte erhalten. Eines gelegentlich!

Schluss der Redaction: 31. Juli.

NB. Alle Mittheilungen, Ausschnitte etc., die sich auf die Redaction der Rubriken „Aus den Vereinen", „Vermischtes", „Aus der Presse" beziehen, sind zu richten an Herrn **A. H. Fried**, Berlin W., Goltzstr. 37.

E. Pierson's Verlag in Wien.
Herausgeberin und für die Redaction verantwortlich: Baronin Bertha von Suttner, Schloss Harmannsdorf, Post Eggenburg, N.-Oesterr.
Gedruckt von E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.



Russlands Friedensbotschaft an die Völker des Erdballs.

Petersburg, 28. August. Der „Regierungsbote“ veröffentlicht folgende Kundgebung: Auf Befehl des Kaisers überreichte Graf Murawjew am 24. d. Mts. allen in Petersburg accreditirten auswärtigen Vertretern nachstehende Mittheilung: **Die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und eine mögliche Herabsetzung der übermässigen Rüstungen,** welche auf allen Nationen lasten, stellen sich in der gegenwärtigen Lage der ganzen Welt als ein Ideal dar, auf das die Bemühungen aller Regierungen gerichtet sein müssten. Das humane und hochherzige Streben Sr. Majestät des Kaisers, meines erhabenen Herrn, ist ganz dieser Aufgabe gewidmet. In der Ueberzeugung, dass dieses erhabene Endziel den wesentlichsten Interessen und den berechtigten Wünschen aller Mächte entspricht, glaubt die kaiserliche Regierung, dass der **gegenwärtige Augenblick äusserst günstig dazu sei,** auf dem Wege internationaler Berathung die wirksamsten Mittel zu suchen, um allen Völkern die Wohlthaten wahren und dauernden Friedens zu sichern und **vor allem der fortschreitenden Entwickelung der gegenwärtigen Rüstungen ein Ziel zu setzen.** Im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre hat der Wunsch nach einer allgemeinen Beruhigung in dem Empfinden der civilisirten Nationen besonders festen Fuss gefasst. Die Erhaltung des Friedens ist als Endziel der internationalen Politik aufgestellt worden. Im Namen des Friedens haben grosse Staaten mächtige Bündnisse mit einander geschlossen. Um den Frieden besser zu wahren, haben sie in bisher unbekanntem Grade ihre Militärmacht entwickelt und fahren fort, sie zu verstärken, ohne vor irgend einem Opfer zurückzuschrecken. Alle ihre Bemühungen haben dennoch noch nicht das segensreiche Ergebniss der ersehnten Friedensstiftung zeitigen können. Da die finanziellen Lasten eine steigende Richtung verfolgen und die Volkswohlfahrt an ihrer Wurzel treffen, so werden die geistigen und physischen Kräfte der Völker, die Arbeit und das Capital zum grossen Theile von ihrer natürlichen Bestimmung abgelenkt und in unproductiver Weise aufgezehrt. **Hunderte von Millionen werden**

aufgewendet, um furchtbare Zerstörungsmaschinen zu beschaffen, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft betrachtet werden und schon morgen dazu verurtheilt sind, jeden Werth zu verlieren, in Folge irgend einer neuen Entdeckung auf diesem Gebiet. **Die nationale Cultur, der wirthschaftliche Fortschritt, die Erzeugung von Werthen sehen sich in ihrer Entwickelung gelähmt und irregeführt.** Daher entsprechen in dem Maasse, wie die Rüstungen einer jeden Macht anwachsen, diese immer weniger und weniger dem Zweck, den sich die betreffende Regierung gesetzt hat. **Die wirthschaftlichen Krisen sind zum grossen Theil hervorgerufen durch das System der Rüstungen bis auf's Aeusserste,** und die **ständige Gefahr,** welche in dieser **Kriegsstoffansammlung** ruht, machten die Armee unserer Tage zu einer erdrückenden Last, welche die Völker mehr und mehr nur mit Mühe tragen können. **Es ist deshalb klar, dass, wenn diese Lage sich noch** weiter so hinzieht, sie in verhängnissvoller Weise zu eben der Catastrophe führen würde, welche man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken jeden Menschen schon beim blossen Gedanken schaudern machen. **Diesen unaufhörlichen Rüstungen ein Ziel zu setzen** und die Mittel zu suchen, dem Unheil vorzubeugen, das die ganze Welt bedroht, **das ist die höchste Pflicht, welche sich heutzutage allen Staaten aufzwingt.** Durchdrungen von diesem Gefühl, hat Se. Majestät geruht, mir zu befehlen, dass ich allen Regierungen, deren Vertreter am kaiserlichen Hofe accreditirt sind, den **Zusammentritt einer Conferenz** vorschlage, welcher sich mit dieser ernsten Frage zu beschäftigen hätte. Diese Conferenz würde mit Gottes Hilfe ein günstiges Vorzeichen des kommenden Jahrhunderts sein. Sie würde in einem mächtigen Bündel die Bestrebungen aller Staaten vereinigen, welche aufrichtig darum bemüht sind, den **grossen Gedanken des Weltfriedens triumphiren zu lassen über alle Elemente des Unfriedens und der Zwietracht.** Sie würde zugleich ihr Zusammengehen besiegeln durch eine solidarische Weihe der Principien des Rechts und der Gerechtigkeit, auf denen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruht.

Bismarck.

Wer grundsätzlich die eigene Ueberzeugung immer ohne Scheu vertritt und dabei einen bestimmten Standpunkt einnimmt, der kann trotz der wechselnden Ereignisse sein Urtheil über Personen und Dinge auch nach Jahren unverändert wiederholen. So können unsere Blätter vom

dahingegangenen Bismarck Wort für Wort dasselbe sagen, was in ihrem ersten Jahrgang*) über den lebenden Bismarck geschrieben steht:

Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt schwankt heute, um mit Schiller zu reden, das Charakterbild eines Bismarck vor dem Auge seiner Zeitgenossen. — Kommen aber wird dereinst der Tag, an dem der Geschichtsschreiber unserer Zeit sich die inhaltsschwere, folgenreiche Frage vorzulegen haben wird: War Bismarck ein grosser Mann? — Wie wird der Wahrheit, und nur Wahrheit suchende Forscher diese Frage sich beantworten? — Was ist ein grosser Mann auf Bismarck's eigenstem Gebiete? wird er sich fragen müssen. — Was ist ein grosser Politiker? Ist's ein Mann, der, begabt mit phänomenalem Scharfsinn, mit hohem Muth, seltener Thatkraft und Genialität, die Gunst der Umstände zu erfassen, die Fehler des Gegenparts zu benutzen und die Kraft eines grossen Volkes auf den Brennpunkt eines grossen Zieles hinzuleiten versteht, hierbei aber mit den Mitteln eines althergebrachten Ideenvorraths, wenn auch unter neuen Formen, operirt und der es verschmäht, mit dem Apparate wohl vorbereiteter, schöpferischer, nicht utopistischer Reformideen zu arbeiten: so hat gewiss Bismarck, wie kein Anderer mehr, Anspruch auf den ersten Platz in dem Pantheon politischer Grössen. — Er hat ohne Frage mit unendlicher Ausdauer, Kraft und Genialität den Traum von Jahrhunderten, das Hoffen und Sehnen von Millionen Herzen mit rücksichtsloser und zielbewusster Hand als eine Thatsache mitten in die kampfvolle Gegenwart wie einen Fels im brandenden Meere hingestellt. — Und hätte Bismarck auch nur hundert Jahre früher gelebt, wo nur durch die von ihm benutzten Mittel politischer Gewandtheit, politischen Tiefblicks und rücksichtsloser, kraftvoller Anwendung von Gewalt, durch Blut und Eisen gewirkt werden konnte, er hätte gewiss den Preis des grössten Staatsmannes aller Zeiten beanspruchen können. — Heute aber ist seine Grösse nicht die wahre Grösse, sie wurzelt nicht in dem idealen Drang, in der schöpferischen Idee der Gegenwart, sie ist heute, mit einem Worte, ein Anachronismus. — Denn so grossartig und erhaben das Ziel, das diese Grösse sich gesetzt, so staunenswerth und unvergleichlich die im Dienste dieser Idee entfaltete Kraft in geistiger und materieller Hinsicht auch gewesen, eben so sehr war das Gegentheil der Fall rücksichtlich des für die Herstellung der deutschen Einheit gewählten Hauptmittels. — Eines Klimax von drei Kriegen, des schleswig-holsteinischen, deutsch-österreichischen und deutsch-französischen, bedurfte es, um das geeinte Deutschland zur Vormacht des europäischen Kontinents zu machen, und ein Mann von dem geistigen Horizont, der Grösse und Bedeutung eines Bismarck musste sich fragen, ob jenes abgestandene, von Geist und der Humanität der Zeit verurtheilte Mittel des Krieges in der That das **einzige** sei, und ob, wenn es das einzige, nicht doch der von Deutschland, ja von der ganzen Menschheit gezahlte Preis, für die Erreichung jenes Zieles ein zu hoher gewesen. — Denn in der langen Friedensperiode seit 1815 war ein Krieg in Europa nach und nach so zu sagen eine rein theoretische Möglichkeit geworden, und so wenig man einer plötzlichen Wiederbelebung der Hexengerichte, der Folter und der Inquisition gewärtig war, so wenig hätte man dem Geist der Zeit entsprechend bei Entscheidung politischer Fragen in Europa an das verjährte Mittel des Entzweihauens des gordischen Knotens durch das Schwert

———

*) 1892, Heft X, „Geschichtsschreibung und Fortschritt" von Moritz Adler, S. 8. u. ff.

gedacht. — Und das war ein für den Fortschrtit und die Humanität geradezu unschätzbarer Erfolg; denn dem Inslebentreten aller grossen Reformideen in der Geschichte war stets eine kürzere oder längere Periode vorangegangen, während deren, gleichzeitig mit dem Einrosten der unzeitgemässen Institution im Leben und in der Wirklichkeit, auch in den Köpfen der Menschen das Gefühl des Veraltetseins, des Obsoletwerdens und endlich der Unmöglichkeit des bisherigen Zustandes sich einlebte. So war es beim Hexenprozess, der Inquisition und Folter der Fall gewesen, so schien auch die blutige Geissel des Krieges aus dem Horizonte der Menschheit verschwinden zu sollen. Da kam Napoleon III. mit seiner Nationalitätenpolitik, und neben Cavour Bismarck, erst Schüler und gar bald Meister Napoleons. — Die italienische, die deutsche Einheit erstanden in rascher Folge; allein die wahre Civilisation, die Friedensidee war für den grossen Haufen wenigstens ad absurdum geführt. — Der Krieg, der während der langen europäischen Friedensperiode zum grauen, unmodernen, unmöglichen Gespenst zusammengeschrumpft war, war plötzlich wieder modern, wirklich und deshalb für eine unabsehbare Folgezeit möglich geworden. Nicht mittelst einer europäischen Vereinbarung, nicht auf Grundlage völkerrechtlicher Verhandlungen, wie es der wahre Geist der Epoche gebieterisch verlangte, waren die Grossmächte Italien und Deutschland auf die Weltbühne getreten. — Nein, es waren grosse Reiche entstanden, nicht durch die neue, schöpferische Idee der Zeit, welche die Staaten Europas im Lichte eines Gesammtorganismus erblickt, sondern durch das überlebte, barbarische, schon vor Jahrtausenden übliche Mittel des Krieges. Die bittern Früchte solcher Aussaat blieben denn auch nicht aus. — Eine unerhörte Verbitterung und Verrohung der politischen Parteien fegte seit jener Zeit über die Fluren der Civilisation dahin, der Socialismus und Communismus waren Lämmer geworden im Vergleiche zu den Tigern der Gegenwart, dem Nihilismus und Anarchismus mit ihrem lichtscheuen, blutrünstigen Minir- und Attentatskriege gegen die Gesellschaft. Das Vertrauen zum Fortschritt und zur Fortschrittsidee, ja das allgemeine Rechtsbewusstsein hatte einen schweren, anscheinend unheilbaren Schlag erhalten. Eine friedliche Entwickelung der internationalen Beziehungen der Staaten erschien nun wieder als Hirngespinnst der Träumer, und an den Fortschritt zu glauben war schwer in einem Moment, wo der erste Mann der Zeit nur Blut und Eisen, wie einst Brennus sein Schwert in die Wagschale zu werfen verstand. — Und unstichhaltig fürwahr wäre die Einwendung, dass ohne die Blut- und Eisenpolitik Bismarck's Deutschland zu seiner Einheit nicht oder erst in späten Tagen der Zukunft hätte gelangen können. — Nichts ist weniger bewiesen als dies.

Nichts aber ist gewisser, als dass der von Deutschland für seine Einheit gezahlte Preis, der Druck im Innern, die unerträgliche Rüstung gegen aussen, stille oder offene Anfeindung, stete Revanchedrohung von Seiten des nachbarlichen Rivalen, ein viel zu hoher gewesen ist. Und was noch unendlich wichtiger, so hat Deutschland durch die gewaltsame, unerwartete Zurückschraubung des Zeit- und Civilisationsbewusstseins der Gegenwart, welches den Krieg unbedingt verwirft, ebenso viel, ja bei seiner so hochstehenden Intelligenz noch weit mehr verloren, als das übrige Europa. Wahrhaftig gross, gross im Geiste der Morgendämmerung des anbrechenden zwanzigsten Jahrhunderts wäre es gewesen, die deutsche Einheit auf dem neuen Wege einer schöpferischen, folgenreichen Idee,

durch den Appell an ein Völkertribunal zu erreichen. — Wahrhaft gross kann nur der Mann sein, der sich mit dem besseren Zeitgeist, mit dem Gewissen und Bewusstsein der Elite unter den Mitlebenden nicht bloss in Bezug auf das erstrebte Ziel, sondern auch auf die Natur und den Charakter der angewandten Mittel eins weiss. — Gehörte Bismarck der Antike an, wahrlich, Plutarch hätte nie den Namen eines Grösseren zu verzeichnen gehabt. Noch im vorigen Jahrhundert konnte ein Friedrich der Grosse mit voller Gewissensruhe sich in Uebereinstimmung glauben mit den Besten seiner Zeit, wenn er selbst um den Preis grosser Kriege den ihm anvertrauten Staat durch Vergrösserungen seiner Machtsphäre zu heben suchte. Ein grosser Mann der Gegenwart aber hat mit dem Factor der Aufklärung und Humanität unserer Zeit zu rechnen und muss auf einen Erfolg zu verzichten verstehen, der nur auf Kosten der mühsam erreichten Civilisationsstufe der Gegenwart zu erringen ist. — Bekanntlich hat zu seiner Zeit der deutsche Reichstagsabgeordnete und Friedensfreund Bühler sich an Bismarck im Namen von Friedensvereinen aus Anlass des Brüsseler Friedenscongresses mit der Aufforderung gewendet, die grosse Angelegenheit des europäischen Schiedsgerichts mit seiner Autorität zu unterstützen. — Dieses Ansuchen erwiderte Bismarck mit dem ironisch ablehnenden Hinweise auf gegenwärtige dringende Beschäftigung, die ihm nicht erlaube, für eine so ferne Zukunft, wie die der allgemeinen Abrüstung, Vorsorge zu treffen. — Leicht möglich würde wohl auch ein spanischer Grossinquisitor aus der Zeit Philipps II. einem Denker und Reformator, der ihn für Milderung des Glaubensdruckes zu gewinnen gesucht hätte, den Bescheid ertheilt haben, der Augenblick sei für das Gesuch nicht günstig gewählt, er sei gerade jetzt mit der Vorbereitung eines grossartigen Autoda-fé's viel zu sehr in Anspruch genommen, um auf die wohlmeinenden, aber verfrühten Bestrebungen des Gesuchstellers praktisch eingehen zu können.

Würde also Geschichte geschrieben, wie sie sollte, und von den wahrhaft dazu Berufenen, so würde es in Bezug auf die Tendenz der Geschichtsschreibung keine Parteien, sondern nur die eine Partei des Fortschritts geben. Denn es giebt eben nur einen Fortschritt, der zugleich Ausdruck und Verkörperung der Sittlichkeit in der Entwicklung der Menschheit ist, wie es nur eine Wahrheit giebt.

Die Forderungen der Sittlichkeit, die Ziele des Fortschritts sind in den unverdorbenen menschlichen Geist von der leitenden Vorsehung der Menschheit gepflanzt, wie das unbedingte Gefallen des menschlichen Auges an körperlich schönen Formen und Linien.

Für den denkenden Menschenfreund ist es überhaupt ebenso traurig als merkwürdig zu beobachten, welche Macht gerade das Absurde, d. h. das den Gesetzen der gesunden Vernunft geradezu Widersprechende, in den Zuständen der Völker und der gesammten Menschheit repräsentirt.

Die grosse Masse wird sich aber nie ganz von der Herrschaft des Vorurtheils emancipiren; denn die grosse Masse, keuchend und seufzend unter der Last eines kampf- und sorgenvollen Lebens, denkt nicht, hat keine Zeit zum Denken und hat auch richtig zu denken nie gelernt.

Um so gebieterischer tritt an den Führer der Menschheit, an den Geschichtsschreiber und Politiker vor allen Andern die Pflicht heran, nicht zu den Vorurtheilen der grossen Menge herabzusteigen, sondern vielmehr die Massen zur Klarheit und Wahrheit ihres eigenen Denkens zu erheben.

Der Geschichtsschreiber, der fähig sein soll, die Mit- und Nachwelt von dem bösen Dämon Vorurtheil zu befreien, muss diesen grössten Feind der Menschheit und menschlichen Glücks vor Allem im eigenen Herzen bekämpft und besiegt haben; nur wer bereits sich selbst befreit hat, kann hoffen, dereinst auch das Werkzeug zur Befreiung Anderer zu werden. **Moritz Adler.**

Unsere Monroe-Doctrin.*)

Schon ward eine amerikanische Escadre bestimmt, welche, falls die Friedensunterhandlungen sich zerschlagen, die spanischen Küsten bombardiren sollte. Wie würde Europa eine Aggression des europäischen Gebietes, die man vor einigen Monaten noch für ganz unmöglich gehalten hätte, wohl aufnehmen?

Das Resultat könnte ein erster Schritt zur Einsetzung der Vereinigten Staaten von Europa sein. Wäre dies der Fall — nun, dann würde der spanisch-amerikanische Krieg, neben vorübergehenden Leiden, einen fruchtbaren Keim für die Zukunft darstellen — denn es scheint, dass unsere arme Menschheit nur vorschreitet unter den Geisselhieben des Unglücks. Dem Paradoxen von Voltaire's unsterblichem Pangloss liegt doch Wahres zu Grunde: „Je schlimmer es steht, desto besser es geht."

Die Erkenntnisse der europäischen Solidarität wäre sicherlich ein grosser Schritt zum allgemeinen Weltfrieden. Denn ohne allen Zweifel: der Krieg ist bestimmt, zu verschwinden; der Krieg ist die natürliche Form der Zukunft. Das Thier zerstört zur Befriedigung seiner Bedürfnisse; der Mensch producirt zur Befriedigung der seinigen; daher findet der rohe Kampf ums Dasein keine absolute Anwendung auf das Menschengeschlecht, und findet sie täglich weniger. Durch den Eintritt der grossen Industrie ist der Mensch der animalischen Phase der Zerstörung vollständig entrückt worden, um in die sieghafte humane Phase der Production zu treten. Der industrielle Wettbewerb ersetzt — Allen zum grössten Wohle — den kriegerischen Wettbewerb. Der Krieg also wird verschwinden, ganz zweifellos; aber auf welche Weise? Was ist das Gesetz seines Verschwindens?

Lassen wir die Action der Friedensvereine bei Seite, obschon dieselben wegen der Popularität, die sie der Schiedsgerichts-Theorie verschafft haben, ganz unbestreitbar ist.

Durch die Entwickelung der grossen Industrie und insbesondere der Verkehrs- und Transport-Industrie, wird der Krieg immer seltener und immer kürzer, nimmt aber immer grösseren Schauplatz ein. Er breitet sich im Raume aus und schrumpft in der Zeit zusammen. Einst litten unter dem Kriegszustande nur die kriegführenden Theile; die Neutralen hatten dabei keinen Schaden, mitunter sogar Nutzen. Dies ist gegenwärtig anders geworden, seit die industrielle Vorherrschaft den Charakter der internationalen Beziehungen so gründlich verändert hat. England hat durch die „Hungersnoth der Wolle" fast ebenso viel durch den Secessionskrieg gelitten wie Amerika. Heute empfindet Paris einen fühlbaren Schaden durch den spanisch-amerikanischen Krieg. Frankreichs Küstenverkehr mit Spanien hat eine grosse Wichtigkeit, und kriegerische Actionen

---

*) Dieser Aufsatz ist von der Herausgeberin zuerst der Berliner Wochenschrift „Gegenwart" überlassen worden und in Nr. 32 erschienen.

vor den spanischen Häfen würden ihm einen argen Schlag versetzen. In den modernen Kriegen werden die Neutralen, die unter den Feindseligkeiten, an welchen sie nicht direct betheiligt sind, doch schweren Schaden leiden, sehr bald rufen: Genug!

Wohl haben im Alterthum grosse Invasionen stattgefunden, aber mit welcher Langsamkeit bewegten sich diese Horden vorwärts, mit ihren Weibern, Kindern und Heerden! Das hat keinerlei Aehnlichkeit mit den niederschmetternden Einfällen unserer Armeen. Der Krieg war thatsächlich von langer Dauer und localisirt; jene nomadischen Haufen lagerten auf einem Punkt und blieben da so lange, als sie Lebensmittel fanden. Durch die grossen Invasionen wird das Gesetz der Evolution des Krieges nicht umgestossen, dass er seine Actionsphase erweitert und an Dauer verliert, was er an Ausdehnung gewinnt. Vorerst der beinahe ewige Krieg von Stamm zu Stamm, dann von Provinz zu Provinz, von Nation zu Nation, endlich von Erdtheil zu Erdtheil; hat er einmal diese riesigen Dimensionen erlangt, so wird er seinem Verfalle nahen.

Das Bombardement der spanischen Küsten wäre ein Verbrechen gegen die europäische Solidarität, welche doch eine Nothwendigkeit geworden ist im Angesicht der ausserordentlichen Entwickelung des Panislamismus, der neugeborenen Macht Japans, der von den Vereinigten Staaten betretenen Bahn des Militarismus — alles Ereignisse von unberechenbarer Tragweite. Die Einbildungskraft sträubt sich gegen die Vorstellung einer den Admiral Camara verfolgenden amerikanischen Flotte auf dem Mittelmeer, oder der Bedrohung der Balearen, der Beschiessung Barcelonas — wie dies schon so lärmend angekündigt worden war. Es wäre schon hart genug, den Blocus der spanischen Küsten am Ocean zu ertragen. Europa könnte die Hindernisse nicht dulden, welche durch einen Kampf an den europäischen Küsten unsern Geschäften erwachsen würden.

Diese Einsicht kann den ersten Schritt zu den Vereinigten Staaten Europas abgeben. Wie ich schon einmal anlässlich der drohenden Verbreitung des Islams sagte: „Die Stunde des europäischen Patriotismus hat geschlagen!“ Jedenfalls giebt es ein Minimum, das sich uns aufdrängt, nämlich die Anwendung der Monroe-Doctrin auf das Mittelmeer: Das Mittelmeer den Europäern. Alle Grossmächte unseres Erdtheils haben ein augenscheinliches Interesse daran, dass der Friede auf ihrem grossen Binnenmeere erhalten bleibe. Allerdings gilt es für ausgemacht, dass die kriegführenden Mächte ihren Streit auf ihnen beliebige Weise auszutragen haben; aber durch die neuen Bedingungen internationaler Interessengemeinschaft, die dem grossindustriellen Regime entsprungen sind, werden die Neutralen allzu sehr in ihren nächsten Interessen verletzt, um lange gleichgiltige Zuschauer zu bleiben. Wenn Leute mit einander Revolverkugeln austauschen wollen, so verbietet man ihnen, diesen Sport auf der Gasse zu betreiben, und wenn sie ihren Streit innerhalb der Mauern eines Gartens austragen wollen, so darf dies nur mit Erlaubniss des Besitzers geschehen. Das Mittelmeer aber ist ein geschlossenes Meer und ausschliesslich Eigenthum der Europäer. Das schwarze Meer ist gemeinschaftlicher Besitz der Russen und der Türken. Das Marmarameer gehört den Türken. Das Mittelmeer gehört Europa. Wenn in allen diesen Meeren den friedlichen Leuten der freie Verkehr gesichert werden muss, so muss es den Fremden verboten werden, auf unsere Kosten in unseren Meeren zu raufen.

In Erwartung der Neutralisation des Mittelmeers — einer von so vielen hervorragenden Geistern Italiens empfohlene Massregel — sollten die europäichen Mächte sich verständigen, um jeglichen Fremden das Kriegführen auf europäischen Meeren zu verbieten.

Brest. Contreadmiral **Reveillère.**

Ein Vorschlag.

Die vorzügliche Monatschrift „La Paix par le droit" (Paris, 13 rue Soufflot) hat eine Consultation veranstaltet, deren Gegenstand aus dem folgenden Aufsatz ersichtlich ist. Unter den eingelaufenen Antworten schien uns diejenige Hodgson Pratt's besonders interessant. Dieselbe enthält einen Vorschlag, der sich an alle Friedensgesellschaften richtet und ihnen den Weg zu einer concreten, gemeinschaftlichen Action weist. „Die Stunde ist abgelaufen, die Stunde der That hat geschlagen." Schon um dieses eines Satzes willen verdient der Pratt'sche Aufsatz die Beachtung aller unserer Kreise. Die Redaction.

Alle Friedensfreunde sind „La Paix par le droit" dafür zu Dank verpflichtet, dass dieses Blatt die Frage eines Schiedsrichter-Collegiums auf die Tagesordnung gesetzt hat.

Wir haben das Recht, uns über die Verzögerung der Organisation eines Schiedsgerichtshofes zu beklagen, dessen Entwurf die interparlamentarische Conferenz, bei ihrem Zusammentritt im Jahre 1895, bereits angenommen hatte. Dieser Entwurf wurde nach einem Jahre ernsten Studiums von einem Special-Comité ausgearbeitet, welches in der vorangegangenen Sitzung ernannt worden war, und dieses Comité hat nicht ermangelt, sich von den vorhergehenden, beachtenswerthen Arbeiten des Herrn Charles Lemonnier und Dr. Leon Levi inspiriren zu lassen. Man hätte auch einen günstigen Erfolg solcher Bemühungen hoffen können, umsomehr, als das Project der interparlamentarischen Conferenz mit einem Exemplar der vorjährigen Denkschrift des Herrn Chevalier Descamps, Mitglied des belgischen Senats, allen Regierungen Europas unterbreitet worden war. Und dennoch ward keinerlei Erfolg erzielt, so dass Herr v. Montluc den Vorschlag zu machen sich bemüssigt sah: die Friedensfreunde mögen sich nicht auf die immerfort verschobene Initiative der Regierungen verlassen, sondern selbst ein officiöses Tribunal zu bilden suchen. Herr Jacques Dumas hat mit Begeisterung diesen Vorschlag aufgegriffen und folgendermassen zusammengefasst: „Bildet ein Schiedsgerichts-Tribunal auf dem Wege der Privat-Initiative und der Anschluss der einzelnen Staaten wird folgen."

Dieser Vorschlag verdient die ernsteste Aufmerksamkeit und ich erachte es als meine Pflicht, der Discussion, welche M. Dumas anregen wollte, meine Mitarbeiterschaft zu widmen.

Der Zweck der Herren Dumas und de Montluc ist, zu erreichen, dass sämmtliche Friedensgesellschaften jene Persönlichkeiten bezeichnen mögen, die ihnen am besten dazu geeignet erscheinen, das Richter-Collegium zu bilden, welches sie uns vorschlagen. Nun, in dieser Hinsicht ist es die Frage, ob ein Tribunal, dass der Zustimmung der Einzelnen entspräche, sich das Vertrauen der Staatsmänner und Regenten erwerben könnte. Ich hege gar ernste Zweifel über diesen Punkt.

Andererseits frage ich mich: ob Juristen, aus dem Amte geschiedene Richter oder ehemalige Diplomaten sich entschliessen würden, in ein solches Collegium einzutreten, welches nicht einer gemeinsamen Action

der Regierungen entsprossen wäre. Würden Männer, die vormals hohe Aemter bekleidet haben, sich bereit erklären, von Leuten gewählt zu werden, die gar keine officielle Autorität besitzen?

Hervorragende Männer von Verdienst, geeignet die vornehmsten Stellen auszufüllen und die schwerwiegendste Verantwortung zu tragen, hätten die Bescheidenheit, welche bedeutenden Talenten ziemt, und würden es ablehnen, sich vorschlagen zu lassen. Blos solche von secundärer Bedeutung würden sich von Vereinigungen wählen lassen, die noch so wenig Geltung besitzen, wie unsere Friedensgesellschaften.

Selbst wenn die Einwände, die mir unwiderleglich vorkommer, nicht bestünden, könnte man dann dessen sicher sein, dass die Friedensgesellschaften die geeignete Wahl von Schiedsgerichten treffen würden? Ich für meinen Theil, würde die Verantwortung, Namen vorzuschlagen, nicht übernehmen. Wie könnte ich, der ich nicht in der Lage bin, die respectiven Verdienste der betreffenden Personen zu schätzen, unter ihnen richtig wählen? Meine Sachkenntniss in dieser Hinsicht ist gleich Null. Sehr oft besitzen hochgestellte Functionäre Fähigkeiten, die dem Publicum unbekannt sind. Ein Richter, dessen Namen populär geworden, weil er in einem berühmten Processe verwickelt war, kann sehr gut an Talent und Wissen von einem Collegen übertroffen werden, von dem die Welt niemals reden hörte. Das Gleiche gilt von den Juristen. Im Allgemeinen können sie nur von Ihresgleichen gebührend gewürdigt werden. Ich gedenke wohl eines recht tüchtigen englischen Beamten, der sich vollkommen tür das Amt eines Schiedsrichters eignen würde, aber aus den oben erwähnten Gründen erscheint es mir nicht passend, ihn vorzuschlagen. So sehr ich als Engländer der Privat-Initiative geneigt bin, bleibe ich bei dieser Angelegenheit weit hinter meinen französischen Collegen zurück, die sonst vielmehr für die von der Regierung ausgehenden Actionen eingenommen sind.

Ich möchte im Gegentheil den Vorschlag machen, dass die Friedensgesellschaften sich vereinigen, zur Ueberreichung eines collectiven Ansuchens an die bevorstehende interparlamentarische Conferenz, zum Zwecke, zu eruiren, weshalb die vor zwei Jahren an die europäischen Regierungen versendeten Vorschläge keinerlei Erfolg gehabt haben.

Doch, es gäbe auf diesem Felde vielleicht noch mehr zu thun. Durch die Grossmächte, die von den Ansprüchen und dem ehrgeizigen Streben internationaler Politik hin und her gerissen werden, dürfte, fürchte ich, nicht viel zu erreichen sein. Die ersten Schritte könnten eher von zwei bis drei kleinen muthigen, unabhängigen Staaten gethan werden, die frei sind von internationalen Grollgefühlen und Wettbewerbungen.

In dem von der interparlamentarischen Conferenz angenommenen Plan ward auch ausdrücklich auf ein Tribunal hingewiesen, das vorläufig zwischen zwei Regierungen einzusetzen wäre. Es gab da einen besonderen Vorschlag, der bei der interparlamentarischen Conferenz von 1895 durch ihren Ehren-Secretär Dr. Gobat, Mitglied des Schweizer Bundesrathes, vorgebracht wurde. Dieser Vorschlag beruht auf der Hypothese eines zwischen dem König der Belgier und der schweizer Regierung getroffenen Uebereinkommens. Er enthält zehn Artikel, die ich in grossen Umrissen zusammenfassen will:

Jeder der beiden Staaten sollte fünf Schiedsrichter ernennen, die unter den Zugehörigen einer dritten Nation gewählt werden könnten, und im Falle irgend eines internationalen Conflictes, könnte das Richter-

amt einem Tribunal übergeben werden, das sich aus der Hälfte der zehn namhaft gemachten Richter zusammensetzte. Dazu genügte, dass die in Streit gerathenen Mächte an die Regierung Belgiens und der Schweiz appelliren; diese würden ihnen die Liste jener fünf Schiedsrichter vorlegen, welche dazu bestimmt wären, die in Frage stehende Differenz zu untersuchen, und ihnen zugleich das Recht einräumen, gegen diese Wahl binnen sechzig Tagen Einwendungen zu erheben. Nach Ablauf dieser Frist würden die belgische und schweizer Regierung gemeinsam den Vorsitzenden des Tribunals ernennen und dessen Mitglieder zusammen berufen.

Andererseits ist hier in grossen Zügen das Project, über das die interparlamentarische Conferenz sich schliesslich geeinigt hat, entworfen: dass zwei oder mehrere Staaten sich verständigen, um unter einander eine ständige schiedsrichterliche Organisation einzusetzen, wobei jeder Staat zwei Richter auf die Dauer von 5 Jahren (bei facultativer Wiederwahl) ernennen würde. Diese Gerichtsbarkeit würde durch die Notification, die die streitenden Staaten von ihrem Schriftführer einbringen liessen, in Kraft treten. Und wenn keinerlei Anzeige gemacht würde, könnte der Präsident dieses Schiedsgerichtshofes selbst zwei Mitglieder ernennen, die Differenz zu lösen. Die Entscheidung dieser zwei Mitglieder könnte angefochten werden, und darauf hin würde der Gerichtshof im Plenum statuiren, mit Ausschluss jener Mitglieder, die den streitenden Nationen angehören. Die übrigen Staaten könnten sich nach und nach dieser schiedsgerichtlichen Convention anschliessen.

Und nun frage ich mich, wie ein so treffliches Project verwirklicht werden könnte. Ich habe zwei Projecte angeführt, von welchen eines oder das andere sofort angewendet werden könnte, wollten Belgien und die Schweiz sich zu diesem Behufe mit einander ins Einvernehmen setzen. Vielleicht wäre der Vorschlag des Dr. Gobat in dieser Hinsicht der praktischere. Die beiden genannten neutralen Staaten sind durch die Verwicklungen der internationalen Politik nicht beeinträchtigt, und der erste Schritt wäre für sie leichter zu thun, als für irgend eine Grossmacht.

Diese Staaten würden der Welt einen unermesslichen Dienst leisten, wenn sie die Initiative zur Bildung eines Obersten Schiedsgerichtshofes ergriffen, und verdienten die Dankbarkeit der gegenwärtigen, sowie aller zukünftigen Generationen.

Würden die Schweiz und Belgien mit einander eine derartige Convention schliessen, so unterliegt es keinem Zweifel, dass sich die übrigen Staaten einer nach dem andern dieser Einrichtung anschlössen, zuerst die Neutralen, wie Norwegen, Schweden und Dänemark und in der Folge diejenigen Staaten, welche eine demokratische und fortschrittliche Richtung haben.

Was ich also vorgeschlagen, ist, dass die Friedensgesellschaften sich unverzüglich vereinigen sollen, um an den König der Belgier und den Bundesrath der Schweiz das Ansuchen zu stellen, diese grossartige Initiative zu ergreifen. Sie mögen eine Delegation von Staatsmännern ernennen, von Beamten, Richtern und Diplomaten, um ihr Gesuch in Brüssel und Bern einzubringen. Die Stunde der Reden ist abgelaufen. Es schlägt nun die Stunde der That.

Die Friedensvereine mögen meinen Vorschlag erwägen und falls sie ihm zustimmen, entsprechend handeln.

Ich hoffe, dass meine Freunde von „La Paix par le droit“ mir die gemachte Proposition nicht übel nehmen, die von derjenigen eines Mannes von so hoher Autorität, wie Herr von Montluc, einigermassen abweicht.

Unser Ziel ist das Gleiche; wir sind nur verschiedener Meinung, über die Mittel zu seiner Ausführung. Es giebt keine Zeit zu verlieren. Nur zwei Fragen sind zu erledigen:

1. Auf welche Weise kann es gelingen ein Schiedsgerichts-Tribunal zu schaffen, welches das Vertrauen der europäischen Mächte besitzt?
2. In welcher Richtung wären die ersten Schritte zu thun, um zu diesem Resultat zu gelangen?

Besteht einmal ein Schiedsgerichtshof in embryonalem Zustande, dann wird ganz Europa sich ihm allmählich anschliessen und eine neue Aera der Weltgeschichte wird begonnen haben. Der verwirklichte Traum dieser Institution wird von einem verklärenden Glanz umgeben sein. Die Hoffnung aller Gerechten und Barmherzigen, die an eine menschliche Verbrüderung, als etwas von Gott selbst Gewolltes glauben, und die glauben, dass die Worte: „Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind“ — aus göttlichem Geiste stammen, — diese Hoffnung wird in der Errichtung eines internationalen Obersten Schiedsgerichts-Tribunals ihre endliche Erfüllung finden. **Hodgson Pratt.**

Die Grenzen des Schiedsgerichtsgedankens.

Hodgson Pratt hat einmal den Friedensfreunden die Aufgabe gestellt, die Frage zu studiren, ob es im Gebiet der Völkerstreitigkeiten Fälle geben könne, in denen ein schiedsrichterliches Verfahren nicht anwendbar erscheinen dürfte. Wenn ich es wage, eine Antwort auf die angeführte Frage zu versuchen, so bin ich mir der Unzulänglichkeit der Kräfte wohl bewusst: ich hoffe aber auf die Nachsicht meiner Mitarbeiter, und wenn es mir gelingen sollte, die Behandlung dieser Frage anzuregen und in Fluss zu bringen, so wäre damit unserer Sache sicherlich ein guter Dienst erwiesen.

Es scheint mir, was den Kern der Frage Hodgson Pratt's betrifft, nicht von Belang zu sein, wie unser Schiedsgericht gebildet wird. Ob es aus einem oder mehreren Männern im schwarzen Frack besteht, d. h. aus durchgebildeten Juristen von bewährtem Namen (Fr. Passy), oder ob ein Mann in weisser Tunica das Urtheil spricht — (ich persönlich halte nicht dafür, dass der Papst der berufene Schiedsrichter sein kann; ihm fehlt die nöthige Unparteilichkeit den protestantischen Völkern gegenüber) — oder ob die Abgeordneten der souveränen Staaten sich zu einem Areopag zusammenfinden (E. Schlief); — ob wir mit der Gründung eines facultativen Schiedsgerichtshofs beginnen (Houzeau und Lafontaine), oder ob wir gleich zu Anfang ein obligatorisches Gericht verlangen (Löwenthal): das Alles sind praktische Fragen, die, wenn die Zeit reif sein wird, von selbst sich lösen werden. Dagegen hängt, wie ich glaube, nichts Geringeres als die Zukunft unserer Bewegung davon ab, ob wir im Stande sind, entweder den Schiedsgerichtsgedanken soweit auszubauen, dass der Glaube an die Möglichkeit der Sache allgemeine

Ueberzeugung werden kann, oder ob es uns gelingt, etwas anderes Ueberzeugenderes an seine Stelle zu setzen.

Wenn man im bürgerlichen Leben irgendwo die Rede hört: „Der Streit ist einem Schiedsgerichte überwiesen worden“, so verbindet sich sofort damit der naheliegende Gedanke, dass, was das Schiedsgericht erklären wird, nur dann entscheidend sei, wenn sich die streitenden Parteien auch dem Schiedsspruch unterwerfen und sich auf dem Wege des Vergleichs versöhnen. Wenn aber nicht, dann müssen sie den Weg zum ordentlichen Richter unternehmen, der die Mittel hat, den Urtheilsspruch, wenn's nöthig werden sollte, mit Gewalt in's Werk zu setzen. Erst wenn das Amts-, Land- oder Reichsgericht gesprochen hat, sieht man die Sache für beendigt an. Auf das eigentliche peinliche Processverfahren aber wird nur dann verzichtet, wenn der gute Wille der Versöhnung vorher schon vorhanden ist und wenn man Grund hat, vor der nicht vorauszusehenden Entscheidung des Processes sich zu fürchten. Liegt's nun nicht nahe, eine Parallele zwischen unserem Völkerschiedsgericht und diesem bürgerlichen Schiedsgericht zu ziehen und sagt nicht wirklich jeder unserer Gegner, wenn er den Mund aufthut zur Disputation: „Ja wenn das Schiedsgericht das Urtheil fällt und eine oder beide Mächte sich nicht fügen wollen, wer zwingt sie dann dazu?“ Wir pflegen zweierlei auf diesen Einwurf zu erwidern. Zuerst: es läge in der Macht der Staatenföderation, ein renitentes Volk zu züchtigen, indem die Adern des Verkehrs den Widerspenstigen gegenüber unterbunden würden, indem die Post- und Eisenbahn-Verbindung, der Handel und die Telegraphenleitung abgebrochen würde. Sodann: die Staaten, welche ein Interesse an der Aufrechterhaltung des Friedens haben, wären in der Lage, ihre auch zur Friedenszeit vorhandenen Heere marschbereit zu machen, um den Frieden nöthigenfalls gewaltsam zu erzwingen. Ich weiss nicht, ob die Freunde nicht ein Missbehagen überkommt bei dieser Art, die Hiebe unserer Gegner zu pariren? Die Geschichte hat gelehrt, dass so ein Völkerboykott eigentlich nicht durchzuführen ist. Die Continentalsperre, welche Napoleon über England verhängte, hat Fiasco gemacht: das europäische Festland hat selbst am meisten darunter gelitten: die Preise der Waaren sind auf eine unnatürliche Höhe gestiegen; die Lebensadern des Verkehrs waren auch in Preussen, Frankreich und Italien unterbunden. Und was im Grossen gilt, das gilt im Kleinen. Als im Jahre 1531 die fortschrittlich gerichteten Cantone der Schweiz die Waldstädte durch Entziehung aller Zufuhr mürbe machen wollten, da beschlossen die Fünforte sofort, um nicht Hungers zu sterben, den Krieg zu erneuern; ein racheschnaubendes Heer fiel in's Gebiet der Metropole an der Limmath ein und rieb die Friedensmacht der Züricher völlig auf. Zum andern aber lehrt uns die Geschichte, dass auch die marschbereiten Heere eines ganzen Welttheils einen tollgewordenen Staat nicht hindern, loszuschlagen. Napoleon hat es selbst nach der ersten fürchterlichen Niederlage mit einem bis auf's Aeusserste erschöpften Volk gewagt, den Fehdehandschuh aufzunehmen, den ihm ganz Europa hingeworfen hatte. Es hat sich zwar gezeigt, dass er zuletzt erliegen musste. Allein bekanntlich lernt man nichts aus der Geschichte. Das, was wir fürchten, sind die Ueberraschungen der Weltgeschichte, die Explosionen, das Tollwerden, das Ueberschäumen der Leidenschaften, welche die Vernunft zu stranguliren pflegen. Dem ist nicht vorzubeugen durch ein Schiedsgericht, auch nicht durch Drohen mit der Execution. Das wird erst anders werden, wenn

die Leidenschaft des Friedens bei den Völkern stärker wird als jede andere Leidenschaft, und wenn der Abscheu vor dem Krieg so heftig wird wie heute schon der Abscheu vor den Folterkammern und den Scheiterhaufen ist.

Bei alledem ist ja unstreitig richtig, dass die Schiedsgerichtsidee in 100 Fällen segensreich und kriegvermindernd wirkte, und es ist anzunehmen, dass sich solche Fälle später noch bedeutend mehren werden. Ich kann jedoch den Einwurf, der sich wider uns erhebt, nicht für so unbedeutend halten, den Einwurf nämlich, dass das Schiedsgericht nur in Fragen von untergeordneter Bedeutung functionire, dass aber unsere Staaten, sobald es sich um sogenannte Lebensfragen handle, sich keinem Richterspruche unterwerfen werden. Gewiss, die Alabamafrage war als eine ernste Sache anzusehen und 3 229 166 £, wozu England verurtheilt wurde, war auch keine Kleinigkeit, und in früheren Jahrhunderten hätte die damals zwischen den englisch redenden Nationen schwebende Streitfrage sicher eine kriegerische Verwickelung nach sich gezogen; aber eine Lebensfrage war es nicht. Nun sind wir ja wohl Alle davon überzeugt, dass auch andere jetzt noch als Lebensfragen betrachteten Streitpunkte auf schiedsgerichtlichem Weg gelöst werden könnten, wenn die Staaten Vernunft annehmen wollten. So glaube ich, dass z. B. Spanien auf Cuba hätte verzichten können, wenn ein Schiedsgericht sich für die Lostrennung entschieden hätte.*)

Was heute noch der Durchführung der herrlichen Idee im Wege steht, das ist der Wahn, als ob ein Volk durch Anwendung von blutiger Gewalt sein Glück begründen könnte; es mag ja freilich eine Zeit lang sich auf seiner Höhe zu behaupten wissen; sein Reichthum mag sich vermehren, sein Einfluss mag steigen, seine Hilfsquellen mögen unerschöpflich scheinen. Aber die unzufriedenen Völkerschaften sind ein Pfahl in seinem Fleisch; es gilt Aufstände niederzuschlagen; es gilt Opfer zu bringen für die unnatürlichen Verbindungen und zuletzt kommt immer ein Stärkerer über den Riesen; bisweilen sind's auch zwei und mehr Gewaltige, die sich verbinden, um dem Räuber seinen Raub zu nehmen. Das muss in die Völker geworfen werden, das muss vor den Thronen der Fürsten und im Rath der Staatenlenker verkündigt werden. So lange die Göttin der Gewalt noch nicht in's Herz getroffen ist, so lange arbeiten wir vergeblich. Was hätte ein Napoleon I. zu unseren Schiedsgerichtsideen gesagt? In der Zeit der napoleonischen Kriege waren Dutzende von Streitpunkten vorhanden, die sich ganz wohl durch ein Schiedsgericht hätten erledigen lassen. Napoleon verletzt neutrales Gebiet, marschirt durch das damals preussische Ansbach, lässt den Prinzen Enghien in Ettenheim (also auf deutschem Gebiet) aufheben und erschiessen, lässt den Buchhändler Palm hinrichten, besetzt Hamburg, Bremen, Oldenburg mitten im Frieden, behauptet, besondere Umstände verlangen diese Reunionen, kurz, tritt das Völkerrecht auf alle Weise mit Füssen. Alles Uebergriffe, die durch ein schiedsgerichtliches Verfahren zurückgewiesen werden konnten. Um nur den letzteren Fall in's Auge zn fassen: Man hätte die Hamburger, Bremer, Oldenburger auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker fragen können: Wollt ihr

*) Was ich als Lebensfrage in dem eigentlichen Sinn des Wortes betrachte, will ich weiter unten sagen, wenn ich von den sachlichen Beschränkungen des Schiedsgerichtsgedankens rede.



französisch werden? Sie hätten es Alle verneint; das Schiedsgericht hätte ihnen die Freiheit zusprechen müssen. Was hätte Napoleon darauf erwidert? Es ist lächerlich, auch nur die Frage aufzuwerfen. An sein Schwert hätte er geschlagen und gesagt: „Ich bin der Meister; meine Bajonette werden es Euch lehren." — Gewiss, auch Bonaparte hätte nicht gewagt, die Menschenrechte zu zertreten, wenn nicht die Macht seines Volkes hinter ihm gestanden wäre. Wenn die wahre Aufklärung zur Zeit der Revolution das Volk Robespierre's ergriffen hätte, so hätte es dem Despoten die Heeresfolge weigern müssen, es hätte ihm entgegnen müssen: Wir wollen uns nicht auf Kosten fremder Völker bereichern; nicht stark werden durch das Mark der Unterdrückten. Erst wenn das sittliche Bewusstsein der Völker ein solches geworden ist, dass Anerkennung der von einem Schiedsgericht vertretenen Rechtsideen ausser Frage ist: erst dann kann davon die Rede sein, das Volkstribunal auch in den schweren Fragen der hohen Politik in Anspruch zu nehmen; dann aber wird es überhaupt sehr selten nöthig sein, da aufgeklärte Völker keine Uebergriffe mehr begehen werden.

Mit ganz besonderem Schwergewicht fällt heute noch der Souveränitätsgedanke in die Wage. Selbstherrlichkeit nennt sich das allzu hoch geschätzte Gut, das sich die Staaten nicht beschränken lassen wollen. Sie fürchten aber eine Einschränkung desselben, sobald das Recht „auf Krieg und Frieden" angetastet wird, sobald man über ihnen eine höhere Instanz, ein Tribunal errichten will. Ein lehrreich Beispiel bietet uns die Weigerung der kleinen Potentaten unseres Deutschen Reichs im Jahre 1814, einen Theil ihrer Souveränität von Napoleons Gnaden zu Gunsten eines einigen Deutschen Reiches zu opfern. Man durfte froh sein, als sie sich dazu herbeiliessen, zu versprechen, dass sie keine gegen den deutschen Bund gerichteten Bündnisse mit auswärtigen Völkern eingehen wollten. Von einem Bundesgericht, das über den einzelnen deutschen Staaten stehen sollte, wollten sie gar nichts wissen. Erst die Gewalt des Jahres 1866 hat der kriegerischen Herrlichkeit der Mittelstaaten ein rasches und ruhmloses Ende bereitet. Die Souveränität ist ja nichts anderes als der Ausdruck einer sich selbst zum Zweck setzenden Gewalt, die unter Umständen eine Zeit lang auch gegen den Willen der Völker sich zu erhalten suchen mag. Sie wird aber ihre straffe Spannung verlieren, sobald der neue Geist, der Geist des Rechts, der Menschlichkeit die Völkerwelt ergriffen haben wird. Dann werden auch die Regierungen einsehen, dass kein Staat für sich als Selbstzweck betrachtet werden darf, dass nicht das Wohl eines einzelnen Reichs, sondern das Wohl der Menschheit von ausschlaggebender Bedeutung sein und bleiben muss, und dass der Einzelstaat nur so viel Rechte hat, als er die Pflicht dem Ganzen gegenüber zu erfüllen willig ist.

Ueberspanntes Souveränitätsbewusstsein, wie es nicht allein im Herzen mancher Fürsten, sondern auch im Kopf der Nationen spuken mag, und Unterdrückung fremder Völkerschaften sind Geschwisterkinder. Ich halte es nun aber trotz der bergehohen Schwierigkeiten, die im Wege stehen mögen, für ein erstrebenswerthes Ziel, das man in absehbarer Zeit erreichen kann, die Völker an den zukunftskräftigen Gedanken zu gewöhnen: Es ist kein Segen, irgendwelche unterworfene Völkerschaften wider ihren Willen in den Grenzen eines Reiches festzuhalten. Ich bin der Ueberzeugung, dass es möglich ist, den Völkern

klar zu machen: „Friede ist besser als Macht; kannst du den Frieden nur erhalten durch Beschränkung deiner Macht, so musst du lieber dir das letztere gefallen lassen, als durch einen Krieg die eigene Existenz gefährden.“ Erst, wenn wir diese Anschauung in ganz Europa herrschen sehen, wenn sie ausschlaggebend wird im Rathe der Politiker, dann kann ein Schiedsgericht im vollen Sinn des Wortes fungiren; dann wird der Richterspruch nicht als der Ausspruch einer fremden Macht, nicht als die Einmischung der beutegierigen Nachbarn angesehen werden,*) vielmehr als Widerspiegelung des besseren Ichs der Nation. Sie wird sich dann dabei beruhigen, wenn der Schiedsspruch etwa eine Schmälerung der Macht verfügen sollte, beruhigen deshalb, weil sie sich ein höheres Gut dafür errungen hat, den wahren Frieden, welcher dauern soll.

Ich sage also nicht: das Schiedsgericht wird seine Richtersprüche durchzusetzen wissen mit Gewalt, indem es Repressivmassregeln zu ergreifen in der Lage ist. Ich sage nicht, wie ich wohl früher auch geneigt war, zu erklären: Man wird die Adern des Verkehrs den renitenten Staaten gegenüber unterbinden, man wird die Heere marschbereit den unbotmässigen Völkern an die Grenze werfen. Es ist vielmehr Voraussetzung, dass unsere Staaten im Verkehre mit einander auf die Anwendung der blutigen Gewalt principiell verzichteten, dass jene circa 60 Männer, die nach der einleuchtenden Bemerkung unserer Friedensgeneralin Krieg und Frieden, d. h. Weltgeschichte machen, einmal ein Gewissen bekommen und dass sie sich dann freiwillig jener höheren Macht des Rechtes unterwerfen werden, gerade so wie die Völkerschaften, die das Faustrecht aufgegeben haben, in der Hauptsache aus freien Stücken jenen Rechtszustand der über ihren einzelnen Interessen sich erhob, zu ihrem eigenen Besten anerkannten. Wenn dieser Rechtszustand jetzt gegen einzelne missrathene Gesellen mit Gewalt aufrecht erhalten werden muss, so wird dies doch den 60 Leuten gegenüber, die im höchsten Sinn des Wortes zu der Elite gehören werden, nicht mehr nöthig sein.

Die Frage ist nach meiner Anschauung nicht die, ob wir ein unfehlbares Mittel wissen, das jeden Krieg geradezu unmöglich machen musste, vielmehr ob zu erhoffen ist, dass Zeiten kommen, in welchen unsere Völker einfach keine Kriege führen wollen, und ob wir dann im Blick auf diese Zeiten einen rechtlichen Ersatz für das zu bieten haben, was die Nationen durch Verzicht auf jenes sogenannte Recht des Krieges verlieren werden. Die blutige Selbsthilfe wird dann ausgeschlossen sein; an ihre Stelle aber wird ein Rechtsverfahren treten, das nicht platonisch bleiben wird, weil es getragen ist von männlich starken leidenschaftlich grossen Friedenswillen unserer Nationen. Ich wiederhole es: Sobald der Abscheu wider Krieg und Schlachtendonner allgemein geworden ist, so giebt es keine Kriege mehr. Die Schwierigkeit liegt in der Zeit des Uebergangs. Wenn eine Nation den Frieden liebt, und ihre Nachbarn sind noch kriegerisch gesinnt, so kann die erste wohl nichts anderes thun, als für die Vertheidigung gerüstet zu sein und zugleich dem wahren Frieden und der allgemeinen Abrüstung entgegenzustreben.

*) Bis jetzt hat die Idee vom Schiedsgericht für viele auch schon darum einen schlimmen Beigeschmack, weil sie dabei sofort an Einmischungen denken, wie wir sie am Anfang unseres Jahrhunderts von Russen und Franzosen uns gefallen lassen mussten, wo die Herren Schiedsrichter u. A. auch über die Rheinzölle und die Unterhaltung des Reichskammergerichts entscheiden wollten.

In dieser Zeit des Uebergangs kann es noch Kriege geben, das wird auch Niemand unter uns bestreiten; sie werden aber seltener durch Coalitionen und durch Anwendung des Schiedsgerichtsgedankens. Ein unfehlbar wirkendes Mittel ist bis jetzt keines von beiden. Unfehlbar wirken beide erst, wenn jener Abscheu allgemein geworden ist. Das ist die zeitliche Beschränkung des Schiedsgerichtsgedankens. (Schluss folgt.)

O. Umfrid.

Zeitschau.

Wien, Ende August 1898.

Die Nachricht, welche an der Spitze dieses Heftes steht — die Botschaft des Czaren — ist das gewaltigste Ereigniss, das bisher die Friedensbewegung aufzuweisen hat. Uns Alle erfüllte sie mit Jubel, mit beinahe erschauernder Freude; denn das Uebergrosse und dabei so Unerwartete überwältigt. Die übrige Welt erfüllte die Nachricht mit Staunen, gar Manche (die Kriegsfreunde nämlich) mit Bangen. Aus den Worten des jungen Herrschers spricht eine tiefe Empfindung, ein begeistertes Wollen. Das Geleise der gewohnten diplomatischen Phrasen, welche nichts sagen, ist da ein für allemal verlassen. Die Friedensbestrebung ist jetzt also — so haben wir es dennoch erlebt! — in die Sphäre der Vollbringer eingegangen. Aber noch ist damit die raison d'être unserer Vereine nicht aufgehoben. Nur aus dem seit der letzten Zeit so stark beeinflussten öffentlichen Geist ist die Anregung zu der Czarenthat hervorgegangen, und der Unterstützung des öffentlichen Geistes, der organisirten Kundgebung des Völkerwillens bedarf es, um die von oben aus in Gang gebrachte Action zu unterstützen, um die gegnerischen Machenschaften abzuwehren, die sich ihr noch sicher in den Weg legen werden. Im Ganzen — von unserem Standpunkt: nicht hoch genug kann das Ereigniss angeschlagen werden. Der Mächtigsten Einer bekennt sich zum Friedensideal, tritt als Gegner des Militarismus auf; — von nun ab ist die Bewegung um Unberechenbares dem Ziele näher, neue Bahnen stehen ihr offen, und auf neuer Operationsbasis ist sie weiter zu führen.

*

Eine andere freudige Nachricht kann in der August-Chronik registrirt werden: das Ende des spanisch-amerikanischen Krieges. Am 14. August wurden die Feindseligkeiten eingestellt. Doch reicht dieses Ereigniss lange nicht an das obige heran. Aufhörende Kriege hat es gegeben, so lange es Kriege gab — aber einen anfangenden Frieden, was wir Frieden nennen, das wird erst nach der von Nicolaus II. einberufenen Conferenz eintreten können — wenn sie gelingt. Das wäre auch nach dem englisch-amerikanischen Schiedsvertrag eingetreten, . . . wenn er ratificirt worden wäre. Wie nahe war man schon daran!

Wie wir erfahren, hat in Mystic, Connecticut, im dortigen Friedenstempel eine grosse Versammlung unserer Gesinnungsgenossen stattgefunden, um den Friedensschluss zu feiern. Es lässt sich denken, mit welcher Begeisterung das russische Manifest auch unsere amerikanischen Freunde erfüllt haben wird.

*

Die ersten Tage des verflossenen Monats standen ganz im Banne des Namens Bismarck. Und heute — o, über die actualitätsgierige Mit-

welt — erscheint es beinahe schon als „veraltet“, Betrachtungen über des grossen Kanzlers Tod zu machen. Nun ja, sein Tod nimmt nicht mehr den Vordergrund des öffentlichen Interesses ein; der Tagesgeschichte ist dieses Ereigniss schon entrückt; aber sein Leben, und die Wirkung seines Lebenswerkes, die werden nun die Annalen der Weltgeschichte füllen. Was er gestaltet und zerstört, ins Leben gerufen und aus dem Leben gestossen hat, das wird die Chronik der letzten Vergangenheit erzählen und die Zukunft wird noch lange die Folgen seines Geistes und seiner Thaten in sich tragen. Ein Bismarck-Cultus existirt — das ist nun einmal Thatsache. Diesen Blättern kommt es nicht zu, in den Chorus, der sich rings erhoben hat, ihr schwaches Stimmchen zu mengen; aber da die Friedensbewegung, der wir ja dienen, eine universelle Menschheitssache ist, so dürfen wir einer so weltbewegenden Erscheinung gegenüber, wie Bismarcks Leben und Tod, nicht schweigen, sondern ehrlich — wie immer offen und ehrlich — sagen, wie wir uns dazu stellen. Bismarck verkörperte das Princip der Gewalt. Das ist das Princip, das wir bekämpfen, das uns als das Unglück der Welt erscheint; — wenn also das Andenken des grossen Mannes gefeiert wird, so müssen wir abseits bleiben. Und dass wir ihn „gross“ nennen, ist ja auch nur Anerkennung einer Wahrheit; sogar zu bewundern sind wir mit bereit — nur lieben und beweinen können wir ihn nicht. Bewunderung ist eine ästhetische Regung und wird durch alles, was in seiner Art schön und vollständig ist, hervorgerufen, und eine bewunderswerthe, weil schöne Sache, ist und bleibt die K r a f t. Nur wollen wir, um sie auch zu segnen, die Kraft im Dienst der Güte sehen. Wer dem Aufstieg der Menschheit hilft, wer zu ihrer Beglückung und Veredlung beigetragen, das ist u n s e r Held. Bismarck's Kraft diente nicht für des Menschen Wohl, sondern dem Roi de Prusse. Das ist keine Beleidigung: wollte er es doch selber auf seinen Grabstein so gemeisselt sehen. Gross nennen wir ja auch die Gestalt Napoleons. Dabei unterschreiben wir aber folgendes Citat:

> „Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heisst klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind . . . Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muss ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann.“ (Königin Luise über Napoleon.)

*

Im Dom zu Berlin wurde auf Befehl des Kaisers eine Trauerfeier für Bismarck abgehalten. Hofprediger Faber führte dabei den Lieblingspsalm des Verstorbenen an. Dieser Text sagt alles:

> „Ihr (der Heiligen) Mund soll Gott erhöhen, sie sollen scharfe Schwerter in ihren Händen haben, dass sie Rache üben unter den Heiden, Strafe unter den Völkern, ihre Könige zu binden mit Ketten und ihre Edlen mit eisernen Fesseln.“

Schwert und Ketten, nun ja, das waren des e i s e r n e n Kanzlers Ideale. Nun gehört er der Vergangenheit an. Die Zukunft braucht andere Symbole; statt des bluttriefenden Eisens — den lichtstrahlenden Demant.

*

Neue Metzeleien in Armenien! Aus Constantinopel meldet die „Frankfurter Zeitung“ vom 29. August: „Zwei nächst M u s c h gelegene Ortschaften sind ganz verwüstet, und gegen dreihundert Personen, darunter meist Frauen, durch kurdische Horden in grässlichster Weise verstümmelt

und getödtet worden.“ Gegen solche Greuel muss von aussen eingeschritten werden! Man lasse nur einmal Europa auf der Grundlage der Gerechtigkeit und Milde verbunden sein, und Metzeleien dürfen nirgends mehr ungehindert vorkommen.*)

*

Die internationale Solidarität geht eben über politische und geschäftliche Bande hinaus, sie schlingt auch ein ethisches Band um die Culturmenschheit. Daher die Erscheinung, den die in Frankreich aus sogenannter Staatsraison geübte Unterdrückung der Wahrheit und Beschönigung des Verbrechens (die einen Picquart aufgedrungene Schuld und einem Esterhazy octroyirte Unschuld) die ganze übrige Welt so schmerzlich erregt. Die Revision des Dreyfusprozesses wird einer wirklichen Pacificirung Europas vorausgehen müssen.

*

Zu der als neueste Gefahr (die Politiker brauchen immer einen schwarzen Punkt am Horizont) geltende Situation in China sagt die Kölnische Zeitung vom 17. August einmal ein gar beherzigenswerthes, vernünftiges Wort. Das Blatt fordert nämlich unter Hinweis auf die englisch-russische Spannung eine internationale Verständigung über die zu befolgende Politik der gesammten Mächte China gegenüber, da der von allen Mächten aufgegriffene Begriff „Interessensphäre“ grosse Gefahr in sich schliesst. „Je früher eine Verständigung erfolge, umso eher würden die Keime zu Verwicklungen erstickt.“ — Sicherlich — Verständigung ist überall möglich.

*

In Haag tagte das Institut für internationales Recht. Der Minister des Aeusseren eröffnete am 18. August die Sitzung. Er beglückwünschte das Institut, welches nun 25 Jahre lang bestehe (aber internationales Recht besteht unseres Wissens überhaupt noch keines). Enttäuschungen, führte der Minister aus, seien allerdings nicht ausgeblieben. „Die Strömung zu Gunsten des Schutzzollsystems stimmen wenig zu dem Gefühl der Solidarität der Völker (à qui le dites-vous!) Die Erhöhnng der Militärbudgets in allen Ländern zeuge von gegenseitigem Misstrauen. Aber die Ideen schreiten dennoch vorwärts; die Kaperei sei abgeschafft und die Unverletzlichkeit neutralen Eigenthums sei allgemein anerkannt.“ — Geringe Erfolge in der That. Und wieder wagte sich das Institut nicht gegen Schutzzoll und gegen Miltärbudget heran (diesen Muth fand erst zehn Tage später der Beherrscher des grössten Heeres), sondern begnügte sich, daran zu mahnen, dass mancherlei Fragen, das Seerecht betreffend, noch der Lösung harrten und man schwang sich zu der Versicherung empor, das ganz Europa den herzlichsten Wünschen für die Königin der Niederlande sich anschliesse. Ein etwas rascheres Tempo wäre dem 25jährigen Institut für die endliche Schaffung dessen zu wünschen, was seinen Titel ziert.

*

Kaum war der amerikanisch-spanische Krieg (dessen Nachwehen und Folgen noch lange bedrohlich sein können) vorbei, so malten unsere Politiker und sämmtliche Jingoblätter ein neues Kriegsgespenst an die Wand: England und Russland. Dieses Gespenst hat das denkwürdige Nordlicht des 28. August mit einem Schlage verscheucht.

---

*) Die Nachricht aus Musch ist später widerrufen worden. Die Redaction.

Die Gedanken fliegen immer wieder zu dem strahlenden Manifest des Czaren zurück. Wenn man auch vorher schon hoffte, die Erfüllung so schöner Hoffnung kommt doch wie ein Glücks-Schlag. Die Zeitschau des December 1894 (S. „D.W.N., III. Jahrgang S. 458") hat folgenden Passus:

„An den Thronwechsel in Russland, an die ersten Kundgebungen des jungen Alleinherrschers sind wir berechtigt, schöne Hoffnungen zu knüpfen. Viel spricht dafür, dass hier ein „neuer Mensch" zur Macht gelangt ist, dem auch die neuen Ideale vorschweben. Als Erbe trat er den „Friedensruhm" seines Vaters an; ein Ruhm, der schon glänzte, obwohl er nur einer negativen That gezollt ward; Nicolaus II. wird vielleicht die positive That vollbringen!"

Er hat sie vollbracht. **Bertha von Suttner.**

Wer will unter die Soldaten.

I.

„Ist die Kuh hin, so solls Kalbl auch hin sein!" schrie der Mitteregger Sepp und schlug mit der Faust in den Wirthshaustisch, dass die Gläser klirrten.

„Buben, heut' sauft, — heut' zahl' ich alles."

Lautes Jauchzen und Geschrei lohnte den Sprecher, und viele der Burschen beeilten sich, den Rest aus ihren Gläsern zu tilgen, um dem grossmüthigen Anerbieten sogleich gerecht zu werden. Zehn bis zwölf Bauern-, Holzhauer- und Kleinhäuslersbuben sassen an dem Tische, schnurgerade von der Stellung gekommen. Das schwarze runde Hütlein mit dem Blumen- und Bänderschmucke sass den meisten auf der Seite oder war aus der erhitzten Stirn gerückt, in den gerötheten Gesichtern malte sich masslose Lustigkeit, welche durch Schreien, Jauchzen, Lachen und Singen zum Ausdrucke kam. An den Nebentischen dasselbe. Die Wirthstochter und die Kellnerin, Wirth und Wirthin hatten heute zu thun.

„Wer Dich jetzt anschaut, Sepp, der sollt' nicht meinen, dass Dein Gesicht heut' vormittag so kasweiss ist gewesen," — sagte spottend ein verwegen aussehender, nachlässig gekleideter Rekrut. — Alle lachten.

„Weisst Toni," gab ihm einer zurück, ich glaub', wir haben alle ein Milchsuppengesicht gehabt, wie wir aus derselbigen Stuben herauskommen sind. — hast selber auch dreingschaut, als wüsstest's nicht, bist ein Mand'l oder ein Weib'l."

„Denkst, ich bin auch so eine labe Letfeigen, wie ihr Bauernslatschn. Ihr mögt eure Füss' ja nicht erheben beim Gehn und kriegt's Knieschnappen, wenn euch ein Heuschreck über'n Weg hüpft, vor Angst. Da sind halt wir Holzknecht' Leut'!"

„Lumpen sinds, wenn's Dir gleichschaun!"

„Jetzt schaut, wie der Toni prahlen möcht'!"

„Kann's auch thun! Beim Militär wird sich's gleich zeigen, was ein resches Mannsbild werth ist. Dass ich euch Bauernteppen alle in Sack steck, dürft's heut schon glauben. Lustig wird's, sag' ich euch, und z'sammenhalten thun wir, ob wir arm oder reich sein. Denn beim Militär gilt bloss der gute Kopf, nicht der Geldsack, da dürft's einen armen Holzknecht nicht verachten, wie ihr jetzt gern thät's. Werdet schon sehen, was dem Kaiser sein Röckl aus mir macht! Der Pfenning gilt nichts, wo er geschlagen ist, — und drum g'freu' ich mich auf's Soldatenleben, denn

Aufs Jahr um die Zeit
Is a Lust und a Freud',
Is der Kaiser mein Herr
Un i arbeit nix mehr!

Juhu!! Mitteregger, sollst leben!"

Alle hoben Beifall schreiend die Gläser gegen den Grossbauernsohn und sangen:

Das lass i mir g'fallen,
Der Seppl soll zahlen!

„Hab's schon g'sagt! So viel kann der Mittereggersohn schon thun und auch später wirds mir an nix fehlen, mein Vater wird die Geldtruhen nicht zusperren. — Jetzt, das ist schön, mir scheint gar, der Talpatsch flennt. He, Hermann!"

Die letzten Worte galten einem jungen Manne, der schweigend und finster dasass und nun den Kopf aus den stützenden Händen hob.

„Ich flenn' nicht," — sagte er, nachdem sich das Spottgelächter gelegt, „wenngleich 's mir näher stünd' als das Lachen. Und wenns wollts aufrichtig sein, so geht's euch selber nicht anders, ihr meint, wenn ihr's recht umgehn lassts und singts und schreits, ihr wäret lustig, dabei wollt ihr eure Wuth und Verzweiflung nicht scheinen lassen. Habt's eh Recht, — aber ich kann mich nicht so verstellen, — ich kann nicht!"

Die Stille, die bei diesen Worten eingetreten, bewies, dass sich jeder innerlich gestand, dass Hermann die Wahrheit spreche.

„Aber," warf einer ein, „s kostet ein Geld, ob wir weinen oder lachen, schlecht gehn und traurig sein noch dazu, das wär' das Wahre!"

„Es nutzt nix, selb' ist wahr. Aber sagt's, ob ihr euch nicht schon als kleine Buben vor dem Soldat-Werden gefürchtet habt! Ihr wisst so gut wie ich, wie schlecht es den Soldaten dazumal 'gangen ist, was für Brief' sie heimgeschrieben, dass einem 's Herz hat weh than und Vater und Mutter sich die Augen meist ausg'weint haben. Ihr wisst, wie so mancher Bub', wenn die Zeit zur Stellung g'wesen, auf und davon ist und hat sich wochenlang in Wald und Gebirg versteckt, — wie andre sich mit Fleiss haben ein' Finger wegg'schossen und haben sich nit gescheut vor der schweren Sünd'. — Und die Teppen und Letzen und Krüppeln, die sonst viel Spott leiden und einem wohl auch erbarmen, die haben die G'sunden und G'scheidten ausg'lacht, — und heutzutag ist's grad' so. Da möcht eins frei sich versünden und eine Gall auf unsern Herrgott haben, dass er einem die graden Glieder geben und nicht als Trottel hat auf die Welt kommen lassen."

Wildes Gejohle am Nachbartische beendete das Gespräch und lenkte die Aufmerksamkeit auf eine Gruppe, die sogleich die ernsten Worte Hermanns vergessen machte. Ein kräftiger Bauernjunge hatte die Kellnerin emporgehoben und auf den Tisch gesetzt, — weil dieselbe seinen zudringlichen Zärtlichkeiten mit derben abweisenden Worten entgegengetreten war.

Das Mädchen, sonst weder prüde noch übelnehmerisch, schrie und schlug um sich vor Zorn und Angst, — indess die Wirthstochter davon eilte, den Vater zu holen und um den Gerichtsdiener zu schicken. Zehn bis zwanzig Rekrutenfäusten ist die derbste Kellnerin nicht gewachsen, sie musste die Rohheiten der angetrunkenen Burschen und ihre Spotthohnreden hinnehmen. Das Erscheinen des zornentbrannten Wirthes, der die Arme und Hände der Burschen mächtig mit dem Haselstocke

zu bearbeiten begann, gab dem flinken Mädchen gleichwohl so viel Freiheit, dass sie ein Deckelglas erhaschen und dem Nächststehenden mit aller Kraft an den Schädel werfen konnte. Da er blutend zusammenfiel, gewann sie Raum und floh. — Aber die wildeste Rauferei entspann sich in der Wirthsstube, und nur die bekannte Kraft des Wirthes, der einst selbst ein gefürchteter Ringer gewesen, schützte ihn so weit, dass ihm die wuthentbrannte Gesellschaft nicht zu nahe kam. — Das Erscheinen des schmächtigen Gerichtsdieners änderte nichts an der Sache. Der Arme hätte sich am liebsten gleich wieder zur Thür hinausgedrückt. Er wusste auch, dass bei derartigen Anlässen die Obrigkeit sehr milde denke und urtheile, denn das wildeste Gebahren der angehenden Soldaten fände immer den stehenden Milderungsgrund:

Die Begeisterung für den Militärberuf, die überschäumende Kampfeslust! —

Die zerbrochenen Stühle und Bänke, Glasscherben von Trinkgläsern und Fensterscheiben, das Deficit bei der Vergleichung des ausgeschänkten Getränkes mit der Einnahme, veranlassten den Wirth, der diese Verheerungen am nächsten Tage betrachtete, zu dem Stossgebete, der Teufel möge die ganze Soldatenwirthschaft in die neunundneunzigste Hölle hinunterholen.

„Lieber Alter,“ suchte ihn seine Frau zu begütigen, „sei froh, dass Du so gut davongekommen. Wie oft haben die Rekruten einem Wirth den Wein auslaufen lassen, hat niemand was dagegen thun können. Vor den Rekruten ist ja niemand sicher. Mein Gott, sie meinen's ja nicht so schlecht, sie wissen ja vor lauter Verzweiflung nicht, was sie anstellen müssen.“

„Deswegen sag ich auch: Nicht die Rekruten, die dummen Buben, sondern das ganze Soldatenspielen soll der Teufel holen!“

II.

Lieber Freund!

Ich mach' Dir zu wissen, dass ich mich beim Militär ganz gut befinden thu, es ist ein lustig's Leben und sieht was von der Welt, wo sich einer Daheim nichts träumen liess! Das Exerzieren und die Ausmärsch' sind wohl meine Freud' nicht, aber wer einen guten Kopf hat, macht's schon mit, — und hat ja jedes Ding seine zwei Seiten. Die schlechte ist der Dienst und die Plag' und der Arrest, — aber die gute, Freund! die, wenn Du einmal kennen lernst! — Denn mit der Montur kannst Dich überall sehen lassen, garaus bei die Weibsbilder. Die gehen darauf wie die Mäus' auf den Speck, hell nachrennen thuns dir! Und wahr muss es sein, Menscher giebt's grad' g'nug und schöne, — und da haben wir best' Unterhaltung damit. Mit dem Geld geht's wohl ein bissel schlecht, meine Alten können mir nicht viel schicken, drum thät ich Dich schön bitten, Spezi, wenn Du mir mit ein paar Einserln kunntst helfen aus alter Kameradschaft? Mir ist die Bettlerei z' Haus und die langmächtige Lehr' darnach schon z'wider.

Es grüsst Dich Dein

Freund Toni.

Mein gut's Mutterl!

Nicht, als ob ich keine Zeit hätt' zum Schreiben, weil's erst heut' einen Brief von mir bekommt's, aber was Gut's kann ich der Mutter nicht

schreiben und das Schlechte kommt allemal noch z' bald. Wegen der Leut'schinderei darf sich die Mutter nicht so grämen, — es ist jetzt nimmer so arg wie vor Zeiten und hab's Glück gehabt zu einem gemüthlichen Unteroffizier. und auch die andern sind nicht so z'wider. Aber wie's halt sein sollt' und man mit Lust und Freud' bei der Sach' sein müsst, wie uns, ehe wir eing'ruckt sind, der Pfarrer predigt hat, — so ist's nicht, — es ist vielleicht unrecht, dass ich's sag', — so ist mir nicht um's Gemüth. Und zu Dreivierteltheil den Andern auch nicht. Man geht und plagt sich halt, weil's sein muss. Die Heimkrankheit hab' ich so viel nach meine Berg' und unser Häusel und wenn ich denk', dass die Mutter niemand hat zum Verdienen und könnt' mir gar krank werden, — möcht' ich auf und davon. Was soll aus den Dirnd'ln werden, kein Vater ist eh nimmer da und jetzt kann ich auch nichts geben, brauchet eher selber was. Flennen möcht' ich oft wie ein Schulbub' und ein andersmal im hellen Gachzorn meine Büchsen hinschmeissen und ausrennen, — heim heim!

Gar, wenn ich seh' wie manche mit dem Geld umgehen, wo sie auch Daheim jeden Kreuzer sparen müssen. Der Holzhacker Toni von der Pernau steigt umeinand, wie ein Hahn am Mist, hat alle Sonntag' ein anders Weibsbild bei ihm im Wirthshaus, wenn er nicht im Arrest ist, und Wein trinken und Zigarren rauchen und seine Leut' Daheim haben oft nicht einen Laib Brot. Ich komm' nicht viel mit ihm zusammen, — im Spital ist er auch schon gewesen; da könnt' einem der Graus aufsteigen!

Ich grüsse die Mutter vieltausendmal und thut nicht verzagen, es wird schon wieder einmal ein End' hergehn. Die Franzl soll mir schreiben, ob die Mutter gesund ist.

Euer dankbarer Sohn

Hermann.

Lieber Vater und liebe Mutter!

Das Geld habe ich kriegt und hat mir schon recht noth gethan, denn das Soldatenleben kostet viel, man sollt's gar nicht glauben. Besonders brauch' ich für den Trunk und fürs Essen oft einen Gulden, denn die Menasch ist nicht mein Gusto, ich bin an was Besser's g'wöhnt, drum thut's mir um die daheimtige Kost am meisten leid. Mit meine Offizier bin ich auch schon übers Kreuz kommen, die schimpfen nichts als Bauernteppen und alle möglichen Nam'! — wisst eh, dass ichs Maul nicht halten kann. Dann heisst's marsch in Arrest und das hat soweit das Gute, dass man sich ausfaulenzen kann. Die Bauernarbeit wird mich schwer ankommen, wenn ich wieder Daheim bin. In der freien Zeit ist's ganz lustig, und wir sind ein Dutzend fescher Kameraden, die was mitmachen und z'samm'halten, wenns' eine Hetz giebt. Unser Pfarrer thät freilich greinen, — (etwan die Mutter und der Vater auch ein bissel!), — aber bei die Soldaten kann man nicht so heiklich sein, in der Stadt sind die Leut' nicht mehr so dumm und glauben alles. Und nun bitt' ich halt schön, wenn der Vater wieder ein paar Fünferl thät schicken, — und ein Hausgselchtes wie das letzte, — der Vater kann's ja leicht thun, er hat's ja. Jetzt hör' ich auf, mit Gruss

Euer Sohn

Josef.

III.

Die Soldaten kommen heim! Der ganze Markt ist in Aufregung, — die Bevölkerung der umliegenden Bauerndörfer und Gehöfte nicht minder.

Was bringen die Erwarteten und was finden sie?

Am Fusse eines Kreuzbildes, eine Viertelstunde vom Mitteregger-hofe, sitzt ein junges Weib. Sie späht die Waldstrasse hinab und kann ihre Unruhe nicht bemeistern. Kommt denn der Sepp noch nicht?

„Da bin ich, mein tausendlieber Schatz, Gottlob, dass ich Dich wieder hab'! Geh nur her und halt Dich fest an mir, ich bin derselbe blieben; die Treu, die ich Dir geschworen, halt' ich auch, und was ich g'sagt hab', g'schieht: Jetzt halten wir Hochzeit und Du wirst mein Weib.“

So sollte er wohl sagen, der Josef. Hundertmal hat sich's die Resel vorgesagt und schön ausgemalt hat sie sich das Wiedersehen in der langen Trennungszeit, in langen schlaflosen Nächten voll Sorge und Kummer, Nachricht hat sie fast keine erhalten die ganze Zeit durch. Anfangs kamen wohl kleine dünne Briefchen, die erzählten, dass der Sepp gesund sei und es ihm gut gehe und die Resel solle nur nicht traurig sein. Später blieben diese kargen Lebens- und Liebeszeichen ganz aus. Mein Himmel, wo sollte denn auch ein Soldat Zeit und Freud' hernehmen zum Schreiben, wenn er müd' vom Exerzieren heimkommt. Er wird ja doch nicht vergessen, was sie zusammenbindet für Zeit und Ewigkeit, er wird wohl wissen, dass er bei seiner armen Seel' und der heiligen Dreifaltigkeit geschworen, er thät brav und ordentlich bleiben und ihr die Liebestreu halten. Zweifel, ja Zweifel und Thränen sind ihr freilich wohl heiss und bitter aufgestiegen, wenn sie an das liederliche Soldatenleben denkt, und wie dabei oft die bravsten Buben schlecht gemacht werden durch leichte Kameradschaft und — Weiber ohne Schand' und ohne Ehr'. Jetzt will sie den Sepp hier erwarten, ehe er zu seinen Eltern geht, will sie ihn sehen und will's hören, was sie für die Zukunft zu hoffen hat

„Je, die Resel!“

Da stand er vor ihr. Sie sprang vom Sitze auf und wollte ihm an den Hals fliegen, ihrem lieben Herzensbuben, der noch zehnmal sauberer geworden, seit sie ihn nicht gesehen.

Aber er that ja ganz verlegen und fremd; sonst hatte er sie stürmisch an sich gepresst und schier nimmer ausgelassen.

Von den Wangen des Mädchens war jede Farbe gewichen. Tonlos sprach sie:

„Ja, die Resel ist's, vom Fuss bis zum Kopf.“

„„Was thust denn da herunt' im Wald?““

„Das fragst mich? Wissen will ich, wie ich dran bin mit Dir, weil Du so lang nichts hast hören lassen, — sagen sollst mir's!“

Und da der Bursche noch immer schwieg, fuhr sie erregter und bis zum verzweifeltsten Zorn gesteigert, fort: „Die Leut' hätten freilich immer viel gewusst über Dich und hätten mir's gradaus zu'tragen, weil's schon so gutherzige Seelen giebt, die einem alles Z'widere sagen, was einem weh thut und machen noch ein süsses Gesicht dazu, als geschäh's aus Nächstenlieb'. Aber g'laubt hab' ich's nicht, weil ich auf Dich und Deine Mannerehr' vertraut hab' wie auf unsern Herrgott und 's Evangelium, glauben hätt' ich's nicht mögen, dass Du wegen einer leichtfertigen Soldatendirn', die eh' ein Abwischtüch'l für alle Händ' ist, Dein treu's

brav's Mad'l vergessen könnt'st. — Aber sei nur still, — ich kenn' Dir's am G'sicht an, es ist aus, — Du hast keine Lieb' mehr für mich, Du bist ein — — nein, ich kann's nicht z'wegen bringen, dass ich Dir den Namen gieb' den Du verdienst!"

„„Ja schau, musst halt doch g'scheidt sein, es ist ja kein Unglück. — — —""

„O beileib' nicht! Das ist kein Unglück, wenn sich Unsereins grämt und sorgt, dass man kunnt närrisch werden! Das muss ich schon sagen, wenn das die Soldatenehr' sein soll, von der alleweil prahlt und g'redt wird, dann erbarmt mir der Kaiser, wenn er sich auf so Leut' muss verlassen. Denn ich mein' halt, das Hemd liegt mir näher als der Rock, und wer seinen eigenen Leuten Daheim untreu werden kann und auf kein Gebot und kein 'Schick nimmer aufpasst, — der wird auch als Soldat nix werth sein. Ich bin nur ein dummes Weiberleut' — —"

„„Ja das bist, über und über, schau, dass d' weiterkommst! Wenn einer auf so Dummheiten denken müsst, was man mit euch red't und ausmacht, hätt' er viel z'thun. Ich geh', b'hüt Dich Gott!""

„Sepp," schrie Resel angstvoll und klammerte sich an seinen Arm, „so hast früher nie g'redt, — es ist nit möglich, dass Dich so verändert hast, schau, ich hab' Dich gern wie vor und eh, — ich kann's nicht glauben, dass ich Dich verlieren soll!"

„„Wirst's wohl glauben müssen,"" sagte Sepp, dem die Situation mochte unbehaglich werden; denn er suchte umsonst nach Gründen, warum er so und nicht anders handelte und mochte doch weiter seine Treulosigkeit nicht beschönigen, andererseits war dem verwöhnten, wankelmüthigen und haltlosen Glückskinde der Anblick des Elends und Kummers lästig, er ging allem Unangenehmen aus dem Wege.

So ging er.

Res'l sank stöhnend zu Füssen des Kreuzbildes nieder, sie merkte nicht, was um sie her vorging, — hörte auch die nahenden Schritte des jungen Mannes nicht, der denselben Weg heraufkam, wie vorhin der Mitteregger Sepp. Es war der Kleinhäuslerssohn Hermann.

Als er die gebrochene Gestalt des Mädchens erblickte, blieb er theilnehmend stehen, — wagte aber mit dem natürlichen Taktgefühle eines weichen Herzens nicht, die Schluchzende in ihrem Schmerze zu stören.

Endlich bemerkte sie ihn und sprang rasch und erschrocken auf.

„Grüss Dich Gott, Nachbarin!"

„„Grüss Dich Gott auch, bist wieder da!""

„Gehst heim, Resel? Da könnt'st mich mitgehen lassen, weil wir so einen Weg haben und einen weiten noch dazu."

„„Einen Weg? Ja so! Ja meinetwegen, gehen wir.""

Resel schaute den Soldaten mitleidig an und vergass fast für den Augenblick, dass sie selber des Trostes bedürftig war.

„„Musst halt bei uns bleiben heut,"" sagte sie, — „„die neuen Häusel-leut' sind so viel feindselig, die thäten Dir nur Spott und Bosheit an.""

„Was! — Um Gotteswillen, Resel, red'! Sollt' das Häusel nimmer unser sein?"

„„Weisst denn noch gar nichts? Das wär doch aus der Weis', da hätt' ich lieber auch nichts sagen sollen.""

„Dirnd'l, red', ich bitt' Dich, thu mir alles sagen, nicht verschonen! Lebt mein Mutterl?"

„„Ja, sie lebt wohl, aber vom Häusel ist sie kommen, weil sie nichts mehr hat verdienen können und der Bader und der Kramer alles genommen haben, was noch einen Werth gehabt hat. 's ist alles unter den Hammer kommen, — und deine Mutter ist in der Einlag'.““

„Hat denn mein' Schwester, die Franzl, nichts gearbeitet?“

„„Wohl im Anfang, hat aber auch zu wenig Geld zusammenbringen mögen und ist halt überhaupt immer ein unzufriedenes Leut gewesen, und so — — —““

„Was ist's?“

„„So hat's halt mit der Zeit doch nachgeben und ist hinaufgezogen als Wirthschafterin zum Juden in die Dampfsag', — weisst', der hat's lang' auf sie abgesehen gehabt. Der zahlt gut und sie hat das schönste Leben, hätt' jetzt auch der Mutter genug Geld geschickt, aber das brave Weiberl nimmt nichts von dem Sündengeld, hat's gesagt. Deine zwei kleinern Schwestern hat die Franzl bei sich, die Mutter hat's wohl nicht herlassen wollen, hat aber nichts genutzt.““

„Also darum hat mir das schlechte Mensch nimmer geschrieben! Halt still ein wenig, ich muss rasten, — mir macht's es ganz zu viel. O mein Mutterl, mein armes Mutterl!“

„Schau,“ fuhr Hermann nach einer langen, bangen Pause fort, „wir zwei haben's jetzt erfragt! Brauchst nicht wegzuschauen, ich denk' mir's ja, hab ja den Mitteregger Sepp vorangehen sehen. So ein Elend! Da ist's freilich kein Wunder, wenn's einen hinwirft auf's Ang'sicht, wie ein Donnerstreich. Dirnd'l, wo find ich mein Mutterl noch heut?“

„„Sie ist beim Printner auf der Eben, wenn Du hingehen willst.““

„Da muss ich gleich gehen, — behüt Dich Gott, Resel!“

Es war Hermann vergönnt, seine abgehärmte Mutter am Leben zu treffen.

„Jetzt ist mein einziges Gebet erhört,“ sagte sie, als sie in den Armen ihres Hermann lag, „mein liebstes Kind, meinen Hermann sehe ich noch, bevor ich sterben muss. Der Kummer und die Sorgen die ganze Zeit und die Kränkung wegen der Franzl haben mir die schwache G'sundheit ganz zerrütt', — ich bin froh, wenn mich unser Herrgott zu sich nimmt, weil ich so zu nichts mehr bin auf der Welt. Mein Gott, sie war von Haus aus nicht so schlecht gewesen, die Franzl, hat sie halt auch der Hunger und die Noth dazu trieben. — — Wenn Du doch jetzt könnt'st immer dableiben, aber so kommt noch alle Jahr das Einrücken und Du verlierst jeden Dienst, wenn Du wo der will einst stehst! Da seh' ich mich gar nicht hinaus, dass das Elend könnt' aufhören. — Bub', das Geld möcht' ich sehen, das von einer einzigen Gemeinde hinauszahlt wird für die Eing'rückten!“

„Seid still jetzt, Mutterl! Ich bin ja jetzt da und es soll Euch wieder gut gehen!“

Es ging nicht gut. Sie blieb Einlegerin, denn Hermann bekam wohl einen Dienst als Bauernknecht, aber nicht mit der Mutter, verdiente auch nicht so viel, um das Los der vergrämten kranken Frau um Wesentliches erleichtern zu können.

Mit dem Mitteregger Josef hatten die Eltern auch manchen Kummer. Die Arbeitslust war weg, das Commandiren aber und das Grobsein hatte er prächtig erlernt. Er verkehrte viel mit dem Holzhacker Toni, welcher ein unstätes, verdächtiges Lumpenleben führte nach wie vor. Der äussere

Schliff, den er sich beim Militär angeeignet, verlor sich bald wieder und seine innere Rohheit und Sittenlosigkeit hatte nur zugenommen. Den Dirnen nachsteigen, Wildern und Saufen, das waren seine Leidenschaften.

Oft sassen Sepp und Toni beim hünenhaften Wirth im Markte; der hatte übrigens nicht viel Freude an den beiden Gesellen und würdigte sie kaum eines Wortes. Nur wenn sie so prahlten und logen vom Soldatenleben und ihre Abenteuer und die lustige Zeit priesen, hielt er nimmer an sich und sagte oft:

„Das Soldatsein und das Einrücken hat noch keiner g'lobt, als wie nur ein solcher, dem's der dummen Stückel wegen eine Freud' macht. Zum Kriegsdienst habt's doch keine Lust und keine Schneid auch nicht. Maulhelden seid's! Wüssten's der Kaiser und die Fürsten, wie's um Euch steht, sie müssten Euch alle miteinander ausjagen, — und es wär' auch kein Schad' d'rum!“ **Louise Seidl,** Lehrerin.

Mosaik.

(Zusammengestellt von H. v. Fircks.)

Der Einfluss des Zeitgeistes war unstreitig die wichtigste Ursache für die innere Schwäche des Preussischen Heeres.

Diesen Einfluss abzuwehren, war seit Jahrzehnten viel geschehen. Doch wie? — durch die ängstlichste Ueberwachung, durch den Fleiss in Aeusserlichkeiten, durch strenge Beobachtung der Disciplin, wie man sie damals auffasste.

Die äusserlich schöne, willige und brave Armee vor innerer Zersetzung, vor dem Einschleichen der revolutionären Tendenzen zu schützen, sollten der Kampfschritt, sollten die klappernden Gewehrgriffe, die unendlichen Wiederholungen bei den Exercitien dienen, die man so lange und so streng trieb, bis alle Frische fort und der Stumpfsinn erzeugt war. Für gute Disciplin wurde das Aufgeben aller Selbstständigkeit, die absolute Unterordnung des Willens unter den Wunsch der Höhergestellten, der Meinung unter die herrschende Strömung gehalten. Die ausserordentliche Bevorzugung Einzelner, bei dem schlechten Avancement der Masse, beförderte zugleich ein Schmeichlersystem, das verderblich wirkte. Courbière.

Auf dieser Reise (General Clausewitz fuhr in Begleitung mit dem bei Prenzlau gefangenen Preussischen Prinzen August nach Berlin) trafen wir des Morgens in Oranienburg ein, wo die Postmeisterin, die den Prinzen nicht kannte, frug, ob es denn wahr sei, dass alle Garde gefangen. Als der Prinz nichts als einen finstern Blick darauf erwiderte, rief sie aus: „Ach Jott, wenn doch nur alle erst jefangen wären, damit et ein Ende hätte!“ — Der Verfasser führt diesen Zug hier an, weil er den Geist und die Stimmung des Volks bezeichnet.

(Nachrichten u. s. w. Kriegsarchiv A. c. 9, II.)

* * *

Die Verneinung, das ist's, was noth thut, darin liegt auch, dass die Deutschen einmal endlich wild werden müssen. Das bedeutet, sie sollen zu Allem „Nein“ sagen, wozu sie bisher „Ja“ gesagt. —

Auch alles das wollen, was verboten ist, und endlich einmal alles das nicht mehr wollen, was man uns anpreist, empfiehlt, befiehlt. Und zwar mit allen Mitteln, wie sie die Nothdurft heischt, unsere Absicht durchzusetzen. Mit allen Mitteln feinen und derben, heimlichen und öffentlichen, graden und krummen. — Wo ihr „Ja“ sagtet zu euren Gunsten, da sagen wir „Nein“, und wo ihr „Nein“ sagtet zu unsern Ungunsten

da sagen wir „Ja“. Wir gönnen euch von Herzen Alles, was ihr uns erlaubt habt, und wir nehmen uns Alles, was ihr uns verboten habt.

Das ist das neue Gesetz, das Gesetz des Ueberganges. M. G. Conrad.

* * *

Gebräuche der alten türkischen Armee. Um die Verluste zu berechnen, ergriff beim Abmarsche vom Sammelplatze jeder Soldat eine Hand voll Sand oder Erde und warf sie auf einen bestimmten Haufen. Nachdem die Armee vorbeigezogen, wurde dieser sorgfältig bedeckt. Beim Heimmarsch nahm dann jeder Soldat so viel Sand fort, als er glaubte hingeworfen zu haben und der übrig gebliebene Haufen wurde dann nach Handrollen abgeschätzt und dadurch die Verlustziffer ermittelt.

Leyer und Palme.

Der Telegraph des 31. Juli.

„Fürst Bismarck tot!“ Der elektrische Strahl
Trägt rings um den Erdenball die Kunde.
Noch einmal fliegt — zum letztenmal —
Sein Name von Munde zu Munde.

Und wie's die Lebendigen mächtig erregt,
So klingt es hinab zu den Toten,
Den Toten, die er einst in Reihen gelegt,
Nachdem er zur Schlacht sie entboten.

In Böhmens, in Frankreichs Gefilden weit
Da liegen Reiter und Pferde,
Da bleichen nach männermordendem Streit
Die Knochen in kühler Erde.

Sie lagen alle die Jahre stumm,
Mocht's über ihnen gewittern,
Mocht's Frühling werden und blühen ringsum; —
Doch heute — da fliesst ein Zittern,

Ein flüsterndes Dröhnen zu ihnen hinab
Als wie von schwingenden Saiten.
Aus hohen Lüften ins modrige Grab
Die Worte niedergleiten:

„Fürst Bismarck tot!“ Ich künd' es der Welt
Auf meinen sausenden Drähten;
Das stolzeste Herz ist stille gestellt,
Der Mähder bei den Gemähten!

Da zuckt es über das Totengebein,
Wie's droben gezuckt in den Lüften.
Ein Grinsen leuchtet mit fahlem Schein
Und fliegt von Grüften zu Grüften.

„Fürst Bismarck tot! Uns zugesellt,
Die längst er vorausgesendet!
Fürst Bismarck tot! Der Herr der Welt! . . .
Jetzt ist das Spiel beendet.“

J. V. Widmann.

Brestenberg am Hallwylersee, 1. August.

Schwertzwang.

Das Schwert will aus der Scheide,
Das Schwert sucht eine Hand,
Das Schwert sucht blut'ge Weide,
Zu fahren durch das Land.

Noch zagt die Hand verlegen,
Sie schaudert vor dem Blut —
Das Schwert geht ihr entgegen,
Das Schwert hat frevlen Mut.

Das Schwert will Blutsaat säen,
Es reisst den Träger hin;
Das Schwert fährt aus zu mähen,
Packt wild des Trägers Sinn.

Ihr nehmt dem Schwert die Weide,
Dem Stahle nicht den Plan,
Werft ihr zur Höll' nicht beide,
Dass Friede hebe an.

Friedrich Gerber, Pfarrer.

Imsbach (Rheinpfalz).

Gegen die Friedensbewegung.

(Diese Stelle bleibt den Vertheidigern des Kriegsgedankens allzeit offen.)
(Audiatur et altera pars.)

Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung. Die von den Gegnern einer geordneten, zielbewussten und starken Regierung mit leidenschaftlicher Heftigkeit verneinte Frage, ob die von unserer Regierung in Uebereinstimmung mit der Mehrheit der Vertretung des deutschen Volkes unterhaltene starke militärische Rüstung auch fernerhin nicht nur beibehalten, sondern sogar zu Lande und zu Wasser noch erheblich gesteigert werden solle, behandelt mit lichtvoller Klarheit eine unter obigem Titel bereits vor der Einbringung der in der letzten Reichstagstagung beschlossenen Verstärkung unserer Flotte im Verlage von E. S. Mittler und Sohn in Berlin erschienene und von dem Generalmajor von Reichenau, früher Abtheilungschef im Kriegsministerium, jetzt Commandeur der 14. Feldartillerie-Brigade, verfasste kleine Schrift, die heute umsomehr Interesse in weiteren Kreisen der Bevölkerung beanspruchen kann, nachdem die darin ausgesprochene Ansicht, dass die Friedensliebe der Engländer und Amerikaner nicht für alle Zeit andauern werde, zum Theil schon ihre Bestätigung gefunden hat. Der General von Reichenau hat sich schon seit etwa zwei Jahrzehnten mit gründlichen Untersuchungen der Ursachen beschäftigt, welche den beglückenden Gedanken an einen ewigen Frieden nicht zur Verwirklichung kommen lassen können und ist, trotzdem er selbst ein aufrichtiger Freund des Friedens ist, zu der Ueberzeugung gelangt, dass wie in der Vergangenheit, auch in der Zukunft der Krieg nicht zu vermeiden sein werde und deshalb ein auf seine Macht- und Handelsstellung in der Welt bedachtes Volk jetzt mehr denn je mit allen Mitteln an der möglichsten Kräftigung seiner militärischen Rüstung arbeiten müsse.

Ueber die unvermeidliche Notwendigheit eines zukünftigen Daseinskampfes spricht der Verfasser sich folgendermassen aus:

„Je weniger die Bewohner eines Staates in Folge ihrer Vermehrung von den im eigenen Lande erzeugten Subsistenzmitteln zu leben vermögen, desto mehr derselben müssen sie vom Ausland heranziehen, wenn überhaupt eine weitere Volksvermehrung möglich werden soll. Die zur Heranziehung von Lebensmitteln erforderlichen Tauschwerthe können nur auf industriellem Wege gewonnen werden, weshalb sich auch alle Kulturstaaten in dem Maasse, in welchem sie ihre Bevölkerung über einen gewissen Grad hinaus vermehren, zu Industriestaaten umgestalten müssen. Die mächtige Entfaltung unserer Industrie in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ist kein willkürlicher Process, den man bei anderen Ansichten der leitenden Kreise auch hätte vermeiden können, sondern sie ist ein natürlicher Process, welcher in steter Wechselwirkung durch die starke Volksvermehrung, sowie durch den gleichzeitigen technischen Aufschwung in der genannten Periode bedingt wurde.

Der von den Erzeugnissen des heimischen Bodens weniger abhängige Industriestaat ist Hand in Hand mit einer raschen Volksvermehrung eines grossen wirtschaftlichen Aufschwunges fähig, aber nur so lange, als die erzeugten Industrismen Tauschmittel für Brod sind, so lange sie also günstig abgesetzt werden können. Jedes erhebliche Stocken dieses Absatzes muss indess erhebliche Rückschläge hervorrufen, wie sie in Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und damit in empfindlicheren Verschärfungen des Daseinskampfes bestehen, als solche bis jetzt vielleicht noch empfunden worden sind. Solche Stockungen werden aber in Folge der zunehmenden Concurrenz der Industriestaaten um die Absatzgebiete unvermeidlich sein. Bei den zur Zeit noch obwaltenden staatlichen Gesammtverhältnissen ist die Erschliessung neuer Absatzgebiete und die Erweiterung schon vorhandener noch zu erwarten, und trotzdem ist es bekannt, wie scharf die

Concurrenz der Industriestaaten um die Absatzgebiete bereits geworden ist und mit wie missgünstigen Augen seitens des Auslandes besonders das Aufblühen der deutschen Industrie betrachtet wird. Jede Steigerung in der Production der Industrieerzeugnisse aber muss diese Concurrenz vermehren. Läuft hierbei aus irgend welchen Gründen ein Staat dem andern den Rang in erheblichem Maasse ab, so wird der unterliegende Staat in eine furchtbare Lage gebracht, die zu irgend einem Gewaltact treibt. Entweder erreicht in Folge theilweiser Einstellung der industriellen Thätigkeit und daher zunehmender Arbeitslosigkeit der Massen der Daseinskampf in diesem Staate eine verderbenbringende Höhe oder der Staat muss mit den Waffen in der Hand sich die Absatzgebiete für seine Erzeugnisse sicherstellen. Damit handelt es sich aber um einen Daseinskampf in Gestalt des Krieges unter den betreffenden Völkern, und es gehört keine Prophetengabe dazu, um das Ausbrechen solcher Kämpfe in absehbarer Zeit vorauszusehen.

Die mit der Volksvermehrung zusammenhängenden Fragen spitzen sich also mit jeder weiteren Million bedenklich zu. Wie immer aber diese Fragen auch gelöst werden mögen, das wenigstens kann nicht im mindesten zweifelhaft sein, dass die Lösung des Mittels eines vielgestaltigen Kampfes nicht entbehren kann. Jeder giebt seinen Platz in dieser Welt nur auf, wenn er nicht mehr die Kraft besitzt, ihn zu behaupten. Wer darum eine weitere erhebliche Volksvermehrung für möglich hält, kann auch die Nothwendigkeit des Fortbestandes des Daseinskampfes sowohl wie dessen Steigerung nicht in Abrede stellen.

Der ewige Daseinskampf aber ist der ewige Krieg!"

Der Verfasser weist sodann noch ausführlicher nach, dass die steigende Cultur nur ein Grund mehr zur Steigerung der Kriegsrüstungen sein könne und wendet sich am Schluss seiner Erörterungen darüber gegen die Behauptung von der Unerträglichkeit der jetzt für militärische Zwecke aufgewendeten Mittel mit folgenden Worten:

„Es ist eine durchaus vage Idee, dass, wie dies so oft versichert wird, die Kulturnationen unter dem Wachsthum der Kriegsrüstungen wirthschaftlich zusammenbrechen müssten, denn es wird bei einer derartigen Annahme verkannt, dass jede erhebliche Vermehrung der Kriegsrüstungen nur in Folge des Anwachsens des Nationalvermögens stattfindet.

Thatsächlich sehen wir denn auch in dem letzten halben Jahrhundert die Kriegsrüstungen und den nationalen Wohlstand gleichzeitig wachsen. Trotzdem in diesem Zeitraum die auf die Kriegsrüstungen verwandten Summen durchschnittlich um das Vier- und Fünffache zugenommen haben, ist eine so offenbare Steigerung des Nationalwohlstandes eingetreten, dass die Behauptung von einem wirthschaftlichen Rückgang der Kulturstaaten infolge ihrer Kriegsrüstungen nicht aufrecht erhalten werden kann. Die Städte blühen so vielfach auf, die Verkehrs- und sonstigen öffentlichen Einrichtungen dehnen sich aus und werden verbessert, der Umsatz und Gewinn im Handel wachsen, die Sparkassen füllen sich und die gesammte Lebensführung ist, wie Jedem bekannt, gestiegen.

Das Wechselverhältniss eines gleichzeitigen Steigens des Materialwohlstandes und der Kriegsrüstungen muss als ein so zwingendes und gesetzmässiges angesehen werden, dass man in dem Sinken der Kriegsrüstungen eines Volkes ein sicheres Anzeichen für dessen Rückgang, mindestens in wirthschaftlicher Beziehung erblicken darf. Man wird vielfach zu sagen berechtigt sein, dass ein Volk, welches seine Kriegsrüstung nicht mehr zu tragen vermag, damit Kennzeichen seines Alterns und nahenden Verfalls zeigt, gleich einem Krieger, dem seine bisherige Rüstung zu schwer wird, weil seine Beine schwächer geworden sind und sein Rücken sich gekrümmt hat.

Dass trotz des gesetzmässigen Verhältnisses der Kriegsrüstungen zum Nationalvermögen die gleich reichen Länder nicht immer die gleich umfangreichen Rüstungen anlegen, hängt von einer Anzahl von Nebenumständen ab, von welchen die geographische Lage des Landes vielleicht

als der bedeutungsvollste angesehen werden darf.

Gleichwohl würde nichts irriger sein, als dem englischen oder amerikanischen Volk eine grössere Friedensliebe, Sparsamkeit oder Abneigung gegen den Militarismus zuzusprechen, weil ihre Kriegsrüstungen zum Theil hinter jenen der übrigen Culturstaaten zurückbleiben oder nach anderen Grundsätzen zur Ausführung gelangen. Englands Landheer hat nicht dieselbe Stufe der Entwickelung erreicht wie die Heere der grossen Kontinentalstaaten, weil das Land durch seine Lage und seine wirthschaftliche Entwickelung gezwungen ist, hinsichtlich der Kriegsrüstungen seinen Schwerpunkt in der Leistungsfähigkeit seiner Flotte zu suchen. Diese eingerechnet, erreichen übrigens die Rüstungsausgaben Englands bekanntlich eine sehr ansehnliche Höhe. Amerika aber ist in Folge seiner Lage und seiner im Verhältniss zur Grösse des Landes noch dünnen Bevölkerung, deren Wachsthum deshalb wesentliche Schwierigkeiten nicht entgegenstehen, bis jetzt zu einer kraftvollen Action nach aussen nicht gezwungen worden. Das muss sich selbstredend in seinem gering entwickelten Heerwesen widerspiegeln. Wie klein das stehende Heer aber auch in Ansehung der gesammten nationalen Kraft gegenwärtig noch ist, das wenigstens unterliegt keiner Frage, dass die Wehrkraft mit der kulturellen Entwickelung des Landes immerhin gestiegen ist und dass ebenso gut in England und Amerika wie in Deutschland und Frankreich Anzeichen für eine weitere Steigerung der Kriegsrüstungen vorhanden sind. In England treten, seit Lord Wolseley den Oberbefehl übernommen hat, die Bestrebungen für eine Verbesserung und Vermehrung des Landheeres scharf zu Tage und es lässt sich voraussehen, dass sie trotz manchen Widerstandes in ziemlich ausgedehntem Masse zur Ausführung gelangen werden. Auch in Betreff Amerika's sind bereits verschiedene Ansichten dahin laut geworden, dass die Zeit vorauszusehen sein würde, in welcher Amerika sich sogar vor der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht mehr verschliessen könne.

Es wäre also wiederum ein Trugschluss, zu glauben, dass mit der Abneigung gegen den Krieg auch die Kriegsrüstungen zurückgehen müssten, um schliesslich ganz zu verschwinden, da gerade das Gegentheil stattfindet. Soll denn etwa die Jahrtausende alte Weisheit, dass man sich am besten den Frieden sichert, wenn man auf den Krieg rüstet, für unsere Zeiten ihre Gültigkeit verloren haben? Es ist wahrlich kein Grund vorhanden, an ihr zu zweifeln. Hat doch auch Fürst Bismarck in einer Reichstagsrede darauf hingewiesen, dass das in Waffen starrende Europa diesem Zustande die verhältnissmässig lange Dauer des jetzigen Friedens verdankt. Die Zahl der Soldaten wird also wachsen, aber nicht zum Schrecken der Völker, sondern zu ihrem Segen, welche nur so gedeihliche Arbeit zu leisten und die verarbeiteten Werthe zu schützen vermögen."

Durch seine Untersuchungen kommt der Verfasser dann zu den „pracktischen Folgerungen", denen wir zunächst die nachfolgende Stelle entnehmen:

„Die Concurrenz der Einzelnen wie der Völker ist gewachsen. Hinsichtlich des internationalen Verkehrs und der gegenseitigen Berührung fast aller Völker hat das laufende Jahrhundert in eine neue Periode hineingeleitet. Unfehlbar müssen hierdurch Friktionen entstehen, welche in einem gesteigerten Daseinskampf unter den Völkern zum Ausdruck gelangen. Wir haben deshalb mehr denn jemals Veranlassung, uns daran zu erinnern, dass unsere heiligsten Güter uns nur dann erhalten bleiben, wenn uns die Kraft nicht fehlt, sie zu schützen. Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott, heisst es hier wie überall im Leben!

Die Kraft eines Staates setzt sich tausendfältig zusammen, aus all den einzelnen Kräften, welche im Menschenmaterial und in den materiellen Hülfsquellen des Landes verkörpert snd. Dieselben gelangen nach aussen und zur schliesslichen Behauptung der staatlichen Stellung vermittelst der Kriegsrüstungen zum Ausdruck. Wie im Laufe dieser Betrachtungen gezeigt wurde, muss gesetzmässiger Entwickelung folgend, die Rüstung

gleichlaufend mit den gesammten staatlichen Kräften wachsen. Je wirksamer dieses Wachsthum gestaltet, zu je grösserer Kraftleistung die Rüstungen also befähigen, desto mehr entsprechen sie ihrem Zweck des staatlichen Schutzes und damit dem Glück des Volkes."

Nachdem General von Reichenau sich nun ausführlich über die Nothwendigkeit einer Erhöhung der mit steigender Cultur stets sinkenden körperlichen und seelischen Widerstandsfähigkeit des Heeres, namentlich durch sorgsame Pflege und Erhaltung des Bauernstandes, dem immer noch der brauchbarere Theil der Wehrpflichtigen entstamme, ausgesprochen hat, nimmt er in folgender Weise Stellung zu der nunmehr bewilligten Verstärkung unserer Seemacht:

„Bei den Erörterungen über die Wehrfähigkeit sind wir daran gewöhnt, zunächst nur an die Landarmee zu denken. Was aber vor einem halben Jahrhundert vielleicht noch zulässig erschien, ist es heute nicht mehr. Unsere weitere Entwickelung hat uns auch in dieser Beziehung in neue Verhältnisse versetzt, und wir stehen deshalb hinsichtlich der Stärkung der Kriegsmarine vor neuen, aber vielleicht gerade deshalb vor um so zwingenderen Aufgaben. Die steigende Cultur fordert auf diesem Gebiete mit derselben Unnachsichtlichkeit eine Steigerung der Rüstungen wie auf dem Gebiete der Landarmee. Prinzipielle Unterschiede zwischen diesen beiden Gebieten bestehen nicht, denn hier wie dort entscheidet das Bedürfniss.

Ein ackerbauendes Volk, welches des internationalen Verkehrs um so eher entbehren kann, je mehr es die Grundlagen seiner Existenz im eigenen Lande findet, wird wenig von der Entwickelung seiner Marine abhängen. Je mehr indess die anwachsende Bevölkerung dazu zwingt, auf industiellem Wege Tauschwerthe für ausserhalb wachsendes Brod zu erzeugen, je mehr deshalb die Ausdehnung und Sicherstellung der Absatzgebiete für die erzeugten Industrieartikel in Betracht kommt, desto zwingender wird der Schutz des Handels, wenn nicht unter Umständen durch Lahmlegung desselben dem Volkswohlstande entsetzliche Wunden geschlagen werden sollen.

In einer längeren Darlegung der englischen Wochenschrift „The Spectator" wird der Verlust, den bei einem deutsch-englischen Conflict die übermächtige englische Flotte dem deutschen Ueberseehandel zufügen werde, auf zwei Milliarden Mark berechnet. Gleichzeitig wird als weitere nothwendige Folge der Verlust der deutschen Kolonien in Aussicht gestellt und selbstredend der Verlust der Marine, sofern sie sich ausserhalb der schützenden Häfen würde sehen lassen.

Das sind Darlegungen, gegen deren Logik sich weniger sagen lässt, als dagegen gethan werden muss. Und etwas Wirksames thun, lässt sich nur durch Schaffung einer Kriegsmarine, welche durch genügenden Schutz des Handels jenen Eventualitäten doch im Wesentlichen vorzubeugen im Stande ist.

Es ist bei verschiedenen Gelegenheiten von fast allen Parteien betont worden, dass Deutschland nicht daran denken könne, eine Marine ersten Ranges zu schaffen. Aber auf die Rangordnung scheint der Accent nicht gelegt werden zu dürfen, sondern auf das vorhandene Bedürfniss. Denn es ist doch klar, dass die Kriegsmarine erst dann die genügende Stärke erlangt hat, wenn sie die Handelsmarine thatsächlich in wirksamer Weise zu schützen vermag. Es ist doch nur eine logische Forderung, dass die Kriegsmarine mit der Handelsmarine wächst — und sie kann es auch, weil die Ausdehnung des Handels im Allgemeinen gleichbedeutend ist mit dem Anwachsen des Nationalvermögens. Auch hier zeigt es sich, dass die Rüstungen immer erst den erzeugten Werthen folgen.

Setzen wir uns aber auch ferner über eine solche Schlussfolgerung hinweg, so können wir in Lagen gerathen, in denen wir wehklagend bedauern, nicht zur rechten Zeit das Richtige gethan zu haben. Wir würden dann vielleicht mit Freuden die doppelten Mittel aufwenden, die nöthig gewesen wären, um eine genügend starke Kriegsmarine zu schaffen, aber dann ist es zu spät — viel zu spät!"

Zum Schluss heisst es in der ernsten aber durch ihren geistvollen und glänzenden Stil hochinteressanten Schrift:

„Mit den salbungsvollen Redensarten der Abrüstler vom kommenden Weltfrieden und mit dem Trugbild einer neuen und beglückenden Gesellschaftsordnung der Umsturzparteien bannen wir den Sturm nicht, der mit dem Daseinskampf der wachsenden Millionen immer heftiger an unseren Fenstern und Thüren rüttelt.

Dem Ansturm der Kräfte, mag er von innen kommen oder von aussen, lässt sich nicht anders als durch Kraft begegnen. Und so gestalten sich alle socialen, nationalen und internationalen Fragen schliesslich zu Machtfragen.

Wer die Macht besitzt, löst die Fragen in seinem Sinne — das ist der Ausdruck der ewigen Gerechtigkeit, die unwandelbar der grösseren Kraft den Sieg verleiht!

Möge diese Erkenntniss alle Gleichgesinnten zu gemeinsamem Handeln zusammenschliessen lassen, Alle, die mit Gott für König und Vaterland kämpfen wollen.“

(„Berliner Neueste Nachrichten“.)

Gegen den Krieg.

(Citate aus der alten und neuen Literatur.)

Diesen unaufhörlichen Rüstungen ein Ziel zu setzen und die Mittel zu suchen, dem Unheil vorzubeugen, das die ganze Welt bedroht, das ist die höchste Pflicht, welche sich heutzutage allen Staaten aufzwingt.

Nicolaus II.,
Rescript an die Mächte, 24. August 1898.

Correspondenz.

Geehrte Redaction!

In No. 16 der „Internationalen Litteraturberichte,“ Organ des „Deutschen Schriftsteller-Verbandes“ etc., Verlag von C. F. Müller (Inhaber Paul Zürner, Leipzig) erschien in einem Aufsatz von Gustav Adolf Erdmann „Kritische Spaziergänge“ betitelt u. A. eine kurze Besprechung einer Art von Heldengedicht „Normannen“ von Dr. Albert Deninger (Mainz). (Wiesbaden 1898. Verlag von Hans Baemeister, Preis 2.50 Mk.)

Der Recensent lässt sich über die Dichtung folgendermassen aus:

Die Zeit, in welcher die Dichtung spielt, ist das 11. Jahrhundert, ihr allgemeiner Inhalt sei mit den Schlussworten des Verfassers characterisirt:

„Des Liedes Anfang hat uns Kampf verkündet,
Wir sahen schnelle That, Verrath und List,
Wie Böses stets gerechte Strafe findet,
Und Glück allein in treuer Liebe ist.
Doch Eines alle diese Helden bindet:
Der kecke Muth, der sich am Höchsten misst. (!)
Ein wild Geschlecht, voll sittlicher Gebrechen, (!)
Doch ganze Männer, die zum Herzen sprechen!“ (?)

Der specielle Inhalt ist zu complicirt, um ohne Weitschweifigkeit wiedergegeben zu werden, und hierin liegt eine Schwäche der Dichtung. Sie hat nicht weniger als drei Hauptleuten, deren Schicksale im Grossen und Ganzen recht wohl eine vollständig getrennte Behandlung zugelassen hätten. So werden diese Schicksale stückweise gegeben, der eine Held verschwindet in der Versenkung, um zeitweilig der Nummer 2 oder 3 Platz zu machen und auf des Autors Ruf dann wieder emporzutauchen und die andern Helden zurücktreten zu lassen. Es war leider ein Missgriff, den Rahmen der Handlung soweit zu spannen, der schöne Stoff verliert dadurch ganz bedeutend an Wirkung. Von dem Recht der epischen Breite ist recht ausgiebig Gebrauch gemacht worden, besonders da, wo es sich um Aufzählung verwandtschaftlicher Beziehungen u. s. w. handelt. Das dies zur Kurzweil der Leser beitrüge, kann man nicht gerade behaupten. Nichtsdestoweniger weht durch das Ganze ein frischer Zug des starrtrotzigen Heldenthums, der den Leser über die mancherlei

Schwächen der Dichtung hinwegsehen lässt. Besonders zu bemerken ist, dass der Verfasser sich mit dieser Dichtung in bewusstem Widerspruch zu den Friedensschalmeien der Suttner-Gruppe setzen will, wie er dies deutlich in seinem markigen Vorwort sagt, welches hier folgen möge:

„Die Waffen hoch! Nur wer im Kampf vergossen
Mit seinem, seiner Feinde rothes Blut
Hat dieses Lebens Freuden ganz genossen,
Geschöpft aus hohen Glückes voller Fluth. (!)
Lasst Weiber reden, was der Furcht entsprossen:
Zum Mann gehört der Kampf, zum Kampf der Muth,
Die Waffen hoch! Was lebt muss einmal sterben,
Drum lasst uns frohen Tod im Kampf erwerben.“

Der Stoff, welchen der Verfasser zur poetischen Gestaltung ergriff, ist ein so vorzüglicher und poetisch werthvoller, dass ich im Interesse desselben dem Dichter rathen möchte, seine ganze Dichtung, welche Talent verräth, noch einmal einer recht gründlichen Umarbeitung zu unterziehen und bei dieser Gelegenheit mit Streichungen nicht zu sparen. In einem solchen neuen Gewande hoffe ich dann dem Buche noch einmal zu begegnen.“

Bis hierher der Recensent.

Ich habe Ihnen die Besprechung ausführlich mitgetheilt, weil ich wohl mit Recht annehmen darf, dass sich der Erwerb des Buches zum Zweck der Einsicht dadurch erübrigt. Was die Besprechung über seinen Werth und Inhalt äussert, genügt für Sie, um im Namen der Friedensfreunde Stellung dagegen zu nehmen. Und das ist Ihnen leicht gemacht. Die verworrenen sittlichen Begriffe, welche der Verfasser zum Besten giebt, verurtheilen sich vor der gesammten Civilisation von selbst, die krassen Widersprüche in die er sich ergeht, verrathen geistige und sittliche Unreife. Eine Raufbold- und Mordnatur wirft sich zum Richter über die tiefgehendsten sittlichen und wirthschaftlichen Fragen der Menschheit auf. Das Schwelgen im Blut des Nebenmenschen wird als das höchste Glück gepriesen. Köstlich ist der geistreiche Gemeinplatz: „Was lebt muss einmal sterben“ —. Hoffen wir, dass der Herr von diesem Schicksal nicht verschont bleibt! — — — —

Mit Friedensgruss und vorzüglicher Hochachtung

Georg A. Albert,
Schriftsteller.

Friedrichshagen, d. 16./8. 98.

Aus Friedensvereinen und Versammlungen.

Officielles über die nächste Friedensversammlung. Die IX. Interparlamentarische Conferenz, welche in Lissabon tagen sollte, ist, wie wir im letzten Hefte mitgetheilt, auf das künftige Jahr verschoben worden und die Mitglieder des Interparlamentarischen Amtes sind für den 29. September zu einer Commissionssitzung nach Bern eingeladen.

Sobald diese Nachricht bekannt, wurde eine grosse Unsicherheit unter den Friedensgesellschaften hervorgerufen, und es erhoben sich Stimmen um zu fragen, ob man nicht auch den Congress vertagen sollte, der nunmehr der werthvollen Antheilnahme der Parlamentsmitglieder entrathen musste, da dieselben schwerlich nach Lissabon reisen würden, um nur den Congress mitzumachen, so wichtig auch dessen Tagesordnung sei.

Das Localcomité von Lissabon, dem alles Lob gebührt für seine Initiative und für die Beweise von Eifer, die es an den Tag gelegt, wurde vom Berner Bureau von den Zweifeln der Vereine verständigt und aufgefordert, den letzteren mittelst Rundschreiben die Begünstigungen der Verkehrsgesellschaften mitzutheilen. Diese Begünstigungen waren aber nach den vom portugiesischen Comité eingezogenen Erkundigungen so gering gewesen, dass kaum ein Viertel der Kosten erspart gewesen wären. Aus diesem Grunde und wegen der Vertagung der Interparlamentarischen Conferenz befürchteten unsere Lissaboner Freunde selber eine so schwache Frequenz,

dass sie darauf verzichteten ein Rundschreiben zu versenden, und in den höflichsten und freundlichsten Worten legte unser verehrter College Magalhaês Lima die Sachlage auseinander, die sich aus Ereignissen ergeben hat, welche stärker sind als unser Aller guter Wille.

Trotz dieser Zwischenfälle wird das Jahr 1898 nicht vorübergehen, ohne eine grosse Zusammenkunft und Kundgebung der Friedensfreunde zu bringen:

Das Berner Bureau hat seine Generalversammlung für den 24. September nach Turin einberufen.

Dieselbe wird mehrere auf zwei oder drei Tage vertheilte Sitzungen umfassen, in welchen die auf der vorbereiteten Congress-Tagesordnung stehenden Fragen berathen werden sollen:

Erste Sitzung. 1. Eröffnung. 2. Rechenschaftsbericht. 3. Budget des kommenden Vereinsjahres. 4. Wahl der 19 Commissionsmitglieder und der Revisoren.

Zweite Sitzung. 1. Bericht über die Ereignisse des Jahres. 2. Manifest; Propagandamittel. 3. Versöhnungs-Conseils; Friedensagentie. 4. Allmähliche Abrüstung.

Dritte Sitzung. (Vorbereitungsarbeiten.) 1. Verschiedene Fragen mit Bezug auf Internationale Schiedsgerichte; Officiöses Schiedsrichter-Collegium. 2. Vorschläge über die mit den wichtigsten internationalen Congressen herzustellende Verbindung. 3. Antheilnahme an der Weltausstellung 1900. 4. Die Griess-Traut'schen Vorschläge über die Umwandlung der Heere und die Einführung einer Weltsprache.

Vierte Sitzung. 1. Aufruf an die Völker. 2. Individuelle Vorschläge. 3. Schluss.

Dies das Programm der Verhandlungen.*) Das Bureau hofft, dass nicht nur alle unsere Mitglieder, die nach Lissabon gekommen wären, sondern auch noch mehr, denen ihre Geschäfte die weite Reise nicht erlaubt hatten, sich in Turin einfinden werden, da die Wichtigkeit der Deliberation dieselbe bleibt und die Entfernung eine viel geringere ist.

Von der Turiner Friedensgesellschaft, von der ja ursprünglich gleichzeitig mit Lissabon die Einladung zum diesjährigen Congress ausgegangen war, ist uns der freundlichste Empfang und Mitwirkung zugesichert. Ausserdem findet gleichzeitig eine grossartige Friedenskundgebung statt, der unsere Versammlung sich anschliessen wird. Das ist, unter Präsidentschaft des General Türr,

Die hundertjährige Sclopisfeier.

(Federico Graf Sclopis di Salerano, geb. 1798 in Turin, 1848 sardinischer Justizminister, von 1849 bis 1864 Präsident des Senats, Präsident der Academie der Wissenschaften, 1873 Vorsitzender des Genfer Schiedsgerichts in der Alabamafrage, † 1878.)

Es ist das erstemal in der Geschichte, dass ein Förderer der Friedensbewegung öffentlich gefeiert wird. Die Vorbereitungen hierzu versprechen einen glänzenden Verlauf. Die grössten Redner Italiens werden sprechen. Frédéric Passy bringt mehrere an ihn gerichtete Originalbriefe Sclopis' mit, die von höchstem Interesse sind.

Erlesene Geister werden in diesen Tagen sich in Turin zusammenfinden, denn gleichzeitig findet der diesjährige Congress der „Association Internationale Littéraire“ statt, für welche grossartige Feste in Aussicht genommen sind. Viele Vertreter der Weltliteratur werden sich da mit den Vertretern des Weltfriedens begegnen.

Die Turiner Universität wird sich auch mit einer grossen Action an der Friedensarbeit betheiligen: die Gründung einer internationalen Studenten-Föderation im Sinne der Volksverbrüderung. Das ausgearbeitete Programm dieser neuen Gründung bringen wir in einem nächsten Heft.

Schliesslich ist zu bemerken, dass die Ausstellung, deren Ruf sich immer mehr verbreitet, von höchster Sehenswürdigkeit ist, und — auch das verdient Beachtung — dass die Preise der Turiner Hotels sehr mässig sind. — Alles berechtigt zur Erwartung, dass die diesjährige Friedensversammlung der Bewegung neue Stärkung und den Theilnehmern genussvolle Tage bringt.

*) Bei Festsetzung dieser Tagesordnung war der Schritt des Kaisers von Russland noch nicht bekannt. Selbstverständlich bietet diese epochale Wendung den Friedensgesellschaften neue Aufgaben und neue Wege. Anm. d. Red.

Abrüstungspetition. Am 22. Juli hielt Admiral Goschen eine Rede im englischen Unterhause, worin er, mit Hinweis auf die Schiffsbauten in Russland zu den bereits bewilligten 7 Millionen £ noch eine Mehrforderung von 8 Millionen £ zur neuerlichen Flottenvergrösserung vorbrachte. Wenige Tage später cursirte, zur Unterschriftsammlung, eine Petition im Lande, die von folgenden Stellen ausgegangen ist: International Arbitration Association (40 Outer Temple, Secret. Mr. Green), Peace Society (47 Newbond Street, Dr. Darby), Increased Armaments Protest-Comitee (Lucian Road, Tooting, Mr. Perris). Der Text lautet:

Petition (Memorial) an S. E. den Marquis of Salisbury.
Minister-Präsident und erster Staatssecretär für auswärtige Angelegenheiten.
Betreffend das neue Marine-Programm und Mr. Goschens Rede.

Die ergebenst Unterzeichneten sind in ernsteste Besorgniss versetzt durch Ton und Inhalt der vom Lord der Admiralität am 22. Juli im Unterhause vorgebrachten Erklärung. Es will ihnen scheinen, dass jedwede Steigerung unserer ohnehin ungeheueren Rüstung tief zu bedauern ist, sowohl was die Folgen auf die innere wie auf die äussere Politik betrifft; aber ein Flottenprogramm, das direct und öffentlich gegen eine Macht gerichtet ist, mit der wir freundschaftiiche Beziehungen unterhalten, ist ohne Präcedenzfall und höchst gefährlich. Die ergebenst Unterzeichneten beklagen aufs Tiefste eine Erklärung, die in Russland nicht anders als eine Drohung, eine Herausforderung aufgefasst werden kann, und welche das leider schon bestehende Uebelwollen stark verschärft haben muss. Wir wagen auch gegen die officielle Annahme der Wiedervergeltungs-Doctrin Protest zu erheben und gegen die Doctrin der Rüstungs-Ueberbietung, wonach unsere Politik von der Action fremder Staaten abhängig gemacht wird, ob nun unser Gebiet und unser Handel bedroht sei oder nicht. Wir glauben, dass die relative Stellung der britischen Flotte durch solches aggressives Vorgehen eher geschwächt als gestärkt wird. Als freie und constitutionelle Nation müssen wir fallen und stehen durch unsere Politik, eine übermächtige Flotte befestigt nichts auf die Dauer. Die Hoffnung auf fortgesetzte Sicherheit und fortgesetztes Gedeihen unseres Landes beruht nicht auf den Appell an die rohe Gewalt, sondern in der ruhigen Entwicklung der friedlichen Künste und Industrieen, in versöhnlicher Staatslenkung und in erweiterter Anwendung internationaler Verständigung. Die ergebenst Unterfertigten erlauben sich daher, ehrerbietig zu bemerken, dass, solange kein Versuch gemacht worden, die rivalisirenden Ansprüche auf Einflusssphären in China durch eine Conferenz festzustellen, und solange keine diplomatischen Versuche zu einem allgemeinen Rüstungsstillstand gemacht worden und gescheitert waren — dass es solange auch weder moralische noch politische Rechtfertigung für kriegerische Drohungen und Vorbereitungen giebt. Sie richten daher die ergebene Bitte, Euer Lordschaft mögen bald Gelegenheit nehmen, wieder einmal dem Wohlwollen Ausdruck zu geben, das das britische Volk für die andern Völker hegt, sowie Ihrem eigenen Wunsche, schwebende Schwierigkeiten in friedlicher Weise zu schlichten.

Vermischtes.

Hinter den Coulissen des Schlachtfeldes. George Kennan, dessen sibirische Schilderungen seiner Zeit so grosses Aufsehen erregt haben, hat eine Abtheilung des „Rothen Kreuzes“ nach Santiago begleitet. Während der Kämpfe vor Santiago am 1. und 2. Juli befand er sich in dem Feldhospital und widmete sich der Pflege der Verwundeten. Die Eindrücke, die er dort gewonnen, schildert Kennan im „Outlook“. Er sagt: „Das Hospital befand sich in einem kleinen Thal, drei Meilen östlich von Santiago. An Aerzten und Lazarethgehilfen herrschte ein unverantwortlicher

Mangel. Am ersten Tag waren nur fünf Aerzte und zwanzig Lazarethgehilfen, am zweiten zehn Aerzte im Hospital vorhanden, um für die Verwundeten von drei Divisionen zu sorgen. Es war den Aerzten unmöglich, sich auch nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Die fünf Aerzte, die den Stamm des ärztlichen Personals des Hospitals bildeten, arbeiteten 21 Stunden ohne die geringste Unterbrechung. Ohne sich Schlaf zu gönnen, ohne auch nur einen Augenblick Zeit zu finden, etwas Nahrung zu sich zu nehmen, standen sie Stunde für Stunde am Operationstisch. Freitag und während der Nacht auf Sonnabend wurden mehr als 300 Operationen ausgeführt. Trotz dieser ununterbrochenen Thätigkeit und der grössten Anstrengungen der Aerzte mussten hunderte Schwerverwundete, viele von ihnen halbnackt und während des Tages ohne jeglichen Schutz vor der Gluth der tropischen Sonne, das Nachts dem kalten Thau preisgegeben, auf dem nackten Boden liegen. Dieses elende, mit ungenügendem Personal versehene Hospital war das einzige am Platz. Als der Kampf am zweiten Tag zu Ende ging, herrschten im Hospital schreckliche, herzzerbrechende Zustände. Abgesehen von Operationstischen, Instrumenten und Arzeneimitteln fehlte fast alles. Zeltschutz war für vielleicht hundert Mann vorhanden. Es fehlte an Betten, Matratzen, Hängematten, Gummiunterlagen und -Kissen für die kranken und verwundeten Soldaten; wollene Armeedecken standen nur in sehr geringer Zahl zur Verfügung und der Vorrath war bald erschöpft. An Kleidungsstücken waren nur zwei oder drei Dutzend Hemden vorhanden, an Nahrungsmitteln, die sich für Verwundete eignen, ein paar Büchsen Fleischextract und etwas condensirte Milch, die Major Wood in den Vereinigten Staaten gekauft und mit seinem Privatgepäck hierher gebracht hatte und die von ihm für Fälle äusserster Noth bestimmt waren. Die Verwundeten, die aus einer Entfernung von drei Meilen in unbequemen Ambulanzwagen und Trainfuhrwerken dem Hospital zugeführt wurden, hatten in vielen Fällen ihre Oberkleider auf den unmittelbar hinter der Schlachtlinie belegenen Verbandsplätzen zurückgelassen, wo die Feldärzte sie entkleidet hatten, um ihre Wunden zu untersuchen und ihnen den ersten Verband anzulegen. Halbnackt kamen sie im Feldhospital an und hier war nichts vorhanden, um sie zu bekleiden oder sie zu bedecken. Die paar für die Verwundeten bestimmten Zelte waren überfüllt und den Trägern blieb nichts übrig, als die Verwundeten wie sie waren, unter freiem Himmel auf den durchweichten Boden zu legen. Schwach, erschöpft durch die unter dem Messer der Aerzte ausgestandenen Schmerzen, mussten auch Verbundene im hohen nassen Grase liegen, ohne Decke, ohne Kissen unter dem Kopf, ohne dass Jemand da gewesen wäre, der sich ihrer angenommen hätte, ohne Nahrung, ohne Wasser, um den verzehrenden Durst zu löschen. Und doch hatten viele von ihnen seit vierundzwanzig Stunden nichts genossen und waren auf das Aeusserste erschöpft. Einigen, die durch den Mund und durch den Hals geschossen waren und nicht schlucken konnten, mussten wir Kanülen durch das geronnene Blut stossen, dass sich angesammelt hatte, um ihnen auf diese Weise Wasser zuzuführen. Da lagen Leute mit hochgeschwollenen Leibern, unter unsäglichen Qualen leidend, die durch Schusswunden in die Blase verursacht waren, andere durch Schüsse, die das Rückgrat verletzt hatten, am ganzen Körper gelähmt; Durst, Fieber und die Hitze hatten viele in einem delirösen Zustand versetzt; viele waren bewusstlos, wieder andere verharrten, als ich ihnen Brod und Wasser reichte, in vollkommener Theilnahmlosigkeit und waren kaum im Stande, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Dicht nebeneinander in langen Reihen, nur von einem Stück Zelttuch bedeckt, das über den einen oder den anderen ausgebreitet war, so lagen die Verwundeten oft zwei, drei, auch vier Stunden, ehe die Aerzte Zeit fanden, ihre Verletzungen zu untersuchen. Bis zum Eintritt der Dunkelheit hatten die fünf Aerzte am 1. Juli an 154 Mann Operationen vollzogen und ihre Wunden verbunden. Je später es wurde, um so mehr wuchs die Zahl der Verwundeten, die eingeliefert wurden. Es wurde unmöglich, die vorge-

nommenen Operationen zu zählen, oder auch nur einen Versuch zu machen, es zu thun. Nachdem am Abend des 1. Juli die Zahl der Aerzte auf zehn erhöht und eine grössere Anzahl Operationstische vor den Lazarethzelten aufgestellt worden war, arbeiteten die Aerzte beim flackernden Licht von Kerzen weiter, die Lazarethgehilfen halten mussten. Zum Glück war klares Wetter und beinahe Vollmond. Laternen gab es im Lager nicht, wenigstens habe ich ausserhalb des Operationszeltes keine gesehen. Hätte es geregnet, wäre die Nacht stürmisch gewesen, so wären vier Fünftel der Verwundeten ohne jeglichen ärztlichen Beistand geblieben. Alle Operationen, die ausserhalb eines einzigen Zeltes ausgeführt wurden, wurden bei dem Licht einer, höchstens zweier ungeschützter Kerzen vollzogen. Mehr als einmal mussten die Kerzen ausgelöscht werden, weil man fürchtete, dass sie die Aufmerksamkeit der spanischen Scharfschützen auf sich lenken könnten, die südlich vom Lager in den Bäumen versteckt waren. Viele von den Leuten befanden sich in den letzten Stadien der Agonie, ihre fahle Gesichtsfarbe, ihr Haschen nach Luft verriethen das Herannahen des Todes, aber kaum habe ich eine Klage gehört. Gelegentlich entrang sich einem Soldaten unter dem Messer des Arztes ein Fluch, wohl hörte man gelegentlich einen bartlosen Burschen, dem der Arzt die zerschossenen Beine in Schienen legte, „Mutter, liebe Mutter“ rufen, aber aus der langen Reihe der Verwundeten, die dort auf dem Boden lagen, ertönte kein Ruf, kein Zeichen der Schwäche. Die Leute litten, viele von ihnen waren dem Tode nahe, aber sie blieben tapfere Männer und stark. So mancher, dessen Mund so trocken und dessen Zunge vor Durst so geschwollen war, dass er kaum einen Ton von sich zu geben vermochte, bestand, wenn die Reihe an ihm kam, darauf, dass ich nicht ihn, sondern den Kameraden an seiner Seite labe, der schwerer verwundet sei und länger gelitten habe. Man sagt, dass heftige Schmerzen und Todesfurcht im Menschen das Selbstsüchtige, die thierischen Eigenschaften zum Durchbruch bringen; bei dem Menschen, der auf einer höheren Stufe steht, ist dieses nicht der Fall. Soweit meine in diesem Hospital gesammelten Erfahrungen reichen, hat kein amerikanischer Soldat den Wunsch geäussert, ausser der Reihe untersucht und behandelt zu werden, weil seine Wunde besonders schwer, die Schmerzen, die er ausstand, besonders gross waren. Im Gegentheil, wiederholt bin ich Zeuge davon gewesen, dass ein Verwundeter, wenn die Reihe an ihn kam, zu gunsten eines anderen zurücktrat, wiederholt habe ich Aeusserungen gehört, wie: „Nehmt zuerst den, der ist durch den Körper geschossen; ich kann warten, ich habe es nur am Fuss.“ Auch im Schatten des Todes wurden sogar die Gebote der Höflichkeit nicht vergessen. So lange ein Mann noch sprechen konnte, vergass er nicht für eine Hilfeleistung zu danken. „Besten Dank,“ „Vielen Dank,“ hörte man häufig.“ Kennan schliesst seine Schilderung mit der Bemerkung, dass trotz der ungünstigen Umstände, welche die Verpflegung der Verwundeten begleitet, verhältnissmässig viele genesen, und schreibt dieses der antiseptischen Behandlung und der Eigenart der durch das Mausergewehr verursachten Wunden zu.

Die wirthschaftlichen Folgen des Krieges werden für Spanien schwer zu tragen sein. Bisher hatte die spanische Ausfuhr nach den Colonien alljährlich einen Werth von 160 und mehr Millionen Pesetas erreicht. Nach Cuba und Portorico setzte Spanien an Textilwaaren, Mehl, Hülsenfrüchten, Schuhwaaren, Conserven und Papier allein für 100 Millionen Pesetas jährlich ab. Diese Waaren werden von nun an die Vereinigten Staaten dorthin verkaufen. Es wird Spanien auf den Antillen nur der Oel- und Weinhandel bleiben, der sich auf 19 Millionen beläuft. Abgesehen von der Schädigung des Handels an sich, wird die Schifffahrt sich in einer kritischen Lage befinden. Sehr trübe gestalten sich die Aussichten für die arbeitenden Classen. In Catalonien sind in Betrieb: 1325 Baumwollstofffabriken, 304 Webereien, 22 Schuh-, 509 Leder-, 83 Seifen-, 136 Papierfabriken und viele Betriebe, die Wachs verarbeiten, ausserdem eine grosse Anzahl

bedeutender Küfereien, Mühlen und Conservenfabriken. Unter den 65365 Fabrikanten Spaniens befinden sich in Catalonien allein 12457, die von den 5 Millionen Pesetas Fabriksteuern 3 Millionen aufbringen. In Castilien und Aragon ist die Textilindustrie ebenfalls bedeutend. In ersterer giebt es 955 und in letzterer 555 Fabriken dieser Art. Weiter kommen noch in Betracht in Malaga die Baumwollstoff-Industrie, in Santander die Webereien, Papierfabriken, Mühlen, Conserven- und Sandalenfabriken, in Vizcaya die Papierfabrikation, auf den Balearen-Inseln die Schuhwaaren-Industrie und in Asturien und Galicien die Konservenfabriken. Wie sehr der Handel gelähmt sein wird, ersieht man aus den statistischen Ausfuhrzahlen. Jährlich wurde nach den Antillen ausgeführt: An Webstoffen für 7½ Millionen, an Baumwollwaaren für 45 Millionen, Seife 5, Wachs 3, Papier, Bücher u. s. w. 7, Fässer u. s. w. 3, Conserven 5½, Oel 8, Wein 10, Sandalen 1 und für Lederschuhwaaren für mehr als 25 Millionen Pesetas. Dagegen führte Spanien aus Cuba für 34 Millionen und aus Portorico für 22½ Millionen ein. Von den Philippinen wurden für 20½ Millionen Pesetas nach Spanien ausgeführt, dagegen von Spanien nach den Philippinen für 26, nach Portorico für 27 und nach Cuba für 120 Millionen Pesetas eingeführt. Das unbenutzte spanische Capital würde eine vortheilhafte Verwendung zur Ausbeutung der sehr reichen und ergiebigen Gruben finden können, und so liesse sich auch den arbeitenden Classen eine Beschäftigung bieten. Es giebt in Spanien 1814 Bergwerke im Betriebe, sie nehmen 249318 Hectare ein. Dagegen befinden sich noch nicht im Betrieb 13446 Bergwerke mit 314779 Hectaren. Die betriebenen Bergwerke fördern jährlich 29 Millionen Tonnen Erz. In jenen 1814 Bergwerken sind zur Zeit 75508 Männer, 448 Frauen und 1798 Knaben beschäftigt. Die ergiebigsten Bergwerke fördern Eisen, Blei, darunter silberhaltiges, Kupfer, Steinkohle und Zink. Durchschnittlich ergeben sie 90 Millionen Pesetas für den Schacht. Spaniens Zukunft beruht zweifelsohne auf diesem Reichthum, der bis jetzt noch brach liegt, da die Capitalisten eine sichere und leichtere Rente suchen. Den Beweis dafür liefert die Bank von Spanien mit ihren Einlagen und laufenden Rechnungen, die fortwährend zunehmen und bereits 820 Millionen Pesetas aufweisen. Es gäbe keine bessere Anlage dafür, als die Ausbeute der unerschöpflichen Stein- und Braunkohlen-Gruben von Asturien, Cordoba, Sevilla und Teruel. Ein fernerer zu erschliessender Reichthum wäre der Tabakbau in Spanien. Die Zuckerindustrie hat sich im festländischen Spanien derart gehoben, dass es nicht mehr lange währen wird, bis das Land seinen ganzen Bedarf selbst gewinnen kann.

•

Ursachen und Wirkungen des spanisch-amerikanischen Krieges. Unter dieser Ueberschrift versendet die Firma Alexander Jahn & Co. in Hamburg, deren Inhaber Herr G. E. May weitesten Kreisen durch seine vorzüglichen Jahresberichte über die wirthschaftliche Lage Deutschlands bekannt geworden ist*), einen Bericht, aus dem wir folgende Ausführungen mittheilen möchten: Zuerst wird über die tiefe Gährung berichtet, die sich in Spanien des Volkes gegen die Kriegsführung des Generals Weyler bemächtigte, während im Gegensatz zu diesem Unwillen des Volkes die spanischen Fabrikanten Weyler bei seiner Rückkehr mit Enthusiasmus begrüssten. Der Bericht fährt dann fort: „Die Erbitterung des Volkes gegen General Weyler ist auch ausserhalb Spaniens leicht verständlich. Ausserhalb Spaniens dürften aber nur wenige wissen, warum die spanischen Fabrikanten entgegen der Volksstimmung sich für General Weyler begeisterten und für ihn eintraten. General Weyler hatte auf Cuba in der Hauptsache gekämpft für Aufrechterhaltung der Zölle auf nicht spanische Fabrikate. Er hatte also für die spanischen Producenten gekämpft, zu deren Wohlergehen eine Unzahl spanischer Consumenten hat geopfert werden müssen. Und wie die spanischen Soldaten auf Cuba ihr Leben einsetzen mussten zum Wohle der spanischen Producenten, die sich mit einem geringen Lösegeld freikauften

*) In Friedenskreisen auch durch seine vortreffliche Arbeit: „Die Kanone als Industriehebel."

von der Militärpflicht, so liessen die amerikanischen Producenten auf Cuba für den freien Eingang ihrer Producte kämpfen, indem sie die berüchtigten Flibustier-Expeditionen ausrüsteten. Als diese Expeditionen aber nicht den gewünschten Erfolg hatten, fand man es doch billiger und zweckmässiger, wenn der Kampf auf Staatskosten geführt werde. Nun erschienen in der amerikanischen Presse Artikel über Artikel, welche die Unsicherheit des amerikanischen Eigenthums auf Cuba in den düstersten Farben schilderten und den Schutz der Regierung für dasselbe forderten. Das in industriellen Unternehmungen auf Cuba angelegte amerikanische Capital wird auf 30 bis 50 Millionen Dollars geschätzt. Der Betrag des Handelsaustausches zwischen den Vereinigten Staaten und Cuba wuchs in der Zeit von 1889 bis 1893 von 64 auf 103 Millionen Dollars. Die materiellen Interessen Amerikas auf Cuba sind selbst vor dem Kriege unter dem spanischen Eingangszoll schon fast so gross gewesen wie diejenigen Spaniens, und da in Geldsachen bekanntlich die Gemüthlichkeit aufhört, war die öffentliche Meinung am leichtesten zu gewinnen, wenn man sie davon überzeugte, dass das amerikanische Eigenthum auf Cuba gefährdet sei.“

•

Die Einwirkung des spanisch-amerikanischen Krieges auf die wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands. Die Aeusserungen der deutschen Handelskammern constatiren im Allgemeinen eine empfindliche Schädigung des deutschen Geschäftsbetriebes, oder einzelner Zweige desselben als eine Folge des Krieges, im einzelnen allerdings können sie auch von einem vortheilhaften Einfluss des gedachten politischen Zustandes auf Deutschlands Geschäftsthätigkeit Mittheilung machen, so für den Handel mit Zucker.

Anders stellten sich die Folgen des Krieges für den Bezirk der Handels- und Gewerbekammer Plauen i. V. dar, in dem die Stoffgewerbe hervorragend vertreten sind. Der Bericht dieser Kammer sagt auch, dass von den sich länger hinziehenden Wirren auf Cuba der Bezirk fast unberührt geblieben sei und dass seine Industrie erst durch den 1898 erfolgten Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges und die durch ihn verursachte Stockung in dem Absatz der Erzeugnisse nach den Vereinigten Staaten stark in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Auch eine westfälische Handelskammer, nämlich diejenige von Lüdenscheid, in deren Bereich hauptsächlich Metallerzeugnisse angefertigt werden, klagt über den Krieg, indem sie, nach Erwähnung der allgemein als für die Ausfuhr nach Amerika ausserordentlich nachtheilig bezeichneten jenseitigen Zollgesetzgebung schreibt:

„Dass die Kriegsunruhen gleichfalls lähmend auf den uns verbliebenen Rest des Verkehrs mit den Vereinigten Staaten einwirken, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen.

Unsere Handelsbeziehungen zu Spanien, die — wenigstens in verschiedenen Artikeln — sich seit dem vorigen Jahre wieder lebhafter gestaltet hatten, liegen in Folge des Krieges vollständig brach, und werden für die betreffenden hiesigen Fabrikanten empfindliche Verluste kaum abzuwenden sein.“

•

Die bis jetzt gemachten Kriegsausgaben und Menschenverluste. Nach der „Estafeta“ wurden vom 4. März 1895 bis 30. Juni 1898 ausgegeben:

„Die aus dem Verkauf von 322944 billetes de Cuba von 1890 sich ergebenden 124211274 Pesetas, gleichfalls der Betrag von 60000 Noten von 1886 28934484, Anleihe von 400 Millionen unter Garantie der Zolleinnahmen 372000000, Gewinn aus den Finanzgeschäften in Paris, Silberankäufe u. s. w. 4331691, Darlehn der Bank von Spanien unter Gewähr von cubanischen Papieren 252000000, gleichfalls auf Zolleinnahmen 241000000, gleichfalls auf Steuereinnahmen 160000000, gleichfalls auf die mit 4 Procent verzinsliche innere Schuld 145000000, Philippinen-Anleihe 185000000. Zusammen 1654467449 Pesetas. Hierin sind aber nicht die bedeutenden Posten für Transport und Material eingeschlossen, ebenso wenig die Kosten der Gehälter, Lebensmittel und Material für Cuba. Erstere sind noch unbekannt, letztere belaufen sich auf

320 Millionen Pesetas. Soweit sie also bis jetzt bekannt sind, betragen die Ausgaben 1874 Millionen. Wir wissen, dass man sogar das Ergebniss der Nationalsammlung bereits in Angriff genommen hat, und zwar im Betrage von 23 Millionen. Sind diese Ausgaben schon betrübend, so sind es weit mehr noch die Verluste an Menschenleben, die in einem zwecklosen und unnöthigen Kampfe geopfert wurden. Von März 1895 bis März 1897 sandte man hinüber 180431 Soldaten, 6222 Officiere, 615 höheren Grades und 10 Generale. Da auf Cuba bereits 12000 Mann standen, machte die Gesammtzahl des Heeres 200000 Mann aus. Die eigentlichen Kriegsverluste sind nicht gross: 1 General, 60 Officiere und 1314 Soldaten fielen auf dem Schlachtfeld; 1 General, 81 Officiere und 704 Soldaten starben an ihren Wunden; 463 Officiere und 8164 Soldaten, die verwundet waren, wurden geheilt. Dagegen haben das Sumpffieber, das gelbe Fieber und andere seuchenartige Krankheiten wahre Verheerungen angerichtet. An dem gelben Fieber starben: 313 Officiere und 13000 Mann; 127 Officiere und 40000 Mann erlagen anderen Krankheiten. Auf 1000 Mann Verlust entfallen: 10 auf dem Schlachtfeld Verwundete oder Gefallene oder nachher den Wunden Erlegene, 66 Todesfälle durch gelbes Fieber, 201 durch andere Krankheiten und 143 ins Vaterland Zurückgesandte. Die Zahl der Verwundeten und Kranken, die nicht heimgesandt worden, beläuft sich auf etwa 20000. Es ergiebt sich also, dass von 1000 nach Cuba verschickten Mann 521, mehr als die Hälfte, am 1. März 1897 verloren waren. Demnach dürften die Verluste auf Cuba **mindestens 100000 Mann** betragen. Amtlich schätzt man das gegenwärtig auf Cuba befindliche Heer auf 180000 Mann, darunter 70000 Freiwillige. Das beweist das Zutreffen obiger Zahlen. Wenn nun jetzt nach einem Verlust von 2000 Millionen Pesetas und 100000 Mann noch jemand Lust zum Kriege verspürt und glaubt, noch weitere Verluste wagen zu dürfen, müsste er die Erhöhung aller Abgaben, die Einstellung aller Zahlungen und die Einberufung aller Altersstufen bis zum 45. Lebensjahre fordern. Ein ähnliches Unglück hat noch kein Volk erfahren."

Selbst wenn die Schuld der Kolonieen dem Mutterlande durch den Frieden nicht aufgebürdet würde, müsste Spanien künftighin mit einem jährlichen Deficite von allermindestens 200 Millionen Pesetas rechnen. Da alle Aussichten auf auswärtige Anleihen verschlossen sind, und das Land selbst aufs Aergste ausgesaugt ist, so bedeutet dieses Zukunftsbild den Ruin des Landes, mehr noch als die Erklärung des Bankrottes.

•

Die Wirkungen einer spanischen Granate. Den von einer Granate angerichteten Schaden, welche, von einer spanischen Landbefestigung bei Santiago de Cuba verfeuert, das Schlachtschiff „Texas" traf, beschreibt ein auf der „Texas" anwesender Correspondent des Londoner „Telegraph" wie folgt: „Der Theil des Schiffes, welcher getroffen wurde, war die Centralcitadelle oberhalb des Schutzdecks. Die Wände des Schiffes bestehen hier aus $^{5}/_{4}$zölligen Stahlplatten. Die Granate zerschlug die Wand, als ob sie aus Papier sei, traf einen in der Mitte des Raumes stehenden Metallständer und explodirte etwa sieben Fuss von der Beplattung der Steuerbordwand. Die Wirkung war eine fürchterliche. Obwohl die Granate eine kleine, nur sechs Zoll im Durchmesser starke war und nicht mehr als siebzig Pfund wiegen konnte, so zertrümmerte sie vollständig Alles in dem grossen Raume, in welchem sie crepirte, während der durch die Munitionsaufzüge abwärts und in anderen vorwärts gelegenen Abtheilungen gepresste Rauch mehrere Minuten lang die dort sich aufhaltenden Mannschaften zu ersticken drohte. Der Ständer ward in einer Ausdehnung von zwei Fuss in Atome zermalmt, und die vorwärts gegen die Steuerbordwand fliegenden Sprengstücke der crepirten Granate bauchten die starken Stahlplatten nach auswärts bis zu einer Tiefe von drei Zoll aus. An einer dieser Stellen befand sich eines der dicken doppelköpfigen Winkeleisen des Schiffsrumpfes. Diese starke Stahlrippe, die nahezu doppelt so dick und schwer wie eine Eisenbahnschiene ist, ward in zwei Stücke zerschnitten, als wenn

sie aus Käse bestände, und fast zwei Fuss derselben wurden in kleine Stücke zerschmettert mit fortgerissen. Das Bodenstück der Granate traf und zerbrach eine andere Rippe des Schiffes und zerbrach hierbei selbst wieder in zwei Stücke, die sich in eine dicht an der Steuerbordwand stehende Taurolle, die um einen Eichenblock von zwei Fuss Umfang aufgeschossen war, bohrten. Ein Hagel von Stahlsplittern, die von der explodirten Granate selbst, von dem zerschmetterten Ständer und dem Winkeleisen herrührten, fegte an der Steuerbordwand etwa dreissig Fuss weit entlang, riss Bolzenköpfe ab, zerbrach Geschützzubehörstücke und streifte die Farbe ab, wie wenn ein Dutzend Leute stundenlang mit Stahlmeisseln gearbeitet hätten. Jeder Mann im Raum wurde verwundet. Ein Kanonier ward von nicht weniger als fünfzehn Stahlstücken, von denen jedes etwa von Haselnussgrösse, getroffen. In dem Augenblick, wo die Granate crepirte, stand ein Mann gerade in ihrer Bahn: er wurde buchstäblich in Atome zerrissen. Er sprach gerade mit einem Kameraden, der eigenthümlicher Weise nur durch den Luftdruck zu Boden geworfen wurde, sonst aber unverletzt blieb. Andere, dreissig Fuss von der Explosionsstelle entfernte Leute hatten bis zu zwölf Stücke der crepirten Granate in ihren Körpern.

*

Wie die Mönche auf den Philippinen Wunder thun. Von einem Officier wird im letzten Heft der Broschüren-Sammlung „Spanien“ nachstehende Episode verzeichnet: „Ich war damals jünger und befand mich mit meinem Detachement einige 100 Meilen von Manila entfernt. Wie Sie wissen, haben unsere Mönche die Philippinen vollkommen civilisirt und den Tagalen Begriffe von Cultur und Moral beigebracht. Die verstanden es, mit den Leuten umzugehen und sie in Respect zu halten, und nie wäre es zur Rebellion und zu diesem unglückseligen Kriege gekommen, wenn man die Mönchsorden nicht in ihrer Autorität angegriffen hätte. (!) Gerade als ich mit meiner Truppe ankam, hatten die Mönche eine Gruppe von diesen Wilden um sich versammelt und redeten ihnen von der Gerechtigkeit und Weisheit Gottes. Die Bösen werden bestraft und die Guten belohnt, sagten sie. „Ihr, José und Juan“, redete der Padre aufs geradewohl zwei dieser gelben Kerle an, „seht Ihr, hier sind zwei geladene Büchsen, wenn ich nun auf Euch schiesse, so kann dem Guten meine Kugel nichts anhaben, denn San Francisco schützt ihn. Pass auf, José!“ Ein Knall und ein Feuerstrahl, aber José blieb unversehrt und die Menge stand zitternd und bewundernd da. Und nun zum Andern — wieder erhob sich der Büchsenlauf und der Kerl lag mit zerschmettertem Schädel, sich in seinem Blute wälzend, zu unseren Füssen. „Das war ein Schuft“, meinte der Padre ruhig, ein Wunder unseres Herrn hat ihn getödtet!“ Sie glaubten es und fürchteten sich vor den Mönchen. Was ging es auch die Tagalen an, dass eine Flinte blind, die andere scharf geladen war?“

*

Weise Lehren. Auch andere Blätter beeilen sich aus dem spanisch-amerikanischen Blutbade die Lehren zu ziehen, die bei ähnlicher Gelegenheit zur Anwendung kommen sollen. So entnehmen wir der „Voss. Zeitung“ vom 9. August Folgendes:

Der nun seinem Ende entgegengehende spanisch-amerikanische Krieg bietet eine Reihe Lehren, die im Kriegswesen mancherlei Veränderungen hervorbringen dürften. So wurden z. B. in Norwegen, das verschiedene Kriegsstipendiaten auf den Kriegsschanplatz sandte, auf Grund der vorläufigen Berichte derselben die Arbeiten an den Seebefestigungen, die gegenwärtig stattfinden, eingestellt, um Näheres abzuwarten, da verschiedene Aenderungen nöthig sein werden.

Norwegen ist aber wenigstens einer jener Staaten, der nicht nur Kriegsstipendiaten aussendet, sondern auch Friedensstipendiaten. So werden alljährlich drei Mitglieder des Shorthing auf Staatskosten zur Interparlamentarischen Friedens-Conferenz entsandt.

Ferner bringt die „Neue Freie Presse“ einen Leitartikel, der sich bemüht, die

Lehren zu entwickeln, die der Niederlage Spaniens entfliessen. „Es ist nicht allein Aufgabe des Fachmannes“, so heisst es in der Einleitung, sondern auch „Pflicht eines jeden wahren Patrioten, rechtzeitig aus den kriegerischen Erfahrungen Anderer die sich ergebenden Nutzanwendungen zu ziehen.“ Aus den folgenden vier Spalten ergiebt sich die Moral, dass das Rüsten in letzter Stunde zu nichts Gutem führt und dass man vor jeder Kriegsgefahr bis auf's Aeusserste ausgerüstet sein müsse. Für die Interessen der Schiffsbauer und zur Unterstützung von Flottenvermehrungsplänen ein ganz vorzüglich geschriebener Aufsatz. „Es musste über die Seestreitkräfte Spaniens das Verhängniss hereinbrechen, welches stets in letzter Linie darauf zurückzuführen ist, dass man in zwölfter Stunde, im Donnergrollen des kommenden Krieges, das in langen Friedens-, das heisst Vorbereitungsjahren, Versäumte nicht mehr gut machen kann.“ — Weiter sagt der strategische Publicist: dass den glorreich Unterlegenen nicht einmal der Umstand ein Trost sein kann, dass das Blut seiner Seeleute in heroischem Opfermuthe geflossen ist, denn „dem Vaterland dient das Blut seiner Söhne nur dann, wenn es nutzbringend, d. h. erfolgreich vergossen wird, und das Vaterland hat ein Recht, dies zu gewärtigen, wenn in Friedenszeiten die materiellen und moralischen Vorbedingungen kriegerischer Erfolge geschaffen werden. Bei der spanischen Kriegsmarine war dies nicht im ausreichenden Masse der Fall, und die Consequenzen davon sind wieder ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, dass eine zu schwache Kriegsmarine stets am theuersten zu stehen kommt.“ Diese weisen Lehren brauchen nur allseitig berücksichtigt zu werden (militärischerseits werden sie ja auch in allen Ländern vorgebracht), so wird ein künftiger Seekrieg zwischen zwei, oder auch fünf oder sechs Flotten, das für „jeden guten Patrioten“ erfreuliche Resultat haben, dass das fliessende Blut (begleitet von zerrissenen und verbrannten Leibern) sämmtlicher geopferter Söhne überall nützlich, d. h. erfolgreich geflossen sein wird, und nirgends mehr Niederlagen eintreten können, und alle betheiligten Sieger, je mehr sie Geld ausgegeben haben, desto mehr erspart haben werden. — Dies ist ja doch der um eine Masche weiter geknüpfte Gedankenfaden des angeführten Aufsatzes! Und grosse Blätter, die die schwere Verantwortung haben, auf den Geist und auf die Geschicke von Millionen Menschen einzuwirken, bringen solche Betrachtungen über die Lehren der „modernen“ Schlachten, ohne nur mit einem Worte anzudeuten, dass die einzige des modernen Denkens und Fühlens würdige Lehre die ist, dass in Zukunft „das Blutfliessen“ nichts mehr entscheiden, nichts mehr nützen kann, dass es höchste Zeit ist, mit der alten Wildheit aufzuräumen. Ein sehr werthvolles Geständniss hat uns übrigens — ganz unwillkürlich der Verfasser gemacht, indem er die Friedensjahre, sich verbessernd, „Vorbereitungsjahre“ nannte. Ja, was ringsum Frieden genannt wird, ist nur Kriegsvorbereitung, das wissen wir nur zu gut. **B. S.**

•

Frédéric Passy richtete unterm 27. Juli d. J. folgendes Schreiben an den Gesandten der Vereinigten Staaten in Paris:

Herr Gesandter!

Sie geruhten, ebenso wie Ihr College, der Gesandte Spaniens, vor Eröffnung der Feindseligkeiten, mit einer Liebenswürdigkeit, die uns so ausserordentlich berührte, eine Denkschrift entgegen zu nehmen, die ich Ihnen im Namen der französischen „Gesellschaft für Schiedsgerichte zwischen den Völkern“ mit der Bitte die Ehre hatte zu übermitteln, diese in die Hände Ihrer respectiven Regierungen gelangen zu lassen.

Diese auf verschiedene ähnliche Ereignisse zwischen Spanien und Amerika hinweisende Denkschrift hat leider nicht die Wirkung gehabt, die wir erwartet hätten. Der Krieg brach aus, und unter solchen Umständen, die es uns nicht erlaubten, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes neue Anstrengungen zu machen.

Noch ist dieser Krieg nicht beendet, aber auf dem Punkte, wo er nun angelangt ist, ist es nicht schwer den Ausgang vorauszusehen. Es wirft sich die

Frage von selbst auf, ob es nothwendig ist, um zu einem bald unvermeidlichen Frieden zu gelangen, die schaurigen Opfer an Gütern und menschlichen Existenzen fortzusetzen.

Die Vereinigten Staaten, deren Macht neue Triumphe nicht nöthig hat, würde sich selbst ehren, und würde sich und der Welt die Verlängerung des grausamen Beweises ersparen, wenn sie von dem Missbrauch des Sieges zurückschrecken und ihre Forderungen auf das beschränken würden, was ihr Gegner ehrenvoll acceptiren könnte.

Man bedrängt mich auf Grund der mir selbst auferlegten Pflicht unter den obwaltenden Umständen im Namen der Gesellschaft, in deren Namen ich mich bereits an Ihre Regierung gewandt habe, bis zum Präsidenten Ihres Landes den Ausdruck der einstimmigen Wünsche der civilisirten Welt gelangen zu lassen. Ich masse mir nicht an zu glauben, dass meine Intervention bei dem Haupte der grossen amerikanischen Republik irgend welchen Einfluss üben könnte. Aber wenn Eure Excellenz vielleicht bei der Ueberweisnng des ehrfurchtsvollen Appels, den ich mir an Sie zu richten erlaubte, die Versicherung beifügen wollten, dass ich nur der Interpret der öffentlichen Meinung Europas und — ich weiss es — auch eines grossen Theiles von Amerika bin, erschiene ihm dieser Schritt weniger kühn und könnte er vielleicht doch dazu beitragen, ihn in seinen weisen und der Versöhnung zugeneigten Gefühlen zu beeinflussen, u. s. w. F. Passy.

Hierauf ging folgende Antwort ein:

Paris 26. Juli 1898.

Geehrter Herr!

Ich habe die Ehre, Ihnen den Empfang Ihres Briefes vom 25. d. M. anzuzeigen, in welchem Sie mich Namens der französischen „Gesellschaft für Schiedsgerichte zwischen den Völkern“ bitten, meiner Regierung die Wünsche zu Gunsten eines baldigen Friedens zur Kenntniss gelangen zu lassen.

Ich zolle den erhabenen Gefühlen, die ihren Brief geleitet haben, meine Ehrerbietung und beeile mich, diesen zur Kenntniss meiner Regierung gelangen zu lassen, u. s. w.

Der Gesandte der Vereinigten Staaten.

*

Internationaler Schüler-Briefwechsel. Ueber den internationalen Schüler-Briefwechsel, welcher in neuester Zeit im deutschen, wie im französischen, und ganz jüngst auch im englischen Schulbetriebe im Interesse eines intensiven Verständnisses der modernen Sprachen eingeführt worden ist, liegen jetzt die ersten gesammelten Erfahrungen in den Schulberichten einiger höherer Lehranstalten vor, die eine Fülle interessanten Stoffes bieten. Vorweg sei bemerkt, dass von allen Seiten nur über günstige Erfahrungen berichtet wird, und dass der Werth des Briefwechsels für die Förderung fremdsprachlicher Kenntnisse, sowie dafür, dass er ganz trefflich ins practische Leben einleitet, anerkannt wird. In der Regel ist die Theilnahme daran bei den höheren Lehranstalten auf die Stufe der Prima beschränkt; jeder Schüler darf nur mit einem Ausländer korrespondiren. Alle 14 Tage wird je ein Brief ausgetauscht, abwechselnd in der Muttersprache des Schreibenden und in der fremden Sprache; die fremdsprachlichen Briefe werden bei der nächsten Gelegenheit verbessert zurückgesandt. Um jedem etwa möglichen Unfug vorzubeugen, geht der Briefwechsel nicht unter der Adresse der Schüler, sondern durch die Schule, durch die Hand des Fachlehrers und Directors. Ziemlich lebhaft sind die Mädchenschulen in diese Bewegung eingetreten, in Deutschland nehmen bereits 18 daran theil. Nach dem Berichte, der die Correspondenz überwachenden Lehrerinnen ist jeder aus Frankreich oder England ankommende Brief eine Freude für die ganze Klasse, und es wird betont, dass der Briefwechsel die Mädchen von der Lektüre dummer Geschichten und anderer Allotria abhält. Sehr interessant ist das Urtheil einer Lehrerin in Macon in Frankreich, welche 59 Schülerinnen bei der Centralstelle für den internationalen Briefwechsel in Leipzig angemeldet hat. „Die Schülerinnen sehen jetzt, dass die deutsche Sprache, die sie in den eingeführten Lehr-

büchern wenig fesselt, etwas wirklich Lebendiges ist und anziehende Dinge ausdrückt. Für viele von ihnen ist dies eine wahre Entdeckung. Bei jedem neuen Briefe, der aus Deutschland ankommt, wohne ich einem Schauspiele bei, dass ich gar nicht gewagt hätte, zu hoffen: die Mädchen bemühen sich eifrigst um das Verständniss von Sätzen, die eigentlich über die Stufe ihrer Kenntnisse hinausgehen, und sie kommen damit wirklich zu Stande. Die meisten der bis jetzt hier angelangten Briefe sind übrigens reizend, und meine Schülerinnen sind ganz glücklich darüber.“ Mit welchem Interesse die Schüler an dem Briefwechsel theilnehmen, geht daraus hervor, dass nicht selten aus England wie aus Frankreich bewegliche Klagen von Zöglingen beiderlei Geschlechts an die Centralstelle in Leipzig ankommen, die darüber untröstlich sind, trotz langen Wartens keinen Brief aus Deutschland zu erhalten, während um sie herum alles in Fluss sei. Die Centralstelle ist aber bemüht, ein volles Gleichgewicht zwischen „Angebot und Nachfrage“ herzustellen. Dass die Hoffnung nicht ausgeschlossen ist, dass sich an den internationalen Schüler-Briefwechsel Beziehungen anknüpfen, die später nach dem Abgange von der Schule nicht ganz verloren gehen und die vielleicht manchmal nützlich sein können, darauf dürfte vielleicht die Thatsache hinweisen, dass die Schüler schon jetzt sich gegenseitig Photographien und kleine Erinnerungsgegenstände zusenden.

*

Eine neue Erfindung Markonis, des Erfinders der Telegraphie ohne Draht, wird jetzt in italienischen Blättern angekündigt. Dieselbe erscheint allerdings in ihren Details so sensationell, dass skeptische Gemüther geneigt sein dürften, sie überhaupt für eine „Erfindung“ zu halten. Nach den italienischen Berichten soll Markoni im Stande sein, mit Hilfe seiner electrischen Wellen ein Panzerschiff oder Torpedoboot auf eine Entfernung von zwanzig englischen Meilen in die Luft zu sprengen, ohne Explosionsstoffe anzuwenden. Voraussetzung dabei ist, dass das Schiff eiserne Wände besitzt, hinter denen sich Pulvermagazine befinden. Je dicker diese Wände sind, desto erfolgreicher gestaltet sich die Operation. Das Verfahren besteht in Folgendem: Um die electrischen Wellen auszusenden, bedient Markoni sich nicht, wie bei der Funken-Telegraphie, zweier Kugeln, sondern zweier speerförmig gestalteter Kupferdrähte, die er an der Spitze eines Mastbaumes oder eines Thurmes oder eines sonstigen hochgelegenen Punktes derart befestigt, dass die Spitzen gegen das zu zerstörende Schiff gerichtet sind. Als Stromquelle bedarf er einer Dynamomaschine, die unterhalb der Drähte auf der Erde aufgestellt ist. Sobald nun das feindliche Schiff in Sicht kommt, setzt er seinen Apparat in Bewegung, und die electrischen Wellen, die, von den kupfernen Mastspitzen ausgehend, durch die Luft schwingen, prallen mit Gewalt gegen die eisernen Wände des Fahrzeugs. Diese sollen nun die electrischen Wellen dermassen in sich aufsammeln, dass die Electricitäten des negativen und des positiven Pols mit einander zusammenstossen und ungefähr die Wirkung ausüben wie in den Wolken, wo die ungleichen Electricitäten ihren Ausgleich in Blitz und Donner finden. Es entwickeln sich also auch in den eisernen Wänden des Schiffes entgegengesetzte Electricitäten, die einen Funkenregen im Innern des Schiffes erzeugen und das Pulvermagazin zur Explosion bringen. Die Sache klingt sehr phantastisch, sie wird aber — wie italienische technische Fachzeitschriften schreiben — von Sachverständigen durchaus nicht für unausführbar gehalten. — Das wäre dann aber eine Friedenserfindung ersten Ranges!

*

Neue Gewehre, so schreibt ein österreichisches Blatt, sollen unsere Soldaten bekommen. Und das ist auch ganz in Ordnung. Die sonst ganz vorzüglichen Mannlicher-Repetiergewehre — man erinnere sich an die erschossenen Bauern in Galizien und Ungarn — sind ja doch schon über 10 Jahre alt. Es war zwar schon seit 30 Jahren kein Krieg, aber man muss doch vorwärts schreiten. Die Kosten der neuen Gewehre sind auch nicht bedeutend, wenn wir nicht irren, so sind bloss zweiundzwanzig Millionen Gulden, welche die

Delegationen bewilligt haben, hierfür bestimmt. Das ist doch gar kein Geld. Und dann werden auch die neuen Gewehre noch schneller schiessen u. s. w. Kurz, jeder anständige Staatsbürger wird diese Ausgaben nur mit Freude begrüssen. Freilich giebt es Leute, welche an allem etwas zu kritisiren haben und meinen, man könnte die Steuergelder viel besser verwenden, sei es zur Verminderung der Consumsteuer oder zur Hilfe für die zu Grunde gerichteten Bauern etc., aber das sind böse Menschen, meist Socialdemokraten, die haben keinen Begriff von der Nützlichkeit neuer, verbesserter Gewehre. Und noch etwas können wir verrathen. Für die Gewehrschäfte wollte man anfänglich Buchenholz nehmen, jedoch erweist sich Nussholz als besser verwendbar. Also schneiden wir einige Tausend Nussbäume um, weil wir einsehen, dass solche als Gewehrschäfte nützlicher sind denn als Fruchtbäume.

*

Aus antisemitischen „Witz"-Blättern.

Briefwechsel.

Lieber Gundaccar!

Bitt' Dich, thu' doch etwas, man hört ja gar nichts mehr von der „Abwehr"!

Deine besorgte Bertha.

*

Theure Bertha!

Du thust ja auch nix! Jetzt, wo die Antisemiten oben sind, werd' ich mich doch nicht blamiren. Dein Friedensverein nützt ja auch einen Schm . . . n!

Dein Gundaccar.

*

Lieber Gatte!

Es muss etwas geschehen, dass wir wenigstens in die Blätter kommen. Lass' Deinen Vereinscassier durchbrennen! Hm?

Bertha.

*

Geliebte Frau!

Gesagt, gethan! Wirkte vortrefflich, doch was wirst Du thun? Schreib' vielleicht ein neues Buch . . . Gundaccar.

*

Lieber Gundi!

Pickt schon. Bertha.

(Kikeriki.)

*

Friedens-Aussichten.

„Die Waffen nieder!" also ruft
Bertha v. Suttner unverdrossen:
Und immer folgt man diesem Ruf —
Nachdem erst Ströme Blut's geflossen.

(Hamburger Fremdenblatt.)

*

Und immer wieder
Ertöne der Choral:
Die Waffen nieder! —
Schach der Qual!

(Aus einer Ansichtskarte.)

Presse und Literatur.

Le cruel Vatenguerre. Emile Bergerat hat jedenfalls einen besonderen Muth bewiesen, jetzt in dem Frankreich beherrschenden „Vive l'armée"-Rummel eine so beissende Satyre auf das Haudegenthum zu veröffentlichen, wie dieses soeben bei Ollendorf erschienene Buch, auf dessen Titelblatt ein vom Autor selber gezeichneter Kopf prangt, der mit den lieblichen Zügen Esterhazy's einige Aehnlichkeit hat. Vor einigen Jahren hatte der „Jour" angefangen, diese Arbeit Bergerats mit Illustrationen von Caran d'Ache im Feuilleton zu bringen, doch bald wurde die Veröffentlichung unterbrochen und dem Autor entstand vielerlei Feindschaft. Der „Jour" ist nun bekanntlich ein ganz militärvergötterndes Blatt, auch Caran d'Ache ist seit der Dreyfus-Affaire in das andere Lager übergegangen; Bergerat aber ist seinem dem Kriege geweihten Abscheu treu geblieben und nach wie vor kämpft seine geistsprühende Feder gegen alle Erscheinungen der Gewalt. Das Buch in eine andere Sprache zu übersetzen wäre wohl ebenso unmöglich als eine Uebertragung des Stettenheimer'schen Humors. „Caliban" (Bergerat's früheres Pseudonym) nimmt in der französischen Publicistik eine ähnliche Stellung ein wie Wippchen in der deutschen. Das heitere

Spiel mit Worten und Redensarten macht beider Schreibweise unübersetzbar. Aber ein tiefer ethischer Ernst (wie ja auch oft bei Stettenheim) liegt den Caliban'schen Satyren immer zu Grunde. „Vatenguerre“ enthält (Seite 201) eine Allegorie von hoher Schönheit und von so bedeutungsvollem Sinn für unsere Bewegung, dass sie in allen unseren Propagandaschriften verbreitet werden sollte. Hier ist sie: Ein Erfinder hat eine schreckliche Kriegsmaschine aufgestellt und zwar hat er sie vorläufig in eine verlassene grosse Schäferei inmitten kriegsverwüsteter Felder untergebracht und will den Mechanismus ausprobiren: — „In dem Augenblick als Sturp das fürchterliche Rädchen in Bewegung setzen wollte, erschien ein phantastisches Wesen auf dem Hängeboden. Es war ein prächtiger Widder, Typus der candiotischen Rasse, benannt „Strepsicheros“, der man heute noch auf der Insel Creta begegnet und deren spiralförmige hohe Hörner über den mythologischen Felsen des Berges Ida sichtbar sind. Dieser hier hatte ein ganz ungewöhnlich hohes, stoppelzieherförmiges Gehörn, das ihm nebst einem spasshaft schrecklichen Knebelbärtchen ein teuflisches Aussehen gab. Bei diesem seltsamen Anblick liess Strups Hand das Rädchen los, von Entsetzen gelähmt. Dann schwang er sich auf um zu fliehen, aber da tauchten neue Strepsicherosse auf, die ihm den Weg verlegten. Sie kamen zur Stiege herauf, gedrängt wie in einem Trichter, mit heulendem Gemecker, einander erdrückend, erstickend, um dem Leithammel zu folgen, und auf einander kletternd, nach ihrer Eigenart, d. h. nach stupider Art. Im Nu brach die Treppe zusammen und tiefe Risse spalteten die Mauern der Schäferei.

Von diesem wolligen Wurfgeschosse zurückgeschleudert, stiess Sturp ein jammervolles „Zu Hilfe!“ aus und liess sich auf die lebende Matratze fallen, die ihn zu ersticken begann. Es gelang ihm nur, sich einen Augenblick hinter seiner Kriegsmaschine zu verschanzen. Plötzlich spaltete sich die Mauer an eben der Stelle wo die Brause eingeschaltet war, welche die tödtlichen Gase über die Landschaft ergiessen sollte und durch den Spalt erblickte er diese Landschaft zum letzten mal. Sie war bedeckt, überschwemmt mit Schafen, die laut meckernd von allen vier Weltgegenden auf die Schäfereien losstürmten.

O Heer der Schutzlosen! O Invasion der Schwachen! O Einfall der Friedsamen! O Horde der Sanften, o ihr ewig und symbolisch gemordeten — — nun endlich zur Menge gesammelte, o — Ihr Bild der Zukunft, vielleicht!

Von den Wiesen, den Lichtungen, den bergigen und schneeigen Weiden, den Thälern und Triften, von allen grasbewachsenen Winkeln her, wohin sie die grosse Schlacht vertrieben hatte, Schäfer- und Hundelos, und von den Schiffen auch, wo man sie zu Tausenden für die Schlachtbank einschiffte, liefen sie folgsam zur Dämmerstunde heim, bangend nach dem Abendläuten.

Sie liefen hinter dem Sänger, der, ein Lämmlein im Arm, in grossen Sätzen voran sprang, aus ganzer Seele das „Mäh... mäh...“ des guten Hirten ausstossend. Sie eilten nach ihrem grossen gemeinsamen Stalle um dort zu schlafen, zu trinken, zu lieben, zu träumen vielleicht, unter der einheitlichen und einfarbigen Fahne des Sonnenuntergangs.

Es war Einer ausgegangen sie zu sammeln, indem er meckerte wie sie, indem er sprach wie sie, und indem er sie in Berg und Thälern suchte, wo sie verstreut und vergessen waren. Er konnte nicht begreifen — in seiner Einfalt — dass sie so aus ihrem Besitz vertrieben werden, denn die Schäfereien gehören den Schafen und nicht anderen; er hatte sie kunterbunt versammelt und führte sie nach Haus — weiter nichts. Das war seine ganze Diplomatie. Giebt es eine bessere?

Der Verräther Sturp hatte nicht mehr Zeit, die Varietäten dieser Friedenstruppen zu zählen, die durch die alleinige unwiderstehliche und richtende Kraft der Masse, und einzig durch ihr Aneinanderhalten seine Höllenmaschine vernichten und seine Ruchlosigkeit bestrafen sollten.“

Eingelaufene Bücher und Schriften.

Ueber die Grenzen des Nationalismus und Internationalismus von Johannes

Gaulke. Berlin, Sessenbach (Invalidenstr.), 1898. Preis 50 Pf.

Das IXX. und XX. Jahrhundert von L. B. Hellenbach. (Aus dem handschriftlichen Nachlass.) Leipzig, Mutze, 1893. 136 S.

Revue des Revues. (Paris, Aveune de l'Opera 12.) Besonders hervorgehoben in den Heften vom 1. und 15. August: La dernière guerre. Novelle von Harry Perry Robinson.

Gladstone on War and Peace. Eine Zusammenstellung von Aussprüchen des „grand old man", herausgegeben von der Peace-Society, London, New Broad-Street. 20 S.

Maria-Elisa. Roman von Emmy v. Egidy. E. Piersons Verlag.

Empor! Deutsche Blätter für natürliche Lebensweise und höhere Gesittung. Monatsschrift. Herausgeber B. Kummerer, Naumburg a. S. Jährl. 2 Mk. 40 Pf.

Zeitschrift für Erziehung und Unterricht. Herausg. M. Schmidtbauer, Oberlehrer in Schwanenstadt, Oberösterreich. Jährl. 2 fl.

Briefkasten.

Moritz A., Wien. Ja, Sie haben Recht; das Gedicht „Weltgeschichte" von Arno Holz in unserem vorigen Hefte ist ein wunderbares Stück — voll grosser Gedanken.

Oberstlieutenant Danglmann. Wegen Ueberfülle des Materials musste Ihr Audiatur et altera pars für ein nächstes Heft zurückgelegt werden.

Baron D—ff, Salzburg. Ihr Zorn über den „Liebe Fr.B."-Brief der Jugend hat mir wohlgethan.

Dr. Conrad. Danke für „Tägliche Rundschau." Grossartig, die Vertheidigung des kleinen Kalibers gegen die Verläumdung, dass es „human" sei.

Otto Em—d, Görlitz. Kalender sind sehr nützliche Propagandamittel. Die italienische Friedensgesellschaft in Mailand giebt ihren Kalender „Giù le armi" in über 50,000 Exemplaren aus. Freilich kaufen reiche Fabrikanten grosse Posten und vertheilen sie unter ihren Arbeitern. Wir haben nun auch einen deutschen Friedenskalender. Vertheilen Sie davon in Ihren Kreisen. Umfrids „Friedensbote." Illustrirt-reichhaltig, kostet 20 Pfg., in grösseren Posten noch billiger. Die österreichische Gesellschaft der Friedensfreunde hat 1000 Exemplare bezogen um 140 Mk. (Verlag Langguth in Esslingen.)

H. K. Der angeführte Aufsatz aus dem „Vorwärts" der „Zuckerkrieg" sollte nur zeigen, wie die socialistische Partei alles auf die wirthschaftliche und Classenfrage zurückführt, nicht aber unsere Ansicht über die Motive des amerikanisch-spanischen Krieges ausdrücken. Gewiss haben Zuckerfabrikanten Gewinn durch den Krieg erzielt, andere Industrielle haben aber daran verloren, und die Folgen der Kriege sind nicht gleichzeitig ihre Ursachen. Ausserdem sind die Ursachen mannigfach. Man kann nicht wissen, welche den Ausschlag gab. Zur Zeit der Folterjustiz wurde aus gar verschiedenen Gründen gefoltert. Darum hat es unsere Bewegung nur mit Abschaffung des Systems zu thun. Dabei sollten die Socialisten uns helfen.

Robert M. Dank für die Witzblätter. Was Ihnen aber entgangen ist: Die Waffenfabrik in Steyr hat irgend eine unangenehme Abrechnung gehabt — Bilanzirrthümer oder dergl., in Folge dessen die Actien sanken. Darauf fielen sämmtliche Wiener Witzblätter auf die billige Anspielung: „Die Waffen nieder!" Hier eine Auslese:

„Wespen", 17.8. Vor der Börse. Na, was sagste zu „Waffen?" — Nix gedacht hätt' sollen werden das Buch von der Baronin Suttner. So lang hat sie geschrieben: „Die Waffen nieder!," bis „Waffen" gar nix mehr niedriger an der Börs' sein können.

„Saphirs Wiener Witzblätter", 21.8. Redactionspost. Fr. B. Suttner. Wie Sie sehen, sind die Aussichten ja doch nicht mehr so schlecht, wie früher. Ueber'm Ocean drüben herrscht wieder Frieden, und diesseits des Oceans stehen (Steyr) „Waffen" so tief, wie nie zuvor. Nun endlich hat doch Ihr Ruf Geltung: „Die Waffen nieder!"

„Wiener Leben", 21.8. Postalische Indiscretion. Frau Baronin Suttner, Gesellschaft der Friedensfreunde, hier. Ich bin sonst ka Anhänger von Ihnere Grundsätz'. Nach den scandalösen Vorgängen in der Waffenfabriks-Actiengesellschaft jedoch, ruf' auch ich und mit mir die ganze Bers': „Die Waffen nieder!" David Neikenduft.

Die Bodencreditanstalt „giebt" seit Monaten „Waffen" (Actien der Waffenfabrik); zu gleicher Zeit erscheint die achtundzwanzigste Auflage des Romans „Die Waffen nieder," und sinken thatsächlich „Waffen" um siebzig Gulden. Wie wir hören, beabsichtigt der Verwaltungsrath ernstlich, Frau Baronin Suttner zur Verantwortung zu ziehen!

„Kikeriki", 18.8.

Waffen-Actien.

Was rennt und stürmt es an der Börs',
Was toht es durch die Hallen?
Ach waih geschrie'n — mich trifft der Schlag!
Die „Waffen" sind gefallen!
Nur einem Wesen kommt die Baisse
Gar nicht so arg zuwider:
„Endlich," so ruft die Bertha stolz,
„Heisst es: Die Waffen nieder!"

Uebrigens wurde unser Schlagwort auch von politischen Blättern anlässlich des spanisch-amerikanischen Friedensschlusses häufig angewendet. Die „Berliner Staatsbürger-Zeitung" vom 14.8. überschreibt einen Abschnitt der Rubrik „Auswärtige Staaten" mit „D.W.N!" und sagt: „Das von den Friedenscongresslern so oft an der falschen Stelle gebrauchte Wort „D. W. N!"

ist jetzt an richtiger Stelle zur Anwendung gekommen. Wie bereits im Abendblatt gemeldet, sind die Friedensprotocolle von den Beauftragten der kriegführenden Mächte unterzeichnet u. s. w.“ Die „Leipziger Nachrichten“ vom 10.8. beginnen ihren Leitartikel mit den Worten: „Es wird nicht lange dauern und die Thränen der weichherzigen Frau Bertha v. Suttner werden getrocknet werden, das Gebot „D. W. N!“ wird seine Erfüllung finden — stolz werden die Generale Miles und Shefter ihren Einzug in Washington halten u. s. w.“ und an anderer Stelle: „Der Frieden ist jetzt gesichert, B. v. S. kann wieder ruhig schlafen; der spanische Ministerrath hat die Bedingungen Mc. Kinley's genehmigt u. s. w. —“ — Dass die Menschen uns nicht begreifen wollen! Als ob wir unter momentan und local zu Ende geführtem Krieg „Frieden“ verstünden! Wir können noch lange nicht „ruhig schlafen.“

O. B., Brünn. Sie schreiben: „Wozu soll ich versuchen, den Stein zu heben? Das übersteigt meine Kraft um das hundertfache.“ Neunundneunzig andere motiviren ihren Nichtanschluss ebenso. Wie nun, wenn alle Hundert, statt gar so gescheidt zu sein, zugegriffen hätten? Der Stein wäre gehoben — ohne Ueberanstrengung.

Vielen Freunden. In letzter Stunde kommt mir die Kunde von dem verblüffenden, beglückenden Erlass aus Petersburg zugeflogen und zugleich ein ganzer Stoss von freudigen Telegrammen. Ihnen Allen Dank dafür! Das nächste Heft wird gänzlich diesem weltgeschichtlichen Ereigniss gewidmet.

Schluss der Redaction: 31. August.

NB. Alle Mittheilungen, Ausschnitte etc., die sich auf die Redaction der Rubriken „Aus den Vereinen“, „Vermischtes“, „Aus der Presse“ beziehen, sind zu richten an Herrn **A. H. Fried**, Berlin W., Goltzstr. 37.

E. Pierson's Verlag in Wien.

Herausgeberin und für die Redaction verantwortlich: Baronin Bertha von Suttner, Schloss Harmannsdorf, Post Eggenburg, N.-Oesterr.

Gedruckt von E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.



Die Friedensaction des Czaren.

In einem Organ der Friedensbewegung muss das obige Titelwort zur stehenden Rubrik werden.

Für andere Blätter mag der Gegenstand schon an Actualität verloren haben und erst wieder aufgenommen werden, bis die einberufene Conferenz zu Stande kommt; für uns aber handelt es sich da nicht um ein Tagesereigniss, sondern um den — bisher — wichtigsten Markstein unserer Geschichte, um den Ausgangspunkt einer neuen Aera in der Entwickelung und — hoffentlich — Verwirklichung des Friedensprincips. Alles, was nun geschieht, um den Plan des russischen Kaisers zu unterstützen, oder zu — untergraben, das ist für uns von höchster Wichtigkeit und wird hier immer getreulich registrirt werden. Thatsachen und Betrachtungen: beides soll an dieser Stelle Platz finden.

Eine der grössten und schwersten Arbeitslasten der Friedensvereine: das Bekanntmachen ihrer Ziele, ist mit einem Ruck von ihren Schultern gehoben worden, denn von nun ab ist die Kenntniss davon nicht allein in die Massen gedrungen, sondern auch der Aufmerksamkeit jedes Politikers aufgezwungen worden. Letzteres ist eine Aufgabe, die, dass muss zugestanden werden, über der Fähigkeit der Friedensvereine gelegen wäre. In dieser Hinsicht ist die Arbeit also gegenwärtig vollbracht, jetzt aber tritt die noch ernstere und schwierigere Aufgabe hervor, nach Kräften dazu beizutragen, dass der Erfolg der Conferenz, für deren Zustandekommen so lange gepredigt und votirt worden, und die jetzt verwirklicht werden soll, auch gesichert werde. Dazu müssen wir helfen. Dies ist keine Anmassung; denn die nun einmal organisirte Friedensliga ist die berufene Stelle, in welcher sich die noch zerstreuten Kräfte der Gleichgesinnten concentriren können.

Es haben sich jetzt schon von allen Seiten Schwierigkeiten und Zweifel und hämische Insinuationen erhoben. „Wie in stillschweigender Verabredung hat sich ein grosser Theil der Tagespresse zur Vernichtung eines Planes constituirt, der die theuersten Hoffnungen der Menschheit umfasst“ (Concord). Die grossen Massen stehen dem Rescript des russischen Kaisers gerade so rathlos und verständnisslos gegenüber, wie bisher den Bestrebungen der Friedensbewegung, deren ganzes Programm ja auch condensirt darin enthalten ist.

Eines vergisst man bei den Streit- und Zweifelfragen: immer soll darüber Rechenschaft gegeben werden, was bei der Conferenz unmittelbar herauskommen soll — und die wunderbare Thatsache verliert man dabei aus dem Auge, dass die Einberufung selber — von solcher Stelle und mit solcher Motivirung, an sich schon ein Triumph der Sache ist, an sich schon die hundert Einwände umwirft, die stets — unter Berufung auf die Unmöglichkeit, dass Autokraten und Kriegsherren auf die wachsenden Rüstungen je verzichten könnten — gegen unsere Bestreb-

ungen erhoben worden sind. Die Aufpflanzung des Ziels ist schon das Grosse und Beglückende an dem Ereigniss — die Erwägung der Mittel und Wege kann man getrost den aufrichtig Zielbewussten überlassen. Das fühlen unsere Feinde, darum wollen sie wenigstens das „aufrichtig" in Zweifel setzen. Als ob man mit solchen Worten lügen könnte! Von alten Diplomaten-Krummfloskeln hat das Rescript wahrlich nichts an sich, und als ob man nicht in erster Linie etwas Gesagtes erst auf das hin prüfen und für das annehmen sollte, was darin gesagt wird. Das ist das erste Recht jeder Enunciation jedes noch nicht der Schufterei überführten einfachsten Menschen.

Man nennt die Kundgebung überall fälschlich „Abrüstungsvorschlag" und erwägt allenthalben die Schwierigkeiten, die sich an ein Uebereinkommen zur Herabminderung der Heere knüpfen würden. Als ob der Czar die Mächte nur eingeladen hätte, über militär-technische Fragen zu berathen! Als ob die alte Feindschaft und Kriegsbereitschaft — nur unter veränderten Contingentsverhältnissen — fortbestehen sollten! Nein — was der Czar sagte, ist dieses: So kann es nicht weiter gehen, denn es führt zu Ruin und zu Schrecken. Der bewaffnete Friede, d. h. der nicht losgegangene, aus Furcht hintangehaltene Krieg muss „wahrem" dauersicherem Frieden — d. h. als Versöhnung und Verbündung und internationalem Rechte — Platz machen.

Nicht Abrüstung hat Nicolaus II. in Vorschlag gebracht, sondern vorläufig Rüstungsstillstand. Und zwar im Sinn des Waffenstillstandes vor Friedensschluss.

Die weisse Parlamentärflagge ist geschwungen worden. Zuerst sollen die Waffen ruhen, die Feindseligkeiten eingestellt werden und dann erst stellt man die Friedenspräliminarien auf.

Wenn zwischen zwei kriegführenden Parteien der Wunsch erwacht ist, dem Kampf ein Ende zu machen, so werden auch nicht gleich die Bedingungen und Modalitäten festgestellt, sondern es vergehen Monate mit Verhandlungen, ehe der Friedensvertrag unterzeichnet werden kann. Jetzt handelt es sich nicht um den Krieg zwischen zwei Staaten, sondern um den Jahrtausende alten Kriegszustand der Welt, der bis zur Unerträglichkeit angewachsen ist, und da hat einen Theil der Menschheit endlich der Wunsch erfasst, dieser mörderischen Feindseligkeit ein Ende zu machen. Aber wer war mächtig genug, die Parlamentsflagge sichtbar flattern zu machen? Wer? — der Gebieter über das grösste bewaffnete Heer der Welt. Und er hat es gethan.

Wenn aber die Beilegung eines Einzelkrieges schon, bei vorhergegangener Waffenruhe, Monate braucht, um zum Friedensschluss zu gelangen, so werden wohl viele Jahre vergehen müssen, bis man sich über die Vertragsbedingungen einigt, die den seit Urzeiten währenden Kriegszustand aller Staaten (denn ob latent oder acut — wir leben unter Kriegsregime) durch einen Zustand ersetzen, in welchem, nach dem Texte des Rescripts, „der grosse Gedanke des Weltfriedens über alle Elemente des Unfriedens und der Zwietracht triumphirt".

Die Mittel hierzu werden von der einberufenen Conferenz unmöglich in ihrer ersten Session gefunden und angewendet werden können, sondern ihr Ziel kann schon als erreicht betrachtet werden, wenn darin der Waffenstillstand erklärt wird. Verpflichten sich z. B. die Mächte durch — sagen wir — 10 oder 20 Jahre, miteinander keinen Krieg zu führen, so werden die im Lauf dieser Zeit fortgesetzten Verhandlungen, unter-

stützt von der gleichzeitig im Sinne der Friedfertigung erzogenen öffentlichen Meinung, jene „Principien des Rechts und der Gerechtigkeit“ aufzustellen vermögen, „auf denen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruht“, und auf deren Basis der definitive Frieden abgeschlossen werden kann.

Es haben bis heute schon fast alle Regierungen zustimmend auf die Einladung des Czaren geantwortet, aber leider, den aufrichtigen Ton vermisst man in deren ganzen Verhalten. Ueberall wird gleichzeitig eine Vermehrung der Rüstungen in Aussicht gestellt. Der Vorschlag des Papstes hingegen, Einführung eines Schieds-Tribunals, athmet ehrlichgewollte Friedenspolitik. Sehr beklagenswerth ist das Auftreten der deutschen socialdemokratischen Partei: Nur durch sie soll der Militarismus aus der Welt geschafft werden. Will es ein anderer thun, Einer der, notabene, die Macht dazu besitzt, der, indem er es thut, die grossmüthigste Selbstlosigkeit bekundet und nicht für seine Classe, sondern für die Menschheit handeln will, so nennt das der socialistische Parteimann Schwindel und Farce. Zum Glück giebt es unter den Millionen Socialisten gar viel solche, die nicht nur für Partei-Interessen, sondern für das Menschheitsideal erglühen; die werden die Rettung vor Tod und Verderben, von wo immer sie geboten wird, nicht ablehnen und hintertreiben, sondern freudig dabei mitthun.

Die Zustimmungsantwort, welche die italienische Regierung am 15. September an Graf Murawjew gelangen liess, enthält folgende sehr kluge Stelle:

Das Problem, welches Kaiser Nicolaus dem Urtheile der Mächte unterbreitet, birgt sicherlich Schwierigkeiten in sich. Neben der Abrüstungsfrage können andere Fragen auftauchen, bezüglich welcher die verschiedenen Ansichten vielleicht nicht genügend übereinstimmen würden und die, der Berathung zugeführt, im Schosse der in Aussicht genommenen Conferenz selbst eine Meinungsverschiedenheit heraufbeschwören könnten, deren allfällige Folgen uns nicht ohne Besorgniss lassen würden. Diese Schwierigkeiten sind jedoch in unseren Augen nicht unbesiegbar. Es genügt, dass man aus dem Programm der Conferenz Alles ausscheidet, was nicht nothwendigerweise mit dem Friedenswerke, das wir verfolgen, zusammenhängt, oder was den Erfolg gefährden könnte. Es genügt, dass man von den vielfach verwickelten Fragen, welche sich nicht als augenblickliche Nothwendigkeit aufdrängen, die einfache klare Idee loslöst, von welcher der mächtige Herrscher beseelt war, und bezüglich welcher eine Uebereinstimmung unter den Cabinetten sicherlich möglich wäre, sobald sie ihre Entscheidung aus dem Bewusstsein ihrer eigenen Verantwortung schöpfen würden. Es genügt ein Wort in dem weise abgefassten und klar umschriebenen Programm, um die Debatte auf dem Boden der Versöhnlichkeit und des gegenseitigen Entgegenkommens zu erhalten. Es ist natürlich Sache des kaiserlichen Auswärtigen Amtes, dieses Programm zu formuliren.

Wenn von allen Seiten in diesem Geiste vorgegangen wird, so kann schon die erste Conferenz das Friedenswerk segensreich einleiten — und die Abfassung des Rescripts vom 24. August lässt mit Sicherheit erwarten, dass auch die Formularisirung des Programms die Debatte auf den Boden der Versöhnlichkeit bringen wird. B. S.

Zeitschau.

Wien, Ende September 1898.

Kaiserin Elisabeth ermordet! Ein verruchter Dolchstoss in ein stilles, stolzes, weltabgewandtes und — schönes Herz. Wieder waren die Trauer und der Schrecken durch die ganze Culturwelt gedrungen —

mit Blitzesschnelle. Wer leugnet noch, dass diese Culturwelt nur eine Seele hat? Als ein strahlendes und poetisches Bild wird in der Geschichte das Andenken an die schmerzensreiche, schönheitsbegeisterte Fürstin fortleben. Und dass sie nicht im Bette starb an Krankheit oder Altersschwäche, sondern zusammenstürzte, unter dem Todesstreich eines fanatischen Irren, gerade als sie den Fuss auf die Schiffsbrücke setzte, zu einer neuen Fahrt in die geliebte Naturpracht hinein — das wird, so erschütternd traurig es auch ist, so hassenswerth auch die That ist, die es verschuldet, das wird jenes Bild mit einem eigenen tragischen Zauber umweben. Vom Grau des Alltags hebst Du Dich ab für alle Zeiten — eine Gestalt in leuchtendem Schwarz: Elisabeth von Oesterreich!

*

Der die Unthat begangen, hat sich „Anarchist“ genannt. Damit ist von neuem jene Furcht erwacht, welche nach Gewaltmassregeln, nach Hetzjagd und Ausrottung aller möglicherweise Böses Planenden schreit. Gewiss ist Jeder, der morden will, und zu Mordthaten auffordert, verdammenswerth. Gewiss soll man sich schützen, und wachen und etwaige Complotte vereiteln. Aber vor Allem soll man aufhören, die ganze Gesellschaftsordnung auf das Recht — vielmehr auf die Pflicht des Todtschlags aufzubauen. Den Satz muss man umstossen, dass irgend ein Zweck ein unreines Mittel rechtfertigen könne, und den Satz muss man aufstellen: Unverletzlich ist das Menschenleben. — Wenn wir von Frieden und von Waffenniederlegen reden, so antwortet man uns: „die Herren Anarchisten sollen anfangen.“ Warum sollen denn die Verkommenen, die Verzweifelten, die vom Elend Gehetzten anfangen? Warum nicht die Glücklichen und Hohen? Man versuche den Vorschlag Nicolaus II. auszuführen und die reichen Mittel, die jetzt zur Vorbereitung des grossen Zukunftsmordens vergeudet werden, zur Entelendigung der Massen zu verwenden, und es wird — wohl noch immer einzelne Schurken und Mörder geben, gegen die man sich schützen muss — aber keine Gruppe von Menschen mehr, die die Gesellschaft zerstören wollen.

*

Auch der September hat seinen Krieg gehabt. Die Engländer haben bei Obdurman über die Derwische gesiegt. Vielleicht ist dies ein Gewinn für die Civilisation gewesen, denn die Herrschaft des Mahdi war eine grausame, fanatische. Wenn nur nicht neue Streit- und Neidfragen entstehen zwischen Engländer und Franzosen ob eines Fetzen Landes im Süden! — Jeder Krieg säet Krieg. Darum sein unaufhörliches Blühen seit undenklichen Zeiten. Erst seit Kurzem wird die Friedenssaat gestreut und gepflegt . . . Auch diese muss aufgehen und überwuchert hoffentlich die andere. Sie hat ja tausendmal mehr Kraft in sich, denn sie birgt das Leben.

*

In Holland hat man gar feierlich einem achtzehnjährigen Mädchen eine Königskrone auf das hübsche Köpfchen gesetzt. Ein Fest mit mittelalterlichem Prunk, moderner Eleganz, loyalem Jubel, vermengt mit lächelnder Freude an der Jugendanmuth . . . eine Olla potrida von Gefühlen und Schauspielen, wie sie eben in unserer mit Altem und Neuem überfüllten Zeit sich bei solchen öffentlichen Anlässen einstellt. Immer so eine Art von Weltausstellung mit „Venedig in Wien“, „Strasse von

Kairo in Amsterdam“, alte Kostüme und Phonographen-Pavillon; historische Aufzüge und Damencapelle.

*

Kaiser Wilhelm, der sich nun zu einer Palästina-Fahrt rüstet, hat, wenige Tage nach dem Erscheinen des russischen Friedensrescripts, vor der Porta Westphalica gesagt, dass der beste Schutz des Friedens das scharfe deutsche Schwert sei. — Die einzige für uns tröstliche Deutung bliebe die: Unter jetzigen Umständen — ohne eingesetzte Friedensjustiz, ohne vorhergegangene Versöhnung und Verständigung, ohne Aufhebung der allseitig durch Mordmaschinenaufhäufung drohenden Gefahr — mag ja das furchtgebietende deutsche Schwert die anderen Schwerter in der Scheide halten; aber nach der Conferenz kann es ja anders werden. Und zu der Conferenz hat Kaiser Wilhelm seine Zustimmung gegeben. Also warten wir es ab.

*

In China Palastrevolution. Der Kaiser der Mitte wollte die Zöpfe abschneiden lassen. Das hat er büssen müssen. In anderen Ländern geht es ebenso. Jetzt regiert die Kaiserin-Mutter. Ich gestehe: eine chinesische alte Dame an der Spitze eines Landes von 11 Millionen Quadratmeilen — meine Phantasie reicht nicht so weit.

*

Der Dreyfus-Kampf wird immer titanischer. Wer wird einmal dieses Epos schreiben? In den letzten Wochen hat sich die Sache gewaltig entwickelt: Esterhazy nach London geflohen, wo er seine eigenen und die Sünden des Generalstabs ausplaudert; Piquart ins Gefängniss geworfen. Buchstäblich geworfen, denn er darf niemand sehen, keinen Brief erhalten; soll, wie es scheint, zum Wahnsinn getrieben werden, da er vor seiner Abführung nach dem Militärgefängniss sagte: „Wenn man bei mir den Strick Lemercier's oder das Rasiermesser Henry's findet, so bin ich ermordet worden. Denn ich tödte mich nicht — ich will jedem Richter Rede stehen —“ und man daher nicht anders seine Zeugenschaft wegräumen kann. Die Anti-Dreyfuspresse beschwor ihn, er möge Henry's Beispiel folgen, dann wäre er ein Held — aber dazu sei er zu feige, der Verräther! Und doch, trotz allen Widerstrebens, die Revision wird erzwungen. „Die Wahrheit ist auf dem Wege! — Aber welches Zögern, welches Hinausschieben — — und dabei schmachtet jener Unselige auf seiner Teufelsinsel — könnte jede Stunde sterben, sterben noch vor der Befreiung. Der Gedanke ist zu Tode ängstigend. — Und nun tritt der Patrioten-Liga-Häuptling Deroulède wieder auf und feuert zum Bürgerkrieg an. Er steigt auch schon mit seinen chauvinistisch-antisemitischen Banden in die Strasse hinab. Aus seiner Rede ein hübsches Wort: „Wenn Dreyfus zurückkommt, so soll man nicht nur ihm, sondern allen seinen Wächtern die Haut abziehen.“ Es bereiten sich noch entsetzliche Dinge vor. Eine kleine Bande von Hetzern: Drumond, Rochefort, Millevoye, Mme Gyp, Deroulède, Arthur Meyer etc. halten mit Enthüllungsdrohungen und anderen terroristischen Mitteln die weitesten Kreise in ihrem Bann. Trotz alledem — und käme es zu Strassenkämpfen, zu Revolution, zu Krieg: Die Wahrheit wird dem Gebrodel entsteigen und der nationalistisch-militaristische Drache wird unter ihrer leuchtenden Lanze verenden.

*

Am 26. September wurde in Lissabon im Beisein des Königspaares der V. Internationale Presscongress eröffnet. Immer mehr werden diese Veranstaltungen in das Fahrwasser der Friedensidee gedrängt. Halb noch unwillkürlich, halb vielleicht widerwillig — denn was ist heute noch das stärkste Bollwerk der Kriegsvertheidigung, der Kriegsvorbereitung und leider auch der Kriegsschürung, wenn nicht die Presse? Der König von Portugal sprach: „Unlängst habe in Lissabon ein anderer Congress, auch ein Congress des Friedens, getagt, derjenige der Aerzte. Zwischen jenem und dem heute beginnenden Congresse bestehe eine gewisse Verwandtschaft: jener habe die Pflege des Körpers bezweckt, diesem falle die Pflege des Geistes zu. Die Presse habe die schöne Aufgabe, alles, was edel in der Menschheit ist, zu fördern und der Welt mitzutheilen". Wie die heutige Presse diese Aufgabe erfüllt, das braucht wohl nicht erörtert zu werden; aber dass dies an solcher Stelle als Aufgabe erkannt wird, das lässt auf eine Wandlung hoffen. Der Vorsitzende des Congresses, W. Singer, sagte zum Schluss seiner Rede: „. . . wir sollen uns hier erinnern, dass wir Alle im Maasse unseres Talents und unserer Stellung berufen sind, mit den gleichen Mitteln für den Fortschritt, für die Civilisation, für die Gerechtigkeit zu arbeiten . . . Das ist sozusagen die Seele unseres Körpers, es ist die Internationalisirung des festen, unerschütterlichen Wollens, Gutes zu thun und vielleicht einmal die entschlossensten Agenten zu werden für die Herbeiführung des Friedens und der Eintracht zwischen den Nationen." Warum „vielleicht"? Warum „einmal"? Nein, gewiss und augenblicklich müsst ihr dies thun — und könnt es um so leichter und erfolgreicher thun, als sich nun auch auf dem mächtigsten Thron der Erde ein „entschlossener Agent" gemeldet hat.

Bertha v. Suttner.

Brief aus Turin.

Turin, Grand Hotel d'Europe, 28. September.

Heute haben die Arbeiten der hier versammelten Commission des Berner Internationalen Friedensamtes ihren Abschluss gefunden. Das Manifest des russischen Kaisers hat selbstverständlich Grundlage und Richtung der Verhandlungen abgegeben. Es wurden zwar auch die Gegenstände berathen, die auf der schon vor einigen Monaten festgesetzten Tagesordnung des kommenden Friedenscongresses angesetzt waren, das Hauptgewicht der Verhandlungen jedoch, der ganze Geist der Versammlung war durch die neue Lage bestimmt, die das welthistorische Ereigniss des 24. August die allgemeine Friedensbewegung geschaffen hat.

Sonntag, den 25. September, nahmen die diesjährigen Turiner „Friedenstage" ihren Anfang durch die hundertjährige Erinnerungsfeier an den piemontesischen Staatsmann Federigo Sclopis. In der grossen Aula der königlichen Universität hatte sich das Festcomité und ein zahlreiches, — den Saal bis auf das letzte Plätzchen füllende Publicum eingefunden. General Thürr geleitete mich in die vordere Reihe und machte mich mit dem Sindaco von Turin, Baron Casana, dem Statthalter Marchese Guiccioli, und dem Minister Graf Ferraris bekannt. Wir sassen der Kanzel gegenüber. Als Veranstalter an der Feier waren auf den Einladungskarten vierundzwanzig hervorragende Namen angeführt,

darunter: Biancheri, Präsident der Kammer, Vigliani, Minister, ferner die Präsidenten des römischen und des turinischen Cassationshofes, der Rector der Universität, der Vorsitzende der Academie der Wissenschaften etc. etc.

Als Erster bestieg die Kanzel Rechtsanwalt Luzzati und gab einen Lebensabriss des Gefeierten. Er feierte mit beredten Worten dessen Verdienste, darunter als glänzendstes die Rolle, die er als Vorsitzender des berühmten Alabamaschiedsgerichtes gespielt. Nach Luzzati, welcher die Turiner Friedensgesellschaft gegründet hat, tritt der Präsident der römischen Friedensgesellschaft, zugleich Vicepräsident des römischen Senats, Canonica, auf die Kanzel und hielt einen lichtvollen Vortrag über den Weltfrieden, von der Engelsbotschaft an Christi Wiege angefangen, an Sclopis vorbei bis zum Manifest des russischen Czaren. Als Letzter sprach Frederic Passy, Mitglied des Institut de France und Vorsitzender der Pariser „Societé d'arbitrage et de Paix.“ Frederic Passy ist eine der ehrfurchtsgebietendsten Gestalten der internationalen Friedensbewegung und seine Beredsamkeit ist von wahrhaft jugendlichem Feuer durchglüht — trotz seiner 76 Jahre. Er war mit Sclopis befreundet gewesen und konnte daher viel Neues und Interessantes aus dem Leben des Gefeierten erzählen. Natürlich wurde auch in dieser letzten Rede — die ganze Feier war ja auf den Begriff „Völkerfrieden“ und „Schiedsgericht“ gestimmt — seine Verdienste in der Richtung der Völkerversöhnung hervorgehoben.

Um 12 Uhr war die Feier zu Ende. Der übrige Sonntag gehörte geselligen Beisammensein und der Ausstellung. Schon der Eingang in diese bietet ein architectural imposantes Bild. Besuchern, welche Kunstfreunde sind, werden hier mehr Genüsse geboten, als sonst auf diesen Weltmärkten zu finden sind, denn reichhaltiger als überall sind hier die Gemälde- und Sculpturhallen gefüllt, und in einem grossen arenagleichen Bau führt ein Orchester von 200 Künstlern wundervolle Concerte aus. Dass ich im Uebrigen von der Ausstellung nicht viel zu erzählen weiss, wer wird das einem Congressmitgliede übel nehmen? Das Zusammentreffen mit von früheren Congressen und früheren Correspondencen her liebgewonnenen Gesinnungsgenossen benützt man zu freudiger, lebhafter Aussprache und so lässt man im Ausstellungspark die vielen Pavillons liegen, setzt sich mit den Freunden um einen Caffeehaustisch und bespricht die Dinge, die man auf dem Herzen hat — darunter auch (denn wer hatte dies nicht auf dem Herzen) die Dreyfuss-Affäre. Die Collegen, die aus Paris kommen, wissen ja viel davon zu erzählen — besonders wenn diese selber französische Artillerie-Officiere waren und schon seit Anbeginn des Processes hinter die Coulissen blicken konnten, schon im Jahre 1894 einsahen, dass man den jüdischen Officier im Generalstab nicht dulden wollte. Ein eigenthümliches Ding wurde mir erzählt: Das Petit Journal brachte im Sommer 1894 einen Feuilleton-Roman, worin ein Complott zur Ausmerzung eines unliebsamen Kameraden ausgeheckt und ausgeführt wird: die Einschmuggelung eines gefälschten Papiers in das Auskunftsbureau und ähnliche; eine ganze Kette von Intriguen, wie sie thatsächlich gegen den unglücklichen Dreyfuss ausgeführt wurden, als hätten die Paty, Henry etc. sich den Roman zum Muster genommen.

Montag, den 26. September, versammelten sich die Delegierten des Berner Bureaus und der europäischen Vereine zu ihrer ersten Sitzung im Palais Carignan. Man kennt die Pracht der italienischen Fürstenpaläste.

Der Saal, in dem wir tagten, ist von eitel Gold. Golden die Tapeten, ganz vergoldet die Thüren und die Fensterläden. Nebenan — ebenso goldstrotzend das Zimmer nebenan — das historische Zimmer, in welchem Victor Emanuel geboren wurde.

Da der Vorsitzende des Bureaus, der Däne Fréderic Bajer sich nach Brüssel begeben musste, um der Sitzung des interparlamentarischen Amtes beizuwohnen, so wurde das Präsidium unserer Versammlungen dem Rechtsanwalt Luzzati übergeben, welcher die Festrede der Sclopisfeier gehalten hatte, und der ja in seiner Eigenschaft als Präsident der Turiner Friedensgesellschaft unser eigentlicher Gastgeber war. Von den eingelaufenen Begrüssungsschreiben sei hier nur dasjenige des italienischen Ministerpräsidenten erwähnt, worin er u. A. sagt:

> „Unser Land, auf Grund der Principien, die dessen Wiedererhebung inspirirt haben, auf Grund seiner Ideale der Gesittung, sowie seiner politischen Interessen — unser Land muss wünschen, dass in zwischenstaatlichen Fragen, die juridische Vernunft über den Apell an die Gewalt obsiegt. — E. Visconti Venosta."

Vor Beginn der Arbeiten expedirte die Versammlung eine Huldigungsdepesche an denKönig von Italien, worin der Hoffnung Ausdruck gegeben wurde, dass die Zustimmung Se. Majestät zum Vorschlage des Kaisers von Russland beitragen werde, die Früchte dieser edelmütigen Initiative hervorzubringen, welche die Völker von ihr erwarten. Eine zweite Depesche richtete die Versammlung an den Czar.

Der erste Verhandlungsgegenstand drückt sich deutlich im Texte der folgenden Resolution aus: „Die Versammlung ist der Meinung, dass die Friedensvereine in der ganzen Ausdehnung ihrer Actionssphäre Kundgebungen aller Art organisiren sollen, in Form von Petitionen, Vorträgen, Meetings — zu Gunsten des Gelingens des Czarenvorschlages; und ladet die Vereine ein, die Ergebnisse dieser Kundgebungen dem internationalen Bureau in Bern mitzutheilen, welches denselben die grösstmöglichste Publicität geben wird." In dieser Richtung ist schon viel geschehen, und davon konnten die Abgeordneten der verschiedenen Länder gleich Mittheilung machen. In England haben zu Gunsten der Conferenzziele bereits zahlreiche Manifestationen stattgefunden. Vorerst eine Reihe von politischen Führern und Parlamentsmitgliedern, deren Stimmen vorliegen: Sir William Harcourt, R. Hon. Morley, Marquis of Ripon, Earl of Crewe, R. Hon. Bryce, R. Hon. H. Gladstone, Sir John Subbock; Sir John Brunner, Sir Alfred Lawson, Dr. Spence Watson etc. etc. Von den englischen Kirchenfürsten reihten sich die nachstehenden an: die Bischöfe von Durham, Hereford, Bath, Exeter Ripon, Gloucester, Rochester, Norwich, Winchester, und die drei englischen Cardinäle Vanghan, Logue und Gibbons. Von der Gesinnung der Arbeiterwelt kann folgende Resolution Zeugniss geben, die am unlängst abgehaltenen Congresse der Trades-Union einstimmig und begeistert angenommen wurde: „Dieser Congress der organisirten Arbeiter, der die industriellen Classen Grossbritaniens und Irlands repräsentirt, begrüsst mit Genugthuung die Botschaft des Czaren zu gunsten internationaler Abrüstung und ruft die Regierung an, dieselbe möge alle legitimen Mittel zu deren Erfolg anwenden, da der Militarismus ein grosser Feind der Arbeit, und eine grausame Last für die sich plagenden Millionen ist." Diese Haltung der englischen Arbeiter, dies sei zwischen Klammern bemerkt, ist doch jedenfalls förderlicher, als diejenige der Socialisten anderer Länder, welche die Absichten

des russischen Kaisers — weil er ein Kaiser ist — verdächtigen, und die sagen: „Frieden und Abrüstung — ja, aber wir wollen es machen, wir ganz allein und auf unsere Weise.“ — Culturfortschritte aber werden von Allen gemacht; was der Menscheit frommen soll, das kann nicht das Werk einer Classe und nicht gegen andere Classen gerichtet sein. In Deutschland haben fast sämmtliche Friedensgruppen — es giebt deren über 60 — öffentliche Versammlungen veranstaltet. Dass eine solche in Wien noch nicht stattgefunden, konnte ich mit dem Hinweis auf das erschütternde Unglück erklären, das durch die Ermordung unserer Kaiserin das Land getroffen; eine Vertagung war somit geboten und die öffentliche Kundgebung über die Botschaft des Czaren wird hier am 18. October stattfinden, mit Deutschlands grössten Redner, Oberstlieutenant von Egidy, als Vortragenden.

In die erste Sitzung fiel auch der vom Ehrensecretär des Bureaus Elie Ducommun verfasste Bericht über die Ereignisse des Jahres — mit Bezug auf Krieg und Frieden. Es wird darin zugestanden, dass die Geschehnisse — spanisch-amerikanischer Krieg — Wirren auf Kreta u. s. w. dieses Jahr zu einem der unglücklichsten und entmuthigendsten für die Friedensbewegung stempeln würden, wenn es nicht mit dem Vorschlage des russischen Kaisers: Untersuchung der Mittel zur Herbeiführung allgemeiner Friedfertigung abgeschlossen hätte. Ausserdem kann zu der Action das Uebereinkommen Frankreichs mit England in der Niger-Frage gerechnet werden, sowie das Schiedsgericht zwischen Frankreich und Brasilien und schliesslich der Abschluss eines ständigen Schiedsgerichtsvertrages zwischen Italien und der Argentinischen Republik.

Anlässlich dieses Vertrages — der erste seiner Art — der als zu befolgendes Beispiel von grösstem Segen werden kann, hat die Versammlung eine Glückwunschadresse an die italienische Regierung gerichtet.

Dagegen wurde mit Sorge der Gefahr gedacht, die eben jetzt von Argentinien her droht, welches auf dem Punkte steht, mit der Republik Chili Krieg zu führen. Anknüpfend an die hierüber geführten Debatten hat sich ein interessanter und erfreulicher Fall ergeben. Einer der Delegirten — Graf Gurowski, österreichisch-ungarischer Consul in Nizza — erhob sich und schlug vor, man möge im Namen des Friedensbureaus eine Vertrauensperson nach Argentinien und Chili entsenden, damit dieselbe bei den beiden Regierungen für die Annahme eines Schiedsgerichtes in dem schwebenden Streite plaidire. „Es genügt nicht,“ sagte unser Landsmann, „dass das Internationale Friedensamt die Kriege, die schon ausgebrochen sind, beklagt, es muss versuchen, die ausbruchdrohenden Kriege zu verhüten, es muss handeln. Vielleicht wird unserem Abgeordneten kein Gehör geschenkt, möglicherweise fällt aber ein Wort, das im Namen von 200 europäischen und amerikanischen Vereinen feierlich übermittelt wird, dennoch in die Wagschale der Entschliessungen; ebenfalls wird durch einen solchen Schritt eine wichtige Pflicht erfüllt.“ Dem Princip stimmte die Versammlung vollständig bei, es wurde aber erwidert, dass das Budget des Friedensamtes (welches sich zu den Kriegsbudgets verhält wie 1 zu 1000000), derartige Unternehmungen nicht gestatte. Hierauf entgegnete Graf Gurowski: „Das sei kein Hinderniss; ich bin ein reicher Mann; was immer die Kosten seien — ich trage sie.“ Das schöne Wort wurde mit gebührendem Danke quittirt. Nur bemerkte ein Redner — Dr. Darby aus London — der Ausbruch der Feindseligkeiten stehe schon sehr nahe; der Abgeordnete würde wohl zu spät kommen, es würde

sich die Absendung von Depeschen empfehlen. Dem stimmte Graf Gurowski bei, indem er sich anbot, die Kosten eines sofortigen Telegrammes zu tragen, und dabei den Antrag einer später abzugehenden Deputation aufrecht hielt.

Demzufolge gingen am selben Tage im Namen der Turiner Versammlung Telegramme nach Valparaiso und nach Buenos-Aires ab, worin den beiden Regierungen ans Herz gelegt wird, im Interesse der Humanität und der Cultur den drohenden Krieg zu vermeiden, ein Krieg, der gerade jetzt, angesichts der Friedfertigungsabsichten des Czars, ein beklagenswerthes Hemmniss abgeben würde.

Die Kabelgramme kosteten nicht weniger, als neun Hundert Lire. Verschwenderische Friedensfreunde! von dieser noch gar seltenen Species stellt Graf Gurowski ein schönes Exemplar dar. Aber auch das kann nicht ausbleiben: wenn einmal das Feuer der Begeisterung um sich greift, dann lodert es auch in den Herzen der Reichen auf.

Am Abend des zweiten Verhandlungstages — hier kann unmöglich über alle Beschlüsse berichtet werden — fanden sich die Theilnehmer als Gäste des Turiner Friedensvereins in einem glänzenden Bankett vereint. Das Menu war international, ebenso die Tischreden. Am rührendsten sprach für die Verbindung der Völker ein italienischer Oberst, der unter Garibaldi gefochten. Es sprachen auch einige Frauen — immer mehr betheiligt sich die „schwächere“ Hälfte der Menschheit an der Gesammtmenschheit Wohl und Wehe — doch sei hier von allen den beredten Worten nur einer Stelle aus dem Toast Elie Ducomun's gedacht, die mir ganz besonders aufgefallen, weil sie so drastisch das Verhalten mancher Leute gegenüber der Czarenmanifestation illustrirt. „. . . Eine müde Karawane durchwandert die Wüste — dauert diese Hitze, dieser Wassermangel noch eine Strecke fort, so müssen Alle zu Grunde gehen . . das sieht Jeder ein. Plötzlich ruft Einer: „Seht, dort . . . dort . . . die Oase!“ Man sollte meinen, Alle stürzen jubelnd hin. Aber nein — ein paar Superkluge erheben ihre Stimme: „Allerdings, dort links fliesst eine Quelle, aber wer weiss, ob nicht Vipern und anderes giftige Gethier drin sind — wer weiss, ob nicht Fallen herumgelegt sind? Hüten wir uns, gehen wir nicht nach links, sondern gerade weiter.“ — Möglich, dass diese vorsichtigen Herren einen geheimen Wasserschlauch besitzen. . .“

Am 27. fand im Circolo filologico ein Vortragsabend für das Turiner Publicum statt. Der grosse Saal war dicht gefüllt. General Türr — schon die martialische grosse Erscheinung mit dem silbernen Victor-Emanuelbart wirkt imponirend — sprach über die Entwickelung des Friedensgedankens und citirte Stellen aus einem Aufruf Garibaldis, der die Mächte zu einer Friedensconferenz bestimmen wollte. Ich las eine Novelle — von dem mailänder Dichter Fontana ins Italienische übersetzt „Bei ricordi“ vor, der Engländer James Capper, der Franzose Emile Arnaud und der Russe J. Novikow (Verfasser berühmter sociologischer Werke) hielten noch improvisirte Reden und das Publicum war in so mitfühlende Begeisterung gerathen, dass ich den Muth fand, noch einmal aufs Podium zu steigen und an die Versammelten, die schon fortgehen wollten, eine kleine Ansprache zu richten, worin ich sie bat, unsere Worte nicht mit Applaus zu lohnen — wir seien keine beifallverdienenden Künstler, wir seien schlichte Kämpfer für eine heilige Sache — sondern durch Anschluss an unsere Arbeit; sie mögen heraufkommen und ihre Namen einzeichnen.

Dieser Aufforderung wurde willfahrt, und durch den Vortragsabend im Circolo filologico hat sich die Mitgliederzahl des Turiner Friedensvereins um viele, darunter einflussreiche Namen vermehrt. Der Verein hat auch in der Ausstellung eine Abtheilung. Interessant sind die Einschreibungen in dem dort aufliegenden Buch. Sogar arabische und chinesische befinden sich darunter. Auch Zwiegespräche: Je n'y crois pas — schreibt Einer. Und der Andere dazu: Je vous plains de tout mon coeur. Ein Sohn Tolstoi's schrieb in das Register in italienischer Sprache: Qual è lo scopo della querra? L'assassinio.

Am letzten Verhandlungstag wurde u. A. der Sitz des nächsten Congresses festgesetzt, der von der Turiner Versammlung aus durch die Presse an die Völker vermittelt werden soll. Wenn es unseren russischen Freunden gelingt — und unter den heutigen Umständen ist Aussicht dazu da — in Russland einen von der Regierung patronirten Verein zu gründen, so wäre es sehr möglich, dass der IX. Weltfriedenscongress in Petersburg abgehalten wird.

Vom Adjutanten des Königs von Italien lief an die Versammlung eine Dankdepesche ein, worin es heisst, dass S. M. dem Ergebnisse der Arbeiten mit grossem Interesse entgegensehe.

Noch zwei Festveranstaltungen stehen den Congressisten bevor: heute Abend ein vom Municipium gebotenes Banquet und morgen den 29. ein Ausflug nach Torre-Pellice, auf Einladung der dortigen Friedensgesellschaft.

Als Extract von dem Geiste und den Gefühlen, die unsere Turiner Tage erfüllt haben, möge folgender Schlusssatz des Aufrufs dienen:

„Regierungen und Völker — die Stunde ist feierlich! Wir beschwören Euch, rettet die gefährdete Cultur, rettet Euch selbst! Die Erde ist gross und fruchtbar, die Arbeit ist mächtig und die Wissenschaft eröffnet ihre grenzenlose Perspectiven. Es liegt nur an uns, unser gemeinsames Erbtheil auszubeuten, statt uns, wie die wilden Thiere um blutige Reste, zu balgen. Es genügt, es zu wollen. Aber man muss es wollen. Können wir zögern. Was jetzt vor uns steht, ist eine Frage um Leben oder Tod, und diese Frage kann von den Regierungen und deren Delegirten an der vom Czar einberufenen Conferenz gelöst und damit der Menschenfamilie die unschätzbare Wohlthat des Friedens zugeführt werden — von den Völkern mit begeisterter Dankbarkeit begrüsst." —

Bertha v. Suttner.

In dieser Form ist ein Feuilleton für die Neue freie Presse (8./10.) geschrieben worden. Für die Leser von D. W. N. sei hinzugefügt, dass die Texte des Aufrufs sowie der verschiedenen Resolutionen im nächsten Hefte folgen werden. Hier noch einige Notizen.

Die Neuwahl des Vorstandes setzte dieselben Mitglieder wieder ein. Da einige neue Namen vorgeschlagen wurden, die statutenmässige Anzahl aber voll ist, wurde beschlossen, dem nächsten Congresse die Erweiterung der Anzahl auf 25 vorzuschlagen.

Aus England waren zur Versammlung gekommen: Dr. Darby, Miss Robinson, Felix Moscheles, Mr. Alexander, Alderman Snape, Thomas Whright und James Capper.

Baronin Suttner vertrat, ausser der österreichischen Gesellschaft, die Ligue des femmes pour le désarmement international, von Paris (Präsidentin Princesse Wisniewska, 7 rue du Debarcadère) das „Comitato" delle Signore per la pace a Palermo und den wiener academischen Verein.

Professor Stein aus Bern war von sämmtlichen schweizerischen Vereinen delegirt. Der Verfasser der schnell in Gelehrtenkreisen berühmt gewordenen „Phisolophie der socialen Frage" hat viel und wirksam in die Verhandlungen eingegriffen.

Ein Besuch bei Ten Kate.

Mein Weg führte mich nach Holland. Es dürfte nicht nur mir, sondern auch andern Friedensfreunden so gehen, dass, wenn sie ins Ausland reisen, ihnen zunächst all' das Völkerverbindende und Völkerversöhnende zuerst in's Auge fällt, und sie dadurch auf den grossen Gedanken, dem sie dienen, von selbst hingewiesen werden. Ist man aber einmal dann mitten darin in diesen schönen Gedanken über die völkerverbindende Zukunft, so denkt man sicherlich der Männer und Frauen, die in dem fremden Lande für dieselbe Idee erglühen, die gewissermassen unsere Verbündeten an der grossen Arbeit der Menschheitsbeglückung sind. Nun war ich in Holland und ich konnte dieses schöne und an zauberhaften Eindrücken so reiche Land nicht verlassen, ohne dem Maler Ten Kate, dem holländischen Wereschagin, der durch Wort und Schrift, wie durch den Pinsel begeistert für die Friedensidee eingetreten ist, einen Besuch abzustatten. In Hamburg am Friedenscongress habe ich den Hünen kennen gelernt und leider nur zu kurze, aber schöne und unvergessliche Augenblicke mit ihm verplaudert.

Damals erzählte er mit von seinem grossen Gemälde, das die Pariser Ausstellung von 1900 schmücken soll. „Die letzte Kanone“ war der Titel dieses Bildes. Nun wollte ich mich mit eigenen Augen überzeugen, wie weit dieses Werk schon gediehen sei.

Also auf nach Epe. Epe? wird der Leser fragen. Ja dieser kleine Ort steht nur auf wenigen Landkarten. Er liegt östlich vom Zuidersee an der Bahnstrecke Appeldorn-Zwolle, in der Provinz Gelderland, nicht weit von der deutschen Grenze. Am späten Abend kam ich an. Es war mir eigenthümlich zu Muthe, als der Wagen, der mich vom Bahnhof holte, im Dunkel der Nacht dahinfuhr und dann plötzlich über den weichen Kies des Gartens raschelte und in hellem Schimmer das Herrenhaus de Brinckgreve, so heisst der Sitz Ten Kate's, vor mir lag. Wie es zwischen Geistesverwandten geht, man bleibt nicht lange kühl gegeneinander. Die Floskeln der Convenienz lässt man fallen und im Nu ist man drin in Medias res. An der Seite des Malerrecken, der alle Menschen um Haupteslänge überragt, traf ich seine Frau. Eine stille, fein gebildete, sympathische Erscheinung, die seit 15 Jahren an dem Sinnen und Trachten des Gatten innigen und werkthätigen Antheil nimmt. Es war Mitternacht vorüber, als ich im gastlichen Hause nach langem herzinnigen Gedankenaustausch mein Ruhelager aufsuchte.

Der andere Tag war der Kunst gewidmet und hierauf dem Gespräche über die Bewegung und deren Ziele über die Mittel zu diesen Zielen, die angewandt werden müssen und über das Wollen und die Pflicht des Einzelnen in diesem herrlichen Kampfe.

Im Atelier betrachtete ich die Cartons zu Ten Kate's grossem im Dienste der Friedensidee stehenden Gemälde. Aber nicht die „Letzte Kanone“ war es, die ich zu sehen bekam. Wohl sah ich auch die Skizzen, die Ten Kate zu diesem Bilde angefertigt, aber wie dies bei Künstlern gewöhnlich so ist, mitten in der Arbeit erhielt der Maler eine andere Idee, ward von dieser erfasst und ist nun daran, die letzten technischen Ausarbeitungen an das Werk zu setzen. Ten Kate's Bild ist eine Apotheose der Schlacht. Aus einem rauchenden und flammendurchwühlten Hintergrund breitet sich vor den Augen des Beschauers ein grosses Schlacht-

feld aus. Kämpfer aller Nationen und aller Zeiten befinden sich mitten im wildesten Gefechte. Blut und Mord von allen Seiten. Ueber das Ganze schwebt, alle Figuren an Grösse überragend, der Sensenmann in rothem Purpurmantel, die Brust mit Ordenssternen besät. Aus dem Kampfgewühle ragt ein Weib in der Kleidung einer Samariterin hervor, sie hält das Symbol des Friedens in den Händen und streckt es mit flehenden Armen dem Tod entgegen, gleichsam um ihn zu bannen. Mit diesem Symbol des Friedens hat Ten Kate endlich die künstlerische Darstellung unserer Idee geschaffen, er hat an diesem einfachen Werkzeug den Sinn der ganzen Bewegung dargethan und den Frieden erfasst, den wir meinen. Es ist kein Palmenzweig, den die Gestalt, die übrigens die Züge der Baronin von Suttner tragen wird, in die Höhe hält, keine weisse Fahne, es ist ein zerbrochenes Schwert, dessen einzelne Theile zu einem Kreuze zusammengebunden sind. Das ist der Friede, den wir meinen, der Friede, der aus den zertrümmerten vernichteten Waffen die Menschlichkeit, das Evangelium der Liebe bilden wird.

Das Bild ist fünf Meter lang. Ten Kate hofft es noch in diesem Jahre fertig zu stellen und es dann zum Zwecke der Propaganda auf Reisen zu schicken. Den Ertrag der Ausstellung beabsichtigt er für die Zwecke der Friedenspropaganda zu verwenden.

Es wird unsere Leser interessiren, über den Friedensmaler in Holland etwas Näheres zu erfahren. Ten Kate ist 1850 als Sohn des Dichters Ten Kate zu Amsterdam geboren. Bis zum 19. Jahre diente er beim Militär, und trat alsdann in das Atelier des Malers Greiven zu Amsterdam ein, um seinem Hange zur Kunst gerecht zu werden. Er hat also eine ähnliche Wandlung wie der Russe Wereschagin durchgemacht, der auch den Säbel mit der Palette vertauschte. Nach dreijährigem Studium ging er in das Atelier seines Onkels, des bekannten Historienmalers F. O. Ten Kate über. Nach weiteren in diesem Atelier verbrachten fünf Jahren ging er ein Jahr zu Piloty nach München. Für sein Bild „Heuernte durch Frauen auf der Insel Marken“ erhielt er den Königs-Wilhelm-Preis von 3000 Mark. Eines seiner bedeutendsten Werke ist die Bilderserie „Ein verfolgtes Volk“, das die Greuel der Judenverfolgungen in Russland zum Vorwurf hat.

Leider konnte ich ausser dem Entwurf des Friedensbildes und der Skizze zur letzten Kanone in Ten Kate's Atelier keines seiner Bilder sehen. Als sehr geschätzter Künstler sind seine sämmtlichen Gemälde in Privatbesitz übergegangen, bald nachdem sie die Staffelei des Malers verlassen hatten.

Reich an Eindrücken verliess ich am Abende wieder das schöne de Brinckgreve, in dessen idyllischer Ruhe der Künstler reiche Musse zum Schaffen findet.

Als mich der Zug durch die holländische Ebene führte, hatte ich das Gefühl wie ein dienstthuender Offfcier, der vor der Schlacht die Posten revidirt und Alles in Ordnung gefunden hatte. Alles in Ordnung auf unserem Vorposten in Holland. Und wenn der Kampf für Friede und Recht vor sich geht, wird dort der Mann, der in stiller Weltabgeschiedenheit arbeitet, seinen Dienst verrichten, wie nur ein pflichtbewusster Streiter für den Frieden und das Völkerglück.

Alfred H. Fried.

Die Grenzen des Schiedsgerichtsgedankens.

(Schluss.)

Sind nicht auch *sachliche* Beschränkungen vorhanden? Giebt es nicht internationale Fragen, bei denen es dem Tribunal fast als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen musste, Recht zu sprechen? Giebt es nicht Fälle, wo selbst das geheimnissvolle goldne Schloss der Selbstbestimmung aufhört, richtig zu fungiren? Denken wir an den verlotterten Schlendrian voll Moders und Aktenstaubs, der um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die deutsche Kleinstaaterei beherrschte! Hätte man der Bevölkerung eines jener winzigen Territorien gefragt: Was wollt ihr, dass mit mit euch geschehe. Seid ihr einverstanden damit, einem Rheinbund unter Frankreichs Schutz und Oberherrschaft beizutreten, oder wollt ihr, dass eure geistlichen und weltlichen Regierungen erhalten bleiben oder dass ein einiges Deutschland mit einem Kaiser an der Spitze ins Leben gerufen werde? — Wahrscheinlich hätte die Mehrheit sich dafür entschieden, dass alles beim alten bleibe. Musste hier nicht ein Sturm kommen, um auszufegen? Musste nicht erst durch die Noth der Zeit (die allerdings nicht nothwendig eine kriegerische sein musste) ein neues Bewusstsein in den Geistern gebildet werden?*) Erinnern wir uns an den Sklavenkrieg von Nordamerika! Wäre damals ein Schiedsgericht um seinen Spruch gebeten worden und hätte es nach dem Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts gehandelt und hätte die Südstaaten gefragt: „was wollt ihr?" — sie hätten geantwortet: „die Sklaven behalten"; und die Nordstaaten: „was wollt ihr?" — sie wären dabei geblieben: „die Sklaven befreien". Ein Ausweg hätte sich nur dann geboten, wenn man für diesen *einen Fall* die Sklaven selbst als Nation betrachtet und ihnen die Entscheidung überlassen hätte, ob sie frei zu werden wünschen oder ihre Fesseln weiter tragen wollen. — Nehmen wir den Krieg vom Jahre 1866, da es sich um Erledigung der alten Frage handelte: „Soll Preussen oder Oesterreich an der Spitze Deutschlands stehen, was kann geschehen, um den unheilvollen Dualismus zu beseitigen"? Hätte man die Völkerschaften an die Urne treten lassen, die meisten hätten sich für Oesterreich ausgesprochen — und damit wäre die Entwicklung ohne Frage aufgehalten worden. Nun fielen bekanntlich die Würfel des Kriegsglücks zu Gunsten der Preussen, und damit hat ein Fortschritt ganz unstreitig sich ergeben, ein Fortschritt in der Richtung des Einheitsstaats, der eher zum Organ des grossen Menschheits-Ganzen werden kann, als dies unter der mit der Habsburgischen Hauspolitik verbundenen Zersplitterung möglich gewesen wäre. — Ein instruktives Beispiel bietet uns der Anfang unseres Jahrhunderts. Als der Wiener Congress eine neue Ordnung auf den Trümmern eines Weltteils aufzurichten suchte, da wurden keineswegs die einzelnen Stämme um ihre Wünsche gefragt. Es war ja überhaupt so recht bezeichnend für die klassische Periode europäischer Diplomatie, dass man den Länder- und Völkerschacher ohne

*) Eine Beseitigung der Kleinstaaterei auf friedlichem Wege ist nur so zu denken, dass die Fürsten durch die Verachtung, die ein neues Zeitbewusstsein auf sie geschüttet hätte, sich genöthigt gesehen hätten, abzudanken. Es wird aber keinen Schaden bringen, wenn wir zugeben: in einzelnen Fällen der Vergangenheit war, wie die Sachen lagen, der Krieg das einzige Auskunftsmittel. Er wird nicht mehr als solches angesehen werden, sobald die Friedensidee, dieses Product der modernen Zeit, die weltbeherrschende Idee geworden ist.

jede Rücksicht auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker trieb, dass man beispielsweise dutzende Male Bayern an Oesterreich bringen wollte, ohne zu fragen, was die Bayern dazu sagten. Nun wurde von dem Völkerareopag, der in der Stadt des Kaisers Franz zusammentrat, Belgien mit Holland, Ostfriesland mit Hannover, Ansbach mit Bayern, Genua mit Sardinien, Oberitalien mit Oesterreich, die Rheinlande und ein Theil von Sachsen mit Preussen verbunden. Man fragte nicht nach den Gedanken der Völker. Manche der Schöpfungen des Wiener Congresses waren durchaus ephomerer Natur; das Zusammengeleimte ist wieder aus dem Leim gegangen, aber manches hat sich auch bewährt. Hätte man die Rheinländer über ihr Schicksal entscheiden lassen, sie hätten sich gegen die Verbindung mit Preussen ausgesprochen; nun sind sie doch mit den altpreussischen Provinzen zu einem Staatsganzen zusammengewachsen, und niemand will mehr daran rütteln. So zeigt sich denn, dass der Schiedsgerichtsgedanke gegenüber chaotischen Verhältnissen ungenügend ist; hier stehen wir mit unsrer Idee an einer Grenze, die wir nicht überschreiten können. In solchen Zeiten pflegt das neue Recht sich erst zu bilden; es lässt sich nicht nach einem anerkannten Rechtskodex bestimmen, was rechtens ist; denn darauf kann ein Völkerrechtsgesetzbuch keine Rücksicht nehmen; das sind die Ueberraschungen der Weltgeschichte, die neue Rätselfragen wie die Blasen aus dem Sumpf entstehen lassen müssen. In solchen Zeiten mögen Congresse helfen, die nicht wie der Wiener Congress nach den Grundsatz handeln: Après nous le déluge, sondern die von den edelsten Männern beschickt, das was werden will, ahnungsweise erfassen und die Gedanken der Menschlichkeit in neue Formen bringen. Hätten diese Gedanken den Wiener Congress beherrscht, er hätte haltbarere Verhältnisse geschaffen, keine Fremdherrschaft mehr aufgerichtet und den Nationen dadurch, dass es ihnen die Freiheit schenkte, viel Blut und Thränen erspart. Wären die Gedanken des Jahres 1849 stark genug gewesen, um weltbeherrschend zu werden: Die Einigung Deutschlands wäre ohne Blutvergiessen erfolgt —*) auf Grund der Beschlüsse eines Congresses. Was dieser festgesetzt hätte, wäre dann vom Schiedsgericht vertheidigt worden: auf Grund des Selbstbestimmungsrechts ist allen deutschen Stämmen ihre Einigung zu einem Volke zugestanden worden. Auch Frankreich hat dagegen nichts zu sagen: so wäre auch der Krieg von 1870 uns erspart geblieben, vorausgesetzt, dass jener Abscheu vor der Schlachtbank schon so stark gewesen wäre, wie wir oben angedeutet haben.

Wenn wir die neueste Geschichte überblicken, so drängt sich der Gedanke auf: nicht alles, was in alter Zeit und bis in unsre Tage causa belli werden könnte und noch werden kann, ist eine Lebensfrage in dem wahren Sinn des Worts. Dass Spanien Cuba behalten musste und ohne diese Perle der Antillen nicht mehr leben könnte, ist ebenso unwahr, wie die Behauptung, dass das kleine Griechenland erst lebensfähig sei, wenn es das Erbe des osmanischen Reiches angetreten habe.

---

*) Man vergl. hierüber die Aeusserung Bismarcks: „In den Sturmjahren 1848/49 lagen die Verhältnisse eine Zeit lang sehr günstig für die Einigung Deutschlands unter Preussen. Die kleinen Herren waren grösstentheils machtlos und ohne Hoffnung. Die Oesterreicher hatten mit Ungarn und Italien zu thun. Der Kaiser Nicolaus hatte damals noch keinen Einspruch gethan. Hätte man vor dem Mai 1849 zugegriffen, so hätte man wohl auch den Süden gehabt. So aber verlor man die Zeit mit Zögern und halben Massregeln und so ging die Gelegenheit in die Brüche.



Die Völker leben, auch wenn ihre Wünsche keineswegs in vollem Umfang in Erfüllung gehen. So viel ich sehe, sind nur drei Eventualitäten, die zu eigentlichen Lebensfragen werden müssen. 1. Wenn ein Volk seine Selbstständigkeit verliert und einer fremden Herrschaft unterworfen wird; 2. wenn ein Volk an Uebervölkerung leidet und 3. wenn seine wirthschaftliche Existenz in Frage steht. Die erste dieser Fragen ist von unsern Freunden zur Genüge behandelt worden. Der Paragraph des angestrebten Völkerrechts, der unsere Nationen vor der Unterwertung schützen soll, ist längst fixirt und lautet so: „es giebt kein Recht der Eroberung“, und der andere ist ihm an Bedeutung gleich: „jedes Volk hat das unveräusserliche Recht der Selbstbestimmung“. Die beiden anderen Fragen sind, soweit ich sehe, wenig oder nicht erörtert worden. Wenn ein Volk wie das Deutsche unter Uebervölkerung zu leiden hat, wenn man in jedem einigermassen lohnenden Beruf von „Ueberbesetzung“ reden muss, wenn die „Arbeitslosigkeit“ allmählich geradezu gemeingefährlich wird, dann drängt sich doch die Frage auf: wohin mit all den überflüssigen Arbeitskräften? Gewiss, es könnte ja noch mancherlei geschehen, um den Markt, besonders auch den inneren Markt nach wohldurchdachtem Plane zu erweitern. Wenn die niederen Stände durch bessere Entlohnung kaufkräftiger würden, so wäre der Industrie im Inland selbst ein grossartiges Absatzgebiet geschaffen, und damit würde auch ein Theil der industriellen Reservearmee versorgt. Aber auf die Länge wird auch das nicht mehr genügen. Da bleibt kein anderer Ausweg mehr als der schon öfters angedeutete: es gilt, die überschüssige Bevölkerung in K o l o n i e n abzuführen. Wir brauchen ackerbau- und gewerbetreibende Kolonien. Wie sollen wir sie aber bekommen ohne Krieg? Wir werden nicht an unsere Waffenrüstung appelliren müssen, wenn die Völker reif geworden sind, die Lehre Plancks zu fassen, derzufolge der Grund und Boden dieser Erde als die unerschöpflich grosse Unterlage für das Leben auch der nachgeborenen Geschlechter anzusehen ist, in der Art, dass mit jedem Menschen auch sein Recht auf einen Theil des Grundbesitzes in die Welt hereingeboren wird. Kein „glücklicher Besitzer“ kann ihn dieses Recht auf ewig streitig machen und kein „historisches Besitzrecht“ kann das Grundgesetz beseitigen, nach welchem auch für Nachgeborene Raum zu schaffen ist. Wird diese Rechtsgrundlage alles menschlichen Zusammenlebens einmal anerkannt, so muss man auf dem Wege des Vertrags den Nationen, welche unter Uebervölkerung zu leiden haben, Kolonien schaffen, wenn sie nicht genöthigt sein sollen, mit dem Schwerte in der Hand sich neue Wohnsitze zu suchen. Und endlich: es ist möglich, dass ein Volk sich in seiner wirthschaftlichen Existenz gefährdet sieht, dass es in seinem jetzigen Bestand nicht weiterleben kann, wenn ihm die Mittel seines Lebensunterhalts geschmälert werden. Zum Lebensunterhalt gehört nun beispielsweise für das deutsche Volk die möglichst ungestörte Ausfuhr seiner Waaren. In Deutschland lebt $^1/_5$ der Bevölkerung von dieser Ausfuhr. Nur dadurch, dass wir Waren produciren, welche in den Augen fremder Völker einen eigenartigen Werth besitzen, sind wir in der Lage, auf dem Weg des Tausches zu beschaffen, was wir selbst für werthvoll halten. Wenn nun z. B. Nordamerika unter dem friedliebenden Präsidenten Mac Kinley Prohibitivzölle von 100 Procent erhebt, wodurch ein grosser Theil nicht bloss der deutschen, sondern der europäischen Ausfuhr geradezu tödtlich getroffen wird; wenn die Monroedoctrin, auf deren Gefahr

W. Unseld schon in diesen Blättern hingewiesen hat, von den Vereinigten Staaten Amerikas aus auch in wirthschaftlicher Beziehung durchgeführt wird, wenn uns also der amerikanische Markt verschlossen wird, so ist damit der Ruin eines grossen Theils der europäischen Industrie besiegelt. „England, Frankreich, Deutschland, Belgien und die Schweiz,“ sagen die Hamburger Nachrichten, „setzen in Amerika mehr als 2 Milliarden Mark ab; das ist die Hälfte der Ausfuhr nach allen Welttheilen, welche sich auf etwa $4^1/_2$ Milliarden Mark berechnet. Was für diese Staaten auf dem Spiele steht, ist also geradezu die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit.“ Hier stehen wir vor einer Lebensfrage im eigentlichen Sinn des Worts. Die Lage wird noch misslicher, wenn durch die Ueberschwemmung unseres Marktes mit billigen und minderwerthigen Producten aus den fremden Ländern die eigenen Producte so im Preis gedrückt zu werden pflegen, dass sich die Kaufkraft unsrer Producenten immer mehr vermindern muss. Was kann geschehn, um dem Ruin zu wehren? Wir Friedensfreunde werden jedem Kriegsgedanken unsre Zustimmung versagen. Die meisten unter uns begnügen sich mit dem Gedanken, dass die Zölle allgemein beseitigt werden sollten, und dass dann die Welt mit vollen Segeln dem Eldorado des Freihandels zusteuern würde. Am genialsten ist dieser Gedanke von Novicow in seinem neuesten Werk „l'avenir de la race blanche“ ausgeführt worden. Aber ich muss bekennen: er hat mich nicht überzeugt; so wenig ich ein Schutzzöllner bin, so wenig bin ich Freihändler; ich glaube, dass es noch ein Drittes giebt. Im Buch von Novicow ist der Gedanke ausgesprochen: „Wenn beispielsweise England durch die ausländische Concurrenz genöthigt würde, aus einem Industriestaat sich in einen Hirtenstaat zurückzuverwandeln, sintemal dereinst die industriellen Chinesen und Neger billiger produciren würden als die Engländer, so wäre das kein Schaden für die Cultur, sofern ja doch auch dann dieselbe Masse der Producte, ja eine noch bedeutend grössere Quantität auf den Markt geworfen würde.“ Aber wenn ich ein Engländer wäre, würde ich mich für diese Aussicht bedanken, ich würde sogar sagen, so wenig friedliebend das klingt: dann lieber Krieg, ehe ich zugebe, dass mein Volk, das schon die Mittagshöhe der Kultur erklommen hat, auf das Niveau der Hirtenstämme herabgesetzt werde. Aber ich glaube, einen andern Ausweg zu sehen. Es handelt sich einfach darum, dass die Völker in eine durch Vertrag geregelte Austauschgemeinschaft mit einander treten, dass der Handel durch Bestimmungen geregelt wird, wonach die ein- und auszuführenden Waaren nach Gehalt, Menge und Preisen in einer für beide vertragschliessenden Theile befriedigenden Weise festzusetzen wären.*) Es würde mich zu weit führen, auf die Einzelheiten einzugehen; aber welch ungeheure Bindekraft in diesen anzustrebenden Verträgen läge und welch ein Kitt das wäre für den Staatenbund, der kommen soll, darüber glaube ich kein Wort weiter verlieren zu müssen: es sollte einleuchtend sein. Zunächst scheint mir die Bahn der Weltgeschichte vorgezeichnet: das alternde Europa wird sich dem neuaufstrebenden Amerika vielleicht zum Kampfe entgegenstellen. Gewiss das würde unserem Ideale keineswegs entsprechen, trotz Allem wäre es ein Fortschritt auf dem Weg zu unserem Ziel: wenn nur einmal Europa sich verbände!

---

*) Die Redaction ist anderer Meinung.

Ob wir nun einig sind in der Behandlung dieser Lebensfragen, so viel wird mir wohl zugegeben werden: der Schiedsgerichtsgedanke hat gewisse Grenzen, die nicht übersehen werden dürfen. Eine zeitliche Grenze, welche in dem Satze angedeutet ist: Erst wenn die Nationen principiell auf Anwendung der blutigen Gewalt verzichten aus Abscheu vor der Würgebank des Krieges, erst dann schlägt unsere Stunde in dem Sinn, dass unser Schiedsgerichtsgedanke auch auf Lebensfragen angewendet werden kann. Und eine materielle Grenze: Es giebt gewisse Fälle, wo das Selbstbestimmungsrecht der Völker noch nicht recht fungirt, ganz einfach weil sie noch nicht reif geworden sind, ihr eigenes Bestes zu erkennen, und wo doch die Verwicklung schon so gross geworden ist, dass eine Lösung unaufschieblich ist, und dass — ein neues Recht geboren werden muss. Der Geburtshelfer dieses neuen Rechtes kann nicht ein Schiedsgericht — das kann nur ein Kongress der Edelmenschen sein. Und endlich: unser Schiedsgerichtsgedanke wäre zu ergänzen durch gewisse in das Völkerrecht erst einzuführende schon oben klargelegte Paragraphen: 1. ein Volk, das unter Uebervölkerung zu leiden hat, muss auf dem Wege des Vertrags mit Kolonieen ausgestattet werden, und 2. die Handelsbeziehungen der Völker sind durch Verträge zu regeln, welche den einzelnen Kulturnationen den nöthigen Absatz sichern und sie vor der ungesunden Ueberfluthung mit fremden Waaren behüten.

*

Mein Glauben an den Sieg der Friedensidee ist auch durch die neuen schmerzlichen Erfahrungen (die blutigen Kämpfe zwischen Spanien und Amerika) so wenig als zuvor erschüttert worden. Ich bin der Ueberzeugung: wenn es Jahrtausende lang dem bösen Dämon der Menschheit erlaubt gewesen ist, den Wahnsinn in den Köpfen auszubreiten; wenn es möglich war, dass die krassesten Wahnideen wie teuflische Gespenster Geschlecht um Geschlecht anstecken durften: — warum soll nicht auch einmal die Wahrheit ansteckend wirken? Man mag das eine Art von Suggestion heissen; nun benutzen wir die Macht, die uns gegeben ist; verbreiten wir den Friedensgedanken, sodass er nicht mehr aus den Köpfen hinauszubringen ist. Ob wir den Sieg der guten Sache noch erleben werden, weiss ich nicht. Wir haben aber nicht vergeblich gearbeitet, wenn wir die Atmosphäre geschaffen haben für den kommenden Mann. Den denke ich mir als eine Art von Antitypus des korsischen Eroberers. Was Napoleon im Bösen war, muss er im Guten sein, ein gottbegabter genialer Kopf; die Macht wird auf seiner Seite sein, aber auch das Gewissen der Völker und der ganze Idealismus, dessen diese arme Welt noch fähig ist. So wird der Mann zum Siege und zum Frieden schreiten, und was uns heut schon freuen kann, er wird dabei auf unseren Schultern stehen.*)

O. Umfrid.

---

*) Diese Zeilen sind selbstverständlich vor Bekanntwerden des Czaren-Manifestes geschrieben worden.

Aeusserungen hervorragender Persönlichkeiten über das Czarenmanifest.

(Siehe die Anmerkung am Schluss.)

Maurus Jokai,
Präsident des ungarischen Friedensvereins:

Wir müssen zuerst die russische Diplomatie hören, wenn wir uns mit der grossartigen Kundgebung des Czaren ernstlich befassen sollen. Vorderhand vermag mich die Sache nicht zu begeistern. Denn wir wissen ja ganz gut, wem wir es zu verdanken haben, dass wir heuer in der Delegation für Heereszwecke um 36 Millionen mehr zahlen mussten. Oesterreich-Ungarn verfolgt keine aggressiven Zwecke, muss aber ein grosses Heer erhalten; denn es ist noch kaum ein Jahr, dass Russland an die galizische Grenze ein viertes Armeecorps geschickt hat. Russland kann nicht so leicht den Berliner Kongress vergessen, wo es, trotzdem der Krieg mit der Türkei 200000 Menschen und 2000000 Rubel kostete, vom Balkan ausgeschlossen wurde. Wie sollen wir an eine Abrüstung denken, wo doch Frankreich für sein Heer jährlich doppelt so viel ausgiebt als Oesterreich-Ungarn? Wenn es der Czar mit seinem Manifest ernst meint, dann möge er mit der Abrüstung anfangen. Russland kann versichert sein, dass Oesterreich-Ungarn ihm sofort folgen werde — aber erst einen Tag nach seiner Abrüstung. Nicht Worte, sondern Thaten beweisen. Wenn Nikolaus II. das grösste Ideal der Menschheit, den Weltfrieden, ernstlich der Verwirklichung entgegenführt, dann sinke ich vor ihm in die Knie und verehre ihn als den Messias.

•

L. Tolstoi.

Schmerzlich und kränkend zugleich ist das Eingeständniss, dass eine ganze Anzahl von Leuten sich zweifelhaft zu dem hochherzigen Vorschlag unsers Kaisers verhalten.

Es thut weh, wenn man hören muss, wie diese Leute in der Friedenskundgebung nichts weiter sehen als eine Utopie, einen unerfüllbaren Traum, der ewig ein Traum bleiben werde.

Wir können den Vorschlag nicht also ansehen. Natürlich ist der Gedanke an eine allgemeine Abrüstung einstweilen nur ein Traum, aber einer, der in Erfüllung gehen kann, der aufrichtig, erhaben, von den allerbesten Bestrebungen eingegeben ist.

Nichts in der Welt geschieht, ohne dass man vorher davon träumt, es überlegt; nur durch vorheriges Ueberlegen und Bedenken wird etwas zur That erhoben, in die Wirklichkeit versetzt. Dieses Ueberlegen einer Lage bildet den Wunsch, das Streben nach einer besseren Zukunft, und in ihm liegt schliesslich der Anfang alles Heils.

Die Abschaffung der Sklaverei war auch dereinst nichts als ein Traum, und noch dazu ein unsinniger, der nirgends verwirklicht werden zu können schien, weder bei uns noch bei anderen Völkern; jetzt aber existirt die Sklaverei nicht mehr, und was vordem ein Traum war, ist längst zur Wirklichkeit geworden.

Den Vorschlag unseres Czaren für einen unmöglichen Traum zu halten, der keine praktischen Resultate liefern könne, ist für uns ebenso unwürdig und unedel, wie es unwürdig war, die Pläne Alexanders II. zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Russland für verfrüht und unausführbar zu halten.

Dabei bedeutet die Befreiung der Völker von der Last der Waffen, unter denen ganz Europa stöhnt und zu Grunde geht, nicht einmal eine derartig einschneidende Reform, wie es die Befreiung unserer Bauern von der Leibeigenschaft vor 37 Jahren war.

Wir können daran gar nicht zweifeln. Wir müssen sehen, dass die Zeit gekommen ist, dem schrecklichen und für uns Europäer immer drohenderen Unheil ein Ende zu machen. Werden doch in Europa allein jährlich Milliarden für Kriegszwecke verausgabt.

Ein Drittel der Einkünfte aller Länder wird von der Unterhaltung und Verbesserung der Bewaffnung verschlungen.

Ungemessene Kraft wird so vergeudet; alle Welt ist sich der Widersinnigkeit und Unhaltbarkeit solcher Zustände bewusst; unheilvoll dränen Gewitter und Zerstörung am Horizonte, und trotzdem erscheinen Menschen, die sich erdreisten, den Vorschlag des Czaren eine Utopie, einen unerfüllbaren Traum zu nennen! Sind das Ungläubige, Kurzsichtige und Schwache am Geiste? Wer heisst sie zweifeln, und wer hindert sie zu sehen, was sie sehen müssen?

Die Amerikaner hindert natürlich ihr unlängst erfochtener Sieg über den schwachen, jämmerlichen Gegner; ein Sieg, der ihren Stolz unmässig aufgebläht zu haben scheint. Sie brüsten sich mit ihrem Ruhm ohne Ende und bedenken gar nicht, dass dieser in

Europäern nur Widerwillen und Ekel hervorgerufen hat. Wenigstens herrscht dieses Gefühl in Russland vor: dasselbe Gefühl, das ein wahrhaft aufgeklärter, humaner Mensch vor der That eines Wilden empfindet.

Welch' ein Archaismus weht doch aus diesem ganzen unschönen, unzeitgemässen und dabei grausamen amerikanischen Kriege! Die Amerikaner, die spanisches Blut vergossen haben, sind in der That furchtbar, wie ein Mörder, der zum ersten Mal von Blut geröthet ist und nun nach neuen Opfern lechzt.

Gott sei mit diesen Menschen; Gott sei mit Allen, die da zweifeln und nicht glauben und fliehen vor dem Licht, das unerwartet hereinbricht, weil es nicht länger verborgen bleiben kann. Alles Uebel und alle Finsterniss wird von ihm besiegt und zergeht vor seinen Strahlen.

Dass nur wir an dem Erfolg des Unternehmens nicht zweifeln, sondern es auf alle Weise fördern, und vor allen Dingen inbrünstig, mit aller Seelenkraft glauben, dass das Unternehmen keine Utopie, sondern seiner Verwirklichung, durch Den, der es begonnen, so nahe ist, wie die That des Czaren-Befreiers, als man kaum noch an sie dachte und von ihr träumte.

Man darf gar nicht zweifeln, man darf es nicht, weil die Zeit gekommen ist, das neue erlösende Werk zu besprechen und zu verwirklichen.

Die Zeit ist gekommen. Das ist der Hauptgrund, weshalb der Traum nicht ein Traum bleiben, sondern zur That werden wird, und zwar in allernächster Zukunft.

Es gab eine Zeit, wo die Menschheit der Waffen bedurfte als unentbehrliches Vertheidigungs- und Kampfesmittel zum Schutze des Lebens. Es gab eine Zeit, wo die Bewaffnung der Völker ihren einfachen rohen, aber verständlichen Sinn hatte.

Diese Zeit ist vorüber; sie ist für uns vergangen, und es bleiben nur noch schwache Erinnerungen, schwache Spuren zurück.

An Stelle des Kampfes der Menschen untereinander, mit den Waffen in der Hand, tritt und ist bereits getreten ein anderer Kampf, nicht mehr mit den Waffen, sondern mit dem friedlichen Werkzeug der Kultur in der Hand — der wirthschaftliche Kampf.

Wir haben an ihm genug: er ersetzt uns den blutigen Kampf und führt die Menschheit allmählich zu einem noch würdigeren und erhabeneren Kampf: dem Wettstreit der Sittlichkeit, deren Waffen die ewigen Gesetze des Christenthums bilden.

Das ist der Weg der Zukunft. Es gibt drei geschichtliche Entwicklungsstufen der Menschheit: die des Krieges, des Fortschrittes und der christlichen Liebe. Gegenwärtig ist die Zeit des Ueberganges von der ersten Stufe zur zweiten hereingebrochen und von ihr kann man bereits die dritte Stufe sehen.

Der Krieg hat sich überlebt und seine Bedeutung verloren. Wenigstens für uns wohnt ihm kein Sinn mehr inne.

Deswegen bildet das jetzige von Waffen starrende Europa einen rohen und handgreiflichen Anachronismus für jeden nachdenkenden Menschen und für jede nachdenkende Regierung.

Die aufgeklärten, friedlichen Völker, alle weit entfernt von dem Gedanken, untereinander Krieg führen und sich gegenseitig umbringen zu wollen, fahren dennoch fort in ihren gewaltigen Rüstungen und gehen zu Grunde über der Erfindung und Verbesserung schrecklicher Zerstörungsmaschinen.

Und da nimmt unsere feinfühlige russische Regierung zuerst das fürchterliche, sinnlose Unheil wahr und beginnt es aufzudecken, und ruft die Völker auf zum Nachdenken über Mittel und Wege zu seiner Vernichtung.

Soll man da nicht von diesem Schritt begeistert sein, ihn nicht von ganzem Herzen begrüssen und der felsenfesten Ueberzeugung bleiben, dass der Vorschlag unseres Kaisers keine Utopie und kein nichtiger Traum, sondern der Anfang einer grossen internationalen Epoche der Aufklärung ist?

•

Otto Ernst.

Ich halte eine allgemeine und gänzliche Abrüstung für durchaus möglich, eine blosse Herabsetzung der Rüstungen, resp. ihre Festlegung auf den Status quo für ebenso unmöglich.

Schon über eine gerechte Vertheilung der Streitkräfte wird nach meiner Meinung nie eine Einigung zu erzielen sein. Werden England, Frankreich, Russland zugeben, dass die geographische Lage Deutschlands eine relativ stärkere Armee erfordert? Und selbst wenn sie es im Prinzip zugeben würden — wäre eine Einigung über das „Wieviel“ denkbar? Nach welchen Kriegseventualitäten will man überhaupt die Stärke der Rüstung bemessen? Deutschland braucht gegen Russland eine stärkere Armee als gegen Frankreich. Und wenn es gegen Beide kämpfen muss? Dann braucht es eine noch viel stärkere. Oder sollen künftig nur Kriege zwischen zwei Nationen gelten? Soll dann

die Heeresstärke Deutschlands nach einem Kriege mit Russland oder nach einem solchen mit Frankreich oder nach einem solchen mit Dänemark bemessen werden? Wenn nun ein Land im Besitz einer wichtigen kriegerischen Erfindung ist — soll es sie nicht ausnützen? Soll es mit Zündnadelgewehren schiessen, wenn es mit Chassepots schiessen könnte? Wenn eine Institution einmal besteht, so muss sie sich doch auch entwickeln können; sonst würde sie schon an ihrer Komik sterben. Wer soll die Gleichmässigkeit der Rüstungen fortgesetzt controlliren und wie soll die Controlle geführt werden? Entscheidet bei einer Armee die Quantität oder nicht vielmehr die Qualität und ist nicht bei einem Kriege auch die Veranlassung von grossem Einfluss auf seinen Verlauf? Kurz: selbst wenn man befriedigende Prinzipien fände, nach denen die Vertheilung der Streitkräfte zu regeln wäre (was ich für ausgeschlossen halte): es würde noch nicht der Schatten einer relativen Gleichmässigkeit erzielt werden; die Ungleichheiten der Kriegsmächte würden im wesentlichen bestehen bleiben, und es würde auch noch nicht ein einziger Krieg vermieden werden, den man unter jetzigen Umständen führen würde. Die Consequenzen eines Rüstungsstillstandes oder einer theilweisen Abrüstung sind meines Erachtens unsinnig.

Ich glaube nicht, dass die geplante internationale Conferenz ihren Zweck erreichen wird. Aber sie kann uns dem ewigen Frieden um ein beträchtliches Stück näherführen. Die Initiative des Czaren und die Arbeiten jener Conferenz können für die Friedensidee von ungeheurem moralischen Nutzen sein. Und diese Arbeiten, wenn sie mit redlichem Willen unternommen werden, können insofern auch einen eminenten praktischen Werth haben, als sie eine eingehende Diskussion über die praktische Seite der Friedensfrage bedeuten würden. Die Herstellung des dauernden Weltfriedens ist ein Werk von colossaler Schwierigkeit: das leugnet kein vernünftiger Mensch. Wir scheuen indessen nicht die Erörterung der entgegenstehenden Schwierigkeiten; im Gegentheil: wir wünschen sie dringend. Unserer Sache kann das Licht nicht schaden, sondern nur nützen. Eine englische Zeitung hat dieser Tage mit einer treffenden und schönen Wendung von der „schaffenden Kraft der Ideen“ gesprochen. Ein anderes englisches Wort sagt: Where's a will, there's a way. Der ehrliche Wille und der ungehemmte Ideenaustausch der Conferirenden kann Wege bahnen, wo ehemals undurchdringlich scheinendes Dickicht war.

Erreichbar ist der ewige Friede nur, wenn der Bewegung von oben eine hinreichend starke Bewegung von unten entgegenkommt. Nun dürfte ziemlich sicher sein, dass bei einer Volksabstimmung innerhalb der einzelnen Nationen sich die Mehrheit für die Beseitigung der Kriege entscheiden würde; aber andererseits darf nicht geleugnet werden, dass noch immer beträchtliche Theile eines Volkes sich ohne grosse Mühe für den Krieg fanatisieren lassen. Der Hinweis auf Frankreich und Nord-Amerika genügt. Ist auch die Stimme der Strassendemonstration und der Presse nicht nothwendig die Stimme des Volkes, so ist doch nicht zu verkennen, dass innerhalb der Volksmassen noch bedenklich viel Zündstoff zum Kriege vorhanden ist. Unablässige Agitation ist hier noch erforderlich, und zwar eine Agitation, die weniger die üblichen Deklamationen wiederholt und mehr für eine Aufklärung über die thatsächlichen politischen Verhältnisse sorgt. Eine Aufklärung über die Thätigkeit der Diplomaten wäre z. B. sehr werthvoll. Was die passiven Kriegsgegner bisher verhinderte, aktiv zu werden, das war namentlich die Erwägung: „Es nützt ja doch nichts.“ Der Erlass des Czaren wird ermuthigend wirken, auch auf solche, die die Friedensbewegung nicht mitmachten, weil sie nicht von der höchsten Stelle ausging und ihnen darum „revolutionär“ deuchte. Der ewige Friede wird so ziemlich gesichert sein, wenn die Völker sich weigern, für verbrecherische Speculanten Tod und Verwundung, Hunger und Seuchen auf sich zu nehmen.

Ist die übermächtige Mehrheit der Nationen für den ewigen Frieden, so können und dürfen widerstrebende Völker (resp. Regierungen) allerdings zum Frieden gezwungen werden, nöthigenfalls mit Heeresgewalt. Hinter den internationalen Schiedsgerichten denke ich mir eine von den Nationen gemeinsam unterhaltene, starke Executionsarmee. Soweit sind wir bekanntlich noch lange nicht, dass das Recht sich durchsetzen kann ohne Gewalt. Auch hinter unseren bestehenden Gerichten steht die vollziehende Gewalt; sonst würde man sie verlachen. Schwerlich würde ein Land den halsbrecherischen Leichtsinn besitzen, jenes Executionsheer gegen sich heraufzubeschwören; aber dieses müste für alle Fälle existiren. Natürlich giebt es auch andere, z. B. öconomische Mittel, ein Land, das sich gegen die internationalen Gesetze auflehnt, zur Raison zu bringen.

Ständige Schiedsgerichte einsetzen, hiesse in die Hand von Menschen mehr Gewalt legen, als sie vertragen können. Es würden sich geheime Cliquen, Interessenverbände u. s. w. bilden; das diplomatische Intriguenspiel würde seinen Fortgang nehmen. Dagegen könnte für jeden Streitfall ein Gericht aus Delegirten der streitenden Nationen zusammentreten; einer gemeinsamen Vertrauensperson aus einer nicht betheiligten Nation würde Vorsitz und ausschlaggebende Stimme zu Theil werden. Berufung müsste natürlich

möglich sein. Ein sorgfältiger Ausbau des Völkerrechts müsste der Periode der Schiedsgerichte voranfgehen.

Man sagt: Auf diese Weise lassen sich wohl untergeordnete Fragen lösen: wenn aber eine Nation sich in ihren wichtigsten Lebensinteressen bedroht sieht, so wird sie ihr Schicksal nicht in fremde Hände legen. Darauf ist zu erwidern: Bei einem internationalen Rechtsbündniss kann ein Interesse eines Staates auf illegalem Wege überhaupt nicht geschädigt werden; überflügelt aber etwa der französische Handel den englischen mit gesetzlichen Mitteln, so ist das ein Unglück Englands, für das französische Bürger alsdann nicht zu büssen haben. Ein Volk mag in solcher Lage neue Kraft gewinnen durch eigene Impulse, nicht aber durch ein Bad in fremdem Blute und durch einen Raub an fremdem Eigenthum. Ist es reif zum Untergange, so wird ein Krieg die Katastrophe nicht aufhalten, eher beschleunigen.

Wer den ewigen Frieden für ein Unglück hält, weil er die Menschen verweichlichen und entsittlichen werde, der hat u. A. von der Anspannung aller menschlichen Kräfte durch den Daseinskampf, von dem Entwickelungstrieb in der Menschheit und von der Zahl der Entwickelungsmöglichkeiten so grenzenlos naive Vorstellungen, dass man nicht ernsthaft mit ihm streiten kann.

*

† Theodor Fontane.

Man kann immer das Eine oder Andere thun, weil man will oder weil man muss, aber ein Urtheil abgeben, einen Spruch fällen, ein Ja oder Nein motiviren, das will nicht gelingen, wenigstens mir nicht.

*

Gustav Eberlein.

1. Ja, ich halte die Abrüstung sogar für nothwendig, da die culturelle Entwickelung der Nationen, welche ich kenne, wie mir scheint, vornehmlich durch das übermässig grosse stehende Heer gehindert wird.

Am meisten werden die Abrüstung die Völker ersehnen, welche die schwerste Rüstung infolge gegenseitiger Beziehungen zu tragen gezwungen sind.

Die Parteien, welche das Gegentheil aus egoistischen Gründen oder verletzter Eitelkeit, Hass oder dergl. erstreben und ein kriegerisches Feuer anzufachen suchen, sind klein und müssen unterdrückt werden.

2. Eine vollkommene Einigkeit der drei Hauptmächte Russland, England und Deutschland scheint mir vorläufig genügend. Der moralische Druck, welchen dieses Factum im Sinne der Abrüstung auf die andern Regierungen ausüben würde, muss dieselben bestimmen, ihnen beizutreten.

Eine internationale Conferenz halte ich nur dann für wirksam, wenn sie von obigen Regierungen ausgeht.

3. Der Kaiser von Russland hat als Kind einer Zeit, welche wirklich innerlich und äusserlich das erhabene Wort „Liebet Euch untereinander" wahr machen will, gehandelt. Es sind dieselben humanistischen Lehren, welche Kaiser und Volk erziehen.

4. Die Gedanken der Völker sind die Gedanken der Fürsten. Die Macht der Völker ist in die Hände der Fürsten gegeben. Der Wille der Völker spricht aus dem Friedenswunsch des russischen Kaisers.

5. Ja, durch die friedliche Einigung der bedeutendsten Mächte.

Es liesse sich eine solche Norm unter Zugrundelegung der Bevölkerungsziffer der Staaten finden.

6. Die Herabsetzung der Rüstungen muss eben aus der Ueberzeugung hervorgehen, dass der Krieg zwischen civilisirten Völkern ein ihr unwürdiger Zustand ist.

Wenn diese Ueberzeugung durchdringt, so wird die Herabsetzung der Rüstungen die Kriegsgefahr sicher nicht vermindern, sondern sogar aufheben.

7. Zunächt würden viele Industrien sehr empfindlich geschädigt.

Die ungeheure Summe, welche jetzt das stehende Heer verschlingt, könnte für geistige und wirthschaftliche Hebung des Landes verausgabt werden.

Ein unerreichtes Blühen der Wissenschaft, der Künste, der Landwirthschaft, des Handels, der Industrie und der Schiffahrt würde sich entfalten.

Alle kleineren Städte könnten durch staatliche Zuschüsse gesundheitlich gehoben werden. Der Volksbildung würden neue Stätten geschaffen werden.

Die vernachlässigten Wasserwege der deutschen Flüsse würden der Schifffahrt dienstbar gemacht.

Durch grösseren Wohlstand und höhere Lebensanschauung würden die socialen Unterschiede verwischt. Die freiwerdenden Existenzen würden sich den bürgerlichen Beschäftigungen einfügen.

Hunderttausende mehr der intelligenten Söhne des Volkes würden sich eine freie glückliche Lebensstellung durch eigene Kraft schaffen müssen.

Durch eine idealere Volksbildung würde die soziale Frage in edlere Form gebracht werden.

8. Internationale Streitigkeiten könnten nur durch sorgfältig zusammengesetzte Schiedsgerichte geschlichtet werden.

Derartige Gerichte sind gegenwärtig schon mehrfach angerufen und ihren Aussprüchen ist Folge gegeben worden.

Deutschland hat gegenwärtig als Mitglied des Dreibundes, dessen Zwecke rein friedlicher Natur sein sollen, einen Schritt auf dem Wege zum Weltfrieden gethan. Es kommt darauf an, dass die Anregung, die von Russland ausgegangen ist, ehrlich gemeint und ebenso aufgenommen wird.

9. und 10. Es scheint, dass ein sogenannter ewiger Friede möglich ist, und zwar aus folgenden Gründen:

Wenn man den Zustand Deutschlands im 16. Jahrhundert betrachtet, so sieht man mit Schrecken einen Krieg Aller gegen Alle. Allmählich gruppirten sich die Elemente um feste Mittelpunkte. Es bildeten sich grössere fester organisirte Verbände. Die Kämpfe der kleinen Gewalten verminderten sich und windstillere Zonen entstanden, in denen der Bewohner ungestört seinen Geschäften nachgehen konnte.

Nach den letzten Erschütterungen in der Mitte und zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts haben wir also in unserm Lande, wenn auch keinen Weltfrieden, so doch einen Frieden der deutschen Welt. Wenn Volksstämme, Geschlechter, Familien durch Genossenschaftlichkeit der Interessen dahin gelangen, sich nicht mehr zu bekriegen, so müssten doch auch Völkergruppen, die sich einer hohen Civilisation erfreuen, dasselbe Ziel erreichen können. Das Römerreich brachte durch Unterwerfung fast aller Culturvölker des Alterthums und durch Ausgleichung ihrer geistigen Erzeugnisse eine Art Weltfrieden unter Hadrian zu Stande, der dann allerdings durch die Anstrengungen der Barbaren stark gestört wurde. Aber wo sind heute noch gefährliche Barbaren, wenn die Völker Europas zusammenhalten. Der Friede Europas ist der Friede der Welt.

Durch einen ewigen Frieden würden neue Wege dem Menschengeist gebahnt, ferne Länder erobert und unserer Civilisation angefügt und bevölkert werden müssen.

Ungeahnte Schwierigkeiten in Klima und Bodenverhältnisse würden zu überwinden sein.

Eine endgiltige Bezwingung der Schwierigkeiten, welche sich der Luftschifffahrt entgegenstellen, wäre zu erwarten.

Kurz, das kommende Jahrhundert würde das glänzendste der neuen Zeit werden.

Der ewige Friede spricht:

Schweigt, Leidenschaften, blut'ger Völkerhass, verkrieche Dich,
Und glätte Deine sorgenvolle Stirn, Europa.
Athme auf, ein Licht will ich entzünden,
Und in der milden Flamme will ich schreiten.
Nicht mehr soll über hingemähte Menschenleiber
Und durch Ruinen gottverlassner Städte
Entmenschter Kriegerschaaren Siegruf hallen.
Nicht sollen mehr mit rothgeweinten Augen
Verlassne Bräute händeringend wachen,
Nicht Wittwen, an der kraftlos leeren Brust den Säugling,
Nach dem fern gefallenen Ernährer schrein.
Nicht vor dem Donner brüllender Geschütze
Soll mehr das ungeschützte, von der Arbeit stumpfe Volk
Im furchterfüllten Innersten erbeben.
Und nie wird mehr die Blüte unsrer Männer
In Tod und Siegthum Unsagbares leiden.
Lass mich, o Menschheit, zu Dir niederknien
Und Deine tiefen nie geschloss'nen Wunden
Mit meines Wesens Himmelsbalsam heilen.
Sieh, alle Ketten, die in Wahn und Hass
Die irregeführten Völkern eisern banden,
Sie werden vor der Allmacht meiner Sendung
Wie Spinnenfäden in das Nichts entfliehen.
Ein glanzerfüllter Morgen steigt herauf
Im heissersehnten kommenden Jahrhundert.

Ernst von Wolzogen.

Ich fühle mich weder berechtigt noch im Stande, auf Ihre bestimmt formulirten Fragen ebensolche Antwort zu geben; wenn Sie aber den Anschauungen und Hoffnungen eines Dichters Werth beimessen, der allerdings mit beiden Füssen in der hellen Wirklichkeit steht, so lassen Sie mich Folgendes sagen:

Ich glaube, dass der junge Czar in aufrichtiger, edelster Absicht sein Manifest erlassen hat. Ich glaube ferner, dass es unter den gegenwärtigen Verhältnissen vernünftig und bei gutem Willen auch ausführbar wäre, eine allgemeine Herabsetzung der Präsenzziffer der stehenden Heere vorzunehmen, etwa nach dem Grundsatz, dass jedes Land nur eine Armee erhalten dürfe, deren Kopfzahl zu berechnen wäre durch Multiplication der Länge der Landgrenze mit einem gewissen sehr geringen Prozentsatz der Einwohnerzahl. Für die Seegrenzen — wobei natürlich auch Colonien in Frage kämen — müsste jede Truppeneinheit in eine Schiffsgattung umgerechnet werden. Auf diese Weise käme man wohl um die schwebenden internationalen Streitfragen herum, denn es ist selbstverständlich, dass auch mit kleinen Heeren grosse Fragen entschieden werden können. Eine Verminderung der Kriegsgefahr würde also durch die Verkleinerung der Heere nicht eintreten, sondern eher eine Erhöhung. Trotzdem aber dürfte man diese Massnahme einen Fortschritt der Civilisation nennen gegenüber dem frevelhaften Wahnsinn, sich gegenseitig durch Ueberbietung in Rüstungen, die den Völkern das Mark aussaugen, in Furcht und Schrecken zu erhalten. Ein solches Vorgehen hätte jedoch zur unerlässlichen Voraussetzung einen — zunächst vielleicht nur europäischen — Staatenbund, dessen sämmtliche Armeen zur Execution gegen unbotmässige Mitglieder verwendet werden könnten.

Ich glaube aber nicht, dass die Zeit zu einem solchen Staatenbund schon reif ist; denn noch stützen sich unsere Gewalthaber nicht auf die Intelligenz allein, sondern vorwiegend auf Mächte, die der Intelligenz direct feindlich entgegenarbeiten. Solange zwei feindliche Völker noch mit gleicher Inbrunst denselben Gott anrufen, ihr Mordwerk zu segnen, ist auf keinen Sieg der Vernunft zu rechnen! Nur Wissen macht frei, nur Erkenntniss gerecht, und nur der freie und gerechte Mensch ist befähigt, sich mit seinen Feinden anders als durch rohe Gewalt auseinanderzusetzen. Der Weltfriede wird langsam aber sicher vorbereitet durch die Befreiung der Geister — und darum ist es meine Meinung, dass der Kampf für die Freiheit der Schule, der Wissenschaft und der Kunst, des Handels und Verkehrs u. s. w. uns dem hohen Ziele des Völkerfriedens sicherer nähern werde, als diplomatische Conferenzen und, wenn auch noch so wohlmeinende, Machtsprüche von Gewalthabern.

Dr. Michael Georg Conrad.

Unter den heutigen wirthschaftlichen und socialpolitischen Verhältnissen in Europa und bei dem Geiste, der das grosspreussische deutsche Reich beseelt, halte ich weder eine allgemeine Abrüstung noch eine wesentliche Herabsetzung der Rüstungen für möglich. Trotz der mörderischen Gefahren für unsere Civilisation hat der Militarismus seinen vollen Höhepunkt noch nicht erreicht. Eine internationale Diplomatenconferenz kann daran nichts ändern. Weder die historisch herrschenden Gewalten noch die besitzenden und nach erweiterter Macht gierigen Classen haben ein Interesse daran, die Absichten einer solchen Conferenz, soweit sie überhaupt ernsthaft sind, zu fördern. Nur die äusserste Noth und die Fähigkeit der Völker, ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen, wären im Stande, eine Herabsetzung der Rüstungen zu erzwingen. Es ist viel zu wenig Ehrlichkeit und Vertrauen in der Welt, als dass sich eine wirksame gerechte Norm für die Höhe der stehenden Heere in den einzelnen europäischen Staaten finden liesse. Es ist fraglich, ob die Herabsetzung der heutigen Rüstungen die Kriegsgefahr vermindern würde, so lange die innere Friedfertigung der Staaten noch nahezu Alles zu wünschen übrig lässt. Die Verminderung der Rüstungen würde in socialer Beziehung keinerlei friedfertigende Wirkung haben, so lange die bestehende Wirthschafts- und Eigenthums-Ordnung den Kampf Aller gegen Alle bedingt. An eine Schlichtung der internationalen Streitigkeiten auf unblutigem Wege ist erst zu denken, wenn das Rechtsgefühl der Völker durch eine gründlich veränderte ethische und historische Bildung kraftvoll und ausschlaggebend entwickelt wird. Daran ist aber bei dem gegenwärtig steigenden Einfluss des Clerikalismus nicht zu denken. In der christlichen Welt, die allen Werth des Lebens in das Jenseits und alle endgiltigen Entscheide in das „jüngste Gericht“ verlegt, bleibt der sogenannte „ewige Frieden“ auf Erden ein Phantom. Trotz aller dieser gegebenen positiven Widerstände bleibt die Friedfertigung der Völker das erstrebenswertheste Ideal menschheitlicher Cultur und der russische Kaiser, der sich so schlicht und muthig zu ihm bekannte, die menschlich liebenswürdigste Erscheinung unter den gekrönten Häuptern Europas.

Cesare Lombroso.

1. Eine vollständige Abrüstung wäre durchaus möglich. Es müsste dann ein Staatenbund zur Entstehung gelangen, in welchem die Regierung in vollster Harmonie mit den Regierten sich befindet.

2. Allerdings. Es würden dann manche Regierungen, die jetzt dem Militarismus huldigen und nur an kriegerische „Gloire" denken, selbst zum Sturze des Militarismus beitragen.

3. Durch gemeinsames Vorgehen der an der Abrüstung am meisten interessirten Staatengruppen dürfte das Ziel eher erreicht werden; noch besser durch Zugeständnisse, die die Staaten sich gegenseitig zu machen hätten bezüglich ihres Territorialbesitzes und ihrer festeingewurzelten nationalen Empfindungen.

4. Mit dem Kriege den Frieden erzwingen wollen, erscheint geradezu paradox und wirkt auch auf den ersten Blick abstossend. Ein Erfolg würde vielleicht erst nach Jahren eintreten, wenn andere Wege als ungangbar sich erwiesen haben.

5. Das dürfte schwierig sein.

6. Zweifellos; gerade wie das Verbot des Waffentragens (in Italien; d. Red.) die vorsätzlichen Körperverletzungen vermindert hat.

7. Wenn man den gerechtfertigten Bestrebungen des Volkes entgegenkommen würde, so würde auch hier gelten, was von der Wirkung der Abrüstung auf die auswärtigen Verhältnisse gesagt ist. Die Arbeitszeit müsste vermindert werden, die Versicherung für die wirthschaftlich Schwachen müsste erweitert werden, insbesondere gilt das für die am schlechtesten bezahlten ländlichen Arbeiter, die — wenigstens in Italien — deshalb ihre Scholle verlassen. Den Problemen, wie sie sich in den verschiedenen localen Verhältnissen bieten, muss zweckmässig Rechnung getragen werden: nur so werden die brennenden Fragen die bestmögliche Lösung finden.

8. Die Beseitigung des Militarismus und des übergrossen Einflusses des militärischen Gloire-Gefühls bedeutet schon einen Schritt zur Entkräftung der Aggressivpolitik der Völker untereinander und somit zur Lösung der grossen internationalen Streitfragen, die nur durch den Chauvinismus oder durch die Unterdrückung der überwundenen Volksstämme zur Entstehung gelangen.

9. Wenn man bedenkt, was die Vereinigten Staaten, die in keiner Weise zum Kriege vorbereitet waren und durchaus kein Militärstaat sind, ausgerichtet haben gegen ein militärisch geschultes Volk, gegen die gewaltige Armee der Spanier, so begreift man, wie durch eine ständige, regelmässige Recrutenaushebung, wie sie in Deutschland existiert, die hauptsächlichste Basis für den Sieg im Inneren wie gegen äussere Feinde gegeben ist. Deutschland ist dasjenige Land, welches, ohne Gefahren sich auszusetzen, die Abrüstung ins Werk setzen kann; es müsste dann aber auch der übermässigen Strenge und der ausgeprägten Herrschsucht entsagen, die es gegen die noch nicht vollständig deutsch gewordenen Volksstämme, wie beispielsweise die Slaven, ausübt.

10. Der ewige Friede erscheint zwar als vager Traum; aber viele Träume schon hat man in Erfüllung gehen sehen.

*

Peter Rosegger.

Meine Meinung in der Friedensfrage.

Sie fordern mich auf! Gut. Ich sage es kurz, in der Kriegs- und Friedensfrage, sowie immer und überall, liegen wir so, wie wir uns betten.

Die Menschen sehnen sich nach Frieden, aber sie glauben ihn nicht. Sie haben ihn, sobald sie ihn glauben. Sie müssen zu diesem Glauben erzogen werden. — Dem aus irgend welchem Grunde gewaltsam Angegriffenen, ob es nun ein Volk sei, oder ein Wanderer auf der Strasse, muss alle Welt zu Hilfe kommen. Dieser Hauptgrundsatz des Menschenthums, des Christenthums, der Civilisation muss in allen Häusern, Schulen und Kirchen, in der Zeitung und im Buche, auf der Bühne und auf der Strasse immer und immer wieder gelehrt werden, anstatt die grossen Erzräuber und Menschenschlächter als halbgottähnliche Helden hinzustellen, zum Vorbilde für Privaträuber und Mörder. Wenn das verhängnissvollste aller Vorurtheile, das von der Nothwendigkeit der Kriege, gebrochen ist, wenn der Glaube an den Frieden in unseren Staaten durch Erziehung geweckt ward, dann wird man sicherlich nicht mehr weiter rüsten, dann wird die Abrüstung sich im Sinne des hochherzigen Nikolaus selbst vollziehen. Bevor in den Völkern der Kriegsheldencultus nicht vernichtet ist, werden die Friedensconferenzen zwar die Bedeutung einer Vorarbeit haben, praktisch aber nicht gar viel ausrichten.

Die Zukunft der Mächte denke ich mir so: Jeder Mann müsste dazu verhalten sein, einige seiner besten Jahre dem Staate zu weihen, aber nicht allein zur Uebung in den Waffen, vielmehr noch zur Durchführung öffentlicher Arbeiten, Roden von Wildnissen, Trockenlegung von seichten Wassern und Sümpfen, Wildwasserverbauung, Ver-

kehrsstrassenbau, Aufführung von öffentlichen, gemeinnützigen Gebäuden aller Art. Diese Armee hätte auch für die Ruhe im Lande zu sorgen und im Nothfalle gemeinsam mit Nachtbarn den Staat vor gewaltthätigen Störenfrieden zu schützen.

Die verhältnissmässige Abrüstung Deutschlands und Frankreichs dürfte wohl erst nach der „Regelung" der Frage Elsass-Lothringens stattfinden. Dem Selbstbestimmungsrechte der Völker gemäss könnte man in Elsass-Lothringen abstimmen lassen, ob diese Länder bei Deutschland oder bei Frankreich, oder selbstständig sein wollen. Der deutsch-französische Krieg ist ja eigentlich um Elsass-Lothringen gar nicht geführt worden. Bismarck wollte die Einheit Deutschland, im Uebrigen war er selbst für den Frieden. Aber er glaubte ihn nicht und hatte seine besonderen Gründe dazu. Bismarck wie Moltke haben allerdings den Krieg einmal eine Quelle von Tugenden genannt. Mein Gott, was sollten sie denn anders thun, als den Krieg, den sie führen mussten, moralisch zu beschönigen! Bismarck meinte wohl, dass die Völker wohl zum Krieg erzogen werden können, aber nicht zum Frieden. Damit hat er die Macht der Erziehung unterschätzt. Ferner gab es zu Bismarcks Zeiten noch keine Fürsten, die vor ihresgleichen und vor den Völkern in so gewaltiger Weise den Frieden proclamierten, als es nun der Czar gethan. Es ändern sich die Zeiten. Die Frage ist in ein neues, ungeahntes Stadium getreten. Ausser den Elementen, die am Kriege und den Rüstungen ihr Interesse haben, ist Alles für den Frieden. Gelingt es uns, ein Jahrhundert einstweilen auch nur einen grossen Krieg zu verhindern, dann haben wir mehr für die Menschheit gethan, als alle gefeierten Kriegshelden zusammen.

*

General Türr.

Geehrter Herr Redacteur!

Sie waren so freundlich, mir von Ihrem gesch. Blatte einige Nummern zuzusenden, in welchem Sie die Resultate Ihrer Umfrage über den russischen Friedensvorschlag mittheilen. Ihre Aufmerksamkeit ist, wie ich mir denke, eine gelinde Aufforderung, mich über Ihre Fragen zu äussern.

Sie werden mich entschuldigen, wenn ich es unterlasse, mich an ein bestimmtes Schema zu halten. Seit einem halben Jahrhunderte stehe ich mitten im Strudel der Ereignisse und wirke in Wort, Schrift und That, um bei den politischen und socialen Wandlungen unserer Zeit Handlangerdienste zu leisten; seit etwa 30 Jahren betreibe ich meine Propaganda im Interesse einer friedlichen Lösung der Orientfrage und einer besseren Gestaltung der Nationalitäten-Verhältnisse. Da habe ich nun über Ihre Fragen meine wohlgefügten Anschauungen.

Vor zwölf Jahren erhielt ich von einem der hervorragendsten Staatsmänner des zweiten Kaiserthums, von Herrn Victor Durny, ein Schreiben, welchem ich Folgendes entnehme:

„Mon général! Ich habe die Schriften, die Sie mir freundlichst mittheilten, mit lebhaftem Interesse gelesen. Dieselben sind würdig eines Mannes, der so glänzende Dienste geleistet, so ruhmvolle Wunden erhalten hat. Gestatten Sie mir die Bemerkung, dass ich mit Ihnen in gar manchen Punkten eines Sinnes bin. Schon im Jahre 1860 war ich für die Gründung der Vereinigten Staaten Ost-Europas, somit für Ihren Föderations-Vorschlag. Zur selben Zeit machte man aus Bayern den Vorschlag, wir möchten die Pfalz nehmen. Ich lehnte ab und betonte die Politik der „Puffer"; ich meinte, man solle zwischen Frankreich und Deutschland, von der Schweiz bis Belgien eine neutrale Zone errichten u. s. w. u. s. w.

Im Jänner 1888 schrieb ich für mehrere Budapester Blätter einen Aufsatz, in welchem folgende Stellen vorkommen:

„Herr von Bismarck war im Rechte, als er das Nationalitäten-Princip aufgriff und mit dessen Hilfe das Deutsche Reich errichtete. Er hat jedoch damit einen verhängnissvollen Irrthum begangen, dass er jene Kluft geschaffen, die zwischen Deutschland und Frankreich schier unüberbrückbar geworden. Er wird dadurch gerade jenes erzielen, was er am meisten befürchtete: die russisch-französische Allianz."

„Füst v. Bismarck hegt heute selbst die Ueberzeugung, dass er einen Fehler begangen, er erklärte jüngst im Reichstage, dass er sich während seiner Verhandlungen mit Thiers beeilen musste, da er die Neutralen fürchtete; er wäre gegen die Annexion von Metz gewesen, doch hätte ihm Marschall Moltke bedeutet, dass Deutschland um 100000 Mann mehr brauchen werde, wenn Metz bei Frankreich bleiben sollte. Wenn Fürst Bismarck damals im Geiste unseres Jahrhunderts und nicht im Geiste des Mittelalters gehandelt hätte, so hätte er dem Marschall Folgendes erwidern können: „Und wenn ich Ihnen eine Million Mann Hilfstruppen bringe, können wir auf diese Annexion verzichten?" — Und dies wäre auch möglich gewesen, denn der Kanzler hätte Herrn Thiers nur Folgendes sagen sollen: Schliessen wir einen Frieden, bei welchem es weder

Beleidiger noch Beleidigte, weder Opfer noch Ausbeuter giebt: kreieren wir eine neutrale Zone und schliessen wir ein Schutz- und Trutzbündniss; bleiben wir zwei grosse Nachbarländer, die sich gegenseitig achten und schätzen, und bemühen wir uns, die Lage Europas auf Grundlage der Billigkeit und Gerechtigkeit zu schlichten."

Wäre das eben im Interesse der Grösse Deutschlands nicht vortheilhafter gewesen, als dieser seit siebzehn Jahren andauernde Zustand von ewigen Rüstungen und misstrauischen Befürchtungen. Hat doch Deutschland seit einem Jahrhundert von all unseren Arbeiten nur Vortheile gehabt! Wir können sagen, dass wir Alle, von Lassale bis zum Papst, für den König von Preussen gearbeitet haben! Nun werden wir aber sehen, für wen der König von Preussen arbeitet, indem er das Bismarcksche Recept befolgt. Das muss jedoch jeder denkende Mensch einsehen, dass die Völker diese immerwährenden Rüstungen nicht ertragen werden; diese werden Europa zu Grunde richten, und dies zwar um so eher, als sich im Falle eines europäischen Krieges an 8 Millionen Streiter auf einander stürzen müssten. Für Europa mag es gleichgiltig sein, ob die Vorherrschaft von Preussen oder von Russland geübt wird; in beiden Fällen eilt es dem Ruin entgegen. Nur die Vereinigung der europäischen Staaten könnte diesem Ruine Einhalt gebieten. Dabei könnte Europa in den barbarischen Gebieten eine erspriessliche Colonial- und Culturpolitik betreiben und dabei sich gegen die von jenseits des Oceans drohende Gefahr wirksam schützen. Wenn wir jedoch in Zwietracht bleiben und fortfahren, uns gegenseitig zu zerfleischen, so wird die Neue Welt mit ihren imponirenden Fortschritten und Reichthümern das alte Europa überflügeln und erdrücken."

Was ich hier vor zehn Jahren, und in andern Artikeln vor zwanzig und dreissig Jahren geschrieben, bewahrheitet sich, denn Nordamerika ist wirthschaftlich übermächtig geworden und sein auswärtiger Handel beginnt jenen des britischen Reiches zu überflügeln. Fürst Bismarck ist ausser Dienst gestellt und auch dem irdischen Jammerthal entrückt worden, aber die von ihm gefürchtete russisch-französische Allianz ist zu Stande gekommen.

Mit kluger Einsicht suchte Fürst Bismarck den Krieg zu meiden und betonte, dass bei einem jetzigen Kriege dem Besiegten eine furchtbare Schröpfung, das saigner à blanc bevorstehe. Aber er hat ausser Acht gelassen, dass sein Wehrsystem von Jahr zu Jahr steigende Auslage erfordert, und wir sehen, wie die Völker damit fortwährend geschröpft werden, so dass mit der Kriegsbereitschaft früher oder später eine volkswirthschaftliche Erschlaffung eintreten muss. Und vor dieser werden uns auch die schneidigsten Armeen nicht schützen.

Es fällt mir nicht bei, für eine totale Abrüstung einzutreten. Ich habe es in meinen Friedensreden stets betont, dass die Paragraphen des bürgerlichen und des Strafgesetzbuches durchaus nicht genügend sind, um die Gesellschaft zu schirmen, dass Polizei und Gendarmerie immer nöthig sein werden. Das militärische Leben bietet der Jugend einen sehr erspriesslichen Tummelplatz zur Uebung der physischen Kraft, des Muthes, der Disciplin und sonstiger Tugenden, aber zu diesen Zwecken bedarf es keiner Millionen stehender Armeen; mit der Hälfte des heutigen Standes könnte man ebensogut auslangen. Die Schweiz hat eine bedeutende Armee, die jedoch relativ nur ein Fünftel von dem kostet, was in Grossstaaten verausgabt wird.

Das Wort von der Vereinigung der europäischen Staaten ist nun auch von dem mächtigen Czaren aller Reussen ausgesprochen worden. Es ist somit keine Utopie mehr, dass Europa, welches früher so viele Staaten zählte und jetzt zwei Lager bildet, den Zweibund und den Dreibund, nur noch einen weiteren Schritt thun könne, um die Vereinigung der europäischen Staaten zu bewerkstelligen. Auch sind die zwei Lager nicht mehr so scharf geschieden, denn die Beziehungen zwischen Russland einerseits, Oesterreich-Ungarn und Deutschland andererseits sind vortrefflich, zwischen Italien und Frankreich befriedigender als früher. Die Einigung zwischen den zwei grossen Gruppen erscheint somit nicht ausgeschlossen, und da der Anschluss der Kleinstaaten vorauszusehen ist, könnten die noch schwebenden Streitfragen ausgeglichen werden. Ich spreche nur von fünf Grossmächten, denn ich betrachte England immer als outsider. Von seiner Bevölkerung und seinem Gebiete gehört etwa ein Zehntel zu Europa; die übrigen neun Zehnttheile gehören anderen Welttheilen an. Uebrigens ertheilt uns England eine Lection, wie man mit einer kleinen Landarmee eine Weltmacht gründen kann, sofern man über eine starke Flotte und eine günstige Insularlage verfügt. Freilich müsste sich auch England anders waffnen, wenn der Aermel-Canal nicht breiter wäre als der Rhein, und selbst der englische Premier Lord Salisbury hat in seiner Rede im verflossenen November-Bankett des Lord Mayors sich geäussert, dass nur die Einigung der europäischen Staaten einen Frieden und Wohlstand erzielen können.

Wir müssen nun alle Hebel ansetzen, auf dass die von Kaiser Nikolaus II. angeregte Conferenz zusammentrete. Die Skepsis, die man dem Projecte entgegenbringt, scheint mir nicht wohl begründet. Es sind auf internationalen Conferenzen überaus

verwickelte Fragen des Handels und Verkehrs, des Postwesens, ja auch der Strafhausarbeit in gedeihlicher Weise gelöst worden. Sollte Europa nach so grossen Errungenschaften der Wissenschaft, nach so bitteren Erfahrungen nicht im Stande sein, seine allerwichtigsten gemeinsamen Interessen durch internationale Gesetze zu schützen? Und wenn nicht?

Nun, so müssen wir einer Katastrophe gewärtig sein. Dann wird das Verhängniss hereinbrechen. So wie einst das römische Weltreich, so wäre nun Europa dem Verfalle geweiht. Nur würde man denselben nicht irgendwelchen Barbaren aufs Kerbholz schreiben können. Niemand anders könnte denselben verschuldet haben, als nur unsere eigene Eifersüchtelei, unser kurzsichtiger Egoismus, unser eigener Barbarismus.

* * *

Ein grosser Theil vorstehender Antworten sind das Ergebniss einer Umfrage, die die „Neue Hamburger Zeitung" veranstaltete. Die Fragestellung hatte folgenden Wortlaut:

1. Halten Sie eine allgemeine Abrüstung oder wenigstens eine Herabsetzung der übermässigen Rüstungen in Europa für möglich?
2. Erscheint Ihnen eine internationale Conferenz zur Herbeiführung der Abrüstung als wirksames Mittel? Erwarten Sie von einer solchen Conferenz ein positives Ergebniss oder nicht?
3. Sind Sie der Meinung, dass dasselbe Ziel auf einem anderen Wege besser und zweckmässiger erreicht werden kann?
4. Glauben Sie, dass es möglich ist, eine Herabsetzung der übermässigen Rüstungen zu erzwingen, ohne selbst wieder zu kriegerischen Mitteln zu greifen?
5. Halten Sie es für möglich, eine gerechte Norm für die Höhe der stehenden Heere in den einzelnen Staaten zu finden, die Aussicht auf Verwirklichung hat?
6. Sind Sie der Meinung, dass die Herabsetzung der übermässigen Rüstungen die Kriegsgefahr vermindern würde?
7. In welcher Weise würde nach Ihrer Meinung diese Verminderung der Rüstungen auf die inneren Verhältnisse der einzelnen Staaten zurückwirken, besonders in socialer Beziehung?
8. In welcher Weise denken Sie sich bei einer Abrüstung die Schlichtung von internationalen Streitigkeiten?
9. Wie denken Sie über die Abrüstung in Beziehung auf die besondere politische und geographische Lage Deutschlands?
10. Wie denken Sie über den ewigen Frieden?
11. Sonstige Bemerkungen.

Einige Pressstimmen über den Vorschlag des Czaren.

A. H. F. in der „Berliner Zeitung" vom 2. September.

Warum sollte das, wenn der gute Wille und vor allen Dingen das eigene Interesse gebieterisch vorhanden ist, warum sollte an dem Zustandekommen einer solchen Abmachung gezweifelt werden. Ist es nicht viel schwerer gewesen, die Petersburger Convention des Jahres 1859 oder die Genfer Convention zu Stande zu bringen. Diese beiden Vereinbarungen der Weltmächte, denen nach und nach alle Staaten der Erde beigetreten sind, haben doch ein viel schwierigeres Ziel vor sich gehabt. Sie gingen aus, die entfesselte Bestie zu bändigen. Diese beiden Conventionen zur Humanisirung des Krieges haben mitten in das wilde Würfelspiel die Gesetze der Menschlichkeit hineingetragen, haben der abgeschossenen Kugel eine Bahn vorgeschrieben, haben den Mord europäisirt, haben das Blutbad durch Gebote der Menschlichkeit eingedämmt. Sollte das, was dem entfesselten Kriege, dem vollzogenen Ausbruch der Gewalt gegenüber möglich war, im Frieden nicht möglich sein? Sollte es nicht leichter sein, eine Uebereinkunft zu schaffen, die den Friedenszustand erträglicher macht, wenn es möglich war, eine Uebereinkunft fertigzustellen, die die Schlacht, die den Krieg erträglich macht. Sollte die Humanisirung des Friedens nicht zustande kommen können? Man hat die Anhänger der Friedensbewegung Utopisten und Schwärmer genannt, und jetzt stellt es sich heraus, dass diese Utopisten und Schwärmer auf der Seite der Gegner dieser

Beweguеg standen. Diese glauben auf einmal an das tausendjährige Reich, das der Czar vorbereiten will, an den Gottesfrieden auf Erden, an eine waffenlose und kriegslose Zeit, und sorgen sich schon darum, was denn die Officiere anfangen sollen, wenn die Armeen heimgeschickt werden. Davon ist ja noch immer keine Rede! Vorerst heisst es nur, die Drehung der endlosen Schraube einzuschränken, keine neuen Officiersstellen zu schaffen. Dass eine Vereinbarung, wie sie der Czar vorschlägt, möglich ist, erscheint uns über allen Zweifel erhaben. Den hungrigen Interessen der einzelnen Völker bleibt Spielraum genug für ihre ehrgeizigen und blutigen Pläne.

•

„Beobachter", 31. August.

Wir setzen deshalb auch noch nie einen Zweifel darein, dass einmal doch auch im internationalen Verkehr die Machtfrage durch die Rechtsfrage verdrängt werde. Wir sind aber nicht optimistisch genug, jetzt von der Initiative des Czaren eine über Nacht erfolgende Lösung des Problems zu erwarten. Dagegen wird alles einig sein darin, dass durch die Kundgebung des Kaisers von Russland den berechtigten Bestrebungen der Friedensfreunde nicht nur mehr Aufmerksamkeit und Beachtung geschenkt werden wird, sondern dass auch ihre Position an Kraft gewinnt, dass die Friedensidee wieder um verschiedene Grade ihrer Verwirklichung näher gerückt ist.

•

„Pester Lloyd" vom 30. August.

Aber sie kann doch einen bedeutenden Erfolg bringen. Die Rüstungen sind eher Symptome eines Leidens, an dem die Staaten kranken, als das Leiden selbst. Die Abrüstung kann daher auch nicht auf die Einladung hin, und sei sie noch so zutreffend und einleuchtend motivirt, erfolgen, sondern nur durch die Beseitigung des Leidens. Dann ergiebt sich die Abrüstung ohne vorhergehende gefährliche internationale Diskussionen gleichsam von selbst. Das Leiden aber besteht in der völligen Unsicherheit, von der die Beziehungen der Staaten beherrscht sind, in dem Mangel einer jeden wirksamen Rechtsgrundlage. Wo Recht fehlt, da entscheidet Gewalt und darum mussten sich die Staaten, die von einander jederzeit eines plötzlichen Gewaltaktes gewärtig sein können, mit möglichst viel Gewaltmitteln ausrüsten, gilt für jeden von ihnen das toujours en vedette! Hört diese Unsicherheit auf, wird eine Rechtsgrundlage geschaffen, entsteht ein allgemein anerkannter Codex des Völkerrechts, wie er schon längst von der bekannten, aus Völkerrechtslehrern und Politikern zusammengesetzten Friedensgesellschaft angestrebt wurde, und wird ein richterliches Forum zur anerkannten Interpretation dieses Rechts als ständig organisirt — dann werden die Schwierigkeiten einer allgemeinen und relativ gleichmässigen Abrüstung von selber fallen, dann wird auch eine Controlle nicht sonderlich von nöthen sein.

•

„Landeszeitung" vom 30. August.

Was nun die praktische Durchführbarkeit des russischen Friedensvorschlages angeht, so glauben wir in der That, das auf dem Wege internationaler Abmachungen eine Herabsetzung der übermässigen Rüstungen zu erreichen ist.

•

Das „Novoje Vremja"

findet, der Name „Abrüstungsconferenz" würde den wirklichen Aufgaben dieser Zusammenkunft wenig entsprechen. „Von einer Abrüstung" — sagt das Blatt — „kann Europa nicht einmal träumen. Eine grosse Wohlthat wäre für sie auch nur der erste Schritt zur Befreiung von dem Drucke des jetzigen Militarismus, ein Schritt, der eine Linderung und Beschränkung seiner Last brächte. Jedenfalls wird das praktische Resultat der Conferenz danach sein, wie sich Europa und mit ihm die ganze civilisirte Welt bei diesem Examen zeigen wird, von Bedeutung ist aber auch schon die Thatsache, dass die Frage auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Von jetzt ab werden die besten Köpfe der Welt nicht mehr im Stande sein, sich von ihr abzuwenden, bis sie schliesslich gelöst werden wird zum Wohle der künftigen Generationen, welche glücklicher sein werden, als die unsere. In der Geschichte Europas bleibt aber trotzdem das denkwürdige Factum verzeichnet, dass knapp am Ende des jetzigen Jahrhunderts und nach der Lösung des spanisch-amerikanischen Krieges die Stimme des russischen Monarchen ertönte und die ganze civilisirte Welt einlud, über die Grundlagen eines allgemeinen Friedens nachzudenken, die von den Staaten und Völkern jene schweren und unerschwinglichen Opfer nicht erfordern würden, welche die Erhaltung der jetzigen internationalen Zustände von ihnen erheischt."

•

Der „Světˮ

schreibt: „Unser grosser russischer Moskauer Festtag zur Ehrung des Andenkens des Kaisers Alexanders II. kann zu einem Festtage der ganzen gebildeten Welt werden, wenn die europäischen Mächte die edle Aufforderung unseres Monarchen zur Abrüstung beherzigen werden. Nehmen alle Mächte den russischen Antrag so aufrichtig und ernst auf, wie er gemeint ist, so kann das anbrechende zwanzigste Jahrhundert einen Sieg der Idee des allgemeinen Friedens über die Macht der Wirren und der Zwietracht bringen!ˮ

*

Die „Novostiˮ

führen aus: „Es versteht sich von selbst, dass die Abrüstungsfrage nicht an und für sich gelöst werden kann, ohne vorherige Klarstellung und Beseitigung jener Gründe, welche den jetzigen Rüstungen zu Grunde liegen und die Conferenz der Mächte wird nolens volens ihre gegenseitigen Prätensionen revidiren, jede derselben auf einen bestimmten Nenner bringen und die Massregeln und Mittel beantragen müssen, um denselben auf dem Wege friedlicher Uebereinstimmung Genüge zu thun! Wer weiss? Vielleicht wird das Ende des Jahrhundertes die endliche Liquidirung der jetzigen gefahrvollen internationalen Politik bringen und der Menschheit wird es gelingen, in das zwanzigste Jahrhundert im Vollbesitze ihrer moralischen und physischen Kräfte zu treten!ˮ

*

„Aegyptischer Curierˮ (Cairo) den 3. September.

Ueberraschend, verblüffend in jeder Beziehung! Nachdem noch kaum zwischen Spanien und Amerika der blutige Strauss ausgefochten, nachdem noch kaum jene beunruhigenden Gerüchte über die Lage im fernen Osten, wo schon der Krieg zwischen Russland selbst und England als unvermeidlich durch eine pessimistische Presse bezeichnet wurde, wir sagen nachdem jene Gerüchte noch kaum einer ruhigeren Auffassung der Sachlage Platz gemacht haben, kommt uns mit einem Male eine solche Friedensbotschaft! Mit welchem Hochgefühl wird Frau Bertha von Suttner den 29. August in ihr Tagebuch eintragen, sie, die beredte Fürsprecherin der Idee des ewigen Friedens! Sie hat Recht, wenn sie es thut, denn nach so vielen Verspottungen, welche die Vertreter des Abrüstungsgedankens mussten über sich ergehen lassen, haben sie hier mit einem Male einen Erfolg zu verzeichnen, der selbst ihre vorläufigen Erwartungen übertrifft; ist es doch der mächtigste Autokrat der civilisirten Welt, der mit seinem Vorschlage sich gewissermassen ihrer Bewegung anschliesst und sie durch ein officielles Dokument sanctionirt!

*

„Münchner Neueste Nachrichtenˮ, 30. August.

Der Czar, dessen sind wir überzeugt, meint es aufrichtig gut mit seinem Volke und den andern Völkern der Erde, denen er die köstlichen Segnungen des Friedens sichern möchte. Aber sind die Elemente, die treibend hinter dem wohlwollenden jungen Monarchen stehen, eines gleichen Vertrauens würdig? Sind die Werkzeuge, die seine idealen Wünsche auszuführen berufen sind, über den Verdacht erhaben, dass sie unter dem Vorwande des allgemeinen Wohles nur specifisch russische Zwecke fördern werden? Der besonnene Politiker wird nicht ohne Weiteres diese Frage verneinen —, aber er zieht die Lehren der Geschichte und seine Kenntniss der Menschen und Dinge zu Rathe und, so wenig er geneigt sein wird, ein vorschnelles Nein zu antworten, noch weniger wird er sich von gedankenloser Begeisterung zu einem übereilten Ja hinreissen lassen. Mit Faust ruft er:

Die Botschaft hör' ich wohl,
Allein mir fehlt der Glaube!

*

Die „Timesˮ vom 29. August.

„Für England deuten die Vorschläge des Czaren einen Zweck an, der, wenn er erreicht werden könnte, die grössten unserer internationalen Interessen fördern und die bleibendsten unserer nationalen Bestrebungen befriedigen würde. In der eigentlichen auswärtigen Politik ist England eine gründlich conservative Macht. Wir haben längst jeden continentalen Ehrgeiz aufgegeben, und es giebt keine Macht in der Welt, die durch irgend eine Störung des bestehenden territorialen status quo weniger zu gewinnen und mehr zu verlieren hat. Die Zeit ist längst vorüber, in der, wie in den Tagen des älteren Pitt, der britische Handel in einem Kriege nur mittelst eines solchen blühend gemacht werden konnte. Das grösste unserer Interessen ist Frieden; und so empfindlich ist unser Welthandel, dass selbst Kriegsgerüchte uns mehr Schaden zufügen, als ein Krieg selber eine Macht schädigen dürfte, die weniger als England abhängig von einem freien Tauschhandel mit der ganzen Welt ist. Wenn Russland, das ebenfalls eine

grosse, aber noch unentwickelte industrielle Zukunft vor sich hat, ebenso völlig davon überzeugt ist, als wir in England, dass seinen Hilfsquellen besser durch die wohlthätigen Friedenskünste als durch die verheerenden und unökonomischen Kriegskräfte gedient ist, können Engländer, als ein im Wesentlichen friedliebendes Volk, die Ankündigung des Czaren mit der grössten Herzlichkeit als eine frohe Kunde begrüssen, die, was auch ihr thatsächlicher Ausgang sein mag, dem hochherzigen und erhabenen Geist der Humanität dieses Herrschers dauernde Ehre bringt. Es kann natürlich nicht in Abrede gestellt werden, dass in der Praxis viele Schwierigkeiten die Erfüllung der Wünsche und Vorschläge des Czaren hemmen werden. Es liegt nicht in der Macht eines Herrschers, so gross er auch sein mag, die Strömung nationaler Gesinnung sofort in neue und unerprobte Canäle zu leiten. Die geplante Conferenz mag niemals zusammentreten, oder wenn sie zusammentritt, dürfte es nur sein, um zu entdecken, dass die ihr unterbreiteten Zwecke unerreichbar sind. Aber selbst wenn sie niemals zusammentritt oder wenn sie zusammentritt, nur um zu scheitern, wird jedenfalls etwas gewonnen sein. Bestrebungen, die bisher nur die von Träumern und Schwärmern gewesen, sind von dem Herrscher eines grossen Reiches in einen Vorschlag für ernste und praktische internationale Erörterung verkörpert worden. Selbst wenn die Conferenz ergebnisslos bleibt, kann hinfort Nicolaus II. nichts die Ehre rauben, Frieden und Abrüstung in die Sphäre praktischer Politik gebracht und sie ein für allemal aus der Rumpelkammer blosser academischer Erörterungen herausgeholt zu haben. Gute Menschen aller Zeitalter haben von Frieden und Wohlwollen geträumt. Der Czar ist kein blosser Träumer, sonder der Herrscher einer grossen Nation, ein Mann, der nicht zu Philosophen und Schwärmern, sondern zu praktischen und verantwortlichen Staatsmännern spricht. Was auch das Ergebniss seines Vorschlags sein mag, dieser muss hinfort in einem praktischen Geiste von den praktischen Staatsmännern aller civilisirten Nationen erörtert werden, und kein weiser Mann wird behaupten, dass, selbst wenn dies Alles ist, der Czar nicht wenig vollbracht hat. Es bleibt abzuwarten, wie die Vorschläge des Czaren von den verschiedenen interessirten Mächten aufgenommen werden dürften."

*

„Daily News."

„Ein edlerer Plan wurde von einem Beherrscher von Menschen wohl noch niemals zur öffentlichen Kenntniss gebracht. Dass unsere Regierung es sofort annehmen wird, darf natürlich als ausgemacht gelten. Wir haben neulich ernste Differenzen mit Russland gehabt, und seit der Vertagung des Parlaments drohten sie sogar acut zu werden. Aber sie verschwinden in ein unbedeutendes Nichts im Vergleiche mit einem Plane, der alle internationalen Streitigkeiten durch diplomatische Methoden allein gelöst sehen will. Frankreich, obwohl stolz auf seine Armee und entschlossen, seine Marine zu reorganisiren, wird sich nicht weigern, der Führung Russlands zu folgen. Deutschland dürfte mit eifersüchtigem Auge auf den Vorschlag eines Rivalen und eines Nachbarn blicken, wenn es nicht bereits, wie anzunehmen ist, vorher befragt worden. Aber eine Nation, die sich von einem solchen Congresse fernhielte, würde Gefahr laufen, als ein gemeinsamer Feind betrachtet zu werden."

*

„Daily Chronicle".

„Die Abschaffung der drohenden Kriegsgefahr würde eine so gewaltige und prächtige Reform sein, dass alle anderen möglichen Besserungen des Looses der Menschheit auf diesem Planeten vergleichsweise unbedeutend sind. Zwei Grossmächte werden natürlich sofort Antworten ertheilen, in denen sie sich verpflichten, zu Gunsten des Friedens Schritte zu ergreifen, die sich denen anderer Nationen zum Mindesten gleichstellen. Dies sind: Grossbritannien und die Vereinigten Staaten. Die nächsten paar Tage werden zeigen, was andere Nationen thun werden."

*

„Hannoverischer Kurier" vom 31. August.

Nach unserem Dafürhalten, nach den Gesetzen der Logik, nach der Erkenntniss der nothwendigen Uebel in dieser an Anormalem überreichen Welt ist die „Abrüstungsidee" eben bloss eine Idee. Solange die Menschen dieselben bleiben in ihren Wünschen, Neigungen, Ideen, Leidenschaften und Bosheiten, solange sind Ursachen zum Kriege da. Si vis pacem, para bellum. Der Krieg ist weiter nichts, als die letzte entscheidende Instanz bei einem Rechtsstreite zwischen zwei Völkern. Solange es noch eine Geschichte giebt, wird der Krieg voraussichtlich die Bahnen derselben bereiten; denn alle grossen Ideen, welche einen Fortschritt in der Menschheitsentwickelung bedeuten, sind niemals ohne Kampf zum Durchbruch gekommen. Ist die Geschichte das Weltgericht — und wer möchte das leugnen? — dann ist unter Umständen auch ein Exekutionsverfahren nothwendig, und dies wird eben vollzogen durch den Krieg.

Diese dura necessitas wird auch Nicolaus II. nicht aus der Welt bringen. Seine Friedensidee ist zwar schön, aber doch bleibt sie eine Utopie!

•

„Schlesische Zeitung" vom 30. August.

Das denkwürdige Manifest des Czaren Nicolaus, das das russische Amtsblatt gestern veröffentlicht hat, ist hier für alle Welt eine Ueberraschung gewesen. Nicht als ob man in gut unterrichteten Kreisen hier jemals an der aufrichtigen Friedensliebe des jungen Kaisers gezweifelt hätte! Aber von der ehrlichen und tief gewurzelten Ueberzeugung, dass der Friede der Welt das köstlichste Gut der Völker sei, bis zu der Aufforderung an alle Mächte, auf einer Conferenz in St. Petersburg gemeinsam Mittel und Wege zu berathen, die „den ungeheuerlichen Rüstungen ein Ziel setzen", ist doch ein sehr weiter Schritt. Kaiser Nicolaus hat diesen Schritt gethan! Und die Sprache, die seine Kundgebung führt, ehrt seine ideale, von den edelsten Tugenden erfüllte Gesinnung in noch höherem Masse als der Entschluss, mitten in das waffenstarrende Zeitalter als Bote des Friedens, als Herold einer neuen Zeit zu treten. Solchem Unternehmen entspricht auch die ungewohnte Form der Veröffentlichung. Statt sich in den alten Traditionen diplomatischer Bräuche zu verlieren, wendet sich der Czar mit seinem Manifest laut und offen an die Staatsoberhäupter und die Völker zugleich.

•

„Germania" (Sao Paolo) vom 4. September.

Kein Zeitpunkt aber scheint uns geeigneter wie gerade der jetzige, um einem derartigen erhabenen Kulturfortschritt zur Verwirklichung zu verhelfen. Wir nähern uns immer mehr der Zeit, wo es auf der Erde kein herrenloses Land mehr geben wird, wo aller Besitz in festen Händen, alle Machtmittel also vertheilt sein werden. Ein Hauptgrund internationaler Konflikte würde damit aus der Welt verschwinden. Differenzen handelspolitischer und sonstiger Natur zwischen den Völkern werden freilich, solange unsere Gesellschaft von der Nothwendigkeit der Grenzpfähle und des Privateigenthums überzeugt bleiben wird, fortbestehen, nichtsdestoweniger werden diese Streitigkeiten aber die bittere Schärfe verlieren, die ihnen gegenwärtig, wo sie gleichbedeutend mit Machtfragen sind, ihr abstossendes Gepräge geben. Es wird möglich werden, und bereits sprechen Beispiele für diese Möglichkeit, internationale Streitfragen durch Schiedsgerichte, und wenn nicht anders, durch Machtsprüche zu schlichten. Ein weiterer Grund aber, der uns den gegenwärtigen Zeitpunkt als besonders günstig erscheinen lässt, zum Abrüsten zu blasen, ist die Thatsache, dass gerade die jüngste Vergangenheit uns die Bestie Militarismus in ihrer abschreckendsten Gestalt, in ihrer fürchterlichen Grausamkeit erschauen liess und uns Gelegenheit bot und bietet, die Folgen ihres Wüthens an lebendigen Beispielen zu beobachten. Wir erinnern an den soeben beendeten spanisch-amerikanischen Krieg. Welche Unsumme von Menschenkraft und Blut ist hier vergeudet worden und was hat man erzielt? Seuchen fürchterlichster Art decimiren die Bevölkerung eines der schönsten Länder der Erde. Rauchende Trümmerhaufen kennzeichnen die Stellen, wo einst blühende Felder, friedliche Ansiedlungen waren. Und das Alles nur, weil die Menschheit sich nicht von dem Gedanken zu emanzipiren weiss, dass es noch andere Mittel giebt, als rohe Gewalt, um sich unter einander zu verständigen. — Möge des Czaren Friedensruf nicht ungehört verhallen!

Das Zeitungswesen.

Von allen Errungenschaften der Neuzeit ist uns keine unentbehrlicher, als die Zeitung. Ohne sie würde uns das Leben still zu stehen scheinen. Was die Eisenbahn für den äusseren Verkehr ist, das ist für den geistigen die Zeitung. Mit märchenhafter Schnelligkeit häuft der Telegraph jeden Tag einen Berg von Nachrichten aus der Nähe und Ferne vor uns auf. Die Neugier treibt uns, die Zeitung in die Hand zu nehmen, unseren Wissensdurst daraus zu löschen. Sie erhält uns auf dem Laufenden über Alles, was in der Welt und um uns her vorgeht, sie bietet uns das Spiegelbild der Zeit, in der wir leben. Aus den in den Zeitungen aufgesammelten Notizen fliesst der Strom der Geschichte zusammen. Kunst und Wissenschaft fördern die Goldbarren zu Tage, die Zeitungen prägen sie zu kursierender Münze. Die Zeitungen verdrängen immermehr die Buchliteratur, für Viele sind sie die einzige geistige

Nahrung, woraus sie ihr Wissen schöpfen. Die Zeitungen haben eine hohe bildende erziehliche Aufgabe. Um sie zu erfüllen, müssten sie unabhängig, selbsständig, für Alle vorhanden sein. Sind sie es? Hellwald sagt: „Wie die Dinge heute liegen, sind die Zeitungen auf möglichst hohen materiellen Gewinn zielende Geschäfte, bei denen der Satz: Der Vortheil treibt das Handwerk, vollgilt.“

Die Presse ist frei, die Zensur ist abgeschafft, aber die Zeitungen sind nach anderer Seite gebunden. Das Capital, das sie beanspruchen, ist der Grund, dass sie zum Eigenthum dessen werden, der es aufbringt. „Die Zeitung ist mein, ich habe sie ins Leben gerufen, ich erhalte sie auf mein Risiko,“ so sagt der Inhaber. Für die Plage, die ihm die Zeitung verursacht, will er etwas haben, für die Kurzlebigkeit seines Productes entschädigt er sich durch den Gewinn. Er will wissen, welchen Nutzen er davon hat, wenn er zu Gunsten des A. oder des B. schreibt. Er sucht den Wünschen des Publikums auf alle Weise entgegen zu kommen, seinen Anschauungen und seinem Geschmack sich anzupassen. Wer der öffentlichen Meinung sich anbequemt, der wird von ihr getragen.

Der Schriftsteller hat den prophetischen Beruf, die Wahrheit zu erforschen, frei zu sagen aus seinem Innern, was er als wahr und gut erkannt hat, der wechselnden Meinung Halt zu gebieten, im Sturm der durcheinander brausenden Leidenschaften das lösende Wort erschallen zu lassen. Nicht der ist ein echter Schriftsteller, der viel oder geschickt schreibt, sondern der so schreibt, wie es der Gegenstand, den er gewissenhaft erforscht hat, fordert.

Zu diesem Ideal des Schriftstellers tritt die Wirklichkeit in schroffen Contrast. In der Zeitung wird das Schriftstellern aus dem Zweck zum Mittel. Der Mitarbeiter muss schreiben, was der Redacteur ihm vorschreibt. Da heisst es sich fügen, parieren auf's Wort, auf die eigene Ueberzeugung verzichten. So wird der Schriftsteller zum Handlanger, kommt die Mittelmässigkeit, die Oberflächlichkeit, der Zunftsinn oben auf. Schriftstellern nicht aus innerem Beruf, sondern auf Bestellung, nach Anweisung, artet in Rhetorik und Sophistik aus.

In Deutschland befinden sich die meisten Zeitungsschriftsteller in der kläglichsten Lage. Wer eine feste Stellung mit 120 bis 150 Mark monatlich hat, ist froh, dass er sie hat. Wieviel anders ist ihre Stellung in England. Dort können tüchtige Zeitungsschreiber zu den höchsten Aemtern gelangen. Die Times behauptet ihre Objectivität dadurch, dass sie Aufsätze, die ausserhalb des Zeitungswesens Stehende einsenden, wenn sie überhaupt gut und brauchbar sind, abdruckt und bezahlt. In Deutschland werden Manuscripte von Männern, die weder vom Zeitungsfach, noch hohe Beamte sind, gewöhnlich nicht angenommen — was wollen Sie, dafür haben wir unseren Specialisten, so heisst es — oder schonungslos verändert und zurechtgeschnitten, bis sie so sind, dass sie nicht als die Arbeit des Einsenders, sondern als die der Redaction erscheinen. Den Wiener Redacteuren wird nachgesagt, dass sie sich schwer entschliessen, von einem Nicht-Mitredacteur Verfasstes aufzunehmen, ihren Mitarbeitern, dass sie neue Kräfte nach Möglichkeit abwehren. Eine völlig unabhängige Zeitung, worin alle zum Wort kommen, die Sprechsaal für jede Richtung ist, existiert in Deutschland zur Zeit nicht.

Der geplagteste Mann im Zeitungswesen ist der verantwortliche Redacteur. An ihn wenden sich Alle, die in der Zeitung mit Recht oder Unrecht Etwas verschnupft hat. Er soll ausbaden, was Andere ver-

schuldet haben. Er scheint unabhängig zu sein, aber in Wahrheit wird er bearbeitet, lässt er sich bearbeiten. Den Rücken, der ihm nach oben krumm geworden ist, beugt er sich nach unten wieder gerade. Das Tanzen auf Eiern, zwischen Schwertern von tausend Vor- und Rücksichten ist ganz dazu angethan, den in Kurzem aufzureiben, der es ernst nimmt. Dagegen hilft die Auffassung der Redaction als Geschäft.

Die Zeitungen werden gehalten:

1. Von den Neugierigen, die gern wissen wollen, was in der Welt vorgeht. Die Zeitungen begannen mit Nachrichten von Ereignissen, später gingen sie zu Besprechungen über. Die Nachrichten liefern den Denkstoff, die Leitartikel ziehen die Quintessenz oder die Lehre daraus. Anfangs mussten die Zeitungsschreiber selbst die Nachrichten sammeln. Seitdem die Speculation dieses Geschäftes sich bemächtigt hat, bedürfen sie des eigenen Fleisses nicht weiter. Die Nachrichtenbureaux sammeln die Neuigkeiten aus allen Himmelsgegenden, stellen sie zusammen, redigieren die Leitartikel, liefern sie oder auch fertige Blätter mit leeren Seiten für die Annoncen und Inserate den Redactionen für einen geringen Abonnementspreis. Die zusammengestellten Notizen, meist politischen Inhalts, führen den Namen „Waschzettel" zur Bezeichnung ihrer geschäftlichen Bestimmung. Die Localblätter bringen Neues und Originales nur unter dem „Localen". Alles Andere ist Abdruck. Hierher gehören auch die Drahtnachrichten.

2. Von den Geschäftsleuten. Diese benutzen die Zeitungen als Anschlagsäulen von Angebot und Nachfrage. Der Eine speculirt an der Börse, der Andere macht Geschäfte in Gesundheitsliqueur, der Dritte verleiht Fahrstühle. Die Redacteure bieten die Zeitungen aus als Mittel der Publicität. Sie sagen: Die Unternehmer brauchen uns zum Bekanntwerden, Ansehen zu gewinnen. Sie können uns nicht zumuthen, dass wir ihnen unsere Blätter umsonst zur Verfügung stellen. Die Reclame muss bezahlt werden.

Die Börsenzeitungen, welche ursprünglich zur Bekanntmachung und Empfehlung von Geldgeschäften und Actienunternehmen bestimmt waren und die Politik nur insoweit berührten, als sie den Geldmarkt beeinflusst oder von ihm beeinflusst wird, haben sich zu finanzpolitischen Organen aufgeschwungen, die nicht ohne Gefahr unbeachtet gelassen werden dürfen. Das Publikum ahnt nicht, was hinter den Coulissen vorgeht. Die Emission der neuen rumänischen Anleihe vorzubereiten, deren Vorzüge zu schildern, Nachtheile zu verhüllen, haben sich die Redacteure 300 bis 1500 Mark je nach der Grösse ihrer Zeitungen zahlen lassen. Der Panamaskandal hat an's Licht gebracht, mit welchen Summen französische Blätter bestochen wurden.

Die meisten grossen Zeitungen sind entweder selbst Actienunternehmen oder sie arbeiten im Interesse von Actiengesellschaften. Das Capital weiss, was es an ihnen hat und durch sie erwirbt. Die Inhaber mehrerer renommierten Zeitungen nützen deren weite Verbreitung zum Annoncen- und Reclamegeschäft aus, das so einträglich ist, dass es die laufenden Kosten des ganzen Unternehmens deckt und das Abonnement als Ueberschuss zur Vertheilung abwirft.

3. Die Parteien. Das sind die politischen Gemeinschaften, zu denen innerhalb der Staaten die verschiedenen Volksklassen sich gruppieren, ihre besonderen Bedürfnisse und Ansprüche geltend zu machen. Alle Parteien haben eine relative Berechtigung, aber jede will allein berechtigt

sein. Alle Parteien haben miteinander gemein, dass sie sich bemühen, ihr Ziel des Rechthabens und Niederwerfens des Gegners um jeden Preis zu erreichen, dass sie in der Wahl der Mittel gehen, so weit sie ungestraft gehen können — Bevormundung und Zwang auf der einen Seite, Schwören in verba magistri auf der anderen, an sich verwerflich, im Parteitreiben ist es im allgemeinen Gebrauch —, dass sie einen Grad von Terrorismus ausüben — wenn Jemand nicht sich scheut, dem Andern, um ihn auf seine Seite zu bringen, irgend eine, wenn auch noch so leise Gewalt anzuthun, so ist das Terrorismus. — Alle Parteien kennen nur eine Pflicht: Die Selbsterhaltung. Unter allen Mitteln der Selbsterhaltung ist das Hetzen das gemeinste. Die Presse soll den Meinungsaustausch vermitteln und dadurch die Wahrheit ans Licht bringen. Hierzu ist nothwendig, dass der Gegenstand nach allen Seiten beleuchtet, der Kritik der weiteste Spielraum gewährt wird. Allseitige Discussion ist aber in den Parteiblättern nicht gestattet. Von der einen Seite wird versichert, was von der anderen geleugnet wird, hier Renitenz genannt, was dort Ueberzeugung, hier Freimuth, was dort Frechheit, der Gesinnungsgenosse wird in den Himmel gehoben, der persönliche Werth des Gegners herabgesetzt. Die Grenzen der Parteien sind nicht die der Wahrheit. Wir wollen das Gute anerkennen, wo wir es finden, das Schlechte und Thörichte strafen, von welcher Seite es kommt, wir wollen dazu beitragen, dass die einseitigen Parteistandpunkte sich erniedrigen und in eine höhere Einheit sich zusammenschliessen.

4. Die Regierungen. Diese bedienen sich der Zeitungen, Stimmung zu machen für das, was sie vorhaben, oder es so darzustellen, als wäre es aus dem Willen des Volkes hervorgegangen — halb zog sie ihn, halb sank er hin. Die Regierungsacte sind meist in's Werk gesetzte Leitartikel — oder sie strecken durch sie die Fühler aus, zu erforschen, ob für diesen oder jenen Plan Stimmung vorhanden oder zu machen möglich ist: Wie wäre es, wenn wir so vorgingen? Die Regierungen wissen, was die Presse zu bedeuten hat. Nachdem sie ihre Macht, zumal in unserer Zeit, innegeworden sind und da Verbote gegen sie nichts ausrichten, haben sie gedacht wie Konstantin der Grosse, als er sah, dass die Christen ihm widerstanden: Warum sie verfolgen und dadurch stärken, warum nicht vielmehr sie an sich ziehen? Sie haben den Spiess umgekehrt, sie öffentlich oder im Geheimen sich dienstbar gemacht.

Die officiellen Zeitungen tragen den amtlichen Stempel an der Stirn, sie heissen Staatsanzeiger u. s. w., die officiösen scheinen unabhängig, aber sie werden von den Regierungen inspirirt und subventionirt. Die officiellen Zeitungen werden mit Vorsicht, um nicht zu sagen, mit Misstrauen gelesen. Jeder weiss im Voraus, was er bekommt, wenn aber, wie von selbst, durch mehrere Blätter dieselbe Melodie, wenn auch in verschiedenen Tonarten abgespielt wird — sogar Meinungsverschiedenheit in Nebendingen wird geheuchelt —, wer wird gegen solchen Ansturm sich auflehnen?

Die Pressbureaux sind die Abtheilungen der Ministerien des Innern, in denen die öffentliche Meinung gemünzt, für jede schwebende Frage das mot d'ordre ausgegeben, jedem Ereignisse die Etikette aufgeklebt wird, unter der es durch die Welt laufen soll. Die von ihnen redigirten Correspondenzen werden den Amtsblättern und den Regierungsbehörden bis zu den Gemeindeämtern unentgeltlich zugesendet. Von dem Berliner Pressbureau werden mindestens fünfzig grosse und über hundertfünfzig

kleinere Zeitungen in Deutschland und Oesterreich mit „Meinung“ versorgt. Das sind die modernen Aeolusschläuche. Die von ihnen ausgegebenen Nachrichten und Notizen spielen wie Schneeflocken durch die Luft, bis sie auf die Erde fallen und eine warme Decke bilden, unter der die öffentliche Meinung Wurzel fassen kann.

Wenn und solange, wie es sein soll, der Staat und die öffentliche Meinung in Einklang stehen, werden beide der Presse als Mittels sich bedienen, zum Heil des Ganzen zusammen zu wirken. In England geht, Dank seiner altgewohnten parlamentarischen Verfassung, in der Regel die öffentliche Meinung voran und der Staat folgt ihr nach. Auf diese Weise sind oft schwierige Fragen zu allgemeiner Zufriedenheit verabschiedet worden. Wenn dagegen, wie in Conflictzeiten, das Gleichgewicht zwischen dem Staat und der öffentlichen Meinung gestört ist, dann bekämpfen Beide einander. Der Staat sollte aber vermeiden, im Widerspruch zur öffentlichen Meinung excentrische Bahnen einzuschlagen. Damit erniedrigt er sich zur Partei und staut die Opposition, die er zwar eine Zeit lang zurückhalten kann, der er aber, wie die Geschichte lehrt, über kurz oder lang nachgeben muss. Die Opposition ist ein integrirendes Element im Staatsleben. Sie ist die nothwendige Form, worin jede Neuerung, die mit den bestehenden Interessen kollidirt, auftritt und sich durchsetzt. So wenig der Dampf in einer Maschine festzuhalten ist, ebenso wenig und noch viel weniger lassen sich die neuen Ideen, welche einmal in die Welt eingedrungen sind, auf die Länge zurückhalten. Sie dringen weiter, bis sie entweder erhört werden oder mit Gewalt durchbrechen. Dann aber ist ihre Wirkung in eben dem Grad zerstörend, als sie bei weiser Leitung hätten seilsam werden können. (Obstruction wirkt Eruption.) Neue Ideen gehen durch verschlossene Thüren, von ihnen werden auch die mit ergriffen, die am energischsten gegen sie sich wehren. Wer kann sagen: Ich stehe allein, ohne Einfluss aufzunehmen und zu gewähren? Jeder Mensch hat ein Verhältniss zu allen Menschen und zum ganzen Menschengeschlecht und zu seiner Zeit. Manches wird durch die That bekannt und anerkannt, wogegen man sich mit Worten und in der Rede aufs Aeusserste sträubt.

Die öffentliche Meinung und die Presse stehen im verwandtschaftlichen oder causalen Verhältniss zu einander. Die Presse ist die Tochter der öffentlichen Meinung oder der Leib, den sie sich anerschaffen hat. Der Parlamentarismus ist ihr Sohn.

Die Zeitungen üben Kritik über Alles, vornehmlich im liberalen Sinn, sie wollen aber selbst nicht kritisirt sein. Den Zeitungen steht der Einzelne beinahe wehrlos gegenüber. Sie können zwar „zur Berichtigung“ gezwungen werden. Wenn aber auch eine Aussage nachträglich als Lüge sich erweist, der erste Eindruck lässt sich schwer verwischen. Der Widerruf hinkt nach, kommt meist zu spät. Semper aliquid haeret. Die Oeffentlichkeit ist, wie alles Hohe in der Welt, zum Theil nur in der Idee vorhanden. Auch die Oeffentlichkeit der Presse ist nur eine theilweise, meist inappellable. Ein Bericht kann ausführlich sein, aber die Hauptsache, das, worauf es ankommt, ist darin übergangen. Die unangenehme Wahrheit wird „wegen Raummangels“ zurückgestellt, über das Missliebige wird mit Witzeleien hinweggeschlüpft. Das Gleichgiltige wird zum Ausserordentlichen aufgebauscht. Der Redeschmuck muss die Wahrheit, das Gemachte die Natur, der gewundene Stil die Einfachheit ersetzen. Zuletzt ganz unten, wo's Niemand vermuthet, glüht ein Wahr-

heitsfünkchen. Die Zeitungen treiben Schön- und Schwarzfärberei, sie zeigen Alles im Hohlspiegel, sie reden meist im Superlativ (in der Welt bewegt sich Alles im Comparativ, ist Alles relativ). Verbrechen, die zugedeckt werden sollten, werden zum Unterhaltungsstoff aufgeputzt, je grausiger, desto besser. Jeder Schein des Fanatismus, Alles, was wie Inquisition aussieht, wird mit Wohlgefallen breit getreten. Die Berichte über die Gerichtsverhandlungen klingen wie Parodien.

Die Zeitungen setzen in Form von Gerüchten oder Widerlegungen Nachrichten und Urtheile in Umlauf, welche anders nicht an die Oeffentlichkeit gelangen könnten. (Dadurch werden die Zeitungen interessant.) Der servilste Zeitungsschreiber kann nicht dafür stehen, dass ihn nicht einmal die Neigung anwandelt, etwas zu verlautbaren, was der von ihm vertretenen Richtung widerspricht. (Die Parteiangehörigkeit ist ja überhaupt nur eine theilweise, punktuelle, sie gilt nur für das Ziel, wofür die Partei sich gebildet hat, im Uebrigen ist der Einzelne frei.) Wenn er es auf die eigenen Hörner nähme, bräche es ihm den Hals. Was thut er? Er schickt es als „on dit“ in die Welt. Unter dieser Firma kann Alles eingeschmuggelt werden, geht es unangefochten durch die feindlichen Posten. Zwar der Riegel dahinter, die Entrüstungsfloskel: „das ist ja abscheulich, das ist eine unverschämte Lüge, ein himmelschreiendes Unrecht“ darf nicht fehlen, aber die Sache ist in die Welt gesetzt, der Leser kann sich daraus nehmen, was er will. Einem edlen Mann soll die Krone der Popularität vom Haupt gerissen werden, ein Name, womit man ihn vor der Welt todtschlägt: Rückschrittler, Reichsfeind oder Communist, Anarchist, Nihilist ist leicht gefunden, aber das „Brutus ist ein ehrenwerther Mann,“ muss vorausgehen.

Die Zeitungen lügen nicht völlig. Die halbe oder Viertels-Wahrheit muss der Lüge Vorspann leisten. Es gehört ein scharfes Auge dazu, das Gewebe von Wahrheit und Lüge zu entwirren, den Weizen von der Spreu zu sondern. Alles kann gesagt werden, auf das Wie kommt es an. Die Zeitungen fröhnen der Neuigkeits- und Scandalsucht. Der ruhige Ernst, das ewige Einerlei behagt dem Leser nicht. Das Publikum will in beständiger Aufregung erhalten sein. Die Zeitungsschreiber lungern am Meere der Weltpolitik, freuen sich jedes Wölkchens am Horizont, das sie zum drohenden Unwetter aufblasen. Wenn es nachträglich als leere Rakete zerplatzt, der Zweck des augenblicklichen Aufsehens war erreicht.

Die Zeitungen, zumal die hochofficiösen, lieben mit dem Kriegsfeuer zu spielen. Das ist ihnen das Mittel, die Menge in fortwährendem Zittern zu erhalten, den einförmigen Gang der Ereignisse zu unterbrechen, bevorstehende Krisen abzuwenden. Man athmet aus der beklemmenden Windstille auf. Der Streit der Parteien verstummt. Die Opposition wird bis auf Weiteres vertagt. Zu den Kriegsgerüchten nehmen die Zeitungsschreiber eine ähnliche Stellung ein, wie die Waffen- und Fouragelieferanten. Wenn der Janustempel aufgeschlossen wird und solange er offen bleibt, blüht ihnen der Weizen sowohl von Seiten der einander gegenüber stehenden Mächte, welche die Zeitungen benutzen, die Kriegs- und Siegesberichte in die Welt hinaus zu posaunen, als auch von Seiten der Neugierigen, die sich freuen, wenn im Kaukasus oder in Ostasien die „Völker die Köpfe einander blutig schlagen.“

Paul Fournier schrieb an den „Figaro“: „Der zornige Chauvinismus spielte in Ihren politischen Komödien die „Zwischenmusik“. Wenn keine

Wahlen waren, Frankreich, müde der Aufregung und des Lärmes, sich auf sich selbst besinnen und ruhig leben wollte, waren sofort die bornirten und grossmäuligen Déroulédes bei der Hand, erinnerten das Land daran, dass es Zeit sei, Rache zu nehmen. Niemals hat die Presse als treuer Hund feiger dem Ehrgeiz gedient, der sich hinter der Aussicht auf ein umgekehrtes Sedan verkroch. Reden, Enthüllungen, Botschaften, militärische Ansprachen, jeder officielle Satz barg in irgend einer Falte die Anspielung auf verwegene Pläne. Ganze Parlamente verdankten ihr Ansehen drei oder vier drohenden Worten, die im geeigneten Augenblick in das Ohr des Bauern geworfen wurden, den sie mit der preussischen Invasion bedrohten oder in das Ohr des Rentiers, dem sie die Wohlthaten der Revanche ahnen liessen. So hat die Eitelkeit der Einen und die Gier der Anderen sich 25 Jahre einen Fussschemel gemacht aus dem, was wir beide Patriotismus nennen, nur mit dem Unterschied, dass mein Patriotismus darin besteht, Frankreich zu dienen, der ihre aber Frankreichs sich bedienen will." Dieser Freimuth hat zwar im „Figaro" eine Erwiderung nicht gefunden, aber Ferdinand de Rodays, Director des „Figaro", hat Paul Fournier persönlich Folgendes gesagt: „Sie haben Recht, Sie sprechen laut aus, was Jeder still bei sich denkt. Aber, was wollen Sie? Wir sind die Sclaven unserer Kundschaft und trotz unseres guten Willens können wir unsere Interessen unmöglich solchen heiklen Fragen zum Opfer bringen." Das ist auch Freimuth, aber beschämender. Dass Generäle, Waffenlieferanten, Kriegsaventuriers in der Kriegsfrage nicht objective Autoritäten sind, liegt am Tag. Schon Lear hat davon Etwas verrathen in seinem „methodischen" Wahnsinn: Wenn die Bierbrauer Wasserheilkünstler, die Fleischer Vegetarianer geworden sein werden, dann ist das goldene Zeitalter im Aufgang.

Gegen die Zeitungen hilft kein Lamentiren. Wir dürfen nicht nur kritisirend zu ihnen uns verhalten. Sie sind das Abbild der Zeit, die Zeit sind wir. Sind die Zeitungen schlecht, so sind wir Alle mit schuldig; durch äussere Mittel ist nicht zu helfen, wir müssen besser werden, dann werden auch die Zeitungen besser werden.

Es überrascht, aber es ist nicht zu leugnen, dass wir gerade die Zeitung am aufmerksamsten lesen, auf die wir am meisten räsonniren. Je mehr wir in Worten gegen die Weisheit auf der Gasse uns sträuben, desto nachgiebiger sind wir gegen sie in der That. Zwei Menschen streiten sich in uns, der Mensch, der Alles richtet, und der Mensch, der Alles gehen lässt, wie es geht. Wir dürfen uns nicht Alles bieten lassen, nicht dulden, dass etwas an die Oeffentlichkeit gelangt, was das Licht zu scheuen hat. Auf die Decentralisation der öffentlichen Meinung ist hinzuarbeiten, auf die Befreiung der Individuen, auf die Selbstachtung, welche in den Worten enthalten ist: Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte!

Das Ansehen, wozu die Zeitungen sich aufgeschwungen haben, ist nur zum Theil angemasst, zum Theil auch zuerkannt und aufgedrungen. Nicht Jeder kann und will eine selbstständige Ueberzeugung sich bilden, die öffentliche Meinung, wie das Gebäck, an jedem Morgen frisch in's Haus sich bringen zu lassen, ist bequem. Täglich dasselbe Blatt zu lesen, worin immer dieselbe Ansicht vorgetragen, in einem neuen Licht gezeigt, als die alleinrichtige angepriesen wird, übt eine bestrickende Kraft auf uns aus. Wir sollen nicht von fremdem Urtheil uns locken lassen, wir sollen in Allem selbst prüfen. Der blinde Respect vor dem

gedruckten Wort muss aufhören. Gegen die Annahme, als wenn die Presse eine höhere Macht wäre, an deren Aussprüchen kein Sterblicher rütteln darf, muss das mündig gewordene Menschengeschlecht mit gerechtem Misstrauen sich wappnen.

Wir dürfen von der Presse nicht schmollend uns zurückziehen, wir sollen, soviel an uns ist, zur Erhaltung und Verbreitung guter Blätter, durch passive und active Theilnahme beitragen. Ganz allein durch sich selbst besteht nur Gott, alles Andere, was bestehen soll, muss getragen werden durch den Fleiss und Eifer Derer, die sich dafür aufopfern. Hier gilt der Vorwurf: Die Kinder der Welt sind klüger, betriebsamer, als die Kinder des Lichtes. Hier gilt die Mahnung: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, in dem Sinn, dass zur Förderung des Guten alle Mittel und Mächte in Bewegung gesetzt werden sollen. Wenn wir sehen, welcher Fleiss angewendet, wie nichts unversucht gelassen, wieviel Geld und Geist verschwendet wird, um aufrecht zu erhalten, was der blinden Gewalt und dem zeitlichen Genuss dient — vieles davon wäre morgen todt, wenn es nicht heute noch künstlich conservirt und gezüchtet würde —, wir müssen uns schämen, dass wir so nachlässig sind in dem, was der Welt zum Heil und Gott zur Ehre gereicht.

Die Zeitungen stehen jetzt im Zenith ihrer Macht, aber sie sind nicht allmächtig. Was wir an den Zeitungen tadeln, das sind meist nur Missbräuche und Ausartungen, an sich sind sie neutral, d. h. sie können zum Segen ebenso wohl als zum Fluch gewendet werden.

Jedes Unrecht trägt sein Gericht in sich, jedes Laster hat seinen Erbfeind, der es unschädlich macht. Das Reich des Bösen ist in sich uneins. Durch die Oeffentlichkeit gleichen sich die verschiedenen Meinungen aus, wie die elektrischen Strömungen in der Atmosphäre. Die Sonne der Wahrheit steigt immer höher, sie verscheucht die nächtlichen Schatten, welche das Menschengeschlecht umlagern. Das Gute behält den Sieg.

O. Opitz,
Superintendent a. D.

Der Apostel.

(Frédéric Passy gewidmet.)

Binnen acht Tagen waren sie verlobt.

Jean Surgères hatte sich in Luce Delcey plötzlich und sterblich verliebt; und da sie einer Familie von Rechtsgelehrten und Beamten entstammte, jener Gattung bürgerlicher Aristokratie, die sich selbst den Rang geschaffen, einem Adel, der vielleicht noch unnahbarer ist, mehr Vorurtheile und weniger Ideale besitzt als der wirkliche — hatte er sie geheiratet. Erstens war ja dies die einzige Möglichkeit sie zu erringen, sie davon zu tragen wie eine grosse, blonde Puppe, rosig und bebend, ein reizendes Spielzeug aus Fleisch und Blut; überdies hielt er das Heirathen, trotz seiner eigenartigen Ansichten und vorgeschrittenen Ideen über Menschen und Dinge, noch für die vernünftigste Art, zwei Leben zu vereinen: das war doch eine Formalität, die verpflichtete, ein unentbehrliches In-Scene-setzen, denn es bedarf — das gestand er sich mit Betrübniss — noch der Zeugen und Documente, da die Herzen zu feig, die Willen zu schwach sind, um ein einfach gegebenes Wort zu halten.

Luce Delcey hielt ihr Leben für das einer Feldblume, die man sorgfältig in ein Warmhaus verpflanzt; sie willigte in diese Verbindung wie

in eine blosse Vergnügungstour, voll Freiheit, Duft und Sonnenschein. Jean Surgères war so verführerisch, sein röthlicher Bart, sein lockiges Haar gaben ihm das Aussehen eines Christus oder Apostels. Ein Apostel war er auch wirklich, unermüdlich im Verkünden seiner Glaubenssatzungen, die er für heilsam hielt, die Menschheit zu beglücken. Im Besitze eines bedeutenden Vermögens, das sich regelmässig von Vater auf Sohn vererbt, hatte er keinen eigentlichen Beruf gewählt. Er hätte sich also, wie so viele Andere, die von kleinlichen Alltagssorgen nicht bedrückt sind, mit Litteratur oder Malerei beschäftigen können; doch der Zauber des sprachlichen Wohllautes liess ihn kalt, ebenso wie Linien und Farben; für ihn gab es bloss die Kunst in der Natur, keine sonst. Er trieb auch nicht Musik; das Theater, das mit seiner Wiedergabe dreist die Wirklichkeit fälschte, zur Befriedigung der Massen und der Gewinnsucht, konnte ihn nicht fesseln. Obgleich er die Politik verachtete, hatte er doch öfter die Versuchung empfunden, eine Rolle darin zu spielen. Aber es wäre dies die Rolle eines Richtenden gewesen, der sich dem Hasse preisgegeben hätte, oder abermals die eines Apostels, den man nicht verstand. Als freier Mann konnte er nach Gutdünken Apostel sein, konnte Menschenliebe und Völkerverbrüderung predigen, gleichviel wann und wo.

Dieser eigenartige Charakter, der den der andern Männer so wenig glich, hatte Luce gefallen, die das Originelle und Unberechenbare anzog. Oberflächlich wie sie war, konnte sie zwar nicht recht die schönen Worte fassen, die langsam, überzeugungswarm von Jean's Lippen flossen; wohl lauschte sie ihnen, als wären es neue Lieder, — Lieder, in denen es süssen, ernsten Wohlklang gab, die ihr weltlich gestimmtes Seelchen gar wunderbar berührten. Uebrigens hatte sie ein unfehlbares Mittel bereit, wenn sie manchmal schliesslich das Gähnen nicht länger unterdrücken konnte: mit ihren Armen umschlang sie seinen Hals, bot ihm ihre Lippen dar und er hörte zu reden auf — aber der Apostel war sich dabei doch klar, dass durch Lucen's Küsse die Angelegenheiten der Menschheit nicht gefördert würden. . . .

Jean hätte sie gar zu gern ganz für seine Bestrebungen gewonnen, diese blonde Kleine, die für ein Band, eine Blume schwärmen konnte, die ihr Herz an Geringfügigkeiten hing, von einer komischen Oper träumte, auf jedes Streifchen Papier, das sie fand, allerliebste Sonette kritzelte, in denen die Rede war von Liebkosungen, buntem Flitter und Sternen. Sie war berückend hübsch — alles übrige musste man vergessen, alles von sich abschütteln, was nicht mit ihr zusammenhing, wenn sie in ihren blüthenweissen, ausgeschnittenen Kleidern erschien, die eine unbestimmbare Vornehmheit, eine gewisse Harmonie im Schnitt zeigten, ihre ganze jugendliche Anmuth hervorhebend — einen schneeigen Glanz im Schimmern der Stoffe. Zu verlangen, sie möge all' diesem Frivolitäten abgeneigt sein, die so innig mit ihrem Selbst verwoben schienen? Hiesse das nicht eine Rose zerpflücken? Er wagte es nicht, den heissen Wunsch zu äussern, sie für seine edle Sache zu gewinnen, aber er wurde nicht müde durch kleine Predigten auf sie einzuwirken.

Luce lachte belustigt auf, oder sie dachte bei sich, wie seltsam es sei, dass sie durch ihre Verheirathung zu einer Art jungen Grosspapa's gekommen war, der sie ermüdete mit Moralpredigten aus vergangenen Jahrhunderten — oder zukünftigen . . . sie wusste es nicht recht genau.

Eines Tages bat er sie, ein einfaches Kleid anzuziehen, einen Hut ohne Atlas und Federschmuck, und in diesem Nähermädchen-Costume

entführte er sie aus dem Weichbilde der Stadt, mittelst Eisenbahn, in einem Wagen dritter Classe. Luce war anfangs darüber erstaunt, dann bewunderte sie entzückt Jean's Erfindungsgabe, ihren gelangweilten Nerven ein Vergnügen zu verschaffen, das von den gewohnten Zerstreuungen abwich. Trotzdem fand sie endlich den Scherz zu weit getrieben und war ein wenig entrüstet, als sie Jean, unter dem nichtigen Vorwand, der Bitte um Feuer für seine Cigarette, mit den Arbeitern ein Gespräch anknüpfen sah, die sich im selben Coupé befanden, um ihrer Tagesarbeit nachzugehen.

Jean scherzte jedoch keineswegs. Jean der Apostel suchte unter den Arbeitern Proselyten zu machen. Mit verständnissvoller Berücksichtigung ihres ungeschulten Geistes wies er auf die unmittelbaren Ursachen ihrer Klagen, ihrer Forderungen hin. Als unbewusste Socialisten, die nur Worte wiederholen, ohne den rechten Sinn zu verstehen, griffen die Leute die Regierung an, so wie ihre Arbeitgeber, von denen sie sich ausgebeutet glaubten.

Jean erklärte zu ihnen die Anforderungen, die niedrigen Löhne, das seien die Folgen der unermesslichen Abgründe in denen ungeheuere Summen verschwinden. Diese Abgründe sind immer offen und werden niemals voll; das sind die unberechtigten Lasten, die sich hinter dem heuchlerischen Namen von indirecten Steuern verbergen; — vor Allem das ungeheuere Heeresbudget. Es verschlingt Unsummen, welche, wenn zweckmässig verwendet, viel Leid verhindern und Allen das Recht zu leben verschaffen würden. Dieses Geld dient zur Anfertigung von Kanonen, Granaten und allen möglichen Todesmaschinen, die am trefflichsten geeignet sind, Wittwen und Waisen zu machen. Dieses Geld dient dazu, Legionen und abermals Legionen von Soldaten zu erhalten, und bildet eine immerwährende Versuchung für diejenigen, welche über sie zu befehlen haben. Das ist das Kriegsbudget. Der Schutz des Vaterlandes soll bezahlt werden! „Würdet Ihr Bezahlung fordern, wenn es gälte, gleichviel zu welcher Zeit, unter welcher Bedingung Eure Weiber und Kinder aus der Gefahr zu retten? Das Vaterland ist der Fleck Erde, auf dem wir leben, der unsere Neigungen, unsere Erinnerungen birgt und ich biete jeder regulären Armee Trotz, wenn sich eine Vereinigung braver Leute wie Ihr zusammen thut zur Vertheidigung des Vaterlandes."

Die Arbeiter richteten sich selbstbewusst auf mit leuchtenden Blicken. Unwillkürlich fassten sie ihr Handwerkszeug, Meissel und Hacke, fester und fragten sich, wer denn der Mann sein könne, der so gut sprach, ohne für sich selbst etwas zu fordern, ohne zuletzt als Candidat aufzutreten, für irgend ein öffentliches Amt.

Jean fuhr fort: — „Wir müssen einander lieben: das ist das ganze Geheimniss irdischen Glückes. Ein Mann, den man Jesus nannte, hat einst gesagt: „Liebet Euch untereinander." Schon desshalb ist er verehrungswürdig, denn diese Worte sind die einzige Lehre, das einzige Ergebniss aller socialen Fragen. Wir nennen es jetzt Altruismus, Gemeinbürgschaft."

Jemand warf die Bemerkung ein: — Sache der Reichen ist's, mit den Armen zu theilen. Was verlangen Sie, dass wir thun sollen? Unser Brod hängt vom Arbeitgeber ab!"

„Ihr seid die Ueberzahl! Es ist keine Revolution die ich Euch predigen will; ich möchte Euch zeigen, was eine vollkommene Verständigung herbeiführen könnte, zuerst zwischen den Nationen, den verschiedenen

Rassen, dann zwischen Hoch und Niedrig. Betrachtet in Eueren Stadtvierteln die wohlthätigen Erfolge der Genossenschaften, wo der Antheil des Einzelnen zu Gunsten der Gesammtheit verwerthet wird. Das gäbe ein gutes Beispiel ab für kluge Regierungen, für die Herrschenden, die aus den Erfindungen der Weisen Nutzen ziehen, für die Verbesserung der Lage der ganzen Menschheit! Erhebet Euren Geist, begreifet und bewundert, die Natur bietet sich allen ihren Kindern dar! Giebt es irgend ein Gemälde das an Werth dieser Ebene gleichkäme, die doch der Grossstadt so nahe liegt, diesen Sträuchern von Heckenrosen, diesem Himmelsdom, der allen Zauber, alle Schönheit in sich schliesst!" . . .

Luce hatte aufgehört in den Blättern zu lesen, die sie sich bei der Abfahrt gekauft, zum ersten Male hörte sie ihrem Gatten wirklich zu.

Ermuthigt dadurch führte Jean sie am folgenden Tage in Strassen und Sackgässchen, wo man bei jedem Schritt auf das Elend stiess, über die Schwellen schmutziger Gelasse, finsterer Spelunken.

Sie sträubte sich dagegen, die Egoistin! Sie grollte Jean, dass er ihr Abstossendes enthüllte, dass er ihr reizendes Puppenleben störte. War es nöthig, ihr all' das Hässliche und Schmerzvolle zu zeigen, an das sie ehedem niemals gedacht?

Während sie noch an die Beglückung durch Luxus und Berühmtheit glaubte, machte er sie auf das moralische Elend einer Gesellschaft aufmerksam, auf die ganze Versumpfung voll Skandal und verkommener Grösse.

Beim Anblick dieses Verfalls weinte Luce wie einst als kleines Kind, wenn man ihr ein liebes Spielzeug zerbrochen hatte!

Jean wusste nicht, ob ihn diese Thränen betrüben oder erfreuen sollten. Sie half ihm über die Ungewissheit hinweg.

„Ich glaube Du hast mich erst zum wahren Weibe gemacht, sagte sie . . . sprich weiter . . . ich bitte dich."

Sie trocknete sich die Augen und Jean, der das Kindliche in ihrem Wesen liebte, zog sie auf seine Knie und beruhigte sie sanft mit guten Worten. Er lehrte sie Nachsicht, Milde und Güte, schilderte ihr das Ziel seiner menschheitbeglückenden Bestrebungen, sein Ankämpfen gegen den Krieg, der nur Hass gebiert und Verzweiflung.

— —

Luce begriff die Nichtigkeit von Bändern, Blumen, Liebeleien und weltlichen Vergnügen, die Selbstsucht und den falschen Stolz.

Das Werk, dem Jean sich geweiht, war erhaben und glanzvoll, es weitete den Blick, es zog empor zur Höhe!

O Jean! O ihr Apostel!

Mit veränderter Miene, voll Ernst und Trauer glitt sie zu seinen Füssen nieder.

„Vergieb!" flüsterte sie — „dass ich Dich so lange nicht verstanden habe. Dank! dass Du mich haben wolltest, damit ich theilnehmen kann an deiner Aufgabe! Ja, es ist gut ihnen zuzurufen: dort liegt das Uebel! Sich zu erheben aus dem Berauschenden der Feste mit dem Aufschrei nach Wahrheit und Weisheit! Edel ist's, die Fehltritte zu verzeihen und den Weg zu weisen, den wir gehen sollen. Es ist recht, der Welt zu verkünden, dass der Krieg eine wahnwitzige Leichtfertigkeit, eine riesige Verirrung ist . . .

Jean erbebte staunend vor dieser wunderbaren Bekehrung.

„Luce! Luce! rief er, ausser sich vor Freude, wir wollen nun zu zweien „Apostel" sein!

Ger—Ger.

Uebersetzt von H. Pötting (Revue liberale).

Leyer und Palme.

Land!

O Völkerwille, blähe die Segel!
Das Friedensschiff hat nun einen
Kapitän . . . Wir sehen Land!
Bertha von Suttner.

Auf und erwache! Muthig entfache
All' deine Kräfte zur heiligen Sache,
Wille der Völker! Wach auf, wach auf!
Blähe die Segel zu eilendem Lauf.

Heil deinem Glücke! Sieh, auf der Brücke
Steht nun ein Kaiser zu füllen die Lücke.
Lenke, Du Mächt'ger, das Friedensschiff
Sicher durch Brandung und Felsenriff.

Himmlische Sterne täuschen so gerne;
Doch unser Ziel ist nicht in der Ferne:
Schon reichen sich Völker und Fürsten die Hand.
Heil dir, o Menschheit, wir sehen Land!

Rudolf Geering-Christ.

Gegen die Friedensbewegung.

(Diese Stelle bleibt den Vertheidigern des Kriegsgedankens allzeit offen.)
(Audiatur et altera pars.)

Ueber den Vorschlag des Czaren äussern sich zahlreiche Blätter unter Angabe der so oft gehörten Gründe im gegnerischen Sinne. Wir lassen hier einige dieser Pressstimmen folgen:

Die **„Staatsbürger Zeitung"** vom 9. Sept.:

„Unsere Officiösen glaubten, jene Kundgebung ohne irgendwelche sachliche Prüfung mit Pauken und Trompeten bejubeln zu müssen, und zwar lediglich deshalb, weil sie den mächtigen Czaren zu ihrem Urheber hat, und sie setzten diese Politik des Bauchrutschens vor der russischen Diplomatie auch noch fort, als kein Zweifel mehr darüber bestehen konnte, dass der Urheber des Manifestes nicht der Czar, sondern jene internationale Friedensschwärmer vom Schlage der Suttner und Genossen sind, die bisher kein Mensch ernst genommen hat. Unser Kaiser hat die einzig richtige Antwort auf jenen untauglichen Vorschlag des Czaren gefunden; man darf erwarten, dass seine Antwort an der Stelle, für die sie bestimmt ist, auch beherzigt wird und dass der utopistische Gedanke von der internationalen Abrüstungs-Conferenz, die gar keinen Zweck hat, endlich von der Tagesordnung verschwindet.

*

„Heidelberger Zeitung" vom 30. August:

„Der Abrüstungsvorschlag des Czaren geht gegen die Natur und gegen die Cultur. Damit ist ihm das Urtheil gesprochen. Freifrau v. Suttner, die vor einigen Jahren „Die Waffen nieder!" kommandirte und damit bei allen Männern einen Heiterkeitserfolg erzielte, erlebt zwar den grossen Triumph, dass der Czar in ihren Ruf einstimmt, allein mehr wie eine kurze Freude wird für Frau v. Suttner und alle gute Seelen im Unterrock und in Hosen dabei

nicht herauskommen, denn, wie gesagt, die Abrüstung wäre naturwidrig und kulturfeindlich.

Das militärische Vermögen eines Volkes ist die augenfällige Darstellung seiner inneren Kraft. Nur ein Volk von starker innerer Kraft ist militärgewaltig und umgekehrt: wenn ein Volk seine innere Kraft behalten will, dann muss es seine militärische Macht üben und ausbilden. Verfällt diese, dann verfällt auch jene. Hat man jemals eine grosse Kulturnation gesehen, die nicht militärkräftig war? Das assyrische, das babylonische, das persische Reich, sie sind nicht durch Frieden und Abrüstung in die Höhe gekommen, sondern durch Kampf. Die Griechen waren ein kämpfendes Volk und haben in ihrem aufrechten kampfesmuthigen Sinn eine herrliche Kultur geschaffen. Die Römer haben ihr Weltreich erobert, und sie haben es verloren, als sie militärschen und kampfunlustig wurden. Man muss zu den Chinesen und den Indiern gehen, wenn man sehen will, wie weit Völker kommen, die nicht rüsten. An ihnen wollen wir uns doch aber gewiss kein Beispiel nehmen!

Wie kann man nur im Ernst verlangen, dass ein Starker, weil er stärker ist wie andere, sich eine Hand oder gar beide binden lässt! Wie kann man im Ernst verlangen, dass Einer, der einen Centner zu heben vermag, sich mit Rücksicht auf andere verpflichtet, fortan nur noch zehn Pfund zu heben!" U. s. w.

*

„Deutsche Zeitung" (Berlin) vom 9. September:

„Die nationale Cultur" — so heisst es bei Graf Murawjew weiter — „wird durch vergebliche und durch plötzlich als zwecklos sich herausstellende Ausgaben „gelähmt und irregeführt". Ja, wird denn nicht manches Stück Brot zuviel gegessen, manches Glas zuviel getrunken, mancher Briefbogen zuviel geschrieben, manches Geld und Leben unnütz verthan im Dienst der Wirthschaft, des individuellen Vergnügens, der Wissenschaft, Kirche, Kunst und allerlei Irrthümer und Narrheiten vom Tage? Bedeutet denn die Erfindung einer bald von einer besseren Leistung überholten Kriegsmaschine nicht ebenso gut einen Erfolg des Denkers, eine Schärfung unseres Verstandes, eine Bereicherung unseres Wissens, wie manches andere in Wissenschaft und Technik, wovon eine praktische Nutzanwendung nicht gemacht werden kann? Und bedeutet bei dem heutigen Stande der geschlossenen Volkswirthschaft der grossen Militärstaaten der grössere Theil der Heeresausgaben nicht eine Beförderung und Capitalbefruchtung der einheimischen Volkswirthschaft??

Die „wirthschaftlichen Krisen", von denen der Aufruf spricht, bestehen bisher hauptsächlich in den Ländern, bei denen die Manchesterweisheit „Ueberproduktion" annahm. Da könnten also bis zum Gegenbeweis der Unterkonsumtion die stehenden Heere nur günstig und mildernd wirken.

Das ganze System der stehenden Heere ist überhaupt aufzufassen als soziale Auslese innerhalb der Völkergesellschaft. Die Minderwerthigen, Schwachen, Unehrlichen und Feigen gehen dabei zu Grunde; die Kernigen setzen sich durch und kommen obenauf. Dasselbe Ergebniss würde freilich auch bei anderen Formungen der politischen Kraftwerthe eintreten: auf jene Weise ist aber mehr Aussicht auf Gerechtigkeit gegenüber dem Zufall gegeben.

Das ist der tiefe Gedanke der Weltgerechtigkeit, der in dem vom Fürsten Bismarck inaugurierten „bewaffneten Friedenszeitalter" Europas steckt, dass man nicht die zufällige Ueberlegenheit bis zur Vernichtung des Gegners ausnutzt, sondern dass man die Probe auf die Echtheit der eigenen Daseinsansprüche unter gleicher Sonne und gleichem Wind durch ein dauerndes Balanciren der Kräfte macht. Den Gegner sofort vernichten — und dem Gegner gegenüber sofort den Wettbewerb aufgeben, — zwischen diesen beiden Extremen steht im Glanz des Gerechtigkeitsgedankens die deutsche Reichspolitik seit dem Jahre 1871."

*

Der **„Reichsbote"** vom 28. September:

„Im Grunde sind es doch nicht die Heere, welche die Kriege heraufbeschwören, sondern das sind ganz andere Faktoren, welche dann, wenn die Kriege erklärt sind,

die an der Politik unbetheiligten Heere marschiren lassen. Wer ist's aber, der diese Kriege macht? Das sind nicht diese oder jene Menschen, etwa die Fürsten oder die Minister, sondern dazu wirken gar viele Elemente mit, die sich in der Presse, den Parlamenten und im öffentlichen Leben geltend machen und Stimmungen erzeugen, aus denen dann Kriegserklärungen wie die elektrischen Funken hervorspringen. Wer hat den amerikanischen Krieg gemacht? — Deshalb hat man auch keineswegs den Frieden schon gesichert, wenn die Armeen abgerüstet sind; hat es doch in der Zeit, wo es noch keine grossen stehenden Heere gab, viel mehr Kriege gegeben, als jetzt. Viel wichtiger als die Abrüstung wäre die Schaffung von Schiedsgerichten; allein wer will den Executor spielen für die Ausführung der Schiedsgerichtsaussprüche, namentlich wenn es sich um Verletzungen der nationalen Ehre handelt! Aber immerhin wäre es ein grosser Kulturfortschritt, wenn die Streitfälle der Völker von Schiedsgerichten, statt gleich mit der Schärfe des Schwertes entschieden würden. Kriege würde es aber auch dann immer noch geben. So lange es Sünden und Leidenschaften, Habsucht, Mord und Ehrsucht unter den Menschen giebt, so lange werden auch die Kriege eine Zuchtrute bleiben in der Hand der göttlichen Vorsehung. Wer ernstlich den Frieden bauen will, der helfe christlich-sittliche Grundsätze verbreiten."

•

„Hamburger Nachrichten" vom 18. Sept.:

„Als im August die russische Abrüstungsnote erschien, war eine der schlagendsten Kritik, die daran geübt wurde, die: „Fürst Bismarck ist seit 28 Tagen todt!" Es sollte damit gesagt sein, dass man bei Lebzeiten des grossen Staatsmannes es vermieden habe, einen derartigen Vorschlag der Discussion der europäischen Diplomatie zu unterbreiten, und seinen Tod abgewartet hätte, um damit hervorzutreten. Wir untersuchen diese Auffassung nicht auf ihre Richtigkeit, sind aber der Ansicht, dass, wenn Fürst Bismarck die Veröffentlichung der russischen Note noch erlebt hätte, er jedenfalls seine volle Autorität dafür eingesetzt haben würde, dass Deutschland sich enthalte, auf einem Congress auch nur den allergeringsten Theil seines Rechts und seiner Pflicht preiszugeben, seine Rüstungen zu Wasser und zu Lande lediglich nach eigenem Ermessen zu bestimmen. In der That wäre zu einem derartigen Verzicht jede andere Grossmacht eher in der Lage, als gerade das deutsche Reich, das durch seine geographische wie politische Situation darauf angewiesen ist, stets so stark zu sein, um jeden Angriff auf seinen Bestand und seine Machtstellung sofort aus eigenen Kräften abwehren zu können. Bei Frankreich, Italien und Oesterreich-Ungarn liegt das analoge Bedürfniss nicht in dem Masse vor; England und Russland aber werden, wenn die Zeit dazu gekommen ist, ihren Streit in Asien ausfechten. Die Sicherheit der beiderseitigen Territorien wird dadurch kaum bedroht.

Die Mächte haben dem russischen Vorschlage gegenüber bisher wenig Entgegenkommen gezeigt."

•

„Grenzboten", Nr. 37, vom 15. Sept.:

„W e l t f r i e d e.

„Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken."
Oliver Cromwell.

Ein seltsameres Aktenstück als die Friedenskundgebung des Czaren, sein Ruf nach „Abrüstung" und sein Vorschlag zu einem allgemeinen Congresse hat noch niemals das officielle und nichtofficielle Europa in Erstaunen gesetzt. Man fragt sich: Ist das eine ehrliche Utopie, oder steckt dahinter eine tiefe Berechnung der russischen Politik, die bekanntlich an Schlauheit von der Diplomatie keines andern Staats übertroffen wird? Denn zunächst: Eine Utopie ist es wirklich trotz aller europäischen „Friedensfreunde" und allem sonstigen Geschwätz von Völkerverbrüderung. Auch wer kein Kriegswüterich und kein junger ehrgeiziger Officier ist, der sich nach Auszeichnung und Beförderung sehnt — und die Mehrzahl der Menschen gehört weder zu der einen noch zu der andern Klasse —, ja selbst der, der etwas von den Greueln des Krieges mit eignen Augen gesehen hat, wird, falls er nur etwas von historischer Entwicklung und vom politischen Leben versteht, rundweg

sagen: Der Krieg ist die nothwendige Consequenz aus der Souveränität der Staaten, und die Souveränität, d. h. die rechtliche Unabhängigkeit von jeder irdischen Gewalt, liegt im Wesen des wirklichen Staats. Ein Staat, der auf sein Waffenrecht verzichtet, ist kein Staat mehr im vollen Sinne, er entmannt sich selbst. Er kann sich in Fragen von geringerer Bedeutung, die den Einsatz eines Krieges nicht lohnen, freiwillig einem Schiedsgerichte unterwerfen, in jeder ernsten Lebensfrage kann er es nicht und darf er es nicht. Der Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit besteht zunächst darin, dass die Zahl der politischen Gewalten, die das Waffenrecht ausüben, immer kleiner geworden ist. Im Mittelalter hatte es jeder Edelmann und jede Stadt, jetzt haben es nur die Staaten, und im vollsten Umfange nur die Grossmächte, denn nur sie sind heute Staaten im vollen Sinne des Wortes. Er besteht weiter darin, dass die Kriege in der That seltner geworden sind, weil der Einsatz immer grösser und damit das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den Staatslenkern immer stärker geworden ist. Aber ganz verschwinden kann der Krieg gar nicht, so lange es eine Vielheit lebendiger Staaten giebt, und Gott bewahre uns davor, dass sie jemals einem Völkerbrei Platz mache! Denn sie ist für die Ausgestaltung der Völkerpersönlichkeiten ebenso unentbehrlich, wie das Nebeneinander von Einzelpersönlichkeiten für deren Entfaltung, und darum muss sie im göttlichen Weltplane liegen. Das Aufhören einer Vielheit von Staaten würde die Menschheit kläglicher Verkümmerung überliefern, gerade so, wie der einzelne Mensch, wenn man ihn auf Lebensdauer von allem Verkehr mit seinesgleichen abschliessen wollte, dem Stumpfsinn verfallen würde. Kurz und gut: Der Weltfriede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner Traum, und es bleibt auch in Zukunft bei Schillers Worte:

> Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen,
> Doch er ist gut, ist ein Geschick wie sie!

Aber wenn die viel bespöttelten Grundsätze von Elihu Burritt und Bertha v. Suttner plötzlich eine so mächtige Vertretung finden, dann ist es wohl nicht ganz überflüssig, unklare oder schwärmerische Köpfe an die harten, unwiderleglichen Thatsachen der politischen Wirklichkeit zu erinnern."

•

Aeusserungen von Gegnern der Friedensbewegung auf die Enquête der „Neuen Hamburger Zeitung".*)

Kleine Differenzen können nach Art der Carolinenfrage durch Schiedsgerichte erledigt werden: grössere Differenzen werden stets zu Machtproben führen. . . . Der ewige Friede ist im Himmel. Den Himmel auf Erden giebt es nicht.

Pfarrer a. D. Friedrich Naumann.

•

Eine vieltausendjährige Geschichte spricht leider dagegen, dass der Krieg jemals aufhören wird. . . . Jedenfalls ist der russische Abrüstungsvorschlag einer der geschicktesten diplomatischen Schachzüge der neueren Zeit . . .

B. v. Werner.

•

Das sind Fragen der hohen Politik, mit welcher ich mich nicht befasse. Für unseren Handel sind m. E. alle Interessen dem einen hauptsächlichen untergeordnet, dass Deutschland in der Welt geachtet und gefürchtet ist, möglichst ohne gehasst zu werden. Desshalb hat der Handelsstand ein vitales Interesse daran, dass die Sicherheit des Reiches so gewahrt werde, wie diejenigen es verstehen, die dafür verantwortlich sind.

Ferdinand Laeisz,
Vorsitzender d. Hamburger Handelskammer.

•

Den allgemeinen Anschauungen, schlagfertige Armeen seien unproduktiv, kann ich mich nicht anschliessen. Die Armeen sind Schutzmittel der Völker gegen Einbrüche. . . . Der Abrüstungsgedanke ist kein glücklicher. Man sollte froh sein, dass die schlottrige Gesellschaft zu einer männlichen Erziehung herangebildet wird.

Bildhauer Reinhold Begas.

•

Diese edle Schwärmerei wird ebenso scheitern, wie 1890 die internationale

*) Siehe Seiten 395—404 dieser Nummer.

Arbeiterversammlung nach Kaiser Wilhelms Gedanken. Ein mächtiger Staat wird sich einem Urtheil, das seine Rechte oder auch nur seine wesentlichen Wünsche verletzt, nie ohne Kampf unterwerfen. Ein Blick auf die Karte genügt: Dem immer möglichen Doppelangriff durch Frankreich und Russland kann das Reich nur durch Aufbietung aller Kräfte widerstehen. — Ich denke nicht über Utopien. Frankreich macht zur Bedingung jeder Erörterung die Rückgabe der Reichslande, wir machen zur Bedingung den Ausschluss jeder Erörterung dieser Frage. Ich denke, das genügt. Die Reden der privaten Friedensfreunde sind nur nichtig, das Friedenswort des Czaren ist vielleicht Anstoss zum Krieg.

Felix Dahn, Gastein, am Sedan-Tage.

•

Der jetzige Abrüstungsvorschlag des czarischen Russland ist Schwindel.

W. Liebknecht.

•

Je stärker die Rüstungen, desto grösser die Scheu vor der Verantwortung, einen Krieg zu entfesseln. Abrüstung würde die Kriege häufiger machen. Verminderung des Präsenzstandes würde einen Theil des Volkes der Schule des Heeres entziehen und seine Tüchtigkeit im allgemeinen verringern.... Lebensfragen der Völker werden immer durch Krieg entschieden werden. Deutschland muss immer an Rüstungen an der Spitze der Grossmächte bleiben, weil es die einzige ist, die drei Grossmächte zu Nachbarn hat und immer wieder in die Lage kommen kann, einen Krieg mit drei Fronten zu führen. — Die Kriege werden mit fortschreitender Zusammenfassung der Staaten von selbst immer seltener. Mehr zu erwarten ist ein Traum und nicht einmal ein schöner. Denn mit der Bürgschaft des ewigen Friedens wäre die Entartung der Menschheit besiegelt.

Dr. Eduard von Hartmann.

•

Die klugheitstriefendste Antwort von Allen aber hat Herr W. Metzger, socialdemokratischer Reichstagsabgeordneter des dritten Hamburgischen Wahlkreises gegeben. Er schrieb an die Redaction, er „verspüre nicht die geringste Neigung, an dem russischen Diplomatenkniff auch nur ein Viertelstündchen zu verschwenden“. Der dritte Wahlkreis kann also ruhig sein, sein Vertreter spart seine Zeit für höhere Interessen als die, welche die ganze civilisirte Welt bewegen.

Correspondenz.

(Aus den Hunderten von Briefen und Telegrammen, die unmittelbar nach der Veröffentlichung des russischen Manifestes in Harmannsdorf eingelaufen sind.)

Eine russische Stimme über das Czarenmanifest. Fürst Peter Dolgorukoff richtete an die Präsidentin der Oesterreichischen Friedensgesellschaft folgenden Brief: „— — Ich weiss aus einer sehr vertrauenswürdigen Quelle, dass der Kaiser dieses Document verfasst hat, nachdem er „Die Waffen nieder“ gelesen. Folglich ist dieses glückliche Ereigniss einzig Ihrem Einflusse zuzuschreiben. Ich habe von dem Erlass, der allen Freunden des Friedens eine so grosse Freude bereitet hat, ganz unerwartet durch die Zeitungen erfahren, da ich in diesen letzten Jahren nur wenig in Petersburg mich aufhielt. Ich betheilige mich nicht an den politischen Actionen, da ich mich den Interessen des „Semstro“ gewidmet, welche gegenwärtig eine grosse Summe von Arbeit erfordern und immer mehr und mehr die intellectuellen Kräfte des Landes in Anspruch nehmen. Zwar habe ich vor einigen Jahren den Versuch gemacht, eine russische Friedensgesellschaft zu organisiren. Dieser Versuch scheiterte; sei es, dass ein günstiger Boden für einen solchen Verein bei uns zu wenig vorbereitet war; sei es, dass mir selber die nöthigen Fähigkeiten zur Propaganda fehlten. Von diesem unfruchtbaren Versuch sind nur ein paar Dutzend Exemplare des Statutenentwurfs mit begleitender Erklärung übrig geblieben. Diese beiden Schriftstücke wurden damals unter die Mitglieder der gebildeten Kreise und der Bureaucratie so-

wohl in Petersburg als in Moskau vertheilt. Jch glaube mich zu erinnern, Ihnen ein Exemplar zugeschickt zu haben. Seither beschränkte ich mich darauf, mit Interesse die im Ausland erscheinenden Werke zu verfolgen, die von der Friedensfrage handeln, so wie auch die russische Presse. Ausserdem unterhalte ich mit Personen regen Briefwechsel, die für die Friedensidee die meiste Sympathie hegen. Ich nehme mir die Freiheit, einen der besten Vertreter der Idee in unserem Lande zu empfehlen — den Professor des Internationalen Rechts an der Universität von Moskau — Graf Komarowsky. Er ist ein überzeugter Apostel des Friedensgedankens und da er in Moskau lebt, so wird er am besten Bescheid über die öffentliche Meinung von Russland wissen. Wenn Sie, gnädige Frau, mit ihm in Briefwechsel treten wollen, wäre ich glücklich, als Mittelsperson zu dienen. Ich stelle mich übrigens vollends zur Verfügung, falls Sie nähere Auskünfte wünschen. Was die öffentliche Meinung in der Provinz betrifft, so kann ich aus persönlicher Competenz versichern, dass der vorgeschrittenste Theil der Gesellschaft den Plan der Friedensconferenz von demselben Standpunkt betrachtet wie der Leitartikel des beiliegenden Journals (günstig und hoffnungsvoll). Wie dies immer der Fall ist, während eine öffentliche Meinung sich heranbildet, spaltet sich diese in zwei extreme Lager: Die Utopisten und Sceptiker — die letzteren leider in der Ueberzahl. Ich bin trotzdem überzeugt, dass unser junger Herrscher aus dem Schosse der russischen Gesellschaft dieselben Kräfte schöpfen wird, die vor 36 Jahren seinem Grossvater, Alexander II., geholfen haben, eine andere feierliche That — die Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft — zu vollbringen, obgleich auch damals sich viele sceptische und sogar der Reform feindlich gesinnte Leute fanden. Die Arbeit und die Thätigkeit in der Frage, die uns interessirt, fällt in der gegenwärtigen Stunde sowohl in Europa als in Amerika den parlamentarischen Kräften zu, deren Pflicht es jetzt ist, ihre Regierungen zu drängen, sich aufrichtig, und ohne Hintergedanken gegenüber der von Grafen Murawjew vorgeschlagenen Conferenz auszusprechen.

Durch eine seltsame Ironie des Schicksals erfuhr ich von der kaiserlichen Kundgebung, als ich mich eben in meiner Eigenschaft als Reserve-Officier bei den Manövern befand. Die Officiere betrachten die Frage mit Ruhe, obschon die Besten unter ihnen nicht anders können, als die Richtigkeit der im Rescript enthaltenen Ideen zugeben. Die anderen waren der Meinung, dass alle die Friedensprojecte sie gar wenig angingen, und dass der Militärdienst, zu welchem sie aufgezogen worden, ihre Existenz noch lange ausfüllen würde.

Unsere Gesellschaft war tief bewegt und erschüttert durch den Tod Ihrer Monarchin. Welch trauriges Unverständniss spricht doch aus solchen Thaten und wie ist die Menschhrit zu bedauern, wenn ausser dem Kampf gegen den Krieg man auch noch, mitten im Frieden an die Friedfertigung der Klassen denken muss. Empfangen Sie u. s. w.

Fürst Peter Dolgorukoff.

•

München, 30. August.

— — — Der Czar hat etwas grossartiges gethan. Was auch daraus werde — von heute ab schwirrt die Luft von Friedensgedanken — selbst da, wo sie gestern nie hingekommen wären. Das bringt grosse, unerwartete Folgen. Jetzt wird der englisch-amerikanische Vertrag zu stande kommen — und schliesslich alle Germanen einigen, — in einer solchen Luft kann alles gedeihen. Sehen Sie, es nützt zu predigen, zu glauben, zu verkünden — nachdrücklich und unaufhörlich!

Björnstjerne Björnson.

•

Wien, 30. August.

Aus der Tiefe des Herzens Glückwunsch! „Lasse Victoria schiessen!“ Ob sie uns noch immer verhöhnen werden, die grossen Realpolitiker? **Balduin Groller.**

•

Bern, 29. August.

Ein internationaler Congress für allgemeine Abrüstung! Initiative des Czaren! Das ist wirklich ein glänzender Sieg des Weltfriedensgedankens.

Very heartfelt congratulations to you, our inspired and inspiring champion.

Sollte nicht Bern, als der Sitz der centralen Friedensämter, der beste Ort für diese historische Conferenz sein? Ach, wie schade, wie unaussprechlich schade, dass wir kein täglich erscheinendes „Waffen nieder!“ haben. Welch' mächtige Waffe würde uns dies für unseren Kreuzzug geben, wie könnten wir da Himmel und Hölle bewegen für alle humanen Interessen.

Dr. Valerius Idelson.

*

Soras bei Eperies, 30. August.

Ein Sturm des Entzückens durchbraust die Welt angesichts des gewaltigen Nordlichts, das von Petersburg leuchtet. Was der Erfolg auch sei, das gewaltige Wort eines der Gewaltigsten kann nicht ungesprochen gemacht werden.

Der Herr segne Ihr Wirken!

Vice-Admiral **Semsey.**

*

Innsbruck, 2. Sept. („Sedan“tag).

Hochgeehrte Frau Baronin,

mir fehlen noch immer die richtigen Worte, um dem Uebermasse der Freude vollen Ausdruck zu geben, der nunmehr verdoppelten Freude, da ja auch der Sieg der guten Sache in Paris (Dreyfus) keinem weiteren Zweifel unterliegen kann.

Und Sie haben das grosse Ereigniss im Augustheft von „D. W. N.!“ unbewusst so schön eingeleitet mit dem Satze: „jetzt oder nie ist der Augenblick u. s. w.“

Auch die Aeusserung des „deutschen Michel“ über das „auf dem Holzwege wandeln“ trifft sich jetzt gut, hat es doch die staunende und verblüffte Welt endlich von der autoritativsten Seite erfahren, wer bis jetzt „auf dem Holzwege gewandelt“ ist.

Von welch' grossartigem Interesse ist nicht schon die Lectüre der Zeitungsstimmen! Zu beobachten, wie gleich im Beginne der neuen Bewegung die wahren Triebfeden des Rüstungswahnsinns heraustraten, so die nun unverhüllt ans Licht kommende Thatsache, dass Frankreich bloss um des verhängnissvollen Elsass willen die Allianz geschlossen hat und dies wieder die Ursache der gegenseitigen Mehrbewaffnungen war. Wie interessant, zu sehen, dass sich eigentlich die Welt dem Manifest gegenüber analog verhält wie gegenüber der Friedensbewegung: ungläubig, skeptisch, pessimistisch, Hintergedanken suchend, ja direct gegnerisch, mit allen uns wohlbekannten Argumenten, wie die „Hamb. Nachr.“. Freilich stehen die letzteren einzig da und es kann dies als ein eclatanter Beweis gelten, dass es in unseren Tagen keinen grösseren Friedensfeind gab als Bismarck.

Aber bei allen gegnerischen und ablehnenden Stimmen wird die Frage jetzt doch in den breitesten Bevölkerungsschichten commentirt und deren hohe Bedeutung ins Bewusstsein jedes Einzelnen gebracht. Schon das allein sowie der Umstand, dass das Problem, einmal in die hohe Politik eingeführt, niemals mehr aus derselben verschwinden kann, macht den Schritt Nicolaus II. zu einem riesengrossen, selbst wenn die Conferenz keinen praktischen Erfolg haben sollte.

Ludwig Graf Sarntheim.

*

Porto Rose bei Pirano, 31. Aug.

Meine innigsten Glückwünsche! dass Ihre jahrelangen, rastlosen Bestrebungen im Interesse des Weltfriedens durch ein Wort an der Newa urplötzlich eines so überraschenden und glänzenden Sieges in beseligende Aussicht stellen.

Mit Herz und Hand

Dr. Karl v. Scherzer,
bevollmächt. Minister a. D.

*

Ischl, 29. August.

Hochgeehrte gnädige Frau!

Aus gerührtem Herzen Ihnen und Ihrem Hochgeehrten Herrn Gemahl warme und verehrungsvollste Glückwünsche! Was müssen Sie empfinden, welches edelste aller Glücksgefühle.

Dass ich diesen Tag erlebt habe, betrachte ich als die unbegreiflichste und überraschendste Freude meines schmerzensreichen und hoffnungsarmen Lebens.

Dieses merkwürdigste „Ex oriente lux“ konnte ich im Traum nicht ahnen, als ich

in „Wenn ich Kaiser oder König wäre" Wilhelm I. den Lorbeer dieses Tages um die Schläfe zu legen versuchte, oder als ich im „Strike" einen weisen Fürsten den unreifen Völkern gegenüber sein Herz ausschütten liess. Nun ist der Traum Wahrheit geworden, und möge diese endlich träumende Völker und schläfrige Gewissen mit Posaunenschall emporrütteln! Goethe hats getroffen:

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt,
Auf! Bade, Schüler, unverdrossen,
Die ird'sche Brust im Morgenroth."

Ihre Freude theilen zu dürfen, schätzt sich glücklich

Ihr verehrungsvollst erg.

Moritz Adler.

•

Budapest, 29. August.

Ist's auch möglich, wahr? Nun heisst es, diesen Sieg richtig ausnützen! Etwas muss und wird geschehen. Nun ist's ein Stolz und Glück, Friedensfreund zu sein!

Gratuliere uns Allen, in erster Reihe Ihnen.

Das wird Viele aufrütteln!

Kemèny,
Secretär der ung. Friedensgesellschaft.

•

Velden, 30. August.

Glück auf zur Morgenröthe im Osten.

Hedwig Pötting.

•

Whitte, 2. September.

Glück auf, es tagt!

Alexander Essenburg,
Einsiedler auf Hidnensee bei Rügen.

•

Beckenhorn, 12. September.

— — — Was ich von dem Manifeste denke? Tausend Dinge. Ich war am Vierwaldstätter See. Nach einem köstlichen Spaziergang, nahm ich Abends nach dem Diner die „Independance" zur Hand. Ich gestehe, dass ich es fast widerwillig that . . . die Politik ist eine gar so unsaubere Küche! . . . Man wollte darauf vergessen, wenn man sich dem Genuss der schönen Natur hingiebt, wenn man sich von den menschlichen Misèren in der ungetrübten Reinheit der hohen Gipfel ausruht. Und stellen Sie sich meine Betroffenheit vor: statt der diplomatischen Alltäglichkeiten das Manifest des Kaisers! Das hat mich auf's Heftigste erschüttert!

Aber was ich davon denke? Erstens, dass wir Alle, die wir mit dem Geiste des Manifestes eines Sinnes sind, Nicolaus II. mit aller Kraft unterstützen sollen; nicht nur gegen seine Gegner, sondern gegen seine eigene Person. Das Unternehmen ist von grosser Schwierigkeit. Er könnte vor den Hindernissen den Muth verlieren. Dann wird es nöthig sein, dass die liberale Meinung Europas und besonders die Friedensvereine ihm eine unermüdliche nimmerwankende Mitarbeit leisten.

Zweitens: selbst wenn das Manifest keine unmittelbare Folge hätte, so wird es zweifellos mittelbare haben, von riesiger Tragweite. Es stellt einen Wendepunkt der Geschichte Europas dar. Das kann nicht mehr verändert werden. Von diesem Tage ab werden die Rüstungen nicht mehr zunehmen.

Kommen Sie nach Turin? Dort wird es sein, wo wir einen ganzen Feldzugsplan entwerfen können. Was mich betrifft, so werde ich, obwohl ich nicht dem Bureau angehöre, jedenfalls hingehen. Wenn ich nicht das Glück habe Sie in Turin zu sehen, so werde ich auf meiner Rückkehr Ihnen meinen Besuch in Harmannsdorf abstatten.

Genehmigen Sie u. s. w.

J. Novicow.

•

Wiesbaden, 19. Sept. 98.

Hochverehrte Frau Baronin!

In dem Augustheft „Die Waffen nieder!" werfen Sie Seite 312 die Frage auf: „Ob er wohl schon geboren ist, der Staatsmann, der für den Menschheitsgedanken sein wird, was Bismarck für den deutschen Nationalgedanken war?" Jawohl, er ist schon vor 50 Jahren geboren, der Mann, der denselben festen Willen, dieselbe Kraft, denselben festen Glauben an sich selbst hat, wie Bismarck hatte, und der auch dieselbe

eiserne Energie und dieselbe Geduld hat, diesen seinen festen Glauben an die Möglichkeit einer Besserung und Umgestaltung der unzulänglich gewordenen Einrichtungen im Staatshaushalt in die That umzusetzen, es kommt nur darauf an, ihn an den rechten Platz zu stellen, von wo aus er weithin gehört wird.

Dass dies geschehe, dazu müssen wir Alle helfen, die wir einen Moritz v. Egidy kennen, und die wir wissen, wie treu er es mit dem Menschheitsgedanken meint und wie rastlos er seine ungeheure Arbeitskraft diesem einen Gedanken weiht.

Sie, gnädige Frau, sind besonders dazu berufen, mitzuhelfen, dass Egidy's Name weithin schallt. Ihre Monatsschrift „Die Waffen nieder!“ muss laut und deutlich auf Ihre Frage antworten. Wollen Sie diesen Brief in derselben abdrucken und als solchen gelten lassen, soll es mir recht sein.

In der Hoffnung, dass Sie, gnädige Frau, dieses, mein Wort, auch als die Erfüllung meiner mir deutlich vorgeschriebenen Pflicht ansehen und gütig berücksichtigen, bin ich Ihr ganz

ergebener

Baron W. von Korff.

•

Heiden, 21. September.

— — — Lassen Sie mich meine Glückwünsche aussprechen zu dem grossen Schritt, den der Czar auf dem Wege gemacht, dem Ihr eifriges Apostolat geweiht ist. Es ist dies ein riesengrosser Schritt und was immer geschehe, die Welt wird nicht mehr „Utopie!“ schreien. Die Geringschätzung unserer Ideen ist ihr fortan untersagt: und wenn die Verwirklichung auch den Congress, der sicher stattfinden wird, nicht augenblicklich folgt, so ist sie doch jedenfalls in Gang gebracht. Diese Initiative bleibt auf immer als Präzedenzfall bestehen.

Der Tod der Kaiserin Elisabeth hat mich tief betrübt — — — — ach, wären unsere Ideen zehn Jahre früher verwirklicht worden, so gäbe es keine Anarchisten mehr! Genehmigen Sie etc.

Henri Dunant,
Gründer des Rothen Kreuzes.

•

Paris, Senat, 26. Sept. 98.

Geehrte Frau!

Ich war sehr gerührt über Ihre freundliche Erinnerung, und Ihre Zeugenschaft in der „Affaire“, die mir, seit Monaten, so viel Sorgen macht, ist mir von hohem Werth.

Es hätte mich sehr gefreut, Ihnen persönlich in Turin zu danken, aber ich habe leider nicht die Musse, mich dahin zu begeben. Die Lösung, die ich verfolge, ist noch im Dunkel, und meine Anwesenheit in Frankreich ist jeden Augenblick nöthig.

Was soll ich über das Manifest des Kaisers von Russland sagen?

Wenn es sich nur um die moralische Tragweite handelt, so kennen Sie ja genug meine Gesinnung, als dass ich da Erklärungen abzugeben brauchte.

Soll man aber die praktischen Seiten des Erfolges beurtheilen, so ist das etwas anderes und ich bin nicht ohne Bangen. Was werden Deutschland und Frankreich sagen? Wird nicht vom Frankfurter Vertrag die Rede sein — wie wird dann Frankreich, ohne sich in seiner Würde zu vergeben, die Waffen niederlegen? Wird es hingegen gestattet sein, von Elsass-Lothringen zu sprechen; und in diesem Fall, wird Deutschland die Idee der nöthigen Zugeständnisse annehmen? Alles hängt davon ab.

Ah! Wenn man von beiden Seiten dieses fürchterliche Problem im Geiste der Weisheit und der Humanität lösen wollte — welchen Dienst hätte da der Czar der Welt geleistet! Ich wünsche es lebhaft — aber ich habe, leider, wenig Hoffnung!

L. Trarieux.

Ich habe theilgenommen, in diesen letzten Wochen, an dem grausamen Schlage, der Ihr Land getroffen hat. Man bleibt ganz verblüfft vor solchen Verbrechen!

Aus Friedensvereinen und Versammlungen.

Die Kundgebung des Czaren hat, wie zu erwarten war, die Thätigkeit der Friedensgesellschaften besonders angespornt. Eine grosse Anzahl von Versammlungen fanden im September statt, über die wir zum Theile im Nachstehenden berichten. Besonders hervorzuheben ist, dass die meisten dieser Versammlungen unter ganz besonders reger Theilnahme des Publikums stattfanden und dass in unmittelbarer Folge zahlreich neue Mitglieder den Vereinen beitraten. Auch die Presse hat sich mit grösserem Interesse den Versammlungen der Friedensgesellschaften angenommen und oft in spaltenlangen Berichten darüber Mittheilungen gemacht.

Diese neue Phase in der Entwickelung der Friedensidee wird vielleicht für manche Ortsgruppe der Ansporn zu erneuter rastloser Thätigkeit sein und wird die Friedensfreunde veranlassen in solchen Orten, in welchen es noch keine Friedensgesellschaft giebt, die Gründung einer solchen vorzubereiten.

Das **Internationale Friedensbureau in Bern** hat folgende Depesche an den Czaren abgesandt:

> Die Friedens- und Schiedsgerichtsgesellschaften nehmen sich ehrerbietigst die Freiheit, Eurer Majestät den Ausdruck tiefster Dankbarkeit für die edle Initiative zu übermitteln, die Eurer Majestät ein unvergängliches Andenken und die Segenswünsche der Völker sichern wird.

•

Die **Oesterreichische Gesellschaft der Friedensfreunde** hat an den russischen Minister des Aeussern, Grafen Murawjew, folgendes Telegramm abgesendet:

> „Im Namen der Oesterreichischen Friedensfreunde bitte ich Euere Excellenz, Seiner Majestät den unterthänigsten Dank und die Bewunderung für die herrliche Grossthat zu Füssen zu legen.
>
> Die Präsidentin:
> Baronin Bertha Suttner.“

•

Backnang (Württemberg). Die Ortsgruppe B. der Deutschen Friedensgesellschaft hat sich kürzlich constituirt. 65 Mitglieder sind sofort beigetreten. Herr R. Christadler ist zum Schriftführer ernannt worden.

•

Dresden. Die Deutsche Friedensgesellschaft beabsichtigt im October Herrn Assessor Reuter aus Naumburg in Dresden sprechen zu lassen zum Zwecke, eine Ortsgruppe für Dresden ins Leben zu rufen. Hauptgegenstand des Vortrags wird die Abrüstungsfrage im Lichte des allgemeinen Völkerwohles sein. Zu dem Gegenstand schreibt die Friedensgesellschaft in einem Aufrufe: „Die gesunde öffentliche Meinung aller Völker, voran Deutschlands, gilt es aufzurütteln, zu organisiren, zum kräftigen Handeln zu bringen. Schon eine einigermassen ansehnliche Minderheit würde den Fortgang des grossen Werkes verbürgen. Die offenkundige und unbestreitbare Wahrheit, dass der Sieg des Friedensgedankens nicht nur der grösste, sittliche und ideale Fortschritt seit der Geburt des Christenthums, ja erst die Einführung des wahren Wesens des Christenthums in dem Völkerleben ist, sondern auch im stärksten, unmittelbaren materiellen Interesse jedes Einzelnen, mit Ausnahme ganz engbegrenzter Kreise, liegt, wird das Uebrige thun. Die gesunde öffentliche Meinung organisiren und zur Thätigkeit bringen, das ist die nächste hohe Aufgabe der Friedensbewegung. Jeder einzelne Verein, jedes einzelne Mitglied ist zur angestrengten Mitwirkung berufen und verbunden. Die Aufgabe der Friedensbewegung ist daher durch die Willenserklärung des Czaren nicht gelöst und beendet, sondern auf eine höhere Stufe gehoben und mit einer gewaltigen Bürgschaft des Erfolges ausgerüstet worden. Sie ist ihr aber auch wesentlich erleichtert worden. Der Haupteinwand und Vorwurf, der den Friedensfreunden bisher entgegengehalten wurde, der der Utopie, ist mit der Willenserklärung des Czaren ein für alle Mal und

endgiltig beseitigt. Ein Fürst, welcher eine solche Verantwortlichkeit trägt, verpflichtet sich, zumal in jetziger Zeit, nicht auf eine Utopie. Die Bereitwilligkeit, mit welcher die deutsche Regierung und der deutsche Kaiser persönlich ihre Uebereinstimmung erklärt haben, schliesst, insonderheit für Deutschland, fürderhin die Möglichkeit aus, den Friedensgedanken als Hirngespinst und schönen Traum zu behandeln. Wenn die Stimmen der Feinde der grossen Sache demnächst leiser werden, so soll die der Friedensbewegung um so volltönender erschallen! Sie muss unter der Gunst der Umstände zu einer Macht werden, mit der künftig gerechnet wird. Also: Keine Sorglosigkeit, als ob das Werk schon gethan sei. Zehnfach angestrengte Arbeit! Triumphirende Zuversicht und fester Glaube an die grosse Sache, welcher auch bei Anderen Glauben erzeugt und erzwingt."

•

Die **Ortsgruppe Hamburg** der Deutschen Friedensgesellschaft hat am 1. September folgendes Telegramm abgesandt:

An Se. Excellenz den Grafen
Murawjew,
St. Petersburg.

Die Hamburger Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft bittet, Sr. Majestät dem Czaren den Ausdruck aufrichtiger Bewunderung und ehrfurchtsvollen Dankes für die herrliche Initiative in der Friedensbewegung unterbreiten zu wollen.

Für den Vorstand
(gez.) J. Wolff.

•

Löwenberg i. Schl. Zustimmungs-Bekundung. An den Beherrscher des russischen Reiches richtete die hiesige Friedens-Ortsgruppe ein Dankschreiben für die unverhoffte, hochedle Bekundung der Nothwendigkeit einer allgemeinen Völkerabrüstung, wodurch die Völker der Segnungen eines dauernden Friedens theilhaftig werden könnten, was durch Einsetzung einer internationalen Friedens-Conferenz mit zu erreichen wäre.

•

Berlin, 20. August. Herr J. Guttzeit sprach in der „Magnetischen Gesellschaft" über Krieg und Frieden.

•

Löwenberg i. Schl., 21. August. Die hiesige Friedens-Ortsgruppe veranstaltete eine öffentliche Versammlung im hiesigen Buchholzsaale, welche von ca. 150 Zuhörern besucht war. In einstündiger fliessender und begeisterter Rede sprach Herr Rechtsanwalt Heilberg-Breslau über „den Gedanken des allgemeinen Völkerfriedens und die moderne Friedensbewegung."

•

Stuttgart, 31. August. Stadtpfarrer Umfrid sprach „über das Czarenmanifest". Es wurde folgende Resolution gefasst:

„Wir begrüssen den russischen Abrüstungsvorschlag mit Freuden; wir sehen in demselben den ersten Schritt zu einer aufrichtigen Annäherung der Nationen und zur Verminderung der drückenden Militärlasten. Wir hoffen, dass die Bestrebungen der Friedensgesellschaften nun in der ganzen civilisirten Welt ein so grosses moralisches und politisches Uebergewicht erlangen, dass die Kriege verhindert und allenfalls obwaltende Differenzen auf dem Weg friedlicher Verständigung gelöst werden."

•

Basel, 1. September. Die Section Basel des Schweizer Friedensvereins veranstaltete eine öffentliche Versammlung, in der Herr Elie Decomman über „die Friedenskundgebung des Czaren" sprach.

•

Erfurt, 2. September. Unter dem Vorsitze des Rechtsanwalts Anderseck fand eine Versammlung der Ortsgruppe Erfurt statt.

•

Hamburg, 3. September. In der Oeffentlichen Volksversammlung der Ortsgruppe Hamburg-Altona der Deutschen Friedensgesellschaft hielt Herr Rector Koppsch aus Berlin einen Vortrag über „die Bestrebungen der Friedensgesellschaft und den Erlass des Czaren". Nach Schluss des Vortrags wurde folgende Resolution einstimmig angenommen:

„Die Hamburger Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft begrüsst den Abrüstungsvorschlag des Czaren dankbar und freudig. Da aber dieser Bewegung von oben eine gewaltige Bewegung von unten entgegenkommen muss, wenn sie zum Ziele führen soll, so richten wir an alle Völker den Appell, ihrem entschiedenen Willen zum dauerhaften Weltfrieden überall und fortgesetzt machtvollen Ausdruck zu verleihen.“

•

Budapest, 4. September. Der Ungarische Friedensverein hielt gestern seine erste Sitzung nach den Ferien. An derselben nahm die Mehrzahl der Mitglieder des gegenwärtig hier weilenden Vereinsausschusses, u. A. Präsident Moriz Jókai, Dr. Albert Berzeviczy und Géza Josipovich, theil.

Nachdem Präsident Jókai die Sitzung eröffnet hatte, wies Director Kemény auf die welthistorische Bedeutung des jüngsten Friedensmanifestes des Czars hin und zählte die im Auslande erfolgten Kundgebungen auf; er erwähnte ferner, welche Schritte der Ungarische Friedensverein in dieser Beziehung bereits veranlasste und was er fernerhin zu thun beabsichtige. Nach kurzer Discussion, an welcher Moriz Jókai und Albert Berzeviczy lebhaften Antheil nahmen, wurde vor Allem die folgende Resolution einstimmig angenommen:

„Der Ungarische Friedensverein begrüsst mit freudiger Zuversicht den Abrüstungsvorschlag Sr. Majestät des Czars Nicolaus II.; er betrachtet diesen als bedeutungsvollstes Moment der allgemeinen Friedensbewegung und als sicherstes Pfand des endlichen Gelingens ihrer Bestrebungen. In diesem weltgeschichtlichen Ereignisse, welches sowohl in moralischer, als in politischer Beziehung von unberechenbarer Tragweite ist, erblickt der Ungarische Friedensverein die Richtigkeit der bisherigen Bestrebungen der Friedensgesellschaften, schöpft neue Kraft zur Bethätigung seiner Ueberzeugung und betrachtet als sicherstes Mittel zur Erhaltung des Weltfriedens und der Verwirklichung der Institution der internationalen Schiedsgerichte die unentwegte zähe Ausdauer und die Vereinigung aller Friedensfreunde.“

Diese Resolution wird, auf Vorschlag des Präsidenten, der ungarischen Gruppe der interparlamentarischen Conferenz mit der Bitte mitgetheilt werden, ihren vollen Einfluss dahin geltend zu machen, dass der vom Czar initiirte Abrüstungsvorschlag auch von Seite der ungarischen Gesetzgebung wirksamst unterstützt werde und von positiven Erfolgen begleitet sein möge.

•

Berlin, 4. September. Herr v. Egidy sprach im Concerthaus über die Botschaft des Czaren. Er griff einzelne Sätze heraus und zeigte an ihnen das Wollen des russischen Herrschers. Nicht wie bisher, so führte der Redner aus, will der Czar durch gesteigerte Rüstungen den Frieden aufrecht erhalten nach dem bekannten Satze: si vis pacem, para bellum; er will „allen Völkern die Wohlthaten wahren und dauernden Friedens sichern“: si vis pacem, para pacem. Und wie hat man dem Czaren auf diese frohe Botschaft geantwortet? Nur wenige Zeitungen haben ganz rückhaltslos ihrer Freude und Zustimmung Ausdruck gegeben. Man hat die lauteren Absichten des Czaren in Zweifel gezogen, das ganze Manifest für einen diplomatischen Kniff erklärt. Man thut damit ein schweres Unrecht sowohl dem Czaren gegenüber wie der Sache selbst. Einige Zeitungen und zwar solche, die sich besonders mit ihrer „christlichen“ Gesinnung brüsten, höhnen sogar geradezu, stellen den Krieg als höchstes Ideal dar und den Frieden als eine lächerliche Phantasie. Zur Bekräftigung dieser Ueberzeugung rufen sie verstorbene Helden an, besonders Bismarck wird oft citirt. Der Czar hat sich aber nicht an die Todten gewandt, sondern an die Lebenden, und wenn Bismarck mit vollem Recht gesagt, er möchte im Sarge in Ruhe schlafen, so könnten wir mit demselben Rechte sagen: „Wir möchten mit Bismarck in Ruhe gelassen werden.“ Der Czar könne auch nicht den Frieden decretiren, das wisse er wohl; der Frieden kann nur das Ergebniss einer Uebereinstimmung der massgebenden Culturvölker

sein und im Zusammenhang stehen mit den geläuterten Anschauungen auf allen Gebieten. Von der Conferenz erwarte er (Redner) auch nicht allzu viel, da wahrscheinlich zünftige Diplomaten, die nicht in Fühlung mit dem Volke stehen, ihre Regierungen vertreten werden. Das darf uns aber nicht irritiren; der Friedensgedanke, in der Reinheit und Schönheit von so hoher Stelle ausgesprochen, würde eine dauernde Wirkung ausüben. Das Volk, die eigentliche Macht, müsse den Czaren unterstützen, müsse sich zum Träger des Gedankens machen, und Jeder an seiner Stelle dafür wirken. Die zahlreich besuchte Versammlung folgte diesen Ausführungen mit lebhafter Spannung, die sich oft in lautem Beifall entlud. Glückwunschtelegramme von auswärtigen Freunden trafen zum Schluss ein.

*

Berlin, 6. September. Paul Jahn sprach vor den socialdemokratischen Wählern des 6. Berliner Reichstags-Wahlkreises über „den Abrüstungsvorschlag des Czaren“.

*

Görlitz, 8. September. Grosse Versammlung der Deutschen Friedensgesellschaft. Vors. Amtsgerichtsrath Thümmel sprach über den Vorschlag des Czaren. Diakonus Francke sprach hierauf über „die Stellungnahme der Deutschen Friedensgesellschaft zu der Willensäusserung des russischen Kaisers.“ Es wurde folgende Resolution angenommen:

„Hiesige Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft ersucht den Berliner Centralvorstand um baldige Veranstaltung einer umfassenden Kundgebung, die in der Form eines durch alle Blätter gehenden Aufrufs dem deutschen Volk die dringend ernste Bitte ans Herz legt, der von Sr. Majestät dem russischen Kaiser in Fluss gebrachten Abrüstungsfrage eine des grossen Gegenstandes würdige, sympathievolle Aufmerksamkeit zu schenken.

Besonders wolle sich der Aufruf an alle Kreise, Classen und Stände mit der Mahnung richten, in dieser Sache alles kleinliche Misstrauen und die unselige Parteileidenschaft schweigen zu heissen, damit die Seitens des Czaren angeregte Einigungsarbeit nicht wieder durch Schuld fanatischer Voreingenommenheit oder missgünstiger Verstimmung über lang gepflegte, doch überholte Irrthümer zum Stillstand komme.

Es wäre der Allgemeinheit zu bedenken zu geben, wie sehr die Zweifler und Gegner der Weltfriedensidee sich selbst im Lichte stünden, wenn sie dieser ersten und einzigartigen Gelegenheit, die Möglichkeit des Problems praktisch zu erproben, ausweichen wollten; wie schwer auf sie allein dann die Verantwortung fiele für alle Greuel nachmaliger Kriege, weil sie der ehrlichen Absicht, vorzubeugen, der edelsten Begeisterung hochherziger Menschenfreunde ihren kalten, engherzigen Fatalismus entgegengesetzt hätten.

Dementsprechend müsste unserm gesammten Volke auf's Wärmste empfohlen werden, durch einmüthige Zustimmung zu der erhabenen Kundgebung des Czaren die deutsche Reichsregierung zu wirksamster Antheilnahme an der geplanten Congressarbeit zu ermuthigen.“

*

St. Gallen, 9. September. Versammlung des Friedensvereins. Vortrag des Herrn R. Feldhaus über das Czarenmanifest. Zum Schluss wurde folgende Resolution angenommen:

„Die vom Friedensverein veranstaltete öffentliche Versammlung begrüsst mit Begeisterung die auf Abrüstung hinzielende Kundgebung des Czaren; sie hofft auf das Zustandekommen und die erfolgreiche Wirksamkeit einer internationalen Conferenz der Mächte und sie ersucht im besonderen die Presse, dem Friedensbedürfniss der Völker Rechnung tragend, ihren Einfluss zu Gunsten der Friedensidee mit Ausdauer und Consequenz geltend zu machen.

*

Freiheit i. Riesengeb., 13. September. Im Rathhaussaale fand eine grosse öffentliche Versammlung statt, an der über 400 Personen theilnahmen. Bürgerschullehrer Robert Hoinkes sprach über „Krieg und Frieden“. Herr Prosper

Vieth, Vorstandsmitglied der Oesterreichischen Friedensgesellschaft wohnte der Versammlung bei.

•

Schorndorf, 13. September. Pfarrer Umfrid sprach über „Die Friedenskundgebung des Czaren".

•

Berlin, 14. September. Im Bürgersaale des Rathhauses grosse Versammlung der Deutschen Friedensgesellschaft. Dr. Max Hirsch sprach über den Czarenerlass. Dr. Penzig über „die nächsten Aufgaben der Friedensfreunde." Es wurde folgende Resolution angenommen:

„Die Deutsche Friedensgesellschaft begrüsst freudig die Kundgebung des russischen Kaisers vom 28. August und die Zustimmung zu derselben seitens der deutschen und anderer Regierungen als einen gewaltigen Schritt zur Erhaltung des Friedens und zur Verminderung der am Mark der Völker zehrenden Rüstungen.

Indem die Deutsche Friedensgesellschaft mit Genugthuung die von ihr und den Friedensgesellschaften aller Länder seit lange vertretenen Grundsätze und Bestrebungen nunmehr von den mächtigsten Staaten anerkannt sieht, findet sie darin einen neuen Sporn zu eifrigster Thätigkeit für die Friedenssache, um so mehr, als die grossen der Verwirklichung des Gedankens noch entgegenstehenden Schwierigkeiten nur durch das nachdrückliche Eintreten der Völker zu überwinden sind.

Der Wahn, dass die Friedensfreunde einer Utopie nachjagen, ist zerstört; jetzt gilt es ein praktisches, für die Lebensinteressen aller Nationen nothwendiges Endziel mit aller Kraft zu erreichen. Das kann nur durch umfassende Vereinigung geschehen; darum fordern wir alle Friedens- und Vaterlandsfreunde ohne Unterschied der Partei auf, unserer schon in allen Gauen Deutschlands verbreiteten Gesellschaft sich baldigst anzuschliessen und allerorten neue Gruppen zu bilden unter dem beglückenden Banner des Völkerfriedens!"

•

Breslau, 14. September. Grosse Versammlung der Friedensgesellschaft im Musiksaale der Universität. Diakonus Dr. Menzel sprach über „die Friedensidee in der Vergangenheit". Hierauf hielt Herr Rechtsanwalt Heilberg eine längere Rede über „die Friedensidee in der Zukunft". Zum Schluss wurde folgende Resolution angenommen:

„Wir begrüssen den Abrüstungsvorschlag des russischen Kaisers als einen ernsten Schritt zu einer aufrichtigen Annäherung der Nationen und zur Verminderung der drückenden Kriegsrüstungen. Wir erblicken vor Allem darin eine moralische und politische Stärkung unserer Bestrebungen, welche darauf abzielen, die Idee der friedlichen Verständigung zwischen den Staaten und immer weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen und auf diese Weise einen Dauerzustand anzubahnen, in dem Kriege zwischen cultivirten Völkern ausgeschlossen sind."

•

Mannheim, 15. September. In der Friedensgesellschaft hielt Stadtpfarrer Umfrid einen Vortrag über den „russischen Abrüstungsvorschlag". Es wurde folgende Resolution angenommen:

„Die heutige, von der Ortsgruppe Mannheim der Deutschen Friedensgesellschaft einberufene öffentliche Versammlung begrüsst auf's Freudigste den von dem Kaiser von Russland einberufenen Staatencongress behufs Vereinbarung über die Einstellung der die Völker erschöpfenden Kriegsrüstungen und die Herbeiführung gesicherter Friedenszustände. Sie spricht die Hoffnung und die Ueberzeugung aus, dass die verbündeten Regierungen des deutschen Reiches an diesem Congress theilnehmen und nach Kräften zum Gelingen des Vorhabens beitragen werden. Ferner giebt sie sich der Hoffnung hin, eingedenk der Thatsache, dass das Volk thatkräftig mitwirken muss, wenn etwas Grosses und Gutes geschaffen werden soll, dass unsere Mit-

bürger mehr als bisher dem Friedensverein beitreten und seine humanen Bestrebungen fördern möchten. Die verschiedenen politischen Parteien angehörenden Theilnehmer der Versammlung verpflichten sich, ihre ganze Kraft für die Idee des Völkerfriedens einzusetzen und Jeder in seinem Kreise werbend für dieselbe thätig zu sein.“

•

Schwäb.-Hall, 16. September. Pfarrer Umfrid sprach in der Deutschen Friedensgesellschaft über „die Friedenskundgebung des Czaren“.

•

Stuttgart, 20. Septbr. Pfarrer Gsell-Zürich sprach in der Friedensgesellschaft über „die Bestrebungen der Friedensfreunde“.

•

München, 23. September. Stadtpfarrer Umfrid sprach über „den russischen Abrüstungsvorschlag“.

•

Ulm, 25. September. Pfarrer Gsell-Zürich sprach in der Friedensgesellschaft über „die Friedensgesellschaften und die neuesten Ereignisse“. Nachstehende Resolution wurde von der Versammlung einstimmig angenommen:

„Wir begrüssen den russischen Abrüstungsvorschlag mit Freuden; wir sehen in demselben den ersten Schritt zu einer aufrichtigen Annäherung der Nationen und zur Verminderung der drückenden Militärlasten. Wir hoffen, dass die Bestrebungen der Friedensfreunde nun in der ganzen civilisirten Welt ein so grosses moralisches und politisches Uebergewicht erlangen, dass die Kriege verhindert und allenfalls obschwebende Differenzen auf dem Weg friedlicher Verständigung gelöst werden.“

•

Hannover, 1. October. Nach einem Vortrage des Dr. Fraenkel aus Berlin wurde hier eine Ortsgruppe des Deutschen Friedensgesellschaft gegründet, der sofort 200 Mitglieder beitraten.

•

Wien, 18. October. M. v. Egidy sprach auf Einladung der Oesterreichischen Friedensgesellschaft im grossen Ballsaal des Etablissements Ronacher vor einem zahlreichen Publikum über die Czarenbotschaft, das allen Gesellschaftsschichten angehörte. Es war dies die erste öffentliche Versammlung, die von der Wiener Gesellschaft veranstaltet wurde, und die Leiter konnten mit dem Erfolge zufrieden sein. Aber auch zum ersten Male hat sich an der Versammlung der Wiener Friedensgesellschaft der Vertreter der Polizei eingefunden, der sogar einmal Gelegenheit nahm einzuschreiten, nachdem der bekannte amerikanische Schriftsteller Mark Twain in englischer Sprache sich an der Discussion betheiligte: ein englischer Redner war nämlich nicht angemeldet worden.

Baronin v. Suttner eröffnete als Vorsitzende des Vereines mit einer kurzen Ansprache die Versammlung. Egidy sprach hierauf über eine Stunde. Seine bekannte markige Vortragsart fesselte auch hier alle Hörer, die den Redner wiederholt mit schallendem Beifall überschütteten. An den Vortrag schloss sich eine rege Discussion, an der sich u. A. auch der bekannte Maler und Naturmensch Diffenbach beteiligte.

Nach Schluss vereinigten sich der Vorstand der Oesterreichischen Friedensgesellschaft und dessen Gäste an einem intimen Souper, wo noch mancher Geistesblitz die Anwesenden entzückte.

Vermischtes.

Der Tod der Kaiserin Elisabeth.

Das ergreifendste Wort, das angesichts des jähen Todes der Kaiserin Elisabeth gesprochen wurde, ist das aus dem Munde des eigenen Gemahls: „Es ist nicht zu fassen, wie ein Mensch Hand anlegen konnte an diese Frau, die in ihrem Leben Niemandem ein Leid zugefügt und nur Gutes gethan hat.“ — Eine erschütternde Wahrheit liegt in diesem Gedanken; damit aber auch

die ernste Aufforderung, diesen Gedanken weiter zu denken.

Alles, was um uns her vorgeht und geschieht, steht in einem durch ein heiliges Gesetz geregelten Zusammenhang. Die ehrfürchtige Zuversicht gegenüber einem weisen Walten des Weltgedankens schliesst den unheiligen Glauben an einen Zufall aus: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." — Wenn ein Mächtiger der Erde, der Kaiser von Russland, soeben Worte sprach, die, von dieser Stelle ausgehend, eine Art Offenbarung darstellen, und die deshalb für ewige Zeiten einer der allerbedeutsamsten Marksteine in dem Entwickelungsgang der Menschheit bleiben, so wird jeder ernstgläubige Mensch alle bedeutsamen Geschehnisse der nächsten Folgezeit mit diesem Ereigniss, mit der Kundgebung des Czaren in Verbindung bringen.

Vielleicht musste die schuldlose Frau so jähen Tod sterben, damit tiefes Weh die Besten aller Völker erfasse, damit Alle mit dem vereinsamten Gatten und Kaiser klagen: „Wir können es nicht fassen, wie ein Mensch Hand anlegen konnte an diese Frau, die in ihrem Leben Niemandem ein Leid zugefügt und nur Gutes gethan hat"; damit wir dann aber auch den Gedanken weiter denken und begreifen, wenn der tiefgebeugte Kaiser in demüthigem Verstehen dessen, was eine höhere Macht ihm durch das namenlose Leid, das ihm widerfuhr, eingeben will, zu der Erkenntniss sich durchringt:

„Es sollen fortan überhaupt nicht mehr Menschen, die nie vordem einander Leid zufügten, feindselig der Eine dem Anderen den tötenden Stahl in das Herz senken. Ich lasse die Menschen, deren Leben meiner Obhut anvertraut ist, fortan nicht mehr auf Schlachtfelder ziehen; ich erziehe die Völker, die meinem Szepter unterstehen, nicht länger mehr zum Kriege. Die Arbeit der Jahre, die mir von der Vorsehung noch zugedacht sind, gehört der inneren und äusseren Vorbereitung auf eine krieglose Zeit."

M. von Egidy.

(Octoberheft der „Versöhnung".)

*

Interparlamentarische Friedens-Conferenz. Bureausitzung für 1898.

Brüssel, 30. September. Die diesjährige Interparlamentarische Conferenz, die in Lissabon tagen sollte, konnte bekanntlich in Folge äusserer Hindernisse nicht stattfinden. An ihrer Stelle trat das aus Delegirten aller nationalen Gruppen bestehende Bureau gestern Nachmittag im Nationalpalast zu einer Sitzung zusammen, welche namentlich durch das Friedensmanifest des Czaren zu einer umfassenden und wichtigen wurde. Es waren Vertreter der parlamentarischen Gruppen folgender Länder erschienen: Deutschland, Oesterreich, Belgien, Dänemark, Frankreich, Grossbritannien, Niederlande, Norwegen, Schweden, Schweiz und Spanien; die verhinderten Vertreter von Ungarn, Italien, Portugal und Rumänien hatten ihre Zustimmung zu den zu fassenden Beschlüssen erklärt. Den Vorsitz führte der Vertreter der belgischen Gruppe, Senator Houzeau de Lehaye.

Vor Allem galt es, Stellung zu dem Manifest Kaiser Nicolaus II. zu nehmen. Es wurde einstimmig die Absendung einer von einer Fünfercommission (Frankreich, England, Oesterreich, Deutschland und Schweiz) ausgearbeiteten Adresse Seitens des Bureaus, als der Vertretung aller parlamentarischen Landesgruppen Europas, an den russischen Minister des Auswärtigen Grafen Murawjew, beschlossen. Der Wortlaut der am 1. October beschlossenen und bereits (bei der russischen Gesandtschaft zu Brüssel) eingereichten Adresse, betreffend die Friedensbotschaft des Czaren, ist folgender: „Seiner Excellenz dem Herrn Grafen Murawjew, Minister der auswärtigen Angelegenheiten Seiner Majestät des Kaisers von Russland. Herr Minister! Die Delegirten der Gruppen der europäischen Parlamente, die das Bureau der Interparlamentarischen Conferenz für Schiedsgericht und Frieden bilden, ergreifen die Gelegenheit ihrer ersten Zusammenkunft, um Euer Excellenz zu bitten, Seiner Majestät dem Kaiser Nicolaus II. den Ausdruck ihrer ehrfurchtsvollen Glückwünsche dazubringen bezüglich der am 24. August d. J. an alle beim kaiserlichen Hofe zu Petersburg beglaubigten auswärtigen Vertreter gerichteten

Botschaft. Wir werden Euer Excellenz dankbar sein, wenn Sie Seiner Majestät unsere heissesten Wünsche für den Erfolg der Conferenz, die nach Ihren beredten Worten die Aufgabe haben wird, „den grossen Gedanken des Weltfriedens triumphiren zu lassen und zugleich das Einvernehmen aller Staaten zu festigen durch eine solidarische Weihe der Grundsätze der Billigkeit und des Rechts, auf denen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruhen.“ Niemand ist mehr als die Mitglieder unserer Vereinigung berechtigt, dieser hochherzigen Initiative des Kaisers Nicolaus II. Beifall zu zollen. Es ist jetzt neun Jahre her, dass unser Bund, aus Mitgliedern der Parlamente aller Nationen Europas — Freiwilligen, vereinigt durch ihre Hingebung für die grosse Friedenssache — bestehend, begründet wurde zu dem Studium der Mittel, um das Ideal zu verwirklichen, auf das, nach der Botschaft Euer Excellenz, die Bemühungen aller Regierungen gerichtet sein müssen und welchem das humane und grossmüthige Streben Seiner Majestät des Kaisers gänzlich gewidmet ist. Zu diesem edlen Zwecke haben wir unter den wirksamsten Mitteln, um allen Völkern die Wohlthaten wahren und dauernden Friedens zu sichern und um ihnen andere Bürgschaften der Sicherheit und Unabhängigkeit, als die fortschreitende Entwickelung der Rüstungen zu geben, bei allen Regierungen auf die Annahme von Schiedsgerichtsverträgen gedrungen. Wir haben insbesondere ihrer Würdigung einen Entwurf unterbreitet für die Organisation von internationalen Schiedsgerichten, deren Anwendung schon vielen Conflicten vorgebeugt hat. Wir bitten Euer Excellenz die Versicherung unserer Gefühle ehrerbietiger Hochachtung zu genehmigen.“

Diese Adresse soll auch den nationalen Friedensgruppen zur Kenntnissnahme zugehen mit dem Ersuchen, ihre Parlamente, falls die Lage es gestattet, mit diesem hochwichtigen Gegenstande behufs Unterstützung der jetzt von mächtigen Regierungen übernommenen Friedenspläne zu befassen.

Neben dieser grossen Angelegenheit wurden auch die kleineren officiellen Vorkommnisse keineswegs vergessen. So beschloss das Bureau eine Resolution, worin über den soeben zwischen Italien und Argentinien auf 10 Jahre abgeschlossenen allgemeinen Schiedsgerichtsvertrag, welcher noch erheblich weiter geht als der zwischen Grossbritannien und Nordamerika vereinbarte, volle Genugthuung bekundet wird, und ferner eine Dankadresse an den norwegischen Storthing, der ausser den Reisekosten der Delegirten zu den interparlamentarischen Sitzungen auch einen Jahresbeitrag von 500 Kronen für das interparlamentarische Bureau in Bern bewilligt hat. In den Resolutionen wird die Hoffnung ausgesprochen, dass andere Staaten diesen löblichen Beispielen recht bald folgen werden. Angesichts solchen Vorgehens Norwegens konnte es nicht fehlen, dass die dringende Einladung der norwegischen Gruppe, die nächste interparlamentarische Conferenz gegen Ende August 1899 in Christiania abzuhalten, mit Freuden begrüsst und einstimmig angenommen wurde; man erwartet allgemein eine starke Betheiligung in dieser Conferenz aus ganz Europa. Für die Tagesordnung derselben wurde eine Reihe von Vorschlägen Seitens verschiedener Landesgruppen, darunter auch der deutschen, gemacht; gemäss Vorschlag des Leiters des Bureaus Dr. Gobat-Bern soll u. A. auch der Zweck der Interparlamentarischen Union (Conferenz) erweitert und die Organisation verbessert werden. Mit Rücksicht namentlich auf die bevorstehende diplomatische Friedenskonferenz wurde die endgiltige Feststellung der Tagesordnung auf eine neue Bureausitzung vertagt, welche vor Pfingsten nächsten Jahres wiederum in Brüssel stattfinden wird.

Dr. Max Hirsch.

•

Der Papst hat die italienische Regierung aufgefordert, der Abrüstungsconferenz einen Vorschlag über die Einrichtung eines ständigen internationalen Schiedsgerichtshofes zu machen. Cardinal Rampolla hat sich mit dem russischen Minister des Auswärtigen zu diesem Zwecke bereits in Verbindung gesetzt.

•

Die Vorgeschichte des Czarenmanifestes. Unser A. H. F.-Mitarbeiter hat kürzlich Gelegenheit gehabt, mit einem hohen russischen Staatsbeamten, der durch sein Amt in häufige und intime Beziehungen zum Czaren tritt, über das bekannte Manifest zu sprechen. Das Ergebniss der Unterredung geben wir hiermit bekannt.

Der hohe Staatsbeamte war über die Aufnahme, die der Erlass in der europäischen Presse gefunden hat, gut unterrichtet. Er erklärte alle Pressstimmen, die in dem Rescript einen Tric der russischen Diplomatie erblicken wollen, für abgeschmackt und den Thatsachen nicht entsprechend. Der dem Erlass zu Grunde liegende Gedankengang ist ohne jede diplomatische Beihilfe beim Czaren selbst entstanden. Lediglich die grosse Bildung des russischen Kaisers und sein modernes Denken haben den Entschluss gezeitigt, der in dem Handschreiben an Murawiew ausgesprochen ist.

Zur Bekräftigung dieser Behauptungen erzählte mir mein Gewährsmann eine Scene, der er selbst beigewohnt hatte und die den Schluss gestattet, dass der Czar bereits vor 1½ Jahren diese Ideen hegte und sich damit beschäftigte. Mein Gewährsmann war zum Vortrage beim Czaren. Mitten in der Arbeit wurde ein General gemeldet, der dem Kaiser einen Rapport über ein Schützenregiment überbrachte. Im Laufe des Rapportes sagte der Czar zum General:

„Was die Gewehre anbetrifft, so hat sie mein Vater projectiert und ich habe sie nun eingeführt, aber weiter mache ich nichts mehr, unsere Flinten sind gut genug. Aendert man sie, kommt wieder Einer, der etwas Besseres hat, und man kann niemals zu Ende kommen. Na moi week chwatit! (Für mein Jahrhundert ist's genug!)

Diese Worte, die der Czar vor eineinhalb Jahren gebraucht hat, sind nun in dem Manifest ihrem Sinne nach genau wiedergekehrt.

Der Czar hat bald nach seiner Verheirathung den Wunsch ausgedrückt, von den officiellen Audienzen befreit zu werden. Diese Meldungen und Präsentirungen, die nur der leeren Form halber geschahen, waren ihm verhasst. Unmittelbar darauf wurden auch diese Audienzen ganz abgeschafft. Der Czar tritt nicht mehr mit Hunderten in Verbindung, sondern nur mit Wenigen. Der Verkehr mit diesen wird aber ein inniger und erspriesslicher. So ist es nicht ausgeschlossen, dass des Czaren Ideen durch den geistigen Verkehr mit Murawiew vertieft wurden, was schliesslich zu dem Abrüstungsvorschlage führte.

* * *

Der Petersburger Correspondent der „Times“ will über den Ursprung des czarischen Abrüstungs-Vorschlages Folgendes erfahren haben: Vor 3 Monaten hatte M. B. — ein wohlbekannter früherer Bankier und Millionär israelitischer Abstammung (es ist Herr Blioch gemeint, über dessen Werk gegen den Krieg und über die Audienz beim Czaren wir in No. 7 dieses Jahrgangs auf Seite 286 bereits berichtet haben) den Schlussband eines umfassenden Werkes über den Krieg der Zukunft vollendet, konnte aber das Buch nicht zur Veröffentlichung bringen. Der Minister des Inneren Goremkin fand einige Schwierigkeiten, die Erlaubniss zum Drucke zu ertheilen. Herr B. hatte jedoch Beziehungen zum Finanzminister und war auch schon als Verfasser von Schriften über russische Finanzfragen bekannt. Er erhielt daher die Unterstützung des Herrn Witte, als ihm der Czar eine Audienz gewährte. Das Ergebniss derselben war ein überraschendes. Der Zweck der Audienz war überdies, dem Czaren einen Begriff von der schrecklichen Lage der Juden in Polen zu geben. Herr B. zeigte dem Czaren ein Diagramm, das die Armuth der Juden darstellte, aber es gab keinen Anlass zu Bemerkungen. Eine ganz andere Wirkung erzielte er mit seiner Darstellung der wirthschaftlichen Verschwendung und der nationalen Lasten, welche durch die Rüstungen verursacht werden, wie sie in seinem Werke geschildert sind. Der Kaiser stellte eine ganze Anzahl Fragen und die Audienz dauerte über eine

Stunde. Diese Unterhaltung wird als Ursprung der Idee bezeichnet, die der Czar in dem Rundschreiben des Grafen Murawiew hat entwickeln lassen. Nicht einmal die grossen Werke des Grafen Tolstoi haben eine so wunderbare Wirkung gehabt. Natürlich haben noch andere Gründe mitgewirkt, so vor allem die stets wachsenden Forderungen für das Militär.

*

Die Antwort der italienischen Regierung auf die Einladung des Czaren. Der italienische Minister des Auswärtigen übermittelte folgende Note aus Petersburg: „Die Regierung des Königs hat die Note des Grafen Murawiew zum Gegenstand eines aufmerksamen Studiums gemacht. Noch bevor wir uns damit befassten, haben wir uns gleich im ersten Augenblick verpflichtet gefühlt, die aufrichtigsten Wünsche für das Gelingen des grossartigen Werkes auszudrücken, welches der Kaiser unter seinen Schutz genommen hat, ebenso wie die Gefühle ehrerbietiger Sympathie, mit welchen wir seinen Schritt begrüsst haben. Jetzt ist unsere Prüfung zum Abschluss gekommen. Das Problem, welches der Kaiser dem Areopag der Mächte unterbreitet, ist sicherlich nicht ohne Schwierigkeiten. Abgesehen von der Frage der Rüstungen, kann man sich noch mehr solcher Fragen vorstellen, über welche die verschiedenen Auffassungen nicht genügend zusammenfallen würden und die, zur Erörterung gestellt, im Schosse der vorgeschlagenen Conferenz selbst einen Meinungsstreit schärfer zum Ausdruck bringen könnten, dessen mögliche Folgen uns nicht ohne beständige Sorge lassen würden. Aber diese Schwierigkeiten haben in unseren Augen durchaus nichts unentwirrbares; es genügt, dass man aus dem Plan der Zusammenkunft alles das eliminirt, was nicht nothwendig zu dem Friedenswerk gehört, das wir verfolgen, oder was den Erfolg desselben beeinträchtigen könnte, es genügt, dass man aus den vielfachen verwickelten Fragen, welche sich nicht als Erforderniss des Augenblicks aufdrängen, die einfache klare Idee herausnehme, für welche der mächtige Herrscher sich begeisterte und hinsichtlich deren zwischen den Cabinetten Uebereinstimmung sicherlich im Bereiche der Möglichkeit liegt, sobald diese ihre Entscheidung aus dem Bewusstsein ihrer Verantwortlichkeit selbst schöpfen. Es genügt mit einem Worte, dass ein Programm, einsichtsvoll entworfen, klar abgefasst, die Erörterungen auf dem Gebiete der Versöhnung und wechselseitigen Beschwichtigung erhalte. Es gebührt natürlich der Kaiserlichen Kanzlei, dieses Programm zu formulieren. Wir haben schon jetzt das volle Vertrauen, dass es ein solches sein wird, wie wir es wünschen, und wir haben nicht nöthig, es abzuwarten, um gegenüber dem Vorschlage, mit dem wir befasst sind, einen formellen Beschluss zu fassen. Ich bitte Sie deshalb heute, dem Grafen Murawiew mitzuteilen, dass die Regierung des Königs es annimmt, an der Konferenz teilzunehmen, zu welcher uns die Regierung des Kaisers einladet, und wir sind bereit, mit allen unseren Kräften zu einem glücklichen Ende des Unternehmens beizutragen." — Die Note ist von dem Minister des Aeusseren Canevaro unterzeichnet, vom 15. d. M. datirt und an den italienischen Botschafter in Petersburg gerichtet.

*

Interpellation im ungarischen Abgeordnetenhause. Sitzung von 7. Septbr. 1898.

Soma Visontai verweist auf den Vorschlag des russischen Czars. Dieser Vorschlag beschäftigt die gesammte öffentliche Meinung, denn er bezweckt nichts Geringeres, als den ruinösen Heeresrüstungen ein Ziel zu setzen und die internationalen Verwicklungen durch friedliche Verhandlungen beizulegen. Dieser Vorschlag entspricht einer tiefgefühlten Sehnsucht der civilisirten Menschheit und dient nicht nur den allgemein ethischen Zielen, sondern ist in seinem praktischen Theil von tiefgehender politischer Bedeutung. Es ist ein weltgeschichtliches Ereigniss, wenn ein mächtiger Herrscher von der Höhe seines Thrones herab das Heil und die Wohlfahrt der Völker verkündet. Wenn die ganze Menschheit durch dieses Manifest von Begeisterung erfüllt ist, so muss auch Ungarn dem Czar Dank dafür wissen, dass er die Erleichterung der Lasten der Völker

und die friedliche Culturarbeit verkündet. Eine Regierung, die wirklich den Frieden will, wird die edle Initiative des Czars zum Heil der Monarchie und des Landes zu verwerthen bemüht sein.

Er richtet folgende Interpellation an den Minister-Präsidenten:

1. Hat der geehrte Herr Minister-Präsident Kenntniss von jenem Vorschlag, welchen der russische Minister des Aeussern Murawieff am 12. August im Auftrage Sr. Majestät des russischen Czars Nicolaus II. sämmtlichen am Petersburger Hofe accreditirten Vertretern der auswärtigen Staaten notificirte und welcher den Zweck hat, für die Erreichung des allgemeinen Friedens und für die Verminderung der übermässigen Rüstungen im Wege internationaler Verhandlungen Mittel zu finden; weshalb die Abhaltung einer Conferenz proponirt wird, die sich mit diesem ernsten Problem zu befassen hätte, und welche als glänzender Beginn des XX. Jahrhunderts der grossen Idee des allgemeinen Friedens zum Sieg verhelfen soll.

2. Mit Rücksicht darauf, dass dieser Vorschlag des russischen Czars Nicolaus II. die innige Sehnsucht der civilisirten Menschheit zum Ausdruck bringt und während er mit seinem ethischen Gehalt der allgemeinen sittlichen Idee dient, mit seiner praktischen Proposition bezüglich der Einstellung der weiteren Rüstungen und der Herbeiführung des allgemeinen Friedens im Wege einer internationalen Conferenz auch das geistige und materielle Wohl der Nationen zu fördern berufen ist;

mit Rücksicht darauf, dass dieser hochbedeutsame Vorschlag des russischen Czars auch dem am Petersburger Hof accreditirten Botschafter Oesterreich-Ungarns mitgetheilt wurde und seither auch unsere auswärtige Regierung in der Lage war, sich mit der von russischer Seite angeregten Idee zu befassen und den Standpunkt festzustellen, welchen sie der in Vorschlag gebrachten Conferenz gegenüber einnehmen wird;

mit Rücksicht darauf, dass jene friedliche Richtung, welche unsere auswärtige Regierung jederzeit betont und welche auch den grundlegenden Charakter und den hervortretenden Charakter des Dreibundes bildet, durch die Verwirklichung des Vorschlages des russischen Czars an Wirksamkeit und an internationalem Gewicht nur gewinnen würde, und andererseits an Stelle des durch gesteigerte Rüstungen beschützen und so um den Preis von auf den Schultern der Völkern lastenden unerträglichen militärischen und kriegerischen Ausgaben erkauften bewaffneten Friedens und die Segnungen des wirklichen Friedens sichern würde;

mit Rücksicht darauf, dass besonders Ungarn mit militärischen und Kriegslasten schwer belastet ist und so kaum mehr seinen culturellen und öffentlichen Aufgaben zu entsprechen vermag, sowie auch darauf, dass die öffentlichen Lasten ungeahnte Dimensionen angenommen haben, und die für das materielle Wohl des Volkes dienenden, die allgemeine Civilisation und den Volksunterricht fördernden Mittel nur mit der äussersten Kraftanwendung in Anspruch genommen werden können;

mit Rücksicht darauf, dass die defensive Friedenspolitik die historische Mission Ungarns und seine durch die internationale Lage des Landes zur Reife gelangte Tradition bildet, weil es seiner im Laufe seiner tausendjährigen Geschichte entstandenen Mission, an den Thoren des Orients eine Bastei der Civilisation, der Freiheit und der Menschenrechte zu bilden, neben den Segnungen des Friedens am besten nachkommen kann und deshalb gegen die aggressive und Eroberungspolitik jederzeit protestirt und gegen sie Stellung genommen hat, wie dies auch seit dem Wiedererwachen des verfassungsmäsigen Lebens im Parlament unzählige Male erklärt wurde: frage ich:

Ist der Minister-Präsident geneigt, uns darüber Aufklärung zu bieten, welche Stellung unser Auswärtiges Amt gegenüber dem Friedensvorschlage des Czars einnimmt; ferner ist der Minister-Präsident geneigt, in seinem durch die Verfassung gewährleisteten Wirkungskreise dahin zu wirken und allen ihm zu Gebote stehenden Einfluss geltend zu machen, damit der sowohl aus dem Gesichtspunkte der Monarchie wie speciell der Interessen Ungarns sehr wichtige Vorschlag des Czars durch unser Auswärtiges Amt der freundschaftlichen

Unterstützung theilhaft werde, das Zustandekommen der Conferenz zur Geltendmachung des im russischen Vorschlage enthaltenen Gedankens in jeder Weise gefördert werde.

Ministerpräsident Baron Banffy beantwortete die Interpellation Visontais wie folgt: Der gemeinsame Minister des Auswärtigen habe diese so hochbedeutsame und edle Initiative des Kaisers von Russland mit Befriedigung und mit wärmster Sympathie entgegengenommen und dementsprechend die russische Regierung verständigt, dass die österreichisch-ungarische Regierung den auf Abhaltung einer Friedensconferenz gerichteten Vorschlag freudig aufgenommen habe und nach Möglichkeit unterstütze; dass sie ferner dieser Conferenz gewiss keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legen werde. Er Banffy, glaube, es sei wohl überflüssig, zu erklären, dass er diese Bestrebung seinerseits billige und die hierauf gerichteten Bestrebungen der gemeinsamen Regierung, beziehungsweise des Ministers des Auswärtigen, auf das energischeste zu unterstützen bereit sei, sowie dass er selbst wünsche, es möge diese zur Zeit noch im Anfangsstadium befindliche Action zum Erfolge führen. (Lebhafte Zustimmung.) Er halte es für nothwendig, zu bemerken — was übrigens allgemein bekannt sei — dass der russische Vorschlag bei sämmtlichen Regierungen sehr sympathischer Aufnahme begegnet sei; andererseits schätze er aber auch die Schwierigkeiten nicht gering, welche der praktischen Verwirklichung dieser grossen Idee im Wege ständen. Visontai erklärte, er nähme die Antwort des Ministerpräsidenten mit Freuden zur Kenntniss; das Haus beschloss in gleichem Sinne. Hierauf wurde die Sitzung geschlossen.

*

Eine Verherrlichung des Krieges aus Anlass des Manifestes des Czaren finden wir in der „Leipziger Zeitung“, dem Organ der sächsischen Regierung. Der Klang der Friedensschalmei des Czaren, so heisst es in diesem Artikel, sei in die Sedansfreude als ein „störender Ton“ gefallen; das „ganze patriotische Empfinden“ habe sich gegen den Abrüstungsplan „aufgelehnt“, es sei einfach nicht wahr, dass der Krieg ein Mörder der Cultur; manchem Geschlecht gereiche es zum Segen, wenn ihm das Schicksal einen grossen und gerechten Krieg sende, und dann wird aus der Bibel bis auf Heinrich Treitschke in zahlreichen Citaten der Nachweis versucht, eine wie herrliche Einrichtung doch ein Krieg ist; so gebe es keinen sicheren und zuverlässigeren Führer zum demüthigen Gottvertrauen, zu völliger Hingabe in des Höchsten Willen, als den Krieg.

Der „Vorwärts“ äusserst hierzu: „Gilt das auch für die Kriege, die man verliert? Gilt es auch für die Raubzüge Ludwigs XIV., für die Verbrennung des Heidelberger Schlosses, für die Schlachten bei Jena und Auerstädt, für die Siege, die Sachsen und die Rheinbundstaaten im Gefolge Napoleons I. gegen deutsche Heere erfochten haben? Grössere Blasphemien haben wir von dem rohesten Atheisten noch nicht gehört, wie diese Aeusserung der „Leipziger Zeitung“.“

*

Das Friedensmanifest des Czaren und die Börse. Die Wiener „N. Fr. Pr.“ berichtet in dem Börsentheil vom 29. August folgendes: Alle Märkte standen heute unter dem Eindrucke, welchen das epochale Manifest des Czars Nikolaus über den Weltfrieden übte. Es ist zum ersten Male in der Weltgeschichte, dass der Beherrscher eines so gewaltigen Reiches, welches selbst die grösste Heeresmacht der Erde besitzt, sein Wort für die Erhaltung des Weltfriedens erhebt und die internationale Abrüstung als nächstes Ziel der europäischen Politik bezeichnet. Auf allen Börsen übte das überraschende Manifest des russischen Czars eine günstige Wirkung, doch gesellte sich bald eine skeptische Auffassung über die Chancen der eingeleiteten Action hinzu, welche in den theils zweifelnden, theils direct ablehnenden Stimmen der englischen und französischen Presse ihre Bekräftigung fand. Speciell in Wien vermochte die Botschaft nur vorübergehend den schweren Bann der Geschäftslosigkeit, welcher auf dem Markte lastet, zu durchbrechen. An der Vorbörse schritt die Contremine zu umfassenden Deckungen in Creditactien, welche dem Cours zu einer grösseren Steigerung

verhalfen und auch die übrigen Gebiete des Marktes günstig beeinflussten. Im späteren Verlaufe schwächte sich jedoch die Tendenz ab, da das Publikum sich nicht bewogen fand, aus seiner Reserve hervorzutreten. Der Berliner und der Londoner Platz verkehrten in fester Haltung, doch war auch hier der Geschäftsumfang keineswegs wesentlich gesteigert. Einer matteren Richtung verfielen die Actien der Oesterreichischen Waffenfabrik, sowie an den fremden Börsen die Actien der anderen Gesellschaften für Dekung von Militärbedarfs-Artikeln. Nur in London blieben auch diese Werte fest, weil die Stimmen der inspirierten Blätter erkennen liessen, dass England seine maritimen Rüstungen trotz der Friedensconferenz des Czars Nikolaus fortzusetzen gedenke.

•

Fürst Bismarck gegen Nikolaus II. Auf Grund von Gesprächen, die der Vertreter der „Hamburger Nachrichten“ in den letzten Jahren mit dem Fürsten Bismarck über die Abrüstungsfrage geführt hat, glaubt das genannte Blatt, dass der heimgegangene grosse Staatsmann, wenn er den russischen Vorschlag noch erlebt hätte, etwa in folgender Weise Stellung genommen haben würde:

„Zweifellos hätte er der menschen- und völkerfreundlichen Absicht, die den Kaiser Nikolaus bei seinem Vorgehen geleitet hat, seine ehrfurchtsvolle Anerkennung nicht versagt. Ebenso sicher sind wir aber auch, dass er an die Möglichkeit, auf dem vorgeschlagenen Wege zu einem Ergebniss zu gelangen, das die Urheber der Idee befriedigt, gleichzeitig aber auch den Lebensinteressen der einzelnen Staaten genügende Sicherheit gewährt hätte, nicht geglaubt haben und am allerwenigsten der Meinung gewesen sein würde, dass die Lage, in der sich Deutschland befinde, gestatte, auf das bisherige Maass von Rüstungen zu verzichten.

Alle Vorschläge zur Verminderung der gegenwärtigen Kriegsbereitschaft, wie sie das logische Ergebniss der politischen Situation Europas bildet, wären nur dann ohne Gefahr für die einzelnen Staaten ausführbar, wenn absolute Sicherheit dafür hergestellt werden könnte, dass alle Staaten den übernommenen Abrüstungs-Verpflichtungen wirklich ehrlich und ohne Hinterhalt entsprächen. Diese Sicherheit hielt Fürst Bismarck für nicht herstellbar, und jeder Versuch zu einer Herabminderung oder Beseitigung der jetzigen Heereslasten würde nach seiner Ansicht das herrschende Misstrauen der Staaten nicht vermindert, sondern erhöht haben, während die gegenseitige Controlle und die militärische Spionage einen Umfang angenommen haben würden, der die Gefahr von Conflicten ernstlicher Art wesentlich gesteigert hätte. Zur Sicherung gegen mögliche Ueberrumpelungen wäre unter dem Drucke der Abrüstungs-Verträge nichts anderes übrig geblieben, als die heimliche Kriegsbereitschaft an Stelle der jetzigen öffentlichen zu etablieren.

Nach Ansicht des Fürsten Bismarck würde die Verantwortung, welche mit der Zustimmung zu einer europäischen Abrüstung namentlich für Deutschland verknüpft wäre, so gross sein, dass kein einsichtiger und gewissenhafter Staatsmann sie zu übernehmen im Stande wäre. Eine Abrüstung sei so lange undenkbar, als nicht alle Staaten genau dieselben Interessen hätten und dadurch vor der Möglichkeit bewahrt wären, ihre abweichenden vitalen Interessen nötigenfalls mit dem Schwerte in der Hand zu vertheidigen. Fürst Bismarck hielt auch, ähnlich wie Moltke, den Krieg für ein Glied der göttlichen Weltordnung, ohne welches Stagnation eintreten würde. Die Ansicht, dass eine Zeit ohne Krieg anbrechen könne, habe die Erfahrung der gesammten, jahrtausendjährigen Geschichte gegen sich. So lange es Menschen und Staaten gebe, so lange werde der Kampf nicht aufhören; das sei auch nicht einmal wünschenswerth. Der Gedanke eines internationalen Schiedsgerichts sei in thesi ganz schön, was solle aber werden, wenn der betr. Staat, gegen den die Entscheidung erginge, sich weigere, sie zu acceptiren, und sich zu unterwerfen? Dann bliebe doch wieder nichts übrig als abermals der Zwang durch Waffengewalt, also der Krieg.

Es sei auch im Interesse der Energie und der Thatkraft, der physischen und moralischen Entwickelung der Nation kaum wünschenswerth, dass die gegenwärtige militärische Erziehung, wie sie in Deutschland nach preussischem Muster als Ergebniss der Militär-Verfassung, der allgemeinen Wehrpflicht etc. bestehe, durch die Ausführung von Abrüstungsvorschlägen beseitigt oder vermindert werde. Was aber die angebliche Unerträglichkeit der Militärlasten betreffe, die durch die gegenwärtigen Rüstungen erzeugt würden, so werde dem Umstand zu wenig Gewicht beigelegt, dass die Summen, welche für Wehrzwecke zu Wasser und zu Lande ausgegeben würden, hauptsächlich im Lande blieben und in sehr hohem Masse zur Entwickelung unserer Industrie auf ihren gegenwärtigen Höhepunkt beigetragen hätten. Das sicherste Mittel zur Erhaltung des Friedens liege immer noch in dem Satze: Si vis pacem, para bellum.

Wir meinen auch, dass die Lancirung des russischen Vorschlages weniger in dem Glauben erfolgt ist, dass er zu verwirklichen sei, als in der Absicht, sich später daraufberufen zu können, wenn kriegerische Verwickelungen sich dennoch als unabwendbar erweisen sollten. Wir können uns wenigstens nicht denken, dass es im Wesen der russischen Politik liegt, die Ziele, die sie zähe, geschickt und consequent in Asien und im Orient Jahrzehnte lang verfolgt hat, plötzlich zu Gunsten von Erwägungen preiszugeben, die man bisher mehr aus den Verhandlungen des Congresses der Friedensfreunde und aus den Suttner'schen Veröffentlichungen als aus diplomatischen Actenstücken kannte. Die Abrüstung käme für Russland dem Verzichte auf die Durchführung seiner asiatischen Pläne gleich, wenigstens wenn sie ehrlich gemeint wäre. Mit Rücksicht darauf ist der Nachdruck in dem Communiqué des Grafen Murawiew auch nicht sowohl auf „Abrüstung" wie auf „möglichste" Herabsetzung der gegenwärtigen „übermässigen Rüstungen" und auf „dauernde Sicherung des Friedens" gelegt. Was darunter zu verstehen ist, dürfte sich auf der Conferenz, die vorgeschlagen ist, sehr bald in den divergirendsten Ansichten zeigen. Einstweilen gehört viel Optimismus dazu, sich von dem russischen Vorschlage ein Ergebniss zu versprechen, das dem Aufsehen, das er erregt hat, gleichkäme."

Wir können dem nur hinzufügen: Lasst ruhen, lasst ruhen die Todten!

*

Kaiser Wilhelm II. über den Frieden. Der deutsche Kaiser hat am 8. September in Porta bei dem Festmahle des westfälischen Provinziallandtages seine Antwort auf den Vorschlag des Czaren ertheilt; er sagte:

Der Friede wird nie besser gewährleistet sein, als durch ein schlagfertiges, kampfbereites deutsches Heer, wie wir es jetzt in einzelnen Theilen zu bewundern und uns darüber zu freuen die Gelegenheit haben.

Gebe uns Gott, dass es uns immer möglich sei, mit dieser stets schneidigen und gut erhaltenen Waffe für den Frieden der Welt zu sorgen! Dann möge sich auch der westfälische Bauer ruhig schlafen legen.

*

Ibsen und der Weltfrieden. Ein Mitarbeiter des Christiania „Verdens Gang" sprach jüngst mit Ibsen über das Manifest des Czaren. „Mit einem solchen Vorschlage muss man ja durchaus sympathisiren", sagte der Dichter. „Der Gedanke ist schön und gut; aber die Sache hat ja so viele Seiten. Wenn der Krieg abgeschafft würde, müsste eine andere Form des Schröpfens erfunden werden."

„Des Schröpfens?"

„Ja, Schröpfen. Ich glaube, dass die Menschen auf ihrer jetzigen Stufe etwas derartiges brauchen, sonst würden sie zu dickblütig werden."

„Glauben Sie denn nicht, dass das Militärwesen die Entwickelung hemmt?"

„Das ist eine zweifelhafte Sache. Sollte jetzt der Militärdienst aufhören, würde es vielleicht eher einen Rückschritt der menschlichen Entwickelung bedeuten. Glauben Sie mir, diese Soldatenkasernen bedeuten eine ausgezeichnete Schule. Ich habe Leute durch das Kasernenleben aus Thieren in Menschen verwandelt gesehen. Ich erinnere

mich einiger Weber aus Sachsen (?); Sie machen sich kaum eine Vorstellung von ihrem Aussehen und Benehmen vor dem Militärdienste, aber nach ein paar Jahren Kasernenleben, wie waren sie dann anders geworden, — wohlerzogene, kecke, beinahe stilvolle Menschen.“

•

Zahlen! Der „Regierungsbote“, das Amtsblatt der russischen Regierung, bringt interessante Daten über die militärische Spannung der europäischen Länder. Nach der Grösse der bestehenden Armee steht Russland an der Spitze der europäischen Staaten. In Friedenszeiten zählt Russland über eine Million Soldaten. Jährlich würden 280000 Mann zur Wehrpflicht einberufen. Im Mobilisirungsfalle vermag Russland $2^1/_8$ Millionen Mann aufzustellen, wozu noch 6947000 Mann aus der Reserve und der Landwehr hinzuzufügen sind. Somit kann Russland im Nothfalle mehr als 9 Millionen Mann auf das Schlachtfeld bringen. Die zweite Stelle nimmt Frankreich mit einer beständigen Armee von 589000 Mann ein, welche im Mobilisationsfalle bis 2500000 vermehrt werden kann. Mit der Reserve zusammen beträgt die Grösse der französischen Armee im Falle eines Krieges 4370000 Mann; alljährlich wird diese Ziffer um 16000 vermehrt. Deutschland verfügt in Friedenszeit über eine Armee von 585000 Mann; in zehn Tagen kann diese Armee mobilisirt werden, wobei ihre Grösse bis 2230000 Mann gesteigert werden kann; mit Hinzufügung der Reserve kann der Bestand der deutschen Armee bis auf 4300000 Mann gebracht werden. Die beständige Armee Oesterreich-Ungarns zählt 365000 Mann; im Kriegsfalle steigt sie bis auf 2500000 Mann und mit Einberufung der Reserve 4000000. Italien musste, infolge der häufigen Finanzkrisen, seine Armee vermindern, so dass jetzt ihre Stärke nicht 174000 übertrifft. Im Kriegsfalle vermag auch Italien seine Armee bis auf 1473000 Mann zu bringen, ausserdem noch 727000 aus der Reserve, zusammen 2200000 Mann. Ueber die kleinste Armee in Europa verfügt Grossbritannien, welches nur 220000 Mann im Kriegsfalle aufstellen kann; bei Hinzufügung der Reserve, der Miliz und der Volontäre beträgt die britische Armee nicht über 720000 Mann. Auf der ganzen Erde befinden sich 5250000 Mann im Militärdienste, im Falle eines Weltkrieges können 44250000 Mann auf das Schlachtfeld gebracht werden. Hätte diese ungeheure Armee den Auftrag erhalten, die ganze Bevölkerung der Erde zu vernichten, so entfielen auf jeden Soldaten 32 Mann. Nach einigen blutigen Schlachten könnte das ganze Menschengeschlecht vernichtet werden. Die Erhaltungskosten dieser Armeen sind in jedem Staate der Stärke proportional. So muss Russland 772500000 Franks jährlich verausgaben, Deutschland 675 Mill., Frankreich 650 Mill., Oesterreich 432500000, Italien 267250000, Grossbritannien 450000; alle sechs Crossmächte zusammen 4 Milliarden 230 Millionen Francs. Die russischen Militärausgaben stellen sich verhältnissmässig am billigsten: jeder russische Soldat kostet jährlich 772.50 Francs, der deutsche Soldat beansprucht eine jährliche Ausgabe von 1162.50 Frcs., der österreichische 1175 Frcs., der italienische 1535 Francs, der französische 1633, der englische 8045 Frcs. Auf jeden Einwohner Russlands entfallen 6 Frcs. Kriegsausgaben, in Deutschland beträgt diese Ziffer 13 Frcs., in Oesterreich 10, in Italien 9, in Frankreich 18.25 Francs, in England 12 Frcs. Die übrigen europäischen Länder sind weniger mit Militärausgaben belastet. So betragen die Armeekosten in der Türkei 172500000 Fr. Das Kriegsbudget Dänemarks beträgt zwar nur 5750000 Frcs., aber auch diese Summe muss als eine ungeheure Last für das kleine Land betrachtet werden. Die kleineren europäischen Staaten verbrauchen für die Erhaltung ihrer Armeen 614500000 Frcs. Fügt man diese Ziffer zu den Ausgaben der oben erwähnten europäischen Mächte hinzu, so ergiebt sich die ungeheure Summe von ca. 5 Milliarden Francs. Das sind die jährlichen Ausgaben Europas für die Aufrechterhaltung des Friedens (ohne die Marine-Ausgaben). Jede Secunde verbraucht Europa für das Kriegswesen 137.50 Frcs. Das russische Regierungsblatt glaubt auf Grund dieser Daten die unerträgliche Last sowie die völlige Unproductivität dieser Anstrengungen bewiesen zu haben und

setzt die besten Hoffnungen auf die Ergebnisse der vom Minister Murawjew einberufenen Friedensconferenz. Die stehenden Armeen werden im Regierungsorgane als eine Erbschaft der barbarischen Zeiten bezeichnet. Eine Abrüstung sei nothwendig. Die besten Menschengeister haben es schon längst anerkannt. Statt der grausamen Macht der Bajonette und Kanonen empfiehlt das Blatt die Errichtung eines Schiedsgerichts zur Entscheidung über die vorkommenden Streitfragen zwischen den einzelnen Ländern. Die Theorie des Krieges sei eine falsche und beklagenswerthe Theorie, welche die Civilisation mit den vervollkommnetsten Verfahren der Menschenvernichtung indentificirt.

* * *

Das Wichtigste und Interessanteste an diesen Mittheilungen ist jedenfalls, dass sie in einem Regierungsblatte, und zwar im „Regierungsboten", dem Organe des officiellen Russland erschienen sind.

*

Anatole de Polovtzoff, Director des Hausarchivs des Czaren, mit welchem A. H. Fried bei den Krönungsfeierlichkeiten in Holland zusammentraf, wusste von den Friedensgesinnungen seines kaiserlichen Herren zu erzählen. Er selber, P., ist ganz Einer von den Unseren und toastirte beim Schlussbanket in Rotterdam auf „La Paix universelle". —

*

Das Erwachen des Militarismus in den Vereinigten Staaten. Aus New-York wird der „Köln. Ztg." geschrieben:

„Noch vor dem spanisch-amerikanischen Kriege hätte man nicht nur in der alten Welt, sondern im neuen Erdtheile selbst den Kopf geschüttelt, wenn Jemand behauptet hätte, die heutigen Amerikaner neigten zum „Militarismus". Heute jedoch tritt die imperialistische Richtung als ein bedeutsamer Factor der künftigen äussern Politik der Vereinigten Staaten bereits scharf in den Vordergrund. Die bisherigen Grundsätze der Enthaltungspolitik internationalen Verwicklungen gegenüber sind in das grade Gegentheil umgeschlagen. Das amerikanische Volk ist sich seiner Kraft, die hauptsächlich in seinen fast unerschöpflichen Machtmitteln besteht, bewusst geworden und trägt infolgedessen das Verlangen, im Rathe der Völker eine entsprechende Stellueg einzunehmen. Nun wird zwar oft eingeworfen, dass das an ein höheres Maass von persönlicher Freiheit gewöhnte amerikanische Volk der Verbreitung des Reichsgedankens geradezu feindlich gegenüberstehe; dieser Einwurf wird jedoch sofort entkräftet, wenn wir den überschwänglichen Nationalstolz der heutigen Amerikaner in Betracht ziehen. Im Interesse seiner nationalen Grösse unterzieht sich der Amerikaner den weitestgehenden Anforderungen, ja er würde zur Noth selbst seine persönliche Freiheit dem Gemeinwesen opfern.

Ein Hauptmerkmal des amerikanischen Volkscharacters ist der Grössenwahn geworden. Der Amerikaner betrachtet den Einwanderer als einen ungebetenen Gast, als einen Bettler, den die Noth von der heimathlichen Scholle vertrieben, und der an den Fleischtöpfen des gelobten Landes seinen Hunger stillen möchte. Bei jeder Gelegenheit kehrt er seine Geringschätzung alles Europäischen heraus. Die Siege über einen macht- und kraftlosen Gegner, der in Bezug auf Vertheidigung zu Lande und namentlich zur See weit hinter den modernen Anforderungen zurückgeblieben war, verbürgen für „Onkel Sam" dieselben Ergebnisse in einem etwaigen Conflicte mit einer anderen Nation. Selbst in fachmännischen Kreisen, von denen doch ein nüchternes, unbefangenes Urtheil erwartet werden dürfte, scheint man oft geneigt zu sein, die Grossmächte auf die gleiche Stufe mit der Staatenruine auf der iberischen Halbinsel stellen zu wollen. Den Beweis hierfür liefern die eisenfresserischen Reden, die gelegentlich im Congress erschallen. Nicht einmal der verstorbene General Sheridan konnte den amerikanischen Eigendünkel überwinden: stellte er doch mit einer verblüffenden Ueberzeugungstreue in seinen Denkwürdigkeiten aus dem deutsch-französischen Kriege die Behauptung auf, dass die amerikanische Strategie weder in dem französischen noch in dem deutschen

Generalstabe einen Lehrmeister finden könne.

Solche Anschauungen sind natürlich danach angethan, dem Gedanken einer Weltmachtstellung oder gar der Oberherrschaft zu Wasser und zu Lande reichlich Nahrung zu geben. Um aber diese nationalen Ideale zu verwirklichen, müssen die Vereinigten Staaten nothwendigerweise die Bahn des Conservatismus verlassen und eine thätige Ausbreitungspolitik als die Grundlage ihrer nationalen Entwickelung und ihrer Machtentfaltung nach aussen hin anerkennen. In diesem Sinne war auch der Krieg mit Spanien von Anfang an ein Eroberungskrieg. Hört nun auch in Folge dessen die rein defensive Theorie der sogenannten Monroelehre auf, so wird letztere deshalb dennoch nicht zu den Acten gelegt, sie wird vielmehr nach wie vor zur Wahrung der Unantastbarkeit des amerikanischen Welttheils aufrecht erhalten, dazu aber masst sich Amerika selbst als neueste Culturerrungenschaft das Recht an, auch in der alten Welt seinen Besitz zu erweitern und an sich zu reissen, was ihm etwa begehrenswerth erscheint. Seine Betheiligung an der allmählich vor sich gehenden Zerstückelung Chinas hat es bereits vor dem spanischen Kriege angekündigt. Mit überschäumender Gereiztheit aber fällt es sofort über die Nation her, die sich die Andeutung herausnimmt, dass sie doch auch gewisse Interessen, die durch sein offensives Vorgehen geschädigt werden könnten, zu wahren hat. Da wird in der „gelben Presse“ jedem in bombastischen Phrasen gleich mit „Vernichtung“ gedroht, selbst wenn die Aeusserungen der betreffenden Regierung durchaus friedlicher Natur sind, wie dies gegenwärtig in Bezug auf Deutschland der Fall ist.

Bruder Jonathan fühlt sich anscheinend allen Möglichkeiten gewachsen; daher duldet er keine „Einmischung in seine Angelegenheiten“, obschon er mit grosser Unverfrorenheit sich in die Geschäfte Anderer hineindrängt. Auf diese Weise führt sich der „neue Riese unter den Nationen“, gestützt auf seine übrigens sehr junge old glory, in den Rath der Völker ein. Im übrigen pfeift er auf das europäische Concert. Dass sich ein Volk von angeblich demokratischen Grundsätzen durch eine gewaltthätige Eroberungspolitik einen moralischen Faustschlag ins Gesicht versetzt, das verursacht jedoch dem praktischen Yankee keine Bedenken. Seine Armee ist sein Abgott. Seine blauen Jungen sind in seinen Augen sammt und sonders unvergleichliche Heroen. Wo immer ein militärisches Schauspiel, eine Parade, ein Durchmarsch stattfindet, bricht die auf den Strassen und Plätzen, an den Fenstern und auf den flachen Dächern der Häuser dichtgedrängte Menge in aufgeregte Beifallsbezeugungen aus. Dies mag sich zum Theil dadurch erklären, dass militärische Aufzüge bisher immerhin zu den Seltenheiten gehörten. Nach neuerdings angestellten Beobachtungen ist aber kaum anzunehmen, dass sich die Begeisterung abkühlen wird, wenn erst die Vereinigten Staaten sich zu einer Militärmacht entwickelt haben. Heute schon hält der Amerikaner seine Armee für unüberwindlich, wie er ja auch nach seinem Dafürhalten in Allem der alten Welt „über“ ist. Was eben die Marke U. S. (United States) trägt, macht Anspruch auf das Prädicat „excelsior“. Der Amerikaner ist überzeugt, dass er im „freiesten“ Lande unter der Sonne lebt, dass er die mustergiltigste Regierung hat, die beste Gesetzgebung, die feinste Polizei, die hervorragendsten Sportkreise und die tüchtigsten — Klopffechter hat.

Die heutigen Amerikaner sind in ihrer grossen Mehrzahl Jingoes. Der bescheidene Patriotismus der ersten Freiheitskämpfer hat sich in einen sinnlosen Fanatismus verwandelt. Die Erfolge dieses Krieges haben den letzten Rest von nüchterner Ueberlegung unter einer Sturmfluth kopfloser Begeisterung hinweggeschwemmt. Die Zahl der Nationalhelden ist bis ins Fabelhafte angeschwollen. Dewey, Sampson, Hobson, das glänzende Dreigestirn, werden geradezu vergöttert. An allen Schaufenstern, in jeder Wohnung sieht man sie abgebildet. Ihr Conterfei ist selbst auf Busennadeln und Manschettenknöpfen angebracht, von den zahllosen Büsten in Gips, Bronce und Nickel gar nicht zu reden. Dewey dient als Reclame für eine Unmasse von Artikeln. Hobson wird von dem schönen Geschlecht

geradezu bestürmt und hat gegenwärtig kaum zu etwas anderes Zeit, als die vielen Verehrerinnen mit seiner Handschrift zu beglücken. Männlein und Weiblein prangen wie auch die Gebäude im Schmucke der Nationalfarben. Hutbänder, Cravatten, Taschentücher, Pantoffeln, Radfahrermützen, Zimmertapeten u. s. w. tragen die Sterne und Streifen. Geschosse von der Grösse einer kleinen Revolverpatrone dienen als Berlocken. Jeder Amerikaner trägt seine „Colors" noch besonders im Knopfloch ... Die Damen stolziren mit Hüten einher, an denen über gekreuzten messingenen Waffenzeichen eine Regimentsnummer angebracht ist. Die Hutnadeln sind mit einem Uniformknopfe versehen. Viele tragen auch solche Knöpfe an den Blousen. Die Zeitungen führen das amerikanische Wappen als Titelvignette und bringen täglich martialische Schlachtberichte." — Ganz wie bei uns!

*

Des Kriegers Heimkehr. Aus Madrid schreibt man unterm 31. August: Heute sind die ersten vom Kriegsschauplatze heimgekehrten Soldaten hier eingetroffen, und ihr Anblick hat allgemeines Entsetzen erregt. Dem einen fehlt ein Auge, dem andern beide Ohren, wieder einem andern Theile der Gliedmassen; alle sind sie aber vom Fieber, Hunger oder Ruhr zu wahren Skeletten abgemagert, die sich nur mühsam fortbewegen können. Die Scenen, denen ich beiwohnte, lassen mich fürchten, dass es eine politisch nicht sehr weise Massregel gewesen ist, diese Unglücklichen nun zu vielen Tausenden über das ganze Land zu verbreiten, denn was keine Zeitungslectüre vermochte, das werden diese lebenden Leichen, diese Zeugen grober Vernachlässigung und mangelhafter Leitung zu Stande bringen, nämlich einen Sturm der Entrüstung, der der Regierung gefährlich werden kann. Neben mir rief ein ehrbarer Handwerker die bezeichnenden Worte aus: „Auch ich habe einen Sohn auf Cuba. Eher wünschte ich, ihn todt und begraben zu wissen, als ihn in solchem Zustande wiederzusehen. Langt er eines Tages so wie diese hier an, dann gehe ich hin und erschiesse Sagasta." Uebrigens kann sein Wunsch leicht in Erfüllung gehen, denn in den Hafenplätzen sterben die Ankommenden täglich zu Dutzenden. Von dem ersten Dampfer liegen dort noch über 500, die alle bereits so gut wie aufgegeben sind. Was wird das erst ein Wehklagen werden, wenn die nächsten Dampfer folgen, die viele Schwerkranke an Bord haben. Augenblicklich sind ihrer sieben unterwegs. — Ja, ja, der Krieg ist ein Element der göttlichen Weltordnung.

*

Des Krieges Fluch! Ein Bericht schildert die Folgen des Krieges in Amerika folgendermassen:

Wenn Amerika noch im Kriege mit Spanien stände, so könnten die täglichen Kämpfe auf den Schlachtfeldern kaum mehr Leute hinwegraffen, als jetzt hier in den Lagern und Lazarethen Kranke den Seuchen zum Opfer fallen. Es ist, als ob die Pest mit den armen Soldaten in jedes neue Lager einzöge und die Mannschaften abwürgte. Der beständige Wechsel der Stätten bringt wenig Nutzen. Ein Platz nach dem andern wird aufgegeben, die Soldaten ziehen fort, die Seuchen mit ihnen. Was zurückbleibt sind die Todten, die Leichensteine. So ist jetzt von dem grossen Feldlager in Montauk Point, wohin Shafters siegreiche Armee von Santiago gebracht worden war, nichts mehr übrig, als ein Kirchhof, in dem sich, wie einst Zelt an Zelt, jetzt Grab an Grab reiht. Hier liegen die Todten, die für ihr Vaterland starben, unter prunklosen Kreuzen; kein Name schmückt ihre letzten Ruhestätten. Wandre von Gruft zu Gruft, du wirst keine andere Bezeichnung finden als das Wort „Unbekannt!" Und doch haben die hier Begrabenen Heimath, Verwandte und Freunde, die gern ihre Todten zu liebevoller Beerdigung eingefordert hätten. Aber bei der grenzenlosen Unordnung und Verwirrung, die auf allen Gebieten der Militärverwaltung gleichmässig herrschte, war eine Erkennung und Sichtung der Todten unmöglich. Cubas todtbringenden Fluren entrissen, waren in hoffnungsloser Durcheinanderwürfelung aller Regimenter und Waffengattungen Kamerad von Kamerad getrennt worden, in Hunderten von Transportschiffen zusammengepfercht und nach

Norden geführt, wurden die Fieberkranken und Verwundeten in die Lazarethe gestopft und starben, ohne ein Wort über ihre Zugehörigkeit geäussert zu haben. So wanderten die Leichen der Unbekannten auf den Kirchhof hinaus und in die Erde unter einen namenlosen Grabstein. Unter Hunderten von Hügeln schlummern hier die unbekannten Soldaten. Ebenso klanglos wie jetzt ihr Nachruf ist auch vorher ihre Einscharrung gewesen. Man musste der Nähe der Hospitäler wegen auf militärische Ehrung der Todten verzichten. Die Salven und das letzte „Lichter aus" der Hornisten, über die Grube weg geblasen, hätten kein Ende genommen, die Kranken hätten vor dem Lärm keine Ruhe gefunden, die trostlose ununterbrochene Ceremonie da draussen würde ihnen den letzten Lebensmuth geknickt haben.

•

Auf der dritten Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine wurde auf Antreiben des Berliner Hausfrauenvereins der Antrag eingebracht: Der Bund wolle beschliessen, die Friedensbestrebungen in seine Arbeitsgebiete aufzunehmen.

Den Verhandlungen über diesen Antrag entnehmen wir folgende Discussion:

Die Referentin Frau Lina Morgenstern führt dazu Folgendes aus: Bisher gehörten die Friedensbestrebungen noch nicht zu dem Wirkungsfelde des Bundes. Derselbe aber sollte ein so eminent wichtiges Gebiet nicht unbeachtet lassen und das Streben, den Nationalitätenhass zu beseitigen und die Friedensgesellschaft zu unterstützen, theilen. Die Rednerin verliest einen Aufruf deutscher Frauen zu Gunsten des Friedenscongresses, um dessen Unterschrift sie bittet, ganz unabhängig davon, ob ihr heutiger Antrag angenommen werde oder nicht.

Frau Professor Selenka-München: Der Bund kann sich keinesfalls der Nothwendigkeit entziehen, heute bei dem vorliegenden Vorschlage des russischen Kaisers Stellung zu der Sache zu nehmen. Die Frauen dürfen sich davon nicht zurückhalten lassen. Die Bezeichnung dieser Bestrebungen mit Utopien darf nicht schrecken, denn Utopien sind die Wiegen der künftigen Wirklichkeiten. Mögen besonders die deutschen Frauen nicht zurückstehen in dem Wettkampfe, der in der gesammten Frauenwelt entstehen wird, das Friedenswerk zu fördern. Rednerin mochte desshalb unabhängig von dem vorliegenden Antrage eine Resolution empfehlen, deren Wortlaut sie verliesst.

Frl. Lange: Es sei wohl Niemand zugegen, der nicht warm eine Sympathiekundgebung in dem eben vorgetragenen Sinne unterstützen werde. Anders liegt aber die Frage, ob der Bund eintreten soll in eine Bewegung, die schon von einem Vereine energisch vertreten wird. Rednerin beantragt eine warme Sympathiekundgebung ohne die Friedensbestrebungen in das Gebiet des Bundes aufzunehmen.

Frau Lina Morgenstern: Ohne Aufnahme der Friedensbestrebungen in das Arbeitsgebiet des Bundes lässt sich in der Frage hier nichts thun.

Frl. Mellien: Von einer Arbeit auf diesem Gebiete kann nicht die Rede sein. Man soll sich nicht mit festen Programmen belasten. Wenn 65 Vereine deutscher Frauen sich für die Friedensbestrebungen aussprechen, so ist das eine imposante Kundgebung, bei der man es belassen soll. Wenn man sagt, die Frauen seien nicht national, so ist das falsch. Zuerst das Vaterland, dann das Ausland, vor Allem aber die Menschheit.

Frl. Ottilie Hoffmann wünscht die Friedensbestrebungen in das Programm des Bundes aufgenommen zu sehen, glaubt jedoch, dass man nur selten dazu kommen wird, die Frage zu behandeln.

Frl. Lischnewska ist gegen die Aufnahme der Friedensfrage in das Bundesprogramm. Sie sei zu nüchtern, um sich irgend welchen Illusionen in dieser Beziehung hinzugeben. Die deutschen Frauen sind gegen einen unnötigen Krieg (Bravo), aber sie sind für einen gerechten Krieg (Widerspruch). Wie

war es denn im Jahre 1813, als von der Königin bis zur Aermsten Frauen ihr Haar und ihren Schmuck im Dienste des Vaterlandes opferten? Frauen haben sich damals nicht zu schlecht erachtet, das Schwert zu ziehen; man braucht nur an Eleonore Prohaska zu erinnern. Und 1870 habe Rednerin den Krieg gewollt für die Ehre des Vaterlandes. (Beifall und Widerspruch.) Das Frauenstimmrecht werden die Frauen nicht bekommen, wenn sie solchen Dingen nachgehen und das ist doch viel wichtiger. Man könne sich ja für die Friedensbestrebungen erklären. Rednerin aber halte die deutsche Armee für das sicherste Bollwerk des europäischen Friedens. (Bravo und Widerspruch.)

Es wird Schluss der Debatte angenommen.

Frau Morgenstern nimmt noch das Wort als Antragstellerin und zeigt durch ihr Verdienstkreuz, dass sie 1866/70 vollständig ihre Pflicht gethan im Dienste des Vaterlandes. Wenn das Vaterland zu vertheidigen ist, kann keine deutsche Frau zurückstehen. Aber wie kann man von einer Volksschullehrerin hören, dass sie nicht für die Friedensbestrebungen ist. (Grosse Bewegung und lebhafte Unterbrechungen. Eine Dame bittet, nicht alle Volksschullehrerinnen darunter zu verstehen). Frau Morgenstern fährt fort: Wir können nur eintreten für den Frieden, wenn wir unsere Jugend dazu erziehen und ihr nicht Bücher in die Hand geben, worin vom Erbfeind gesprochen wird.

Rednerin verlange keine Arbeit, sondern nur Zustimmung. Rednerin ändert ihren Antrag dahin, dass gesagt wird statt „in seine Arbeitsgebiete“ in sein Programm aufzunehmen. Dieser Antrag wird mit grosser Mehrheit angenommen. Auch soll eine Sympathiekundgebung im Sinne der Resolution Selenka erfolgen.

*

Am Parteitag der Süddeutschen Volkspartei, der Ende September in Stuttgart tagte, sprach Reichstagsabgeordneter Prof. Hoffmann zur Abrüstungsfrage: Sie enthält nichts besonders Neues, wir finden die Forderung der Abrüstung schon in unserem Programm. Aber sie hat eine akute Bedeutung erlangt durch den Schritt Russlands. Der Redner erinnert an frühere ähnliche Bestrebungen, vor Allem an die heilige Allianz, die allerdings im Interesse der Regierungen gemacht war, dann an die Friedensvorschläge der dreissiger Jahre. Die seit geraumer Zeit wirkenden Friedensgesellschaften haben den Boden für die Abrüstungsidee vorbereitet. Auch der Brief des Abgeordneten Bühler an Bismarck und des Letzteren bekannte Antwort gehören hierher. Was nun die russische Friedenskundgebung selbst betrifft, so ist das Werk vor langer Hand vorbereitet, aber so lange geheim gehalten worden, bis die russische Regierung den richtigen Zeitpunkt für gekommen wähnte. Man hat über die Herkunft der Idee mancherlei Vermuthungen angestellt, es ist aber klar, dass die Kundgebung einen wohlvorbereiteten diplomatischen Schritt bedeutet. Redner zergliedert hierauf das Friedensmanifest und bespricht den Eindruck, den es machte. Zuerst hielt man das Ganze für eine Zeitungsente, es herschte allgemeine Ueberraschung. Anscheinend war die Freude gross, aber vielfach zeigte sich eine zweifelnde Aufnahme, besonders in Frankreich. Die kleinen Staaten verhielten sich sehr freundlich. In Deutschland zeigte sich vielfach Misstrauen und Verstimmung. Er nehme die Sache als einen hochpolitischen, durchdachten Akt. Der junge Czar konnte nicht grossartiger eingeführt werden, als auf diese Weise. Für Russlands innere und äussere Politik ist der Schritt bedeutungsvoll. Die Zustände, wie wir sie in unserem Programm erstreben, einzuführen, dazu reicht der russische Vorschlag nicht aus. Der Völkerfriede und die Freiheit sind innig verflochten; so lange noch das russische Volk nicht einmal ein Parlament hat, haben andere Völker Ursache, vorsichtig zu sein. Die Kundgebung gleicht einem Meteor, nicht einer Sonne, in deren Schein der Frieden erwächst. Das geschieht nur auf dem Boden der Freiheit und der Gleich-

berechtigung Aller. — Der Parteitag nahm folgende Resolution einstimmig an:

Im letzten Programm der deutschen Volkspartei vom 21. September 1895 treten wir zur Vermeidung ewiger Steigerung der Lasten des bewaffneten Friedens, zur Erübrigung von Mitteln für die Kulturaufgaben, zur Befestigung der Friedensimpulse, zur Ueberwindung der Kriegsbarbarei ein für die Forderung der Abrüstung, die dadurch an ihrer inneren Berechtigung nichts verloren hat, sich vielmehr in ihrer Kraft manifestirt, dass die Vernunftwidrigkeit des gegenwärtigen Systems selbst an einer von militärischen Anschauungen ausgehenden Stelle zur Anerkennung gelangt ist. Der Parteitag fordert, dass die Reichsregierung an einer Konferenz zur Berathung einer internationalen Abrüstung sich beteilige und an der Lösung ehrlich und thatkräftig mitarbeite. Nur eine solche Haltung wird Deutschland die moralische und diplomatische Berechtigung geben, im Falle eines Erfolges der Konferenz das Verdienst der Mitarbeit an einer Kulturthat in Anspruch zu nehmen, im Falle der Ergebnisslosigkeit die eigene Friedensliebe und die Schuld der Friedensgegner nicht nur vor der russischen Regierung, sondern vor der ganzen Welt klargestellt zu haben.

*

Zum Nobel'schen Erbschaftsstreit.

Stockholm, 21. September. Der Nobel'sche Erbschaftsstreit, der die skandinavischen Gerichte nun schon so lange beschäftigt hat, ist jetzt endlich auf Grund einer vom Justizkanzleramte befürworteten und durch Se. Majestät König Oskar bestätigten Entscheidung endgiltig beigelegt worden. Wie erinnerlich, hatte der im Jahre 1896 verstorbene Ingenieur und Dynamitconstructeur Dr. Alfred Nobel den grössten Theil seines nach Millionen zählenden Vermögens zur Errichtung des sogenannten Friedenslegats bestimmt, dessen Renteneträge zur „Beförderung der auf die internationale Friedensidee gerichteten Bestrebungen verwendet werden sollten, während den privaten Leibeserben des Verstorbenen nur ein höchst bescheidenes Pflichttheil ausgesetzt wurde. Die hiergegen geltend gemachten Proteste von erbberechtigter Seite führten zur Anrufung verschiedener Gerichtshöfe, die indessen sämmtlich nach einander ablehnten, sich mit der Schlichtung dieses eigenartigen und delicaten Streitfalles zu befassen. Schliesslich kam ein Vergleichsvorschlag zu Stande, demzufolge die Bevollmächtigten der Nobel'schen Privaterben, nämlich die Ingenieure Hjalmar und Ludwig Nobel, Graf C. von Frischen-Ridderstolpe, Wittwe Pauline Nobel und Professor Hjalmar-Sjögren, sich bereit erklärten, gegen Zahlung einer einmaligen Abfindungssumme ihre weiteren Ansprüche an die Hinterlassenschaft des Erblassers aufzugeben und die bestrittene Errichtung des grossen Millionenlegats zu Gunsten der internationalen Friedenspropaganda vorbehaltlos anzuerkennen. Nach eingehenden Verhandlungen zwischen den Vertretern der schwedischen Academie der Wissenschaften, dem Carolinischen Institute in Stockholm und dem ad hoc eingesetzten Ausschuss des norwegischen Storthings als Executoren des Nobel'schen Friedensstipendiums wurde der wesentliche Inhalt jenes Vergleichsvorschlages gutgeheissen und vom Könige endgiltig bestätigt. Die Tendenz des abgeschlossenen Uebereinkommens geht darauf hinaus, dass den Erben zunächst ein Baarbetrag von 1 200 000 Kronen ausgezahlt wird, welche Summe dem ungefähren Ertrage einer einmaligen Jahresrente des Nobel'schen Gesammterbes entspricht. Neben dieser Auszahlung ist dem Professor Sjögren die Befugniss zugesprochen worden, für sich aus dem Nobel'schen Erbe eine Anzahl von Industriepapieren anzukaufen, und zwar zu einem bedeutend niedrigeren Nennbetrage, als ihn der Courswerth an der Börse repräsentirt. Die hiermit gewährten Vortheile wurden auf rund 405 000 Kronen fixirt. Der Ingenieur Hjalmar Nobel hat dagegen für sich die Vergünstigung erreicht, dass eine Reihe anderer Börsenpapiere von dem Nobel'schen Erbschafts-Curatorium über dem officiell notirten Courswerth angekauft wird. Dem genannten Erben fällt damit ein Vortheil von 170 000 Kronen zu. Zur Unterstützung hilfsbedürftiger Erben ist schliesslich ein besonderer Fonds in Höhe von 100 000 Kronen abgezweigt worden,

der in kleineren Posten an die betreffenden Interessenten vertheilt werden soll. Alles in allem hat sich die Verwaltung des Nobel'schen Erbes verpflichtet, rund zwei Millionen Kronen auszukehren, wohingegen — wie bemerkt — die Erben sich jedes weiteren Einspruches in die Verwendung und Administration des Erbes enthalten werden. Betreffs des sogenannten Friedenslegates ist von den Erben Robert Nobel's auf Geta die Bedingung stipulirt worden, dass der Friedenspreis spätestens jedes fünfte Jahr zur Auszahlung gelangt; die in solchem Falle verfügbaren Rentenerträgnisse dürfen niemals auf mehr denn drei Stipendienempfänger vertheilt werden; auch dürfen dieselben nicht hinter 60 Procent von dem disponiblen Theile der Jahresrente zurückbleiben. Zur fortdauernden Wahrnehmung dieser Bestimmung besitzen die Erben das Recht, einen besonderen Delegirten als Vertreter der Nobel'schen Familie bei Aufstellung der besonderen Statuten des Friedenslegats zu designiren. Vorstehende Bedingungen sind ohne Zweifel in hohem Grade geeignet, in die an sich einigermassen unklaren und dehnbaren Bestimmungen des Friedenslegats einiges aufklärende Licht zu bringen. Wenn man bedenkt, dass die Verwaltung des grossen Friedenspreises an eine Anzahl durchaus heterogener Instanzen übertragen worden ist, so kann es den Nobel'schen Privaterben nur zur Ehre gereichen, dass sie wenigstens betreffs der principiellen Punkte des Millionenlegats auf Festlegung bindender Grundbestimmungen gedrungen haben.

Mit dem Fortfall der privaten Erbansprüche ist im Uebrigen eins der wesentlichsten und schwierigsten Hindernisse beseitigt worden, welches einer übersichtlichen Ordnung der Nobel'schen Stiftung bisher im Wege stand. Die im Norden wie im Auslande anhängig gemachten Proteste und Sequestermassregeln werden binnen kurzem zurückgezogen werden und die verschiedenen wissenschaftlichen und politischen Institutionen, denen die Verwaltung des Erbes obliegt, können sich mit grösserer Musse anschicken, die allgemeinen Vorkehrungen zur Ausführung der hochsinnigen Friedensdotation zu treffen. Bis zur gänzlichen Ordnung des riesigen Millionen-Erbes dürfte allerdings noch geraume Zeit verstreichen. Noch harren im Augenblick weitangelegte und wichtige Transactionen ihrer definitiven Erledigung, manche Werthe müssen, um dem hohen Endzwecke der Stiftung angepasst werden zu können, überhaupt erst realisirt werden, ehe man zu der Schlussaufgabe — die erstmalige Vertheilung der Millionenprämie — schreiten kann.

•

Schiessübungen der Schweizer Militärärzte. Der „Peuple Iverdon" bringt folgenden auch in andere Schweizer Blätter übergegangenen Bericht:

„Dreissig Meter vor den ärztlichen Officieren waren an Schnüren aufgehängt Leber, Herzen, Arme von Menschen, dann wurde eine grosse rothe Kiste geöffnet, welche man vom Spital hergebracht hatte. Diese Kiste enthielt vier menschliche Leichen. Die eine derselben wurde in einem Sarge festgebunden und stehend aufgestellt; die drei anderen, welche keine Beine mehr hatten, wurden aufgehängt, und nun begann eine Schiesserei nach allen Regeln. Verschiedene Kugelmodelle wurden versucht und bei jedem Schusse nahm man einen Geruch nach verbranntem Fleische wahr. Eine schlecht gezielte Kugel schnitt das Seil entzwei, an dessen Ende die Leiche eines grossen Mannes hin und her schwankte, dessen beide Beine amputirt worden waren. Die Leiche fiel auf den Boden, die Arme ausstreckend, wie um Gnade zu erflehen; man hätte sie für lebendig halten können. Nachdem diese Metzgerei beendigt war, wurden die Arme, die Torso, die Leber, die Herzen und die sonstigen Reste jener armen Teufel, alles kunterbunt durcheinander, in die grosse rothe Kiste wieder hineingelegt und dieselbe wurde wieder nach dem Spital befördert."

Das bundespräsidentliche Leibblatt fügt hinzu: „Die Darstellung ist richtig mit Ausnahme der Provenienz der Leichen. Sie werden nicht vom Kantonsspital, sondern vom Amphitheatre der Anatomie geliefert, wo sie bereits den Medicinstudirenden zum Studium gedient hatten. Es sind Körper von Selbstmördern, von

Gefangenen, von Unbekannten, welche von keinem Verwandten oder Freunde reklamirt werden."

Mögen die Leichen von wem immer herstammen, es sind doch menschliche Leichen. Der Basler „Vorwärts" sagt zu dieser Procedur ganz richtig: „Es ist ein Hohn auf den Artikel unserer Bundesverfassung, welcher eine anständige Beerdigung der Todten ohne Unterschied vorschreibt. Es ist eine Profanation der Leichen, welche die Strafgesetzbücher aller civilisirten Länder ahnden.

*

Der letzte Chemiker-Congress in Wien endete — wie alle Congresse — mit einem Banket. Das Banket gipfelte — wie alle Bankete in Festreden. Das ist gar alter Brauch. Was aber neu ist, das ist der jetzt bei allen solchen Gelegenheiten wiederkehrende Hinweis auf internationale Einigkeit. Das allerneueste aber ist schon, dass unser Motto sich in die officiellen Reden der Mitglieder des Kriegsministeriums verirrt. Dem Zeitungsbericht (Neues Wiener Tagbl., 1. August) über den Verlauf des Bankets entnehmen wir die beiden folgenden Stellen:

Moissan (Paris) sprach über die engen Beziehungen der wissenschaftlichen Chemie zur Industrie und über den internationalen Character der Wissenschaft, die gleich wie die Kunst Gemeingut aller Menschen sei und ein versöhnendes Band um die Nationen schlinge.

Oberst Hess als Vertreter des Reichskriegsministeriums führte aus, dass die chemisch-technischen Leistungen auf militärischem Gebiete auch auf die industrielle Technik befruchtend gewirkt haben. Die Explosivstoffe, die ursprünglich nur militärischen Zwecken dienen sollten, finden jetzt im Bergbau und bei Tunnelanlagen ausgedehnte Verwendung: die moderne Fahrradindustrie wäre unmöglich, ohne die Veredelung des Stoffes in Bezug auf Leichtigkeit und Widerstandsfähigkeit, zu der die Waffenfabrikation den ersten und mächtigsten Impuls gegeben habe. So lange — schloss Oberst Hess — der allgemeine Friede eine Realisirung nicht findet und der Ruf: „Die Waffen nieder!" durch das „Si vis pacem, para bellum" secundirt wird, werden wir Soldaten der angewandten Chemie für ihre Mithilfe dankbar bleiben und uns mit den bürgerlichen Vertretern in dem Rufe vereinigen: Unsere Lehrmeisterin, die kriegstechnische Egeria und die Minerva unserer Waffenschmiede, die angewandte Chemie und ihre Vertreter leben hoch!

*

Vom 5. bis 9. August tagte in Graz der **Thierschutz-Congress.** Die Verwandtschaft aller Bestrebungen, die darauf hinausgehen, die Welt von Qual und Elend zu befreien, geht schon daraus hervor, dass die gleichen Stimmen des Spottes und des Zweifels, dieselbe Gleichgiltigheit den verschiedenen Kundgebungen nachfolgen. Der Congress in Graz ist glänzend abgelaufen; besonders hinreissend sprach die grosse Künstlerin Lili Lehmann und mehrere Actionen wurden beschlossen, die der edlen Sache praktische Förderung sichern werden. Ein Feuilleton der „Neuen Freien Presse" machte sich jedoch über die ganze Veranstaltung wohlwollend lustig. Von Freundeshand gingen uns über diese Besprechung folgende Aeusserungen zu, die wir voll unterschreiben: „Geärgert habe ich mich! Zuerst all diese billigen Witze und Wortspiele, die geistvoll sein wollen, und zu sagen: „Das Mitleid für die Thiere kommt zu früh, so lange es keinen Menschenschutz giebt" — und: „Mitleid kann es nie zu viel geben." Soll also das Mitleid für die Thiere inzwischen kalt gestellt werden? Kann nicht beides zugleich geübt werden? Und der erste Menschenschutzverein, die Friedensgesellschaften, werden von dieser Gattung Kritiker nicht ernst genommen und mit herablassenden, gutmüthigen Witzen abgethan. Auch die Friedensidee kommt „zu früh". Ja, um alles in der Welt, wann soll denn angefangen werden, ethischer zu sein? Die Bethätigungen sind immer verfrüht, nur in der Theorie, da ist man edel, einsichtsvoll, mitleidig. . . ."

*

Der Friede durch Waffen geschützt, so benennt der Bildhauer Ludwig Manzel in Berlin seine Colossalgruppe, die vom Staate angekauft und die im October in

Quedlinburg zur Aufstellung gelangen soll. Die Gruppe stellt die Gestalt eines energischen Jünglings dar, dessen Rechte kampfbereit einen Speer umfasst, während die Linke den Schild über die einen Palmenzweig tragende Mädchengestalt breitet, die, vertrauensvoll den Schutz des Starken suchend, sich an des Jünglings Seite schmiegt. Wir können uns für diese Auffassung nicht begeistern, da sie eine irrige ist. Der Friede, der durch Waffen geschützt ist, ist kein Friede, sondern ein Waffenstillstand. Dieses schwächliche Ding, das sich da an den rohen kühnen Recken wie eine furchtsame dumme Gans anschmiegt, ist nicht das Sinnbild des Friedens. Wenigstens nicht des Friedens, den wir meinen, der ein Träger der Cultur ist. Man wird einmal auf dem Marktplatze zu Quedlinburg Gelegenheit haben über diese hirnverdrehte Auffassung unserer Zeit zu lächeln und den Bildhauer bedauern, der dieser Zeit sclavisch in ihrer Dummheit folgte, statt ihr bahnbrechend voranzugehen. Wann wird der Bildhauer erstehen, der den kühnen hochstirnigen und feurigblickenden Jüngling darstellen wird, der mit den Füssen auf das Waffengerümpel tritt und in der Rechten hoch die Fackel der Erleuchtung schwingt. Ein Maler in diesem Sinne ist uns bereits in dem Holländer Ten Kate (siehe den Artikel über ihn in dieser Nummer) erstanden. Allerdings ob es für solche Darstellungen des Friedens goldene Medaillen giebt, wie sie Manzel für seinen Frieden erhalten, wollen wir bezweifeln. Vielleicht aber giebt es für Künstler dieser Auffassung in dem „barbarischen“ Russland Auszeichnungen und Verständniss.

A. H. F.

•

Spenden. Anlässlich des Czarenmanifestes erhielt das Schatzamt der österreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde folgende Spenden:

Baron Leitenberger	200 fl.
Baronin Hammer	100 fl.
August Ludovici (f. Berner Bureau)	500 Fr.
Derselbe für die österr. Gesellsch.	100 M.
Frau Natalie Eichmann	30 fl.

•

Humoristisches zum Manifeste des Czaren.

Die Zeitung „Die Post“ leistet sich eine scherzhafte Enquete über das Abrüstungsmanifest des Czaren, die wir hier folgen lassen:

Eine Enquete. Das ist doch klar! Ueber diesen welterschütternden edelmüthigen Vorschlag des Czaren, der nichts weniger bezweckt, als eine allgemeine Abrüstung, musste eine Enquete veranstaltet werden. Nicht bei solchen Leuten à la Bertha Suttner, die nun in Jubelhymnen ausbrechen werden. Nein, bei solchen Geistern, die uns bisher im Zweifel gelassen, ob sie für oder gegen das Militär sind. Leider sind die meisten dafür. Doch lassen wir die eingelaufenen Antworten folgen in bunter Reihe.

„Natürlich abrüsten. Bin nur neugierig, ob man den Czaren jetzt nicht verdächtigt, im Solde des Dreyfus-Syndicates zu stehen.

Emile Zola.“

—

„Abrüsten? Das Militär abschaffen? Sie sind wohl nicht klug. Damit ist mir ja mein bester Oppositionsstoff entzogen.

Eugen Richter.“

—

„Nee, Männeken! Jetzt, nachdem ich weiss, wie Krieg gespielt wird, lasse ich mir meine Soldätchen nicht mehr nehmen.

Uncle Sam.“

—

„Nur baldigst den Vorschlag in die That umsetzen. Dann soll ich den Barbaren östlich des Rheins endlich zeigen, dass wir, die Franzosen, doch die Herren der Welt sind. So kann ich es nicht. Denn ginge ich nun nach Deutschland, so wäre das gleich einer Versündigung gegen mein Volk.

Sarah Bernhardt.“

—

„Ach wie schade. Die Militärs waren immer so nett. Lona Barrison.“

—

„Solange ein Krieg nicht mit Feder und Tinte ausgefochten werden kann, ist die Welt nicht civilisirt. Friede den Menschen. Doch gebt mir erst mein Reich wieder.

Ein Vaticanist.“

—

„Wie viele Menschen werden auf dem Schlachtfelde noch ihr Leben einbüssen,

bis der Vorschlag zur Geltung gebracht wird. Deshalb lasse man es lieber beim Alten. Henrik Ibsen."

—

„Ich glaube, in mein russisches Verhältniss hat sich ein Unberufener eingedrängelt. Wenn das nur gut geht.
La France."

—

„Nur zu. Ich habe mir schon den Anfang machen lassen.
Die stolze Hispania."

—

„Je eher, um so besser. Dann brauche ich wenigstens mein Einjährig-Freiwilligen-Examen nicht zu machen.
Fritz Hühnerbein, Untersecundaner."

—

„Was abgerüstet soll nun werden
Und abgeschafft das Militär?
Nein, lasst das bleiben. Denn wo nähmen
Wir sonstens uns're Schätze her?
Das bunte Tuch so gut uns kleidet,
Soldatenliebe ist zu schön.
Und wer soll Abends auf denn essen,
Was von dem Mittagsmahl blieb stehn?
Köchin Käthe."

—

„Bin damit einverstanden. Bringe dann als neueste Attraction: Der letzte Soldat.
Kastan."

—

„Nein, jetzt nicht mehr. Das hätte man früher thun sollen. Dann hätten wir, um die Ehre der Armee zu retten, wenigstens nicht zu schwindeln gebraucht.
Die verschleierte Dame."

*

Nicht minder scherzhaft ist das Bestreben der Herren Löwenthal und Klingelhöfer, sich als die Urheber des Czarenmanifestes aufzuspielen.

Die Klingelhöfer und die Löwenthal's hätten sicher auch die Erschaffung der Welt für sich in Anspruch genommen, wenn sie zufällig etwas früher geboren worden wären. Herr Dr. Eduard Löwenthal in Berlin hat an die Zeitungsredactionen folgendes Schreiben gesandt: „Nachdem der Kaiser von Russland das seit 1860 von mir (!!) in zahlreichen, auch in fremde Sprachen übersetzten Schriften, sowie in Journalen aller Länder und durch Gründung des Europäischen Unionsvereins (1867), sowie des „Deutschen Vereins für internationale Friedenspropaganda" (1874) geltend gemachte Programm einer Völkerrechtsform, nicht im Sinne des Schiedsgerichtsprincips, sondern durch Errichtung einer obligatorischen internationalen Friedensjustiz. (Wo hat der Czar je davon gesprochen? Die Red.) d. h. einer definitiven Organisation, zu dem seinigen gemacht hat, wird man es wohl begreiflich finden, (?) wenn ich mich gedrungen fühle, meiner Genugthuung (?) darüber Ausdruck zu verleihen. Dabei möchte ich auf ein Vorkommniss hinweisen, das unter den obwaltenden Umständen ein erhöhtes Interesse bietet. Am 4. Decbr. 1896 ertheilte der Deutsche Reichstag einer vom „Deutschen Verein für obligatorische internationale Friedensjustiz" meinem Antrag gemäss eingereichten Petition seine Zustimmung, worin die deutsche Reichsregierung ersucht wurde, sich denjenigen Regierungen anzuschliessen, die sich geneigt zeigen, in Unterhandlungen zum Zwecke der Errichtung einer obligatorischen internationalen Friedensjustiz einzutreten. Hätte die deutsche Regierung darauf hin eine Conferenz der Mächte einberufen, so wäre ihr der Ruhm der Initiative in dieser die ganze Menschheit erregenden Reformfrage zugefallen, ein Ruhm, der jetzt dem hochherzigen Kaiser von Russland zu Theil wird, ein Ruhm, der den aller Kriegshelden der Vergangenheit weit überragt. Uebrigens hat Kaiser Nicolaus II. den jetzt gethanen Schritt schon vor einem Jahre geplant. Zu diesem Ende wurden von demselben die neueren völkerrechtlichen Schriften, darunter auch meine 1872 erschienenen „Grundzüge zur Reform und Codification des Völkerrechts" eingefordert. Jedenfalls ist es jetzt Sache der Völker, hinter den Fürsten oder den Regierungen nicht zurück zu bleiben und sich entschieden unter dem Banner des „Deutschen Vereins für obligatorische internationale Friedensjustiz" zusammenzuschaaren, um die Menschheit aus dem Stadium der Barbarei der Kriegspolitik endlich in die Aera des bleibenden Friedens und wahrer Cultur einzuführen. Berlin, 30. August. Dr. Eduard Löwenthal, Vorsitzender des „Deutschen Vereins für obligatorische internationale Friedensjustiz."

Wir müssen hinzufügen, dass dieser weltumstürzende Verein des Herrn Löwenthal nach genauen Berichten keine fünf Mitglieder zählt, und der Herr Doctor-Präsident mit seiner Privatfriedensgesellschaft und seiner urwüchsigen Idee mit dem langen Namen eine Art Concurrenzgeschäft gegen die anderen Friedensgesellschaften „etablirt" hat. Die Sache mit dem Gründungsjahre 1874 der langnamigen Fünfmännergesellschaft ist Schwindel. Der Löwenthal'sche Verein wurde allerdings im Jahre 1874 gegründet, schlief aber im selben Jahre wieder ein und schlief einen Dauerschlaf von nicht weniger als 21 Jahren, denn im Jahre 1895 wurde er erst zu neuem Leben erweckt, und seit dieser Zeit — — träumt er.

Ueber Herrn Klingelhöfer wird nachstehende Zeitungsnotiz orientiren:

„Anlässlich des jüngsten Friedensvorschlages des Czaren weist der Kaufmann und Schriftsteller Herr Wilhelm Klingelhöfer-Neuland in einer an uns gerichteten Zuschrift auf seine 1893 bezw. 1895 erschienenen Schriften: „Der Sturz der Socialdemokratie oder das Ei des Columbus" und „Eine Aufgabe für die europäische Presse" hin. Er entwickelt darin die Idee, Europa nach dem Vorbilde der Verfassung des deutschen Reiches auf friedlichem Wege zu vereinigen, Vorschläge zur Abrüstung und zur Abhaltung einer europäischen Staatenconferenz zu Ende dieses Jahrhunderts behufs Berathung über seine Vorschläge und über Schutzmassregeln zur Abwehr künftiger Kriege. Der Verfasser sandte seine Schriften, welche bei Ed. Rentzel in Berlin erschienen sind, schon im Januar 1894 bezw. im Juli 1897 an Kaiser Wilhelm und erhielt vom Reichskanzleramt Bestätigungsschreiben. Die Annahme, dass dem Vorschlag des Czaren ein Einvernehmen mit Kaiser Wilhelm zu Grunde liegt, gewinnt, wie uns Herr Klingelhöfer schreibt, (!) danach an Wahrscheinlichkeit. (Klingelhöfer muss das ja wissen! A. H. F.) Im Interesse der Erhaltung des Gleichgewichts und des Ansehens des deutschen Volkes sei, so bemerkt Herr Klingelhöfer weiter, ein Hinweis darauf angebracht, dass jedenfalls mit jenem neuen Friedensvorschlage eines Deutschen der Stein in's Rollen gekommen sei und weiter kommen werde. Das Vorgehen des Czaren sei zwar um des Friedens Willen anerkennenswerth; da der Urheber des Vorschlages jedoch ein Deutscher (d. h. Herr Klingelhöfer — Red.) sei, so habe Deutschland keinen Grund, sich in überschwänglichen Lobeserhebungen nach russischer Seite hin zu ergehen. (? ? ?)

Der Czar weiss gar nicht, wieviel Ahnen er hat. A. H. F.

Presse und Literatur.

Petersburger Wiedomosti (19. Septbr.) veröffentlichen den Aufruf an die Völker der Ostens, welcher voriges Jahr vom Hamburger Friedenscongress ausging, gezeichnet Henri Dunant, Bertha v. Suttner und Adolf Richter.

•

Die Revue **„La paix par le droit"** hat ihr September-October-Heft, das dem Czarenmanifest gewidmet ist, in sechs Luxus-Exemplaren an folgende Stellen versandt: Nicolaus II., Felix Faure, Graf Murawjew, Delcassé, Minister des Aeussern; Fürst Urusow, russischer Gesandter in Paris und M. de Montebello, französischer Gesandter in Petersburg.

•

Das Neue Jahrhundert. Berliner Wochenschrift von Hans Land. Nr. 1. Enthält unter anderem einen Artikel von A. G. von Suttner über „Internationale Gerechtigkeit".

•

Der Friedensbote. Deutscher Volkskalender. Herausgegeben von Stadtpfarrer O. Umfrid. Verlag von Langguth in Esslingen. Preis 20 Pf. gr. 4°.

Dieser Kalender ist in erster Linie dazu bestimmt, in jene Kreise zu dringen, wo man der Friedensbewegung noch fremd gegenüber steht. Er ist zu diesem Zwecke in erster Linie so zusammengestellt, dass er allen Anforderungen, die der einfache Mann an einen Kalender richtet, entspricht.

Er enthält ein vollständiges Kalendarium, das Verzeichniss der Messen und Märkte in Deutschland und nur in den Erzählungen und in einem Theile der Bilder, die ziemlich zahlreich vorhanden sind, wie in den Gedichten, „hetzt“ der bekannte Agitator zum Frieden.

•

Das Schulblatt der Provinz Sachsen. 37. Jahrgang. Enthält in der Nr. 36 vom 7. September einen 5 Quartseiten langen Artikel über „die moderne Friedensbewegung und die Jugenderziehung“, als dessen Verfasser wir den Oberlehrer R. Meyer in Magdeburg, den Vorsitzenden der M.—er Friedensgesellschaft vermuthen. Interessant ist die Fussnote, die die Redaction dem Artikel beigesetzt hat. Diese lautet: „Nachfolgender Artikel, der schon längere Zeit auf Abdruck harrte, aber immer wieder zurückgestellt werden musste, dürfte gerade jetzt, da ein mächtiger Herrscher ein gewichtiges Wort zu Gunsten der Friedensbewegung gesprochen, das besondere Interesse unserer Leser erregen.“ Aha!!

•

Eine Friedenspostkarte veröffentlicht der Kunstverlag von Liersch & Co. in Berlin. Das Portrait des Czaren Nicolaus II., mit einem Facsimilè der Baronin von Suttner folgenden Inhalts: „O Völkerwille blähe die Segel! Das Friedensschiff hat nun einen Capitän. Wir sehen Land! Bertha von Suttner.“ Die Karte ist für Friedensgesellschaften zu billigem Preise erhältlich. Man wende sich ohne nähere Adresse an obige Firma.

•

Die Waffen nieder! Welt-Friedensmarsch mit Text von Carl Born. Op. 120. W. Petering in Bremen. Auch auf dem Gebiete der Musik beginnt es sich also im Dienste unserer Sache zu regen.

•

Das 250jährige Jubiläum des Westfälischen Friedens wird bekanntlich am 24. October d. J. sein. Zur Bearbeitung eines Gedenkbuches an den Friedensschluss und dessen Jubiläum haben sich die Herren Archivrath Dr. Philippi, Professor Dr. Pieper, Professor Dr. Spannagel in Münster und Gymnasialoberlehrer F. Runge in Osnabrück zusammengethan. Das Werk, zu dessen Kosten die Städte Münster und Osnabrück, sowie die historische Commission für Westfälische Geschichte namhafte Beiträge beigesteuert haben, erscheint im Verlage der Regensberg'schen Buchhandlung und wird auf's Reichste ausgestattet werden.

Eingelaufene Bücher und Schriften.

The Peace maker and Court of Arbitration. (31. Jahrg. Nr. 2.) Herausgeb. Universal Peace-Union. Philadelphia.

Vita Internazionale. Rassegna quindicinale. Milano. Nr. 15, 16, 17. Reichhaltig wie immer.

Contre-Admiral Réveillère. Croix et Croissant. Paris, Buger-Levrout, 1897.

La Jeune fille. Paris, Librairie Catholique de Perisse. Nr. 23 (10. Aug.) Enthält einen langen Aufsatz von Max Tory über die „Ligue des femmes pour le desarmement“.

Swenska Freds- och Skiljedomsforeningens Arsbok, 1898. Utgiven af Centralstyrelsen. Stockholm.

Das Lehrerheim. Wochenblatt für Lehrer und Lehrerfreunde. Nr. 31 bis 34 (August 1898.) Enthält unter dem Titel „Werbetrommel“ eine Studie von Pfarrer Umfrid, in welcher, an der Hand eines kriegsvertheidigenden Aufsatzes der „Reichspost“, alle landläufigen Argumente gegen die Friedensbewegung klar und erschöpfend widerlegt werden.

Leo Tolstoi. Reife Aehren. Uebersetzt von W. Henckel. Mit Portrait und Lebensskizze. Zürich, K. Henkell, 1898.

Der Völkermord von E. Jakobi. 4. bis 6. Tausend. 58 S. Dresden, C. O. Lehmann.

Förster Fritz. Erzählung von Heinrich Swoboda. E. Pierson's Verlag, 1899.

Fantasien auf einer Reise durch Gegenden des Friedens von E. P. von B. Herausgegeben von Ewald. Hannover, Verlag der Helwing'schen Hofbuchhandlung, 1799. (Seltenes Exemplar.)

Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn. Eine ästhetisch-kritische und sozialethische Studie von Richard Weltrich. Mit Bildniss. Stuttgart, Strecker und Moser, 1898. (497 S.)

Briefkasten.

A. H. F. Der grobe Brief des „deutschen Michel“ in der Münchener Jugend an „die Friedensbertha“ wurde auch in der „Californischen Staatszeitung“ abgedruckt. (18. 8.)

Malaria. Nebst anderen lieben Freunden wärst Du in Turin auch folgenden begegnet: Novicow, Gaston Moch, Ruyssens (der brillant über das Thema „Conceil de conciliation“ referirt hat), Tachard, Pondolfi, Senator Paternoster mit Frau, Felix Moscheles, Ellen Robinson, Dr. Darby, General Türr etc. Und vom liebenswürdigen Turiner Comité hättest Du neue Freunde kennen gelernt. Ewig schade, dass Du nicht da warst. Eine Friedensversammlung ohne Olga Wisinger verstösst gegen die Tradition! Auch Pirquet wurde schwer vermisst, doch dieser war bei der Versammlung des Interparlamentarischen Amtes in Brüssel.

D. S. Von einer befreundeten Officiersfrau erhielt eine unserer Anhängerinnen folgenden Herzensschrei: Wir haben bei der Nachricht (vom Czar) so gelacht und gleich an Dich gedacht. Es wäre ja wohl ganz schön, ich würde mich schon meines Sohnes wegen freuen, aber das viele Geld, was in all die Rüstungen gesteckt wurde, das würde ja alles verloren sein! Was geschähe mit all den Vorräthen? Es ist undenkbar, kann nicht durchgehen.“ Man weiss nicht, was man an dieser Dame mehr bewundern soll: die göttliche Heiterkeit, mit der sie und die ihren das Rescript des Czaren erfüllt hat, oder ihr sparsamer Sinn, welcher sich gegen die Verschwendung sträubt, die darin läge, mit den vorhandenen Vernichtungsmaschinen die davon bedrohten Millionen Menschen und Güter nicht zu vernichten.

Graf Bothmer. Ihre sehr dankenswerthen Glossen zu „Preussische Jahrbücher“ kommen zu spät für diese Nummer.

Dr. H. B. Ja, das Capitel „Frohbotschaft“ in Schach der Qual behandelt den Verlauf einer von einem Machthaber einberufenen Friedfertigungs-Conferenz. Die „Kölnische Zeitung“ rezensirt mein Buch übrigens wie folgt: „Die Allgemeintendenz, die Frau v. S. verfolgt, ist, wenn sie auch in einzelnen Beziehungen unhaltbar ist, gewiss aller Ehren werth; practisch wird wird das vorliegende Buch aber kaum einen Erfolg haben, da es nur ein unendlich in die Länge gezogener, mit Allgemeinplätzen durchsetzter und also ziemlich langweiliger Leitartikel ist. Die romanhaften Einmischungen sind nicht des Lesens werth.“ —

Baron K—n, Graz. Schreiben Sie mir doch wieder einmal. Ihr Mitfühlen und Mitdenken ist mir von Werth.

D. R. Verschaffen Sie sich den „Friedensboten“-Kalender für 1899. Verlag: Langguth in Esslingen. Preis 20 Pf. Illustriert und reichhaltig!

R—st. Ihr Gedicht zum Manifest des Czaren ist sehr schön — aber es wurden unzählige Gedichte eingesandt, unmöglich, sie alle zu bringen.

H. D. Um den wahrlich nicht gar glorreichen Triumph zu haben, falls ein grosses Unternehmen misslänge, dies vorhergesagt zu haben, sind die Leute mit ihren Zweifelsworten gleich zur Hand. Dass dann dieser gewaltige Stimmenchor mit enthalten sein wird, in dem Complex der Misslingensursachen, das vergessen sie. Hätten sie diese ihre Stimme statt zur Anzweiflung, zur Unterstützung des Planes erhoben, so wäre derselbe gewaltige Chor in den Ursachen des Gelingens enthalten gewesen.

R. D. Ich hatte mich werbend an einen Dichter gewandt und erhielt folgende Antwort: „Wie sollte ich nicht das rührend-schöne, menschenfreundliche, idealangehauchte Werk kennen, dem Sie Ihr Leben geweiht und das schon viele grosse auserlesene Geister in seinen Bannkreis zog? Aber eben weil ich es kenne und die aufrichtigste Bewunderung für ihren Genius hege, muss ich auch den Muth finden, Ihnen ganz ehrlich und offen zu sagen, dass ich keinem Friedensverein beizutreten vermag! Ganz abgesehen davon, dass ich ein passionirter Soldat gewesen und es im Herzen noch immer bin, vermag mich keine Dichterkraft zu überzeugen: dass die Erbsünde ausgerottet und in Folge dessen die Bestie im Menschen jemals getödtet werden könnte. Und so lange das nicht der Fall ist, werden sich die Menschen immer zerfleischen, sei es mit dem parfümirten Geifer im Salon, oder mit Feuer und Schwert auf dem Schlachtfelde. Es wäre daher ganz und gar gegen meine Ueberzeugung, würde ich den Sirenklängen ihrer idealen Sendung, gleichviel ob aus Schwäche oder aus Eitelkeit Gehör schenken, denn seiner Ueberzeugung muss man treu bleiben, coûte que coûte.“ Ich möchte nun wissen, warum machen Gesetzgeber Gesetze, warum predigen Priester Tugend, warum schreiben Dichter Gedichte, wenn die Unausrottbarkeit der zerfleischungsgierigen Bestie als Ueberzeugung hoch gehalten werden soll, der man um jeden Preis treu sein muss? — Nein, die mordlustige Bestialität ist es längst nicht mehr — auch bei den „passionirten Soldaten“ nicht, denn der edle Soldat hat andere Motive — die der Erfüllung unserer „rührendschönen“ (wie mitleidig überlegen dieses Wort klingt!) Bestrebungen im Wege stehen, sondern die Gleichgiltigkeit, der Muthmangel der Massen, die es nicht wagen, das Althergebrachte anzurühren oder auch nur anzuzweifeln. Einem Friedensverein nicht beizutreten, dazu sollte man erst den „Muth“ finden?!

Ach, es gehört ein Riesenmuth dazu,
Mit Millionen übereinzustimmen
Und ungeheuer kaltes Blut dazu,
Stets tapfer mit dem grossen Strom zu schwimmen.

Schluss der Redaction: 30. September.

NB. Alle Mittheilungen, Ausschnitte etc., die sich auf die Redaction der Rubriken „Aus den Vereinen“, „Vermischtes“, „Aus der Presse“ beziehen, sind zu richten an Herrn **A. H. Fried**, Berlin W., Goltzstr. 37.

Wegen Ueberfüllung an Material musste aus dieser Nummer ein Doppelheft gemacht werden. Das Czarenmanifest hat die öffentliche Meinung in so hohem Grade beschäftigt, dass sich der Stoff für diese Revue der Friedensbewegung ungeheuer vermehrte. Die Redaction hat Werth darauf gelegt, dass in diesem Doppelhefte ein Bild der Stimmung und der Ansichten, wie sie sich unter dem unmittelbaren Eindruck der Kundgebung des Czaren gebildet, gegeben werde, das auch in neusten Zeiten als Culturdocument dienen kann. Man möge uns daher verzeihen, wenn wir dadurch gezwungen, das Doppelheft auch mit der Datumbezeichnung „October-November“ versehen, ohne auf die October-Ereignisse noch gebührende Rücksicht genommen zu haben.

Die Redaction.

E. Pierson's Verlag in Wien.
Herausgeberin und für die Redaction verantwortlich: Baronin Bertha von Suttner, Schloss Harmannsdorf, Post Eggenburg, N.-Oesterr.
Gedruckt von E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.



Zeitschau.

Wien, Ende November 1898.

Die Friedensaction des Czaren. Mit dem Bericht auf diesem Gebiete hat natürlich unsere Chronik zu beginnen. Es verlautete, dass die Conferenz in Petersburg und zwar schon im Januar tagen sollte, später hiess es, dass sie auf den März verschoben worden sei. Als eine Vorbereitung zu derselben lässt sich die Reise des Grafen Murawjew auffassen. Es war wohl die Mission des russischen Kanzlers, die Gesinnung der verschiedenen Regierungen mit Bezug auf die vorliegenden Fragen kennen zu lernen, und das von russischen Zeitungen nunmehr in Aussicht gestellte Programm der Conferenz und Beschränkung der Vorschläge auf Stillstand in den Rüstungen und Ausschluss aller politischen Streitfragen — ist als Ergebniss jener Informationsreise anzusehen. Wie sehr aber der Czar und sein Kanzler die Friedenssache ernst nehmen, erhellt aus der Richtung, welche der russischen diplomatischen Intervention nunmehr gegeben wird: hier eine Zeitungs-Correspondenz aus London vom 25. October über die französsisch-englische Differenz:

> „Die bestimmte Erwartung, dass es nicht zu einem kriegerischen Conflicte kommen werde, stützt sich darauf (folgen einige Conjecturen über die etwaigen Compensationen am Nil u. s. w.). Noch mehr aber fällt ins Gewicht, dass die russische Diplomatie besänftigend auf die Stimmung in Paris eingewirkt hat. Es kann als feststehend gelten, dass sich Murawjew bei seiner letzten Anwesenheit in Paris in diesem Sinne geäussert hat.

*

Und nun die Fashoda-Angelegenheit selber. Es ist entsetzlich wie nahe am Abgrund man da wieder gestanden hat. Um eines Fiebernestes in Afrika willen ein Krieg zwischen den zwei europäischen Westmächten — Verluste von Millionen an Geld an Gütern, von zehntausenden an Menschenleben, Aufhäufung von Hass und Rache-Saat! Es wäre ein Wahnsinn, ein Frevel, ein Verbrechen gewesen. Unter den Friedensfreunden herrschte Bestürzung und Angst — aber auch thätiges Eingreifen. Ich erhielt u. A. von Frederic Passy einen herzzerreissenden Brief über die drohende Gefahr — zugleich aber schickte er an den „Temps“ und andere Blätter beredte, zum Frieden mahnende Aufsätze: vor ein Schiedsgericht mit der unbedeutenden Frage! Auch aus den russischen Blättern ertönte einstimmig dieselbe Mahnung. Die englische Jingopresse und namentlich die französischen Nationalistenblätter — voran das Petit Journal hetzten unaufhörlich zum Kriege. Die unbetheiligten Zeitungen in Deutschland und Oesterreich, statt zur Vernunft zu mahnen, wussten auch von der

„Demüthigung“ Frankreichs zu leitartikeln und aus dem Rüstungsgerassel in den beiderseitigen Häfen die „ernstesten“ Wahrzeichen zu melden. Vor zehn, zwanzig Jahren wäre dieses angesammelte Gewitter sicherlich niedergegangen. Heute verfängt die alte Hetze nicht mehr. Der lautgewordene Friedensgedanke wirkt dagegen und das Manifest des Czars hat eine Atmosphäre geschaffen, in der der Rüstungslärm nicht mehr furchterregend zu klirren vermag. Ja wir haben jüngst noch zwei Kriege ausbrechen sehen: um Creta und um Cuba. Da sieht man: nur mehr die Schlagworte, Humanität und Befreiung vermögen noch die sterbende Kriegsfurie (wir glauben an diese Agonie) zu entfesseln. Um Gebietsfragen und Prestigefragen lässt sich das Volk und lassen sich die Cabinette nicht mehr hinreissen. Dass es falsch ist, für Humanität und Freiheit das inhumane und knechtende Mittel des Krieges anzuwenden, wird man bald einsehen lernen, und das wird dann das Ende sein.

*

Wie sehr Krieg und alles Humane und Selbstlose, in dessen Namen man ihn noch zu führen sucht, miteinander in Widerspruch sind, das zeigen die Folgen des Krieges. Die Sieger denken nicht mehr an die anfänglichen Betheuerungen — die Logik des Gewaltsystems macht sich geltend, die natürlichen Regungen des Kriegsgeistes kommen auf die Oberfläche und — die Amerikaner, welche ausgingen, Cuba zu befreien, wollen jetzt die ganzen Philippinen in Besitz nehmen. Und daraus — falls auch der alte wahnsinnige Besitzneid der andern Mächte erwacht — können wieder Kriege entstehen. Es ist eine Satanssaat. Heil dem russischen Kaiser, der jetzt eine Himmels-Saat ausgestreut hat . . .

*

Wenn ich vorhin sagte „die Amerikaner“, so verfiel ich in denselben Fehler, der im politischen Stile immer das ganze Volk für die Pläne und Entscheidungen der Cabinette, für die inspirirten oder gewohnheitsmässig schroffen Leitartikel der Blätter verantwortlich macht. Ueberall giebt es schon Friedensparteien, die da nicht mitthun, die lebhaft protestiren. Die grossartigen Kundgebungen in England zu Gunsten des Czarenmanifests mitten im Fashoda-Conflict, die Proteste der dortigen Friedensgesellschaften gegen die Greuel von Obdurman mitten im Kitchnerjubel, der Brief Hodgson Pratts im „Echo“ für den Verzicht auf das egyptische Protectorat, die tausend Mahnungen der amerikanischen Intelligenz gegen die beginnende Eroberungspolitik, das alles deutet darauf, dass man den falschen Ausdruck nicht mehr gebrauchen darf „die Amerikaner, die Engländer wollen dies und jenes.“ „Das ganze Volk steht hinter uns“, das war eine sehr beliebte Suggerier-Phrase, sobald irgend ein Staatsmann oder ein Zeitungsherausgeber drohend hoffärtige nationale Forderungen hinausrief; aber das ist nicht mehr wahr. Auch den französischen Militärparteien hat es nichts mehr genutzt zu verkünden: Jeder gute Franzose ist gegen Dreyfus.

*

Endlich ist der Dreyfus-Alp von Europa's Gewissen gewälzt! Der Cassationshof hat die Revision in Angriff genommen und der

arme Dulder auf der Teufelsinsel ist telegraphisch verständigt worden, dass ihm Gerechtigkeit werden soll. Und wenn man denkt, dass es Leute gab, die teuflisch genug waren, sich zu widersetzen dass die Nachricht geschickt werde ... Wäre der Unglückliche gestorben, ohne zu erfahren, was für ihn geschehen, wie für ihn gestritten worden — wie hätte das die Wittwe ertragen? Welch bittern Schmerz hätten über solche Tragik tausende von fühlenden Menschen empfunden? — Welche Grausamkeit im nationalen und chauvinistischen und pietistischen Fanatismus liegt, das hat die Dreyfus-Affaire ebenso deutlich gezeigt wie nur immer eine Bartholomäus-Nacht . . .

*

Ein Ereigniss, das durch einige Tage die Allgemeinheit, aber besonders die Wiener in Schrecken versetzt hat, war das Auftreten einiger Pestfälle. Diese Angst, diese Aufregung — diese Massnahmen, diese Interpellationen! Wie doch die Menschen Tod und Seuchen fürchten! . . . Wie sie die Wissenschaft preisen, wenn es ihr gelingt, dem Würgeengel ein fussbreit Gebiet zu entziehen. Diejenigen aber, die ihm ganze Meilen entziehen wollen — die preist man nicht! Und vor der hundertfach ärgeren Gefahr des Krieges, von dem Seuchen nur eine sichere Nebenerscheinung sind, soll man sich nicht fürchten, soll keine Vorkehrungen treffen, sie abzuwenden. Im Gegentheil, es wird vorgekehrt, sie herbeizuführen. Gegen die Bacillenculturen wollte man sich nun sträuben in Wien. Es mag ja sein, dass sie nichts nützt und dass diese Serum-Gewinnungen keine Heilung verbürgen . . . diese Frage gehört nicht hierher. Das aber können wir fragen: Wozu die Cultur jener Stäbchen-Bacillen — nämlich die Millionen Gewehre — die die Kriegspest in sich tragen?

*

Ehre sei dem heldenhaften Gebahren des Arztes Dr. Müller, der der furchtbaren Krankheit zum Opfer fiel. Fast alle Blätter hoben in ihren Nachrufen hervor, dass — obwohl er nicht auf dem Schlachtfelde fiel — ihm der gleiche Ruhm gebühre. Der gleiche? Mit nichten — ein viel grösserer. Der Soldat schlägt sein Leben nicht freiwillig in die Schanzen und nicht, um zu retten, sondern um zu vernichten thut er es. Damit sei einem tapferen Krieger, der gefallen, nichts von seiner Ehre abgesprochen. Der Grössenmassstab des Ruhmes ist nur stetem Wechsel unterzogen. Wir sind schon an der Schwelle einer Zeit, in der der Kriegsruhm verblasst. Zwar werden die Sieger noch bejubelt, dotirt — wie die amerikanischen Generale, wie der Sirdar Lord Kitchner von Chartoum — aber einmütig ist der Jubel nicht mehr. Viele werden tief verletzt davon. Man lese die Friedensblätter Englands und Amerikas. Mit dem grössten Freimuth geben sie ihrem Abscheu gegen die Dinge Ausdruck, denen jenes Triumphgeheul gilt. Es sind alle diese Freudenergüsse über Feindesmassacre, so imposant und mordern sie sich auch gestalten mögen, doch nur die Ueberlebsel des Skalptanzes.

*

Das deutsche Kaiserpaar hat eine Pilgerreise — keine gar entbehrungsvolle Pilgerreise — nach Jerusalem gemacht. Ein Stückchen orientalische Romantik. Von der Ansprache, die Kaiser Wilhelm II.

anlässlich der Einweihung der Erlöserkirche verlas, seien hier die folgenden Worte festgehalten: Was die germanischen Völker geworden, seien sie geworden unter dem Panier des Kreuzes, des Zeichens der selbstaufopfernden Nächstenliebe. Wie vor fast zwei Jahrtausenden soll auch heute aus Jerusalem der Aller sehnsuchtsvolles Hoffen in sich bergende Ruf erschallen: „Friede sei auf Erden.“

Wohlan, so folge die That. Denn nicht wieder sollen zwei Jahrtausende vergehen, ohne dass der Ruf sich erfülle. Vom Kreml aus, am 24. August, hat Nicolaus II. ihn auch verkündet — und dazugefügt: „Legen wir Hand an.“ **Bertha von Suttner.**

— — —

Beim Grafen Murawjew.

Die „Neue freie Presse“ vom 25. October — und, theils am selben Tage, theils tags darauf, die ganze europäische Presse — enthielt nachstehende Zeilen:

Gestern Vormittags fand eine einstündige Unterredung zwischen der Präsidentin der Gesellschaft der Friedensfreunde, Baronin Bertha von Suttner, und dem russischen Minister des Aeussern, Grafen Murawjew, statt. Die Unterredung, welche in französischer Sprache geführt wurde, bot mancherlei interessante Momente, über welche Frau Baronin Suttner so freundlich war, einem unserer Mitarbeiter folgende Mittheilungen zu machen:

Graf Murawjew erklärte, es freute ihn, eine eifrige Verfechterin jener Ideen kennen zu lernen, zu deren Aposteln der Czar und seine Regierung sich jetzt gemacht haben, eine Idee, von der er zuversichtlich hoffe, dass sie allmählich die Welt erobern werde. Die Schwierigkeiten des Werkes verhehle er sich durchaus nicht, und es ist nicht zu hoffen, dass das Ziel in kurzer Zeit erreicht sein werde; man brauche nur an die Genfer Convention zu denken, auch da hat es Jahre gebraucht, bis es zu der jetzt umfassenden Organisation gekommen ist. Es muss auf einmal nur immer Ein Schritt gemacht werden. Vorläufig ist der Stillstand in den Rüstungen, ein Innehalten der Erfindungen die erste Etappe — es sei nicht zu hoffen, dass die Staaten in gänzliche Abrüstung oder auch nur in Verminderung des Contingents willigten, aber wenn man zum vereinbarten Innehalten in dem „Wettlaufe zum Ruine“ gelangte, so wäre das schon ein günstiges erstes Ergebniss. Ueberhaupt — ohne nach den möglichen Resultaten zu fragen — sei ja schon die Thatsache, dass vom Kaiser von Russland aus diese Initiative ergriffen worden, an sich als ein glückliches Ergebniss zu betrachten. Das verstünden die Völker nicht — wie man ja auch das vielverspottete europäische Concert nicht verstanden habe. Wenn es auch nicht so functionirte, wie man hätte wünschen können — es war doch das erstemal in der Geschichte, dass sechs Mächte sich geeint hatten, um einen Weltkrieg zu hindern, und in der That, der Weltbrand ist auch verhindert worden.

Was die Thätigkeit der Friedensvereine anbelangt, so messe er denselben und den damit verbundenen Versammlungen, Kundgebungen, Propagandaschriften u. s. w. grosse Bedeutung und Wichtig-

keit bei, weil dadurch der Volkswille zum Ausdruck kommt, weil die öffentliche Meinung in der Richtung genommen werde, die in der Entwicklung zur Friedensidee liegt. Graf Murawjew ist auch über den Fortgang der Bewegung sehr unterrichtet; in seiner Jugend, als diese Bewegung noch in ihren Anfängen war, habe er selbst — er war damals Attaché in Stockholm — sich als Mitglied der Liga eingeschrieben. Auf mein Anerbieten, über den ferneren Verlauf gelegentlich Berichte einzusenden, erwiderte Graf Murawjew, dass er dafür sehr dankbar sein werde; je mehr Verbreitung das Friedensideal in allen Classen der Bevölkerungen finde, desto leichter wird es den Machthabern, dasselbe allmählich zu verwirklichen. Besonders müsste die Presse in diesem Sinne thätig sein — und das würde sie auch, wenn sich die öffentliche Meinung in dieser Richtung befestigt, denn sie ist ja ein Spiegel der öffentlichen Meinung. Freilich ist sie auch eine Lenkerin derselben, und es ist bedauerlich, dass sie — wie es die gelbe Presse in Amerika gethan — so häufig den schürenden Ton anschlägt oder doch die erwachenden Hoffnungen zu dämpfen versucht. Ein ständiger Schiedsgerichtsvertrag zwischen England und Amerika war schon seiner Verwirklichung ganz nahe, scheiterte aber daran, dass er in der Presse keine Unterstützung fand. Noch werden die Völker gar zu leicht zu Feindseligkeiten hingerissen — damit müssen auch die Staatenlenker rechnen — und darum müssen die Diplomaten so vorsichtig und so etappenweise vorgehen. Im Ganzen zeigte sich Graf Murawjew über den Fortgang der begonnenen Friedensaction sehr zuversichtlich; auch von der französischen Regierung habe er entgegenkommende Versicherungen mitgebracht.

Als ich zum Schlusse dem Grafen meine Freude darüber ausdrückte, dass ich die Hand drücken durfte, die jene, eine neue Epoche einleitenden leuchtenden Worte geschrieben, erwiderte er: Je n'y suis pour rien; ihr einziger Verfasser ist mein erhabener Souverän.

Den Lesern von „Die Waffen nieder“ bin ich eine Ergänzung dieses summarischen Berichtes schuldig. Ich habe einen sehr tiefen Eindruck von jener Stunde mitgenommen, und finde, dass, abgesehen von den Dingen, die da gesprochen wurden, schon eine für unsere Sache — ich meine die Sache der organisirten Friedensbewegung — wichtige Bedeutung darin liegt, dass der Leiter des auswärtigen russischen Amtes es der Mühe werth gefunden hat, sich über das grosse politische Ereigniss — die vom Czaren einberufene Conferenz — mit mir, in meiner Eigenschaft als Präsidentin der Oesterreichischen Friedensgesellschaft, eingehend zu unterhalten. Deutlicher als durch diesen Empfang konnte der mächtige Staatsmann nicht darthun, dass er — wie ja seine Worte auch bestätigen — der Thätigkeit unserer Vereine Anerkennung und Vertrauen entgegenbringt.

Es war am 24. October um 11½ Uhr Vormittags, dass uns — meinem Gatten und mir — die Ehre zu theil wurde, vom Grafen Murawjew im Palais der russischen Gesandschaft empfangen zu werden. Wie alle russischen Grands seigneurs, so besitzt auch Graf Murawjew die liebenswürdigsten Umgangsformen und spricht ein tadelloses Französisch; bei ihm ist nicht einmal jener leise Accent, jener etwas singende Tonfall zu gewahren, der sonst seine noch so

correct französisch sprechenden Landsleute kenntlich macht; man glaubt, wenn man ihn reden hört, einen Vortragenden der Academie Française vor sich zu haben. Mittelgross, mit grauem Schnurrbart, freundlichem, rundlichem Gesicht; im ganzen eine ebenso elegante als — trotz einiger Kälte und Gemessenheit — sympathische Erscheinung. Besondere Merkzeichen: eine dicke goldene Armbandkette, wohl ein liebes Angedenken, fällt über seine linke Hand herab.

Es war mir ein eigenthümliches Gefühl, über Krieg und Frieden reden zu hören, wie in unseren Versammlungen geredet zu werden pflegt und mich daran zu erinnern, dass es kein Mitglied unserer Vereine, sondern der Kanzler des mächtigsten Militärstaates war, der da in halbofficieller Weise — denn ich war ja nicht als Weltdame, sondern als eine Vertreterin der Bewegung da — auseinandersetzte, mit warmer Beredsamkeit und scharfer Logik auseinandersetzte, dass fortan dahingearbeitet werden müsse, den Weltfrieden auf sichere Basis zu bringen, da ein Zukunftskrieg ein Ding des Schreckens und des Ruins und eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit wäre . . . „Die gegenwärtigen Heeresmassen im Felde zu verpflegen, wäre unausführbar — das erste Ergebniss eines zwischen den Grossmächten geführten Krieges wäre die Hungersnoth.“

Von diesen allgemeinen Betrachtungen ging der Minister auf das Thema der concreten practischen Schritte über — auf die bevorstehende Conferenz. Wie aus der oben angeführten Mitteilung hervorgeht, scheint das Programm der Verhandlungen auf eine sehr bescheidene practische Forderung beschränkt worden zu sein: Innehalten der Rüstungen. Das bleibt wohl hinter der im kaiserlichen Rescript in Aussicht gestellten Wohlthat „gesicherten und dauernden Friedens“ weit zurück. Denn bei dem blossen Stillstand der gegenwärtigen Contingente und des vorhandenen Vernichtungsmaterials, ist der Möglichkeit einer kommenden Katastrophe, „deren Schrecken jeden Menschen schon beim blossen Gedanken erschauern machen“, durchaus kein Riegel vorgeschoben. Was also Graf Murawjew nun sagte, war demnach auch kein Ausfluss des Geistes, der die Abfassung des Manifestes beseelte, sondern der Ausfluss der positiven Erfahrungen, die er auf seiner Reise durch Europa gesammelt. Offenbar ist ihm nach der Rücksprache mit den verschiedenen Machthabern und Staatsmännern klar geworden, dass vorläufig keine Neigung besteht, in Herabsetzung der Heere oder gar in principielle Abschaffung von Krieg und Kriegsmacht zu willigen — und angesichts dieser Schwierigkeit musste ein Boden gefunden werden, auf dem man gemeinsam zu einem ersten Schritt gelangen könnte. „Man hann nicht hoffen“ meinte Graf Murawjew „dass schon bei dieser ersten Conferenz das grosse Endziel erreicht werde . . .“

„Es würde genügen“, warf ich ein, „wenn sich die Mächte einigten, in den nächsten zwanzig — oder doch zehn Jahren — keinen Krieg zu führen.“

„Zwanzig Jahre — zehn Jahre! Vous allez trop vite, Madame. Man könnte schon zufrieden sein, wenn eine solche Vereinbarung für drei Jahre geschlossen würde. Aber ich glaube, nicht einmal das wird verlangt werden. Vor allem soll man sich verpflichten, keine Steigerung der Contingente, keine Neuanschaffungen von Vernichtungswerkzeugen vorzunehmen . . . Die ewigen Mehrforderungen

bedeuten ja stets einen Kampf zwischen den Kriegsministern und Finanzministern — —

„Friedensministerien sollte man einsetzen" unterbrach ich.

„Friedensministerien?" wiederholte der Graf nachdenklich. „Nun ja — Schiedsgerichte — Völkertribunale . . ." Und mit grosser Sachkenntniss setzte er auseinander, welche Fragen heute noch, ehe ein principieller Friedensbund geschlossen worden, nicht vor das Forum eines Schiedsrichters gebracht werden könnten. Dann kam er auf die Erörterung des erwähnten Programmpunktes, das Innehalten der Rüstungen, zurück — auf diesen sogenannten ersten Schritt. Im Innern stieg mir die Frage auf, ob — zugegeben, dass man nur langsam und schrittweise vorgehen dürfe — ob dieser Schritt auch in der gewollten Richtung liegt? Und ob er überhaupt ausführbar sei? Die sich überbietenden Bewaffnungen sind der Ausdruck des gegenseitigen Misstrauens, sie sind das Organ der latenten Feindseligkeit in Hinblick auf akute „Feindseligkeiten". Soll nun Misstrauen und Feindschaft und Feindseligkeitsbereitschaft bestehen bleiben — und nur den Erfindern auf waffentechnischen Gebiete ein Halt geboten werden? Das wäre eine gar magere Erfüllung der Verheissung: „dass die Conferenz ein günstiges Vorzeichen des kommenden Jahrhunderts sein möge und in einem mächtigen Bündel die Staaten vereine, um den grossen Gedanken des Weltfriedens triumphiren zu lassen, um solidarisch die Principien des Rechts und der Gerechtigkeit zu weihen." Die Heere, ob klein oder gross, ob in rastloser Ueberbietung oder vereinbartem Stillstand, vertreten die Principien der Gewalt. Und ist solcher Stillstand ausführbar? Man kann doch einem Organismus nicht sagen, dass er aufhöre, sich zu entwickeln und dabei fortbestehen solle?

Doch darin eben liegt ja ein — etwas diplomatisch verhülltes — aber dennoch sicheres Mittel, zu dem gewünschten Zweck zu gelangen. Kommt man überein, die Rüstungen aufzuhalten, so ist dem im Wachsen gewaltsam aufgehaltenen System zugleich dessen Rückgang decretirt; — was sich nicht mehr entwickeln darf, muss absterben. Will man also diesen einzigen Pact aufrecht erhalten, so müssen die Gründe des Misstrauens und der Feindseligkeiten weggeräumt werden — und man gelangt zum Bündniss; da auf diese Weise für den Fall eines eintretenden Streites der Appell an die Waffen ausgeschlossen ist, wird man zur Schaffung eines andern Schlichtungsmittels gedrängt und gelangt so zum Schiedsgerichtsvertrag oder Völkertribunal. Nicht immer soll man sagen, es müsse — in der Kette einander bedingender Ursachen — bei diesem oder jenem Kettengliede angefangen werden —; nein, es ist gleichgiltig, wo man anfängt, denn die Kette liegt kreisförmig da. An welcher Stelle immer angesetzt wird — es handelt sich nur darum, die zugänglichste zu finden — es wird schliesslich doch die ganze Kette durchlaufen.

Als die Reihe des Sprechens an mich kam, berichtete ich über den Stand und den Fortgang unserer Bewegung. Vieles davon war dem Minister schon bekannt. Die Namen der hervorragenden Vertreter unserer Sache, die ich erwähnte, sind ihm geläufig — vom Oberstlieutenant von Egidy sprach er zuerst. Ich überreichte ihm die Brochure Houzeau-Descamps („Die Organisation des Internationalen Schiedsgerichts" in der deutschen Uebersetzung von Alfred

H. Fried), einige Aufrufe und eine Ansichtskarte mit dem Bildniss des Czars; auch letztere war ihm nicht neu.

Noch viel Interessantes haben wir aus dem Munde des russischen Kanzlers vernommen — und durch jedes Thema, das er berührte: Fashoda-Frage, europäisches Concert, französische Regierung u. s. w. ging wie ein rother Faden durch der eine Zweck: die Friedfertigung der Welt.

Er hat es uns nicht gesagt, aber vieles lässt darauf schliessen, dass seine Anwesenheit und Intervention in Paris zur Folge hatte, dass dem Fashoda-Conflict die Spitze abgebrochen worden. Ob der Entschluss des französischen Ministerrathes, den Dreyfusprozess der Revision zuzuführen, nicht auch einer Suggerirung des russischen Staatsmannes zu danken war — wer weiss? . . . Wenn einmal die Politik der Machthaber in der Richtung des Friedens und des Rechts orientirt worden, dann wird der Gewaltthätigkeit auf jedem Gebiete erfolgreich entgegengewirkt.

Im Lauf des Gespräches frug mein Mann, ob es thunlich wäre, in Russland eine Friedensgesellschaft zu gründen und dort einen Congress abzuhalten. Graf Murawjew erwiderte, dass man da erst den Kaiser fragen müsste, doch fügte er hinzu, dass dies seiner Ansicht nach nicht wünschenswerth und — nicht nöthig wäre. Nicht wünschenswerth, weil in einem Lande mit so junger Cultur, mit einer so warmblütigen und leicht erregbaren Bevölkerung, sich da vielleicht gar viele unreife und heftige Elemente einmischen könnten, welche der Sache gefährlich würden. Ich warf ein, dass gerade in den Ländern, die im Stadium jungaufblühender Cultur sich befinden, und deren Bewohner temperamentvoll sind, sich diese am geeignetsten zeigen, neue und grossmüthige Ideen begeistert aufzunehmen — und wies auf Ungarn, wo den Congressisten und den Interparlamentariern von Volk und Regierung ein Empfang bereitet worden, wie sonst nirgends — wo überhaupt die Friedensidee am schnellsten gezündet.

„Es ist wahr“ bestätigte Graf Murawjew, „die ungarische Friedensgesellschaft war auch die erste, von der ich nach dem Rescripte eine Glückwunschdepesche erhielt.“

Warum aber unsere Vereine und Congresse in Russland nicht nöthig wären — dafür gab der Graf einen gar ermuthigenden Grund an: An der Spitze der Bewegung stehen jetzt dort der Czar und die Regierung selber . . .

Es ist ja wahr: braucht man in einem Raum, der von Sonnenlicht überfluthet wird, noch ein Lämpchen anzuzünden?

Bertha von Suttner.

Das Verhältniss der deutschen Socialdemokratie zu Krieg und Rüstung.

„Oderint dum metuant“.

Die Taktik der im Sack geballten Faust hat selten einer politischen Partei Rosen gebracht, und bleibt gar die Faust ein halbes Jahrhundert geballt in der Tasche, so mögen die Mienen noch so trutzig den Gegner herausfordern, die Caligula sagen dann doch in allen Zungen: „Mögen sie

hassen, wenn sie nur den Respect bewahren und pariren.“ Der französische Caligula — ich spreche hier nicht blos von den gekrönten, sondern von den Caligulanaturen überhaupt — sagt: „Qu'on me batte quand je ny suis pas“, und meint vom ohnmächtigen, innerlich knirschenden Gegner: „Le ridicule tue“, und der czechische Caligula hat das Wort gemünzt: „Jen ti mluv když ja jsem zdruv.“ Friedrich der Grosse lässt Pasquille unter den Linden niedriger hängen. Und Wehe der Partei, die unter einem Schutze wie der des Croaten aus Wallensteins Lager ihre Capuzinerpredigt ableiert, ihr Sprüchlein sagt und es uns mittheilt. Vom römischen Prätor heisst es: „Interna non iudicat praetor“; ihn kümmert die That, die Prüfung von Herz und Nieren überlässt er getrost den Göttern.

Kurz, Grundbedingung des Erfolges einer jeden politischen Partei ist vor Allem die kräftige Differenzirung vom Widerpart. Diese für jeden Denkenden und ganz besonders für die Massen einleuchtende Differenzirung ist dann die raison d'être, das Rückgrat der Partei. Sie ist aber auch die Würde der Partei, die Bürgschaft für Klarheit und Wahrheit unter Ausschluss jeder Hinterhältigkeit und Zweideutigkeit, der Missverständnisse, Uebertölplungen und geheimen Kompromisse. Clara pacta boni amici. In England giebt es bekanntlich eine allergetreueste Opposition Ihrer Majestät: der schönste Titel für eine Opposition, wenn sie sich nach ernster Selbstprüfnng zu dessen Führung für berechtigt halten darf, d. h. wenn sie sich bewusst ist, das Gute zu wollen, und das, was sie für das Schlechte hält, im Ministerium verkörpert glaubt. Eine solche Opposition weiss zweierlei, sie weiss, was sie will, und was sie wollen soll, und dass sie vor Allem um keinen Preis das wollen darf, was die von ihr bekämpfte Regierung will. Ihr Wort ist, wie das Evangelium vorschreibt, ja, ja, nein, nein.

Es giebt aber auch eine, wenn unehrlich, niederträchtige, wenn ehrlich, bedauernswerthe, allertreueste Opposition, eine decorative, eine bestellte, und auch eine wie bestellte allergetreueste Opposition. Mit der letzteren, der unfreiwillig komischen und allerschädlichsten habe ich mich hier zu beschäftigen, indem ich den angeblichen Kampf der Socialdemokratie gegen den Militarismus zu beleuchten versuche.

In der ältesten Geschichte Athens begegnen wir der Heroengestalt des Theseus als Personification der echten, allergetreuesten Opposition gegen seinen König und Vater Aegeus. Den Namen des damaligen Ministerpräsidenten habe ich in den Quellen nicht gefunden. Die Athener hatten sich daran gewöhnt, alle neun Jahre für die Küche des stiernackigen Prinzen Minotauros auf Kreta sieben Knaben und sieben Mädchen abzuliefern. Eine unechte, allergetreueste Opposition hätte sich gewiss nicht klar von der Regierung differenzirt, sie hätte vielleicht z. B. im Interesse des Gutangeschriebenseins Athens beim Minotauros vierzehn Knaben und dreizehn Mädchen vorgeschlagen. Vielleicht aber hätte sie herrisch und ungeberdig sich auf's Feilschen verlegt, und justament nur sechs Knaben und fünf Mädchen bewilligt. Aber Theseus, der echte, allergetreueste Opposition machen wollte, dachte: Nein, nicht ein Knabe und nicht ein Mädchen! Und da er ein Held und ein kluger Mann war, erlegte er sogar den Minotauros selbst, nachdem er sich zuerst den Ariadnefaden versorgt hatte, um sich in dem Labyrinth zurecht zu finden. Heute dreht es sich in Deutschland jetzt z. B. um so und so viele Panzerschiffe und Torpedos für das neue Flotten-Septennat, und der Minotauros heisst Flotten- und Kolonialsport. Die echte, allergetreueste

Opposition würde sich gründlich von den Plänen und Idealen der Regierung differenziren, anstatt zu feilschen. Kein einziges neues Schiff mehr und keine Kolonialexpansion in Afrika und Ostasien wäre die richtige Oppositionspolitik à la Theseus gewesen. Und damit hätte man dem Lande und dem Monarchen den grössten und wahrsten Dienst erwiesen. Denn zumal bei dem ostasiatischen Abenteuer kann man sich nicht erwehren, an den Delphischen Orakelspruch zu denken, dass Crösus, wenn er über den Halys setze, ein grosses Reich zerstören werde. In Friedenszeiten bedarf der deutsche Handel offenbar keines so ausserordentlichen Schutzes, im Kriegsfalle aber dürfte die deutsche Panzerflotte, stets trotz der ungeheuren Opfer sich vor rauhen Berührungen mit den Flotten der wahren Seemächte zu hüten, Ursache haben. Man will aber die Panzer nicht wegen der Kolonien, sondern man macht Kolonialpolitik, um Panzersport zu treiben.

Die Socialdemokratie kämpft den guten Kampf gegen eine veraltete Politik, gegen unnütze Kriege und absurde Rüstungen mit vollkommen stumpfen Waffen; es sind eben dieselben, die ihr die zahlreichen Fiascos, den Gegnern eben so zahlreiche Triumphe bereitet haben. Schon der Umstand, dass Machthaber und Regierungen im Grossen und Ganzen stets bereit waren, die sogenannten liberalen und demokratischen Programme zu den ihrigen zu machen, hätte sie bedenklich machen müssen. Die allgemeine Wehrpflicht z. B. ist seit fünfzig Jahren so recht das Schibolet der liberalen Parteien gewesen, ein Paradies auf Erden, Aufhören der Kriege, ungeheure Ersparungen, volksthümliche Politik hatte man sich in aller Welt von ihr mit Sicherheit versprochen. Die Machthaber liessen sich überall mit verdächtiger Leichtigkeit für sie gewinnen. Sie siegte auch auf der ganzen Linie, und droht heute bereits selbst dem englischen Inselvolke, dem man eben in unseren Tagen das Nessushemd recht behutsam über den Kopf zu werfen sich anschickt. Aber wo sind die Segnungen geblieben, auf die man mit solcher Zuversicht Zukunfswechsel ausgestellt hatte? Die ewige Fata Morgana, nur hiess sie einst allgemeine Wehrpflicht, und heute Milizsystem.

Das führt zu dreifacher Schädigung des wahren Fortschritts. Der reactionären Politik der Kabinette wird in die Hände gearbeitet, indem ihr immer wachsendes Menschen- und Finanzmaterial zur Verfügung gestellt wird, die Bourgeoisie wird gleichzeitig erschreckt, und dazu geführt, in den Regierungen, wie sie es auch immer treiben mögen, die einzigen Schutzdämme gegen die drohende Sintfluth zu erblicken, und das Proletariat muss endlich an einer Führung irre werden, die sich und ihm Erfolge vorlügt, die es am eigenen Leibe nie zu spüren bekommt.

Wenn man, wie ich soeben, sich durch die öde Protokollsteppe des zu Hamburg im Oktober 1897 abgehaltenen Parteitages der sozialdemokratischen Partei Deutschlands durchgearbeitet hat, so fasst einen Staunen und Zorn über den Gang und Charakter einer Diskussion, die im Schosse der angeblich oppositionellen Partei sich überall auf das vom Gegner gewählte Terrain locken lässt, und sich fruchtlos den Kopf des Gegners um der Durchführung seiner Forderungen willen zerbricht. Die Ausnahme bestätigt bekanntlich die Regel, und so will ich mich an diese einzige, hochehrenwerthe Ausnahme, oder vielmehr an diesen Ansatz zu einer Ausnahme halten, und zeigen, wie ihr in und von der Regel mitgespielt wird.

Diese Ausnahme, dieser Differenzirungsembryo ist in den auf S. 136 abgedruckten Worten des Genossen Peus zu finden, der offenbar als Einziger ahnt, wo eigentlich der Schuh drückt, wenn er auch keine Klarheit darüber besitzt, wie dem Quälgeist beizukommen wäre. Aber auch schon das Erstere muss strenge geahndet werden, und es ist ebenso traurig als belehrend, zu sehen, wie dieser vorlauten Rita von den Ehren-Cavalieren des nackten Königs Militarismus, Schippel, Bebel und andern Grössen, heimgeleuchtet wird.

Mittag-Halle und Peus-Dessau polemisiren gegen Schippels nachgiebige Haltung gegenüber von regierungsseitig angesprochenen Rüstungskrediten. Schon Mittag-Halle hatte gesagt: „Wo unsere Parole ist: diesem System keinen Mann und keinen Groschen, da war der Genosse Schippel sogar für Kanonen zu haben!“ Und Peus sagt schon ganz im Geiste des richtigen Princips: „Wir wollen den vollen und ganzen Frieden: . . . Deshalb haben wir nicht dafür zu sorgen, die Soldaten mit Kanonen zu versorgen, damit sie nicht so gefährdet sind, sondern wir haben dafür zu sorgen, dass sie überhaupt nicht mehr dieser Gefahr ausgesetzt sind.“ —

Das nenne ich eben wissen, wo der Schuh drückt. Allein das ist blosse Negation, hinter der aber das verständnissvolle Petit und die Angabe des Wie des Bessermachens fehlt. Denn das ewige Spielen und Tändeln mit Revolutionsandrohungen schreckt wohl und mit Recht den Beatus possidens, nicht aber Machthaber und Regierungen, die die Rathlosigkeit des Gegners ganz genau kennen, ausbeuten, und die zu ihrem, wenn richtig verstanden, eigenen Schaden thun dürfen, was sie wollen, nicht was sie sollen. —

Was antwortet nun Schippel dem Mittag und Peus? Was ist der Weisheit letzter Schluss, ob sie nun aus dem Munde Schippel's, Bebel's, Auer's, Liebknecht's, Singer's kommt? Schippel sagt (S. 137): „Gewiss, Genosse Peus mag Recht haben, die heutige Regierung lebt vom Kriege, wir müssen immer mit der Möglichkeit eines Krieges rechnen. Ist man in einer solchen Lage, kann man die Kriege nicht verhindern, da kann man doch nicht unsern Soldaten schlechte Flinten, schlechte Kanonen geben.“

Auer weist auf den drohenden Krieg mit Russland hin und meint (S. 139): „Wollen Sie denn, dass dieser Krieg ev. geführt werden soll mit Kanonen, die von allen übrigen Staaten, Russland mit eingeschlossen, längst überholt sind?“ Glaubt man nicht den Kriegsminister peroriren zu hören? Es ist aber Auer. Er fährt fort: „Jawohl, Parteigenossen, auch wir verlangen Waffen. Wird das Milizsystem eingeführt, so müssen wir doch auch Waffen haben.“ — Prachtvolles Argument das! Die Regierung schreibt sich's natürlich hinter's Ohr, dass auch wir, die Socialdemokraten, Waffen verlangen. Das „weil, wenn das Milizsystem eingeführt wird (welches aber nicht eingeführt wird), wir Waffen brauchen“, wird die Nachtruhe des Kriegsministers kaum stören.

Katzenstein ahnt einen Theil der Wahrheit: „Die Auffassung Auer's führt in ihrer Konsequenz nicht dazu, dass wir ablehnen, sondern dass wir bewilligen. . . . Der Krieg, ob er gegen Frankreich, ob er gegen Russland geführt wird, **er richtet sich in letzter Linie gegen das arbeitende Volk,** und dem müssen wir entgegentreten. . . . Wer die Actionsfähigkeit der Armeen stärkt, stärkt den Kampf gegen das Proletariat, und das müssen wir ablehnen.“ —

Ja aber, so sonnenklar es ist, dass Krieg und Rüstung immer ausnahmslos in letzter Auflösung gegen das eigene Volk gehen, so sicher ist es auch, dass der Staat sich wehren wird und muss, wenn Andere ihn angreifen oder bedrohen.

Liebknecht (S. 143, 144) weiss der allgemeinen Rüstungswuth eine hoffnungsvolle Seite abzugewinnen — eine Auffassung, um die ich ihn nicht beneide und durch die sich augenscheinlich die Regierungen im fröhlichen Rüstungssport keinen Augenblick stören lassen. „Vom Standpunkt des Militarismus müssen fortwährend Waffenverbesserungen und beständige Vermehrungen stattfinden und gerade die wirksamste Waffe, die die Socialdemokratie gegen den Militarismus und die Militärforderungen hat, ist, dass all' diese Forderungen immer weitere Forderungen nach sich ziehen. Es ist die Schraube ohne Ende.“ Ei, ei, wie kindlich doch diese Regierungen sind, die den gehassten Socialdemokraten derart das Wasser auf ihr Mühlrad treiben! So citirt auch Auer auf S. 136 als „ungemein interessant“ die Erklärung Liebknecht's auf dem Nürnberger Arbeitertag von 1868 pcto. allgemeine Entwaffnung. „Sie kann erst eintreten, wenn alle (!) Feinde der Völker unschädlich gemacht sind. Und das wird noch lange dauern . . . es bleibt uns auch eine blutige Arbeit zu verrichten und eine heilige Pflicht zu erfüllen: die Zertrümmerung Russlands, die Wiederherstellung Polens.“ — Ohne besonderen Phantasieaufwand stelle ich mir recht lebhaft vor, wie der Kriegsminister bei Lesung dieser schwungvollen ad graecas Kalendas-Fanfare sich in Faustpositur wirft und munter vor sich in den Bart brummt: „Das drüben kann mich wenig kümmern, schlägst du erst diese Welt zu Trümmern, die andre mag danach entstehn . . . dann mag, was will und kann geschehn.“

Bebel (S. 125) empfiehlt ruhiges, gesetzmässiges Vorgehen, „gerade diese unsere ruhige, gesetzmässige Thätigkeit ist es, die bei unseren Gegnern Grauen erregt. Wir können ihnen keinen grösseren Gefallen thun, als auf dem Wege der Gewalt vorzugehen.“ Ich denke dabei Credat Judaeus Apella, und glaube im Gegentheil, obschon mit der braven Gesetzlichkeit vollkommen einverstanden, dass ein ruhiges, gesetzmässiges Verhalten der Socialdemokratie im Grossen und Ganzen nur einen Lieblingswunsch welcher Regierung immer erfüllen heisst. Die Regierungen sind im allgemeinen gewiss froh, ihre Zirkel nicht gestört zu sehen, und Regierungen mit Agent provocateur-Gelüsten gegenüber grossen, gefürchteten Parteien dürften zu den Raritäten gehören. —

Dem aufmerksamen Leser dieser kurzen, mit grösster Unparteilichkeit ausgewählten Citatologie sollte nach meinem Wunsche eine doppelte Klarheit erschlossen werden.

Erstens, dass die socialdemokratische Partei wohl schimpft, aber kauft, d. h. der Regierung für Krieg und Rüstung unter allen möglichen Vorwänden und Selbsttäuschungen die allerschätzenswerthesten Dienste leistet. **Eine Opposition — wie bestellt!**

Zweitens, dass das auch gar nicht anders sein kann, weil diese Partei eines klaren, practischer Durchführbarkeit verbürgenden Programms mit festumschriebenen, einleuchtenden Postulaten und streng an die Sache sich haltender Kampfmethode, völlig ermangelt. Ein Kokettiren mit Revolution, mit Ruhe und Gesetzlichkeit, mit einem für europäische Grossstaaten unter den heutigen Verhältnissen ganz utopischen Milizsystem, welches aus Schlimm nur Schlimmer machen könnte, so wie die

Absurdität der heutigen Millionenheere und Milliardenrüstungen die ehemaligen Söldnerheere als unschuldiges Idyll erscheinen lässt. Dafür ein Vorübergehen an den Forderungen der Logik, an den Erfahrungen der Geschichte, an den Mahnungen des Zeitgewissens, an dem Drange des Volkes nach Lebensgenuss und Kultur. Wie himmelweit verschieden müsste der Erfolg der Partei mit dem Moment werden, wo sie über die Grundbedingung, Ziel und Methode ihrer Action zur Klarheit und Uebereinstimmung gelangen würde. Meine Gedanken wären:

A. Die wohlmeinendsten, die genialsten Speculationen und Bestrebungen für Hebung des Volksgedeihens, für Emporbringung und Assimilation des Proletariats müssen so lange Schläge ins Wasser sein, als Krieg und Rüstung nicht definitiv aus der Welt geschafft sind. Die beiden Institutionen repräsentiren eine über die ganze Welt gehende fehlerhafte Vertheilung, Verwendung und Vergeudung des Volksvermögens, die jeden Sanirungsversuch als aussichtslos erscheinen lässt. — Erstes Postulat also principielle Abschaffung von Krieg und Rüstung, welchem alles Andere untergeordnet zu werden hat.

B. Rekruten und Steuern sind im Rahmen der Erfordernisse der im Gange befindlichen practischen Politik den Regierungen zu bewilligen, jedoch unter einer einzigen, aber **unbeugsamen** Bedingung: Die Regierung hat der Volksvertretung, welche ihr die Leitung der practischen äussern Politik in bisheriger Weise überlässt, den auf das Schärfste zu controlirenden Nachweis zu liefern, dass sie mit allem Nachdrucke und mit dem Aufgebot aller ihr zu Gebote stehenden Mittel sich für die Etablirung eines richterlichen Staatentribunals eingesetzt hat.

C. Für die Ueberwachung und Durchführung der erforderlichen Massregeln wird ad hoc eine der Volksvertretung speciell verantwortliche Behörde creirt, die den Titel führt: Ministerium des Friedens. Ich denke hier an die Durchsetzung des Tribunats seitens der römischen Plebs zur Controle von Patriciat, Senat und Consulat. —

Diese Postulate sind, wie wohl Niemand in Abrede stellen wird, klar und einleuchtend für Hoch und Nieder. Sie sind nicht revolutionär, sondern evolutionär, und sind doch echt, — nicht bestellt oder wie bestellt-oppositionell. Sie würden dem wahren Fortschritt, dem Volke, und ganz besonders den Mühseligen und Beladenen frommen, sie würden der Erhaltung des Erhaltungswürdigen im besten Sinne dienen und die Stabilität der Throne, Staaten und Verfassungen festigen. Das Morgenroth einer neuen Weltordnung der Gerechtigkeit, des Friedens, der Versöhnung würden sie bedeuten, und würden die Menschheit emporführen zur Veredlung und Vergöttlichung.

Wien. **Moritz Adler.**

Die Friedensbestrebungen und die Frau.*)

Es mag vielleicht Manchem sonderbar erscheinen, dass eine so gewaltige, tief in das Leben der Völker eindringende Bewegung wie die Aufhebung des Krieges, durch eine Frau veranlasst wurde, und doch ist dies in der menschlichen sowohl, als auch in der weiblichen Natur, tief begründet.

*) Wir geben mit Vergnügen diese Stimme einer Frau hier wieder, die uns nur neuerdings beweist, welch' grosse Bundesgenossenschaft die Friedensbewegung von seiten der Frauen zu erwarten und zu erhoffen hat. Die Redaction.

Jedes menschliche Wesen hat in seiner Naturveranlagung, bewusst und unbewusst das Sehnen, das Verlangen nach Glück. Glücklich zu sein ist die letzte Bestimmung der Creatur, das Ziel, auf das Alles hinausgeht. Nicht will ich mich hier darüber ausbreiten, inwiefern die Menschen heutigen Tages noch so weit ab von einem glücklichen Leben sind, und wie der Einzelne nie glücklich sein kann, so lange er nicht das Glück der Gesammtheit mit begründen hilft, sondern ich will mich ausschliesslich an mein Thema halten.

Die Frau fühlt eben als Mensch dieses Sehnen nach Glück in sich, und, ihrer ganzen Veranlagung entsprechend, erstrebt sie den Beruf als Weib, als Mutter. In diesem Beruf aber ist sie abhängig vom Mann, hängt ihr ganzes Glück von ihm und dem Zusammenleben mit ihm ab. Der Krieg, das Kriegsleben stehen in schroffem Gegensatz zu der Natur der Frau. Mit wenigen Ausnahmen wird der Krieg nachtheilig auf das Gemüthsleben, das zarte Empfinden des Mannes wirken.

Heftigkeit, Herrschsucht, Rohheit, Rücksichtslosigkeit in Wort und That, diese Eigenschaften ruft das Kriegsleben hervor, entwickelt sie im Mann, wo sie vielleicht nur als Keim vorhanden waren. Es ist eine vielgebrauchte Bezeichnung: „Ein rauher Krieger." Man kann es sich nicht verhehlen, der Krieg wirkt entschieden demoralisirend. Der Mann verliert den Sinn für die zarten Regungen, für die Natur des Weibes.

Es liegt etwas vom Kinde in der Frauennatur, etwas das verstanden werden will vom Manne, das sich an ihm aufrichten und zu gleicher Zeit ihn erheben kann. Dies tief in der Frau ruhende Bedürfniss kann sich nicht ausleben, nicht zur Geltung kommen, sobald bei dem Manne kein Verständniss dafür vorhanden ist. Goethe, der scharfblickende Menschen- und Frauenkenner, sagt mit Recht von den Frauen: „Doch wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts." Ist das Kriegsleben nun nicht aber so recht dafür geeignet, Frechheit zu erzeugen?

„Wo mit man umgehet, das hängt einem an", sagt ein altes Sprichwort, und es ist ganz unmöglich, dass die bösen Gewohnheiten, die das Kriegsleben mit sich bringt, ohne nachtheilige Folgen auf das Gemüthsleben des Mannes, auf sein Denken und Empfinden bleiben.

Die Frau sucht nun nicht nur allein Liebe, zartes Verständniss, Rücksicht auf ihre Hilflosigkeit, für sich selbst beim Mann, sie ersehnt und erhofft es auch von dem Vater ihrer Kinder für diese. Wo Geduld, Zartheit des Gemüths, herzliches Mitleid verloren gegangen, da ist selbstverständlich auch kein Verständniss für eine Kindesseele vorhanden, und Unduldsamkeit, Zorn, Brutalität zerstören nur zu häufig im Kindesalter die besten Anlagen.

So wird die Frau nicht nur durch die ihr innewohnenden Eigenschaften des Mitleids, der Barmherzigkeit, des Abscheus vor Kampf und Blutvergiessen, nein sie wird durch ihr Sehnen nach Glück, durch ihre Naturveranlagung als Gattin und Mutter dazu getrieben, den Krieg beseitigen zu wollen und den dauernden Frieden herbeizuführen. Es ist dies natürlich, und deshalb auch schön und gut.

Wahrlich eine hohe, edle Aufgabe bleibt es für die Frauen, mit allen Kräften an diesem grossen Werke fördernd mitzuhelfen. In dem glücklichen Familienleben liegt der Ursprung eines gesegneten Völkerlebens. Möchte Gottes Segen auf dieser edlen Bestrebung ruhen. Er sucht sich gerade so oft schwache Werkzeuge, um Herrliches und Grosses hinauszuführen. **Rose Stolle.**

Ihr habt nicht gewollt!*)

Das ist ein Wort von verhängnissvoller Entscheidung. Es klingt wie der Donnerhall, womit die Pforten des Himmelreiches zugeworfen werden. Es lässt den, der es hört, nicht wieder los, es wird für ihn zum Gericht.

Für die Menschen im Einzelnen und im Ganzen kommen Zeiten der Heimsuchung nicht nur im trüben Sinn der Prüfung durch Leiden, sonden auch in dem erfreulichen Sinn, dass ihnen Heilsgüter angeboten werden, deren Annahme oder Verwerfung über ihre Zukunft entscheidet.

Auf den Willen kommt es an. Der Mensch hat das verantwortungsvolle Vorrecht, der Gnade Gottes zu widerstehen. Die Engel Gottes wenden sich von denen, die ihre Gaben verschmähen, und vertrauen sie denen, die ihnen Früchte der Dankbarkeit verheissen.

An Syrien, Kleinasien, Griechenland erging der Ruf zuerst: Kommt, Alles ist bereit, sie verschlossen ihr Herz der heilsamen Einladung, das Reich Gottes ist von ihnen genommen.

*) Von Kirchenblättern abgelehnt.

Das deutsche Volk ist der Christophorus, bestimmt, das Heil der Welt durch die Fluthen der Zeit zu tragen. Bleibt es diesem Beruf treu, wie eine Säule wird es stehen, unerschüttert im Sturm der Elemente, der es umbraust. Schämt es sich aber, das Gotteskind zu tragen, dann wird auch sein Leuchter vom Altar gestossen werden.

Das Heil ist nicht nur einmal zu uns gekommen, es bietet sich den Völkern immer von Neuem und in besonderen Gaben an, ob wir ihrer würdig und dankbar uns erweisen wollen. Eine solche Heilszeit ist über uns aufgegangen mit der Friedensbotschaft, welche Kaiser Nicolaus II. von Russland an die Culturvölker Europas gerichtet hat. Wehe denen, die sich beeilen, in diesen Friedensbecher das Gift des Misstrauens zu schütten und ihn damit denen, die ihn sehnsüchtig an ihre Lippen setzen, vergällen. Sollten Die, die nicht im Stande sind, diese Kundgebung in einem feinen und guten Herzen dahinzunehmen, den Sieg davon tragen und die Gefühle des freudigen Entgegenkommens in unserm Volke ersticken? Die römische Kaiserzeit liefert uns Proben, dass, die es verschmähten, dem Christengott die Ehre zu geben, vor ihren Tyrannen in den Staub sich warfen. Sind wir der religiösen Idee so weit entfremdet, dass wir in einem über das wesentliche Maass hinaus gesteigerten Nationalitätsbewusstsein Ersatz dafür suchen und für die Verstärkung der Friedensbeziehungen zu den anderen Völkern uns nicht erwärmen können? Wir wollen aus dem Luxus und Genuss des Augenblickes uns aufraffen und bedenken, was zu unserm Frieden dient, damit nicht das Wort an uns sich erfüllt: Die Hochzeit ist bereit, aber die Geladenen waren es nicht werth.

H. O., Superintendent a. D.

Leyer und Palme.

Würdigung.

Des Czaren Wort ist That. Was aus der Stille
Der Denkerstuben nach Entfaltung strebte
Und ahnungsvolle Geister hoffnungsreich umschwebte,
Erschien bisher als aussichtslose Grille.
Gelächter übertönte oft das schrille
Begehren, das in grossem Herzen lebte,
Bis Russland rief, dass alle Welt erbebte:
Der Denker Wünschen ist des Lenkers Wille!

Der Czar ist es allein, als erster Fürst, der offen
Und einerlei aus welchem Grund, dem Hoffen
Der Völker Ausdruck gab. Er führt nach langer
Zersplitterung die Mächtigen zusammen,
Die sich an seines Wortes Glut entflammen —
Und stellt die Störenfriede an den Pranger.

J. Strauss, Frankfurt a. M.

Zum 18. October 1898.*)

Im Wirthshaus war's — vor kaum sechs Wochen,
Da sass ein Kriegsfreund, — in Civil —
Das Pulver hat er nie gerochen,
Doch sprach vom Krieg er gern und viel.
Er focht herum mit beiden Händen
Als hieb' er in die Massen ein:
„Mit Blut muss man den Streit beenden,
„Die Nation soll krieg'risch sein,
„Von jeher hat es Krieg gegeben,
„Am Schlachtfeld wächst der Mannesmuth,
„Nur Hunde wollen ewig leben,
„Pro patria mori ist süss und gut."

*) Dieses launige Gedicht wurde vom Verfasser gelegentlich eines dem Oberstlieutenant v. Egidy zu Ehren von der österreichischen Friedensgesellschaft in Wien am 18. October 1898 veranstalteten Banketts zum Vortrag gebracht. Die Red.



So rief er laut bei voller Kanne,
Aus seinen Augen sprüht es wild.
Da naht' ich schüchtern mich dem Manne
Und sprach zu ihm ganz sanft und mild:
„Ist's besser nicht, wenn man im Frieden
„Im Wirthshaus ruhig trinkt und isst —
„Am End' sind Sie gar unzufrieden,
„Dass nicht ein Feind Ihr Blut vergiesst?
„Um Sie zum Frieden zu bekehren,
„Tagt hier bekanntlich ein Verein,
„Da können Sie Egidy hören —
„Baronin Suttner lädt Sie ein."

Da lacht er auf mit höhn'schem Blicke
Und ruft: „Wohlan ich trete ein,
„Doch", — fügt er bei in arger Tücke, —
„Erst muss der Czar Ihr Mitglied sein!"

Nun dacht' ich: Schad' um weit're Plage,
Mit diesem Menschen ist es Rest.
Doch was geschieht? Am nächsten Tage
Erschien des Czaren Manifest.

Der Friedensfreunde frohe Schaaren,
Sie jubelten voll Seligkeit,
Hat doch das Wort des mächt'gen Czaren
Die Menschheit wie vom Bann befreit.

Am Abend fand ich meinen Krieger,
Beherzt wie sonst, beim Kruge Wein.
„Ei!" rief ich, „nun bin ich der Sieger,
„Und Sie gehören dem Verein."

Jedoch sein Trotz war ungebrochen, —
„O nein," sprach er, „man sieht's ja hell,
„Die Suttner hat den Czar bestochen
„Mit ihrer Erbschaft vom Nobell!"

———

Auf denn zur Arbeit, Schwestern, Brüder,
Kriegswahn umfängt die Völker noch.
Dass sie einst rufen: „Waffen nieder!"
Schwingt Eures Geistes Waffen hoch!

Dr. Kunwald.

Gegen die Friedensbewegung.

(Diese Stelle bleibt den Vertheidigern des Kriegsgedankens allzeit offen.)
(Audiatur et altera pars.)

Eduard von Hartmann über die Abrüstung.

Grosslichterfelde, 31. October.

Ueber die so verschiedenartig commentirte Frage einer europäischen Abrüstung hat ein Mitarbeiter der Indép. Belge eine längere Unterhaltung mit Eduard von Hartmann, dem berühmten Verfasser der „Philosophie des Unbewussten", gehabt. Der Interviewer erwähnt, dass, obwohl in fast allen Punkten mit dem bekannten Philosophen im Gegensatze befindlich, er dennoch glaubte dessen Ansichten, die im deutschen Publikum noch immer Anhänger haben, mittheilen zu sollen:

— Glauben Sie an die gegenwärtige Möglichkeit einer allgemeinen Abrüstung in Europa?

— Ich glaube nicht nur nicht unter den gegenwärtigen Zuständen in Europa an eine Abrüstung, ich hielte selbst eine mögliche Abrüstung für durchaus nicht wünschenswerth.

— Warum das?

— Das ist sehr einfach. Abrüsten heisst die Armee abschaffen, und die Armee abschaffen heisst natürlich die allgemeine Dienstpflicht beseitigen, was meines Erachtens vom nationalen Gesichtspunkt eines jeden Landes aus, das traurigste Ereigniss der Welt wäre. Der Militärdienst ist eine physische und moralische Schule und nur die, die ihn nicht kennen, können dies bestreiten. Er flösst den Menschen Ordnungssinn ein, entwickelt den Opfermuth und ganz besonders den Character, Dinge, ohne die nichts Grosses für die Dauer erreicht werden kann. Jede Nation darf sich ferner nur auf ihre eigenen Kräfte verlassen, wenn sie bestehen, sich entwickeln und gedeihen will, sie muss in sich selbst die Mittel ihrer Vertheidigung finden, und in dem Momente, wo sie nicht mehr die Kampffähigkeit in sich fühlt, nähert sie sich ihrem Untergange. Eine grossartig organisirte Wehrkraft allein garantirt jedem Volke seinen nationalen Bestand. Wenn die vorgeschlagene Abrüstung sich unglücklicher-

weise verwirklichen würde, würde sich Europa in einen Zustand der Erschlaffung, der Verwirrung und des unvermeidlichen Unterganges stürzen, ähnlich demjenigen, in welchem sich die griechischen Völker nach dem peloponnesischen Kriege befanden.

— In diesem Falle wäre doch die arme Menschheit auf alle Fälle zum Unglück verdammt; sie geht zu Grunde, wenn sie die ungeheuren Rüstungen fortsetzt und sie verfällt in einen trostlosen Marasmus, wenn sie sie einstellt.

— Erlauben Sie mir, dass ich mich gegen die Meinung wende, die man sich anstrengt allerorten zu befestigen, dass die Rüstungen die Nationen brandschatzen. Das ist ein Vorurtheil oder vielmehr ein thatsächlicher Irrthum. In der That sind die Rüstungen von den verschiedenen Staaten niemals stärker betrieben worden als gegenwärtig, aber niemals war auch der allgemeine Reichthum beträchtlicher als zur Zeit, der Wohlstand der Völker war niemals grösser und nie so weit verbreitet, als eben jetzt. Wenn jedoch die allgemeine Dienstpflicht streng aufrecht zu erhalten ist, gäbe es vielleicht Mittel die allgemeine Lage in einem gewissen Masse zu verbessern, indem man durch ein internationales Arrangement die Dienstpflicht herabsetzt. Im Laufe dieses Jahrhunderts ist der Militärdienst von 12 und 20 Jahren auf 2 und 3 Jahren angelangt, und er wird wahrscheinlich auf 1 und 1½ Jahre reducirt werden. Aber auf eine allgemeine Abrüstung hoffen, hiesse einer Chimäre nachrennen.

— Das will besagen, dass Sie also von der projectirten Conferenz nichts erwarten, vielleicht auch nicht einmal glauben, dass sie stattfinden werde?

— Oh, was das Stattfinden anbetrifft, glaube ich wohl, dass es zu der Conferenz kommen wird; man wird die Vorschläge prüfen, man wird sie discutiren, langathmige Reden halten, aber man wird zu keinem Ende kommen. Die Diplomaten sind in der Kunst des Formulirens geübt und werden schon eine Formel finden, die ihnen gestatten wird, dem Nichts ihrer Berathungen einen adäquaten Ausdruck zu verleihen, der vielleicht einen Moment lang eine Illusion erwecken dürfte; und das wird Alles sein.

— Worauf stützen Sie sich, wenn Sie schon im Voraus die Vergeblichkeit dieser Conferenz proclamiren?

— Auf zwei Dinge: Nämlich, dass England sich sicherlich einer diplomatischen Combination widersetzen wird, die ihm unangenehm werden könnte, und dass Frankreich ihr nur formal zustimmen dürfte.

— Warum sollte England den von Russland gemachten Abrüstungsvorschlage seine Zustimmung verweigern?

— Weil Jedermann weiss, dass Russland nur deshalb vorschlägt, zu Lande abzurüsten, um umso besser zur See sich rüsten zu können. Mit dem Ersparnisse, das es bei der Reduction seiner Landarmee auf die Hälfte oder auf zwei Drittel erreicht, würde es mehr oder weniger geheim eine mächtige Flotte erbauen, die dazu bestimmt wäre, gegen die Flotte Englands anzukämpfen. Da ist es doch ganz natürlich, dass diese letztere Macht von einer Abrüstung nichts wissen will. Was Frankreich betrifft, sagte ich, dass es sich nur formal den russischen Vorschlägen anschliessen werde, es kann nicht anders handeln, weil es der Verbündete Russlands ist. In Wirklichkeit wird es nicht abrüsten, was übrigens gar nicht wundern darf. Die russisch-französische Alliance beruht von Anfang an auf Zweideutigkeit, Frankreich schloss sie in Hinblick auf Deutschland, während Russland nur an England dabei dachte. Lange Zeit glaubte Russland, dass es angebracht sei, einen geheimnissvollen Zweifel an seinen wirklichen Intentionen obwalten zu lassen, heute aber hält es den Moment für gekommen, alle Illusionen verschwinden zu lassen. Frankreich kann darüber nicht mehr im Unklaren sein und kann daher eine Abrüstung, „die ihm sehr wider den Strich ginge“, nicht ernstlich wünschen.

— Seit einiger Zeit erheben sich in Deutschland und in andern Ländern Stimmen zu Gunsten eines deutsch-französisch-russischen Einverständnisses, ähnlich jener Entente, die kürzlich wirksam in Ostasien functionirte. Glauben Sie an die Möglichkeit einer solchen Combination?

— Soweit sie durch momentane Erfordernisse hervorgerufen wird, glaube ich daran,

aber als die Grundlage einer Politik von längerer Dauer erscheint sie mir unwahrscheinlich, denn Frankreich wird nicht aufhören die Gebiete zurückzuverlangen, die es uns kraft eines wohlparagraphirten Vertrages überlassen hatte.

— Es wäre vielleicht ein freundschaftliches und endgiltiges Arrangement zwischen Frankreich und Deutschland möglich gewesen, wenn Sie Ihren westlichen Nachbarn Concessionen gemacht hätten, die deren nationale Eitelkeit befriedigt hätten. Sie haben sich aber immer als unzugänglicher und nicht zu Verträgen geneigter Sieger gezeigt.

— Wir haben keine Concessionen zu machen, und dann wäre jede Concession, die wir Frankreich in betreff der annectirten Provinzen gemacht hätten, nicht als ein Act der Grossmuth aufgefasst worden, sondern als ein Zeichen der Schwäche und hätte es nur zu neuen Forderungen gegen uns aufgestachelt. Zwischen Deutschland und Frankreich besteht ein förmlicher Vertrag, den wir respectirt sehen wollen, und das genügt. Wohin kämen wir übrigens, wenn die Verträge Diejenigen, die sie unterzeichnet haben, nicht binden würden, und wenn sie bei jeder Gelegenheit in Frage gestellt werden können.

— Verträge sind ihrer Natur nach immer revisionsfähig. Soweit man in der Geschichte zurückgeht, macht man die Beobachtung, dass die Staaten ihre Zeit damit verbracht haben, Verträge zu schliessen und wieder aufzuheben. Wenn wir uns alle Verträge ansehen würden, die in 2000 Jahren geschlossen wurden, würden wir zweifellos zu dem Ergebnisse kommen, dass keiner durchschnittlich länger als 50 Jahre gedauert hat. Ist es nicht die natürlichste Sache der Welt, dass die Franzosen auf der einen oder anderen Weise zur Revision jenes Vertrages gelangen wollen, den ihnen ihre Niederlage von 1871 auferlegt hat?

— Bei der Discussion dieser Frage dürften wir mit unserem Latein nicht weit kommen. Zur Stunde und für lange Zeit noch ist die öffentliche Meinung in Deutschland solchen Concessionen, die nach ihrer Ansicht durch nichts zu rechtfertigen sind, vollständig abgeneigt. Doch kann man nie wissen, was die Zukunft bringt. Es wird eine Zeit kommen, wo sich vielleicht so schwerwiegende Ereignisse vorbereiten werden, denen gegenüber die Streitigkeiten, die heute die Völker Europas trennen, ordentlich kindisch erscheinen werden. Und wer weiss, ob nicht zu Gunsten der neuen Erscheinung die alten Probleme ohne Schwierigkeit ihre Lösung finden werden. Qui vivra verra! Heute befinden wir uns indessen einer genügend festgestellten Unmöglichkeit gegenüber. Ich sehe übrigens nicht nur von Seiten Frankreichs Hindernisse, ich sehe solche auch von Seiten Russlands. Diese Macht verschliesst sich immer mehr unserem Handel und unserer Industrie, sie strebt danach, sich immer mehr selbst zu genügen und um dies unter allen Umständen zu erreichen, errichtet sie längs ihrer Grenzen eine chinesische Mauer, die alle Tage höher und schwieriger zu überschreiten wird. Das ist gewiss, dass ein dauerndes Einverständniss zwischen Deutschland, Russland und Frankreich, nach dem ersten Anblick, verführerisch erscheinen könnte, doch wenn dieser Plan jemals aus den theoretischen Erwägungen heraustreten sollte, werden wir ihn, als praktische Leute, die wir nun einmal sind, sehr genau prüfen, ehe wir uns engagiren können; und zwischen einem Russland, das uns von seinen Märkten ausschliesst und einem Frankreich, das uns dauernd mit Hintergedanken entgegentritt auf der einen Seite und auf der andern Seite ein England, das uns die Häfen seines unendlichen Colonialreiches bereitwilligst öffnet, werden wir nur wählen können, nachdem wir unser Interesse geprüft haben werden.

— Gut. Sobald aber England, das sich keiner übermässigen Grossmuth rühmen kann, bemerkt, dass Sie eine G fahr für den englischen Handel und die englische Industrie werden, wird es Ihnen seine Häfen mit einer noch viel grösseren Schnelligkeit wieder schliessen, als sie es Ihnen geöffnet hat.

— Nun, dann werden wir vielleicht zu einer Combination unsere Zuflucht nehmen, an die schon seit langem viele grosse Geister denken und die nicht zu verwirk-

lichen ist, solange Frankreich sich systematisch dagegen wehrt.

— Welche Combination ist das?

— Ein europäischer Zollverein. — Gegenüber einem uns durch die Ungeheuerlichkeit seiner Production bedrohenden Amerika, einem Russland, das in der Welt eine Welt für sich bildet, einem England, das mit seinen Colonieen bald zwei Drittel der Welt ausmacht, werden wir, die Nationen des westlichen Europas, die gebieterische Pflicht haben uns zu vertheidigen. Zu diesem Zwecke werden wir uns zu einem europäischen Zollverein vereinigen müssen, der sich selbstverständlich auch auf unsere Colonieen erstrecken wird. Dieser Zollverein ist leicht zu verwirklichen, wenn Frankreich begreifen wollte, dass es dabei eine ehren- und ruhmvollere Rolle spielen könnte, als grollend beiseite zu stehen und den Blick nach einem Grenzpfahl zu richten, der nicht ganz nach seinem Wunsche placirt ist.

— Dieser Grenzpfahl ist ein Symbol, über das Sie sich in Deutschland vielleicht nicht genug Rechenschaft gegeben haben! Ein grosses Land wie Frankreich, lebt auch nicht vom Brot allein. — Aber was erwarten Sie vom Zollverein, den Sie vorgeschlagen haben?

— Ich erwarte davon das, was ich von der Abrüstung zu erwarten für unmöglich halte: Zunächst einen effectiven Schutz der specifisch europäischen Production, dann einen Frieden, der nicht den Anspruch erhebt ewig zu sein (ewig ist nichts hienieden), der nichtsdestoweniger von langer Dauer sein wird, weil er auf bedeutenden Interessen und auf einer ständigen Ordnung begründet ist.

•

Audiatur et altera pars. Im Juni-Hefte dieser Zeitschrift ist ein von mir in der „Neuen Armee-Zeitung“ über den spanisch-amerikanischen Krieg veröffentlichter Aufsatz unter dem Motto: „Audiatur et altera pars“ zum Abdruck gebracht. So ist es Recht. Indem die Zeitschrift auch die Gegenpartei hört, nimmt sie gewiss den richtigen Standpunkt ein. Disputando discimus. Durch Rede und Gegenrede, durch Streit, wurde die Wissenschaft stets gefördert, wurden Ideen hervorgebracht, welche der Menschheit zum Wohle und Segen gereichen.

Im Folgenden wollen wir den Standpunkt, den wir zur Frage des ewigen Friedens einnehmen, in Kürze kennzeichnen.

Von vielen wurde die Idee von ewigem Frieden mit Achselzucken behandelt, so von Friedrich dem Grossen in seinen Briefen an Voltaire über das Buch von St. Pierre, — von dem Philosophen Leibnitz u. s. w. — jedoch mit Unrecht. Edle und grosse Geister haben sich für diese Idee erwärmt. Eine Idee, für welche Kant in die Schranken trat, kann nicht mit Geringschätzung behandelt werden. Kant war es, welcher die Philosophie von dem Dogmatismus befreite und durch Einführung des Kriticismus der Philosophie neue Bahnen wies. Die Umgestaltung der Philosophie durch Kant hatte den segenreichsten Einfluss auf alle anderen Wissenschaften, namentlich auf die Rechtswissenschaft. Kant, welchen Heine den „alles Zermalmer“ nannte, da er eine völlige Umgestaltung auf geistigem Gebiete herbeiführte, verband die Idee des ewigen Friedens mit seinem unsterblichen Namen.

In der That waren die bisherigen Bestrebungen der Friedensfreunde nicht vergeblich. Durch ihre Bestrebungen wird die Friedensidee immer allgemeiner verbreitet. Ideen aber wohnt oft eine grosse Kraft inne. Oft schon haben Ideen umgestaltend auf das Geistesleben und dadurch auf die Weltgeschichte eingewirkt. Wir erinnern nur an die durch das Christenthum begründete Idee der Nächstenliebe.

Kriege sind seltener geworden als früher. Während im Alterthum der Krieg den regelmässigen Zustand der Völker, und der Friede den Ausnahmszustand bildete, ist es jetzt umgekehrt. Während im 17. und 18. Jahrhundert Kriege häufig und jahrelang geführt wurden, erfreut sich Europa in unserer Zeit eines langen Friedens, welcher nur durch kurz dauernde, allerdings blutige Kriege unterbrochen wird.

Bei den Friedensbestrebungen darf jedoch nicht den Armeen der Krieg erklärt werden, es darf nicht in dem Streben nach einem Ideal der Boden der Wirklichkeit verlassen werden.

Recht kann ohne Beimischung von Macht nicht bestehen. Wenn dem Rechte nicht die Macht zur Seite steht, flieht es in den Himmel, wie dies bei Hesiod geschieht. Die Rechtsordnung im Staate wird durch Strafgesetze aufrecht erhalten. Schopenhauer vergleicht in seiner kräftigen Ausdrucksweise das Strafgesetz mit einem Maulkorbe, welcher den zu Uebelthaten geneigten Menschen umgehängt ist. — Die in den Strafgesetzen enthaltenen Strafdrohungen müssen, wenn die Rechtsverletzung eingetreten ist, in Vollzug gesetzt werden, da sie sonst keine abschreckende Wirkung haben. Hierzu gehört aber Macht. Wenn der Staat machtlos ist, sind Fehderecht, Faustrecht, Blutrache und endlich Revolutionen, die noch schrecklicher als der Krieg sind, die traurige Folge. Die Armee ist es aber auch, welche den Frieden gegen äussere Feinde sichert. Es giebt kein Tribunal, welches Streitigkeiten der Staaten unter einander mit executiver Wirkung entscheidet. Allerdings werden viele Streitigkeiten der Staaten, welche ehedem zum Kriege geführt hätten, gegenwärtig durch Schiedsgerichte entschieden. Das Schiedsgericht ist jedoch nicht für alle Fälle ein geeignetes Mittel. Wenn vitale Interessen der Staaten im Gegensatze kommen, dann ist es der Krieg, welcher entscheidet. Moltke hatte daher Recht, als er sagte: „Nur das Schwert hält die Schwerter in der Scheide."

Montecuccoli pflegte zu sagen, dass zur Kriegführung Geld, Geld und Geld gehöre. Aber auch zur Erhaltung des Friedens gehört, wie die Budgets der europäischen Staaten lehren, Geld. Dieses Geld ist aber gut verwendet, denn der Krieg ist schrecklich und kostet mehr als Geld. Wir sind Freunde des Friedens, rufen aber deshalb aus: „Hoch die Armee, die den Frieden erhält!"

Ein schöner Zweck der Friedensvereine wäre, bei Fortsetzung der Friedensbestrebungen, dahin zu wirken, dass das Kriegsrecht (namentlich das Seekriegsrecht) humaner gestaltet werde, und dass zeitgemässe Reformen der Militär-Gesetzgebung herbeigeführt werden. Festina lente war schon Kaiser Augustus Devise.

Dr. Dangelmaier, Oberstl.-Audit.

Correspondenz.

Wiesbaden, im October 1898.

Sehr geehrte Baronin! Die Blätter bringen Folgendes:

Berlin, 29. Sept. (Eine geschichtliche Erinnerung.) Eine werthvolle Erinnerung, hervorgerufen durch den russischen Abrüstungsantrag, finden wir im Octoberheft der „Preussischen Jahrbücher". Es war am 1. Februar 1870, als der französische Minister Graf Daru durch Vermittelung von Clarendon dem Grafen Bismarck den Vorschlag gemeinsamer Abrüstung machte, um die Lasten der Völker zu erleichtern. An demselben Tage war Erzherzog Albrecht als harmloser Reisender in Paris eingetroffen, um mit Napoleon den Kriegsplan gegen Preussen festzustellen. Bei Nürnberg, so schlug er vor, sollten Franzosen und Oesterreicher, durch die Italiener verstärkt, sich treffen, um über Leipzig auf Berlin vorzurücken. Graf Bismarck lehnte den Abrüstungsvorschlag ab, aber Edelsinn und Friedensliebe der Franzosen liessen sich selbst dadurch nicht zurückschrecken. Am 30. Juni 1870 beschloss der Gesetzgebende Körper in Paris, das Rekrutenkontingent für das nächste Jahr um 10000 Mann herabzusetzen. Noch nicht drei Wochen später war der Krieg da! War die Napoleon'sche Abrüstungsaction kein Meisterstück, so verdient dafür vielleicht die jetzige russische Taktik diese Bezeichnung eher. Auch die „Preussischen Jahrbücher" zweifeln nicht daran, dass es der Czarenpolitik nur darauf ankommt, Zeit zu Rüstungen gegen England zu gewinnen.

Dass es Napoleon III. nicht gelang mit seiner Abrüstungsaction durchzudringen, kann man jedenfalls als ein Unglück bezeichnen, nicht aber als seine Schuld. Ein

Meisterstück hätte es ein Jeder genannt, wenn sie gelungen wäre; weil dies aber nicht der Fall war, glaubt alle Welt über jene Action die Achsel zucken zu können.

Tief bedauerlich muss es scheinen, wenn gebildete Männer, welchen der Begriff der Ehre nicht fremd sein sollte, sich dazu versteigen, das Wort — das **Ehrenwort des Czaren** — zu bezweifeln. Man weiss doch recht gut, dass er, als Autokrat, für seine Handlungen allein verantwortlich ist. An einem Kaiserwort soll man nicht drehen und deuteln. Und doch wagt man es zu behaupten, dass die Vorschläge Seiner Majestät des Czaren nur dazu dienen sollen, um besser gegen England zu rüsten. Ueberlegen sich wohl die Schreiber derartiger Ansichten, dass sie damit einen der grössten Herrscher der Welt auf das Niveau eines ehrenlosen Wichtes herabzudrücken suchen?

Wenn das „Trau schau wem", für die Massen ein sehr kluger Spruch erscheint, so kann man sich darüber kaum wundern. Hat doch die hohe Politik vor keinen Mitteln zurückgeschreckt um zum gewünschten Ziele zu gelangen. Die Massen glauben also, dass Lug und Trug unter den Staaten gang und gebe bleiben müssen.

Aber von den wirklich Gebildeten unserer Zeit muss und wird ein anderer Glaube verlangt werden. Nicht rückwärts haben wir zu schauen, um in allen Fällen zu wissen, was wir zu thun haben. Die Gegenwart gebiert immerfort neue Anschauungen, frische Gesichtskreise.

Möge es Jenen aber, welche heute noch befürworten, dass weiter gerüstet werde, gegönnt sein in einem künftigen Kriege im ersten Treffen zu stehen und zu fallen. Damit würden sie ihre Ansichten gut besiegelt haben.

Mit freundlichem Gruss

Ihr sehr ergebener

Bothmer.

Aus Friedensvereinen und Versammlungen.

Kundgebung in London. Die grossartigste Versammlung, welche bisher von Friedensvereinen anlässlich des Czarenmanifestes veranstaltet wurde, ist das von der Arbitration-Alliance und Peace-Society organisirte Meeting in Exeter Hall am 26. October 7 Uhr Abends, wobei der Bischof von London präsidirte. Dem Vorsitzenden zur Seite standen: der Bischof von Hereford, die Rev. Dr. Royers, Gledstone, Lidyelt, Dr. Darby etc. Letzterer verlas Zustimmungsschreiben vom Lord Major von John Morley, Sir Lawson, dem Bischof von Stepney, dem Archdeacon von London und vielen anderen. Der Bischof von London leitete seine Rede mit folgenden Worten ein: Wir haben uns versammelt, um einen Vorschlag zu feiern, der zukünftig als der werthvollste Beitrag zum menschlichen Wohle betrachtet werden wird, der in dieser Generation geleistet wurde. (Cheers.) Im Lauf seines sehr beredten Vortrags kam der Bischof auch auf die Fashoda-Frage zu sprechen und mahnte zur Ruhe und Versöhnlichkeit. Unbändigen Gemütern mögen die Methoden der Diplomatie langsam erscheinen, aber jede Methode muss langsam sein, die darnach zielt, Weisheit zu erlangen und Gerechtigkeit zu üben. Keine Zeit darf als verloren betrachtet werden, die man mit dem Versuche ausfüllt, dass eine Streitfrage durch Worte statt durch Schläge entschieden werde. — Aus der Rede Gledstones ist Folgendes hervorzuheben: Es giebt kein schöneres Bild als dieser junge Kaiser, der da aus dem Heiligthum seines friedlichen und glücklichen Heims heraustritt, um zu trachten, dass alle Heimstätten gleich friedlich und glücklich seien. John Bright pflegte zu sagen, dass der Freihandel tausenden von Arbeitern Glück und Behaglichkeit bringe. Wenn jedoch dem Czar sein Unternehmen gelänge, dann würde es über hunderttausende von Familien solchen Segen bringen. Die christlichen Kirchen haben sich in der Sache geregt und werden sich weiter regen. Das beste, was die Christen London's thun könnten, wäre, sich in St. Pauls Cathedrale zu versammeln und

dort Gottes Segen auf das grosse Werk des jungen Kaisers herabzuflehen.

•

Pforzheim, 11. October. In der Freireligiösen Gemeinde sprach Prediger Schneider über das Bibelwort: Matth. 5, 9. „Selig, die den Frieden schaffen.“. Dem hochinteressanten Vortrage entnehmen wir folgende Stelle:

„So oft bisher in der Oeffentlichkeit von den Bestrebungen der Friedensgesellschaft die Rede war, da fand es die sogenannte gute Presse, welche Vaterlandsliebe und Patriotismus in Erbpacht genommen zu haben scheint, für gut, mit Spott und Hohn solche Forderungen weit von sich zu weisen. Dieselbe Presse aber sei voll des überschwenglichsten Lobes gewesen, als der romantisch angelegte russische Herrscher sein bekanntes Friedensmanifest erliess. Für die freie Gemeinde kann einzig nur die sittliche und religiöse Bedeutung des Manifestes in Betracht kommen und die Frage, ob diese Kundgebung hiernach zu billigen sei oder nicht. Jesu Wort in der Bergpredigt laute: „Selig, die da Frieden schaffen“, und nicht wie Luther übersetzt habe „Selig sind die Friedfertigen“. Zwischen der passiven Friedfertigkeit und dem Bestreben, den Frieden zu geben, da herbeizuführen, wo er fehle, sei ein ganz gewaltiger Unterschied. Die Friedensliebe sei nicht nur vom kirchlich-religiösen, sondern auch vom menschlich-sittlichen Standpunkt aus zu rechtfertigen. Man sollte glauben, dass es ein Akt der von Christus auferlegten Pflicht sei, wenn vor allem sich die Träger der Religion des Friedens und der allgemeinen Menschenliebe, die Geistlichkeit, sich warm um die Verwirklichung der grossen Idee annähmen und die Bewegung nach Kräften zu fördern suchten. Aber die tägliche Erfahrung lehre das direkte Gegentheil. Orthodoxe und streng liberale Geistliche (sogar der grosse Schleiermacher suchte den Krieg zu beschönigen) seien erklärte Freunde des Krieges, nirgends finde sich ein Geistlicher ein, wo die ernste Frage des Völkerfriedens verhandelt werde. Man stütze sich dabei auf die Bibel, aber nicht auf das unserem Christenthum zur Richtschnur dienende neue Testament, das uns lehrt: Liebe deinen Nächsten, sei er Freund oder Feind; vergebet denen, die euch hassen; wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen u. s. w., sondern man verweist, weil es so praktischer sei, auf den blutdürstigen, kriegsfreundlichen Jehova des alten Testaments, der die Völker förmlich zum Kriege zwingt mit der Drohung: „Verflucht sei, wer sein Schwert zurückhält.“ Damit beweise man die Nothwendigkeit des Krieges, wie überhaupt an der Hand der Bibel jede Scheusslichkeit und jeder Unsinn als etwas Gerechtfertigtes bewiesen werden können. Nach ihr ist also der Krieg ein göttliches Werk. Was das neue Testament über die Pflicht, den Feinden zu geben, sagt, ignorire man und übersehe geflissentlich, dass nach ihm Gott ein gütiger, liebender Vater ist, der nicht hassen, sondern lieben und vergeben lehre, der die Sonne aufgehen lasse über Gerechte und Ungerechte. Wer sich diese Lehre zur Richtschnur nehme, dem gelte der Krieg als das entsetzlichste und verabscheuungswürdigste Verbrechen am Gesetze Gottes. Allenthalben im Leben begegnen wir dem Widerspruch zwischen religiöser und menschlicher Moral und der Vergleich falle fast immer zu Ungunsten ersterer aus. Diesmal verhalte es sich umgekehrt und beschämend sei es, dass die aus nichtkirchlichen Kreisen kommende Bewegung eine so entschiedene Gegnerschaft gerade in der Geistlichkeit finde, die sich von jenen erst an ihre Christenpflicht erinnern lassen müsse. Eine Blasphemie sei es ferner, die Hilfe Gottes im Kriege anzurufen, nach blutigem Siege dem Gott, der die Liebe ist, Dankesfeste zu feiern.

•

Magdeburg, 13. October. Versammlung der Ortsgruppe. Vortrag des Herrn Oelze über „die Friedensbewegung und die europäischen Parlamente“. Die Versammlung fasste hierauf folgende bemerkenswerthe Resolution:

„Die Versammlung spricht die Bitte aus, dass die hiesige Presse mehr als bisher ihre Leser in unparteiischer Weise über die Friedensbewegung unterrichtet, um so mehr, als in nächster Zeit die

vom Czaren einberufene internationale Friedensconferenz in Aussicht stellt."

In den Vorstand wurden gewählt die Herren Prof. Dr. Duchâteau, Lehrer Elling, Prediger Dr. Kramer, Grosskaufmann Laue, Oberlehrer Meyer und Ober-Telegraphenassistent Weiss.

•

Eine Zusammenkunft der Thüringer Friedensfreunde fand am 16. October in Jena statt.

•

Dresden, 20. October. Nach einem Vortrage des Herrn Assessor Reuter aus Naumburg wurde hier eine Ortsgruppe begründet, der sofort 80 Mitglieder beitraten. Herr Banquier Arnhold, Waisenhausstr. 16, hat zunächst die Vorstandsgeschäfte übernommen.

•

Die Londoner Peace Society hält im ganzen Lande eine Serie von Vorträgen über des Czaren Friedensmanifest ab. Bei dem am 22. October in Bath abgehaltenen Vortrag waren alle kirchlichen und politischen Persönlichkeiten der Stadt vertreten. Der Bischof von Bath schrieb an die Versammlung: „Ich hege die wärmste Sympathie für diesen Vorschlag, es ist eine hochedle Sache, die der Czar hiermit inaugurirte."

•

Ulm, 1. November. Jahresversammlung der Ortsgruppe. Aus dem erstatteten Geschäftsberichte ist zu entnehmen, dass die Gruppe zur Zeit 386 Mitglieder zählt. Veranstaltet wurden zwei öffentliche Vorträge: Hofschauspieler Feldhaus-Basel sprach über das Thema: „Zweck und Ziele der Friedensgesellschaften" und Pfarrer Gsell-Zürich über: „Die Friedensgesellschaften und die neuesten Ereignisse." Ausserdem fanden noch 5 Monatsversammlungen und eine Ausschusssitzung statt. Auf dem in Frankfurt a. M. stattgefundenen Delegirtentag der Deutschen Friedensgesellschaft war die Gruppe durch ein Vorstandsmitglied vertreten. Die monatlich erscheinende „Friedenscorrespondenz", Organ der Deutschen Friedensgesellschaft wird den Mitgliedern gratis geliefert. Ferner circuliren noch in einem engeren Leserkreise die Monatszeitschrift: „Die Waffen nieder" und die Halbmonatschrift: „Der Friede". Die geschäftliche Leitung wurde in der Hauptsache wieder den seitherigen Händen anvertraut.

•

Lübeck, 2. November. Lehrer Maak sprach über die Friedensbewegung. Die Gründung einer Ortsgruppe steht unmittelbar bevor.

Vermischtes.

Zur Friedensconferenz. Graf L. A. Kamarowski veröffentlicht in der „Russk. Myssl." einen Artikel zur bevorstehenden Friedensconferenz, ihre Aufgaben und ihre Aussichten, den wir hier reproduciren wollen:

„Die Zeitungen melden, dass die meisten Staaten bereits ihre Betheiligung an der Conferenz zugesagt haben. Diese Conferenz kann nur in Petersburg stattfinden. Zur Betheiligung müssten alle europäischen Staaten mit Ausnahme der Türkei aufgefordert werden. Die Türkei ist nicht werth der Ehre, an den Verhandlungen theilzunehmen, denn sie ist kaum noch ein Staat im strengen Sinne des Wortes zu nennen: Ist sie doch nicht mehr im Stande, mit ihren fortwährenden inneren Wirren und Unruhen fertig zu werden und schleppt sie doch heute ihr kümmerliches Dasein nur dank der Unterstützung einiger Mächte dahin.

Die Conferenz muss auch dann zu Stande kommen, wenn einige Staaten ihre Zustimmung versagen oder dieselbe nur unter bestimmten Vorbehalten ertheilen. Als Vertreter der einzelnen Staaten müssten nicht nur Diplomaten, sondern auch hervorragende Juristen, so namentlich Specialisten auf dem Gebiete des Völkerrechts, fungieren; das Wesen der Sache erheischt es. Ja wir würden sogar so weit gehen, den Diplomaten weder einen entscheidenden, noch einen vorwaltenden Einfluss einzuräumen. Denn eine solche Konferenz hätte doch vielmehr kulturelle, allgemein menschliche, als politische, eng nationale Ziele zu verfolgen.

Wie dem auch sein mag, so muss diese Conferenz, obgleich sie eine officielle ist, doch nur einen vorbereitenden Character tragen. Indem sie Niemand verpflichtet, soll sie den Boden reinigen und das Material für eine künftige Vereinbarung zwischen den Mächten vorbereiten. In vielen internationalen Fragen sind solche vorbereitende Conferenzen üblich geworden und man kann sie nur gut heissen (Schutz für kranke und verwundete Krieger, Transport von Frachten auf den Eisenbahnen u. s. w.); dagegen hatten die Conferenzen von Brüssel (1874) über die Codification der Kriegsgesetze und Gewohnheiten und in Berlin (1890) über die Verbesserung der Lage der Arbeiter, da sie keine Fortsetzungen fanden, zur Folge, dass die auf ihnen ausgearbeiteten Projecte eben Projecte bleiben. Diese Materien sind aber so wichtig, dass es dringend Noth thut, zu ihnen zurückzukehren. Ebenso wichtig, aber auch ebenso komplicirt ist die uns heute beschäftigende Frage der Rüstungen. Sie muss in eingehendster Weise und nach allen Richtungen hin studirt werden, damit die internationale Vereinbarung, die diese Frage zu lösen hätte, fruchtbringend und dauerhaft sei.

Das Programm unserer Conferenz wird von der russischen Regierung aufgestellt werden, es ist aber schon im Voraus durch das Ziel bestimmt, welches diese Versammlung verfolgt. Einerseits darf auch nicht einmal die Rede sein von einer Schwächung der Kriegsfähigkeit der einzelnen Staaten, die schon durch die Förderung der inneren Sicherheit nothwendig gemacht wird; andrerseits handelt es sich um die Kräftigung des gegenseitigen Vertrauens und Wohlwollens, wie auch darum, dass die vereinigten Kräfte Europas von dem ewigen Bruderkriege abgelenkt und aussereuropäischen Aufgaben und damit der Weltpolitik zugewandt würden. Das ist die wahre Triebfeder der langsamen, aber ununterbrochen fortschreitenden Ausgestaltung dieser grossen Reform.

Zunächst wird es Aufgabe der Delegirten sein, den Character und den Umfang der Streitkräfte festzustellen, die für jeden einzelnen europäischen Staat nothwendig sind. Diese Normen müssen nicht auf den Erklärungen und Betheuerungen der einzelnen Staaten, sondern auf Daten beruhen, die sich aus der Lage des einzelnen Staates, seiner Grösse und seiner Bevölkerung, seines Wohlstandes, dem Masse der Sicherheit im Innern des Landes, der Zahl und dem Character seiner Kolonien und aussereuropäischen Besitzungen u. s. w. ergeben. Daraus ist ersichtlich, dass, sofern man der Reform nur einheitliche Principien zu Grunde legt, sehr wohl nicht nur in quantitativer, sondern auch in qualitativer Hinsicht Unterschiede im Bestande der Streitkräfte der einzelnen Staaten zulässig sind, da ja alles das durch ihre vitalen Bedürfnisse bedingt wird und keineswegs den Weltfrieden bedrohen soll.

Danach hätte sich die in Aussicht stehende internationale Vereinbarung zu gleicher Zeit auf die Land- und Seetruppen der einzelnen Staaten, auf ihre Colonialarmeen, auf ihre Festungen, namentlich die an der Grenze belegenen, auf die Dislocation der Truppen, die Manöver und die Kriegswerkzeuge auszudehnen. Doch alles das, wir wiederholen es, ist nur bei stufenweisem Vorgehen möglich. Die nächste Conferenz dürfte diese Fragen noch nicht lösen können, ja sie wird sie wohl überhaupt noch nicht stellen dürfen. Die erste Massregel, die sie in Vorschlag bringen wird, dürfte wohl darin bestehen, dass sich die Kontrahenten auf eine bestimmte Reihe von Jahren verpflichten, ihre Rüstungen nicht weiter fortzusetzen oder aber ein bestimmtes Maximum nicht zu überschreiten. Dieser Vereinbarung könnten sich später auch die übrigen europäischen Mächte anschliessen. Die Giltigkeitsdauer des Vertrages dürfte nicht zu kurz, aber auch nicht zu lang bemessen sein: etwa fünf bis zehn Jahre. Nach Ablauf dieses Termins kann der Vertrag stillschweigend bis auf Weiteres verlängert werden, bis er einer Revision unterworfen oder aber aufgehoben wird. Zur Aufhebung bedarf es der Einwilligung der Mehrzahl der Theilnehmer, die ein Jahr vor Ablauf des Termins zur Anzeige gebracht sein muss. Durch diesen vorbereitenden Schritt soll das gegenseitige Vertrauen unter den Staaten befestigt und damit, wenn auch

auf kurze Zeit, die Erhaltung des Friedens gesichert werden.

Von diesem Gesichtspunkt aus müsste in den Vertrag die Bestimmung aufgenommen werden, dass alle Streitigkeiten zwischen den Kontrahenten auf diplomatischem Wege und zwar womöglich durch internationale Schiedsgerichte beigelegt werden sollen. Eine Ausnahme bilden innere Unruhen und Kriege gegen aussereuropäische Mächte. Die territorialen Beziehungen zwischen den europäischen Völkern haben mit zwei Ausnahmen, über die wir noch handeln werden, in unseren Tagen einen solchen Character angenommen, dass sie keine Veranlassung zu Eroberungskriegen zu geben brauchten. Territoriale Streitigkeiten, die trotzdem entstehen könnten, müssten in Zukunft nach den Principien des internationalen Rechts und nach den Forderungen der Gerechtigkeit durch Schiedsgerichte, europäische Kongresse und richtig organisirte Plebiscite entschieden werden. Das internationale Schiedsgericht muss ein allgemeines und dauerndes Institut werden.

Dieser von uns behandelte internationale Vertrag würde grösseren Nutzen bringen, wenn sich die einzelnen Regierungen vorher über diejenigen Fragen einigen würden, welche gegenwärtig ihre gegenseitigen Beziehungen trüben und auf diese Weise den Frieden gefährden. Alle diese Fragen sind unserer Ueberzeugung nach auf dem Wege der Verhandlungen und der Kompromisse zu lösen, wenn nur die Regierungen von dem aufrichtigen Wunsche beseelt sind, dass der Friede erhalten werde; eine Ausnahme bilden nur die Elsass-Lothringensche und die Orientfrage. Aber hier wird es einem geeinigten Europa ein Leichtes sein, auf die streitenden Parteien einen moralischen und mässigenden Druck auszüben.

In jedem Fall aber werden sich die Regierungen entschliessen müssen, auf der bevorstehenden Friedenskonferenz keinerlei Streitfragen zur Sprache zu bringen, die noch nicht gelöst sind. Das würde in keinem Falle einem Verzicht auf noch so gerechte Prätensionen gleichkommen, sondern nur auf den Wunsch der betreffenden Regierungen hinweisen, diese Prätensionen nicht im gegebenen Zeitpunkt und nicht durch Waffen zur Anerkennung zu bringen. Im Interesse des allgemeinen Friedens wäre es auch wünschenswerth, dass die Zahl der neutralisirten Mächte durch solche Staaten wie Dänemark, Norwegen, Holland u. s. w. vergrössert werde.

Auf den ersten Schritt, das Verbot der Vermehrung der Streitkräfte in einem gewissen Zeitraum, muss nothwendigerweise ein zweiter, wichtigerer Schritt folgen, die gleichzeitige und stufenweise Verringerung der Streitkräfte. Auch hier thut Behutsamkeit noth: es muss nach im Voraus festgestellten Principien und stets im Einklang mit der individuellen Lage und den Bedürfnissen der einzelnen Staaten gehandelt werden. Das ist keineswegs eine Utopie, wenn einmal die ersten Schritte in dieser Richtung gethan sind und der Boden für weitere Vereinbarungen und Kompromisse vorbereitet ist. Haben einmal die Völker nach der schon so lange währenden Herrschaft des Militarismus aufgeathmet, so werden sie fraglos nicht nur die Aufrechterhaltung, sondern auch die weitere Ausbildung dieser Friedensvereinbarungen wünschen. Aus dem Waffenstillstand wird dann ein dauernder, in juristische Formen gekleideter Friede. Mit der Befestigung des gegenseitigen Vertrauens wird Hand in Hand auch eine internationale Organisation gehen. Bei einer planmässigen Vereinigung ihrer Kräfte werden die Regierungen die Möglichkeit erhalten, mit geringeren Kosten und Anstrengungen grössere Resultate auf dem Gebiete des Weltfriedens zu erlangen als bisher. Dann wird das grosse Verdienst unseres Herrn und Kaisers in noch glänzenderem Lichte erscheinen."

•

Der Czar und der Abrüstungs-Congress.

Sewastopol, 29. October. Zehn Jahre sind verstrichen, seitdem ich zum letzten Male in Russland war, und es lag mir naturgemäss viel daran, Vergleiche zwischen damals und jetzt anzustellen, insbesondere was die persönlichen Eindrücke betrifft, die ich von dem verstorbenen Czaren und seinem Sohn und Nachfolger gewonnen habe. Alexander III. war in dieser Hinsicht das gerade Gegentheil von Nicolaus II. Der Eine gross,

massig und musculös, der Andere zart, schmächtig, fast unter Mittelgrösse. Diesen äusserlichen Unterschieden entspricht auch ein geistiger Gegensatz und eine Verschiedenheit des Temperaments. Der verstorbene Czar war etwas langsam und zögernd in seinem Urtheil, vorsichtig und reservirt, ein Mann, dessen Hauptcharacterzug eine gewisse Gründlichkeit und Schwerfälligkeit bildeten. Bei Nicolaus II. sind aber gerade umgekehrt grosse Lebhaftigkeit und Raschheit des Gedankens und der Bewegung die hervorstechendsten Züge. Der junge Czar ist ein Mann von schneller Auffassungskraft, grossherzigen Impulsen und hohen Idealen. Merkwürdig genug ist aber trotz dieser so starken innern und äussern Gegensätze beider Herrscher keine Aenderung in den Hauptrichtungen ihrer Politik wahrzunehmen — wenigstens bis jetzt noch nicht — weder in der inneren Politik noch im Verhältniss Russlands zu den andern Mächten. Die auswärtige Politik Russlands ist eben zu stabil und zu sehr festgelegt, als dass sie von ihrem seit einem Jahrhundert verfolgten Curs durch persönliche Sympathieen oder Antipathieen des jeweiligen Monarchen wesentlich abgelenkt werden könnte. Beide Czaren haben aber etwas gemein — beide sind wahre Freunde des Friedens. Nicolaus II. ist jeglicher kriegerischen Abenteuerpolitik nicht weniger abgeneigt, als es sein Vater war.

In vielen politischen Kreisen wird der bekannte Friedenserlass des Czaren als eine nicht ernsthaft zu behandelnde Angelegenheit betrachtet. Man ist geneigt, darin mehr oder weniger nur den Ausdruck der frommen Wünsche eines jugendlichen Idealisten zu sehen, der weder den Willen noch die Kraft hat, seine Ansichten wirklich zur Geltung zu bringen. Diejenigen, die das glauben, werden bald einsehen, wie sehr sie sich getäuscht haben. Die Grundsätze, die in dem Erlass des Czaren ausgesprochen wurden, sind vorher reiflich erwogen worden und bilden die Basis einer Politik, in deren eifriger Unterstützung sich seine einflussreichsten Rathgeber zusammenfinden. Wenn der Erlass gar keinen anderen Erfolg haben sollte — in Russland selbst gilt er als die feierlichste und bindendste Kundgebung des Czaren gegen jedwede aggressive Politik in irgend einem Theile der Welt und gegen jede neue Vermehrung der Ausgaben für Heeres- und Marinezwecke seitens Russlands.

Der Erlass des Czaren wird aber noch andere Resultate zeitigen. Die Conferenz soll nicht vor dem nächsten Frühjahr zusammentreten, aber dann werden die Delegirten sehen, dass sie nicht eingeladen worden sind, um schöne Redensarten und Gemeinplätze auszutauschen. Dem Czaren ist es sehr ernst mit dieser Sache und ebenso seinen Ministern. Merkwürdig genug soll keiner der Rathgeber des Czaren von dessen Erlass mehr begeistert sein als der Kriegsminister General Kuropatkin. Dass Finanzminister Witte die Idee seines kaiserlichen Herrn warm unterstützt, ist eigentlich nur natürlich, aber ausserhalb Russlands kann man sich kaum eine Vorstellung davon machen, welche weitgehenden Vollmachten der Erlass des Czaren dem russischen Schatzamt für die Zurückweisung weiterer Ansprüche des Kriegs- und Marineministeriums ertheilt hat.

Was die Aufgaben des bevorstehenden Congresses betrifft, so denken selbstverständlich weder der Czar noch irgend einer seiner Minister an eine Abrüstung im eigentlichen Sinne des Wortes. Eine solche soll auch gar nicht vorgeschlagen werden. Das practische Ziel des Congresses soll dahin gehen, einen Stillstand in den sonst fortwährend wachsenden Forderungen für militärische Zwecke herbeizuführen. Es soll eine Ruhepause in den Kriegsvorbereitungen eintreten und dadurch die Kriegsgefahr selbst mehr und mehr in eine ferne Zukunft gerückt werden.

Möglicherweise wird auch versucht werden, den seiner Zeit der Initiative des Czaren Alexander II. entsprungenen Vorschlag auf eine internationale Einschränkung im Gebrauch von Explosivgeschossen in irgend einer Weise auf die kleincalibrigen Waffen auszudehnen.

Ferner soll auch auf dem Congress die Frage erwogen werden, ob es nicht möglich sei, jähe und überstürzte Kriegserklärungen zu verhüten, und sei es nur in der Richtung, dass man versucht, einen Aufschub

zu gewinnen, um die neutralen Mächte in die Lage zu versetzen, ihren vermittelnden Einfluss zur Geltung bringen können.

Ob der Congress darüber zu einem Einverständniss gelangen wird — wer vermag das vorauszusagen? Der Gedanke ist zu schön, um nicht Befürchtungen für seine praktische Durchführung aufkommen zu lassen. Der Erfolg des Congresses hängt von der Einmüthigkeit der Mächte ab, von ihrem Bestreben, für die Verwirklichung der Friedensidee wirksame Garantieen zu schaffen. Hier findet natürlich auch die Macht des Czaren ihre Grenzen. Aber das Eine darf ich behaupten, dass seitens Russlands alles gethan werden wird, den Erfolg des Congresses zu sichern.

Als Tagungsort des Congresses wird vielfach Brüssel genannt, was ich sehr bedauern würde. Keine Stadt wäre dafür mehr geeignet als Petersburg, wo der Congress unter dem unmittelbaren Einfluss des hochherzigen Monarchen stünde, von dem die Anregung zur Einberufung ausgegangen ist.

Die bescheidene Art, mit der sich der junge Monarch während der ersten Zeit seiner Regierung im Hintergrund hielt, wurde für Schwäche gehalten. Diese Annahme erweist sich als eine völlig irrige. Entschlossen, selbst zu regieren, war der junge Czar klug genug, durch Beobachtung erst Erfahrungen zu sammeln, um dann um so sicherer und energischer auftreten zu können.

Auch die Gerüchte über den geschwächten Gesundheitszustand des Czaren sind, wie ich versichern kann, gänzlich unbegründet, und nach Ansicht derer, die es unbedingt wissen müssen, ist seine Constitution kräftiger als die seines Vaters, der zwar gross und stark, aber nicht sehr widerstandsfähig war.

Schliesslich muss ich auch der Ansicht entgegentreten, dass der Czar mehr als Privatmann in Ruhe und Frieden leben wolle und keinen Ehrgeiz in der Erfüllung von Herrscherpflichten suche. Nichts ist unrichtiger als das. Aber glücklicherweise für Europa und Russland sucht Czar Nicolaus die Befriedigung dieses Ehrgeizes in der Erhaltung des Friedens. Das ist das Haupt- und Endziel seiner Politik. Man sagt, der Czar sei von einer Willensschwäche, die seine besten Absichten paralysire. Die das behaupten, kennen ihn eben nicht; er ist mehr als ein blosser Namensvetter Nicolaus' I. Gerade wie Alexander II. bei der grössten That seines Lebens, der Aufhebung der Leibeigenschaft, eine grosse Energie und Zähigkeit bekundete, so hat man Gleiches von Nicolaus II. zu erwarten, wenn es einmal gelten wird, seine Entschlüsse zur That werden zu lassen.

Um zu resumiren: der Gesammteindruck, den ich gewonnen habe, lässt sich in den Satz zusammenfassen: Ich hege die feste Ueberzeugung, dass, wenn dem Czaren ein langes Leben beschieden sein sollte, er Grosses vollbringen wird zum Wohle seines Reiches und der Welt.

William T. Stead.

•

Die **Turiner Friedensversammlung** hat bekanntlich bei ihrer Ende September dieses Jahres stattgehabten Tagung beschlossen, zur Beilegung der zwischen Chile und Argentinien entstandenen Differenzen einen Delegirten des Internationalen Friedensbureaus nach Argentinien zu senden, der seine Thätigkeit einsetzen solle, um die beiden Länder zu bewegen, ihre Streitigkeiten einem Schiedsgericht zu unterbreiten. General Türr, mit der Aufgabe betraut, diese Mission dem zur Zeit in Paris weilenden argentinischen General Lucio von Mancilla anzubieten, hat sich seiner Aufgabe folgender Weise entledigt. Der General schrieb von Turin aus unterm 30. September nachstehenden Brief an General Mancilla.

Mein verehrter General!

Gestern erhielt ich von der Generalversammlung der Delegirten der Friedensgesellschaften, die nach ihrem Auseinandergehen durch das permanente Internationale Friedensbureau zu Bern repräsentirt wird, den Auftrag, ein Ersuchen an Sie zu richten. Ich erfülle diesen Auftrag umso lieber, als ich sicher bin, dass Sie unser Verlangen gut aufnehmen werden.

Folgende Depesche, die soeben an die Präsidenten der Republiken von Argentinien und Chile abgesandt wurde, und die auch

zur Kenntniss der in Rom accreditirten beiden Residenten der beiden Republiken gebracht wurde, hat die Versammlung beschlossen:

„Die Delegirtenversammlung der Friedensgesellschaften der ganzen Welt, die eben zu Turin vereinigt ist, appellirt, durch die Conflictsgerüchte zwischen Chile und Argentinien veranlasst, ehrfurchtsvoll an Ihr Menschlichkeitsgefühl, damit der Krieg vermieden und der Streit einem Schieds-ericht unterbreitet werden möge, das eine friedliche und endgiltige Lösung geben wird.

Die Versammlung ist überzeugt, dass die beiden Schwesterrepubliken der Welt nicht das garstige Schauspiel eines Bruderkrieges bieten werden, und dass sie sich des Friedensgefühles inspiriren möchten, das der Czar eben durch seine Initiative bei allen Völkern hervorgerufen habe.“

Der Turiner Congress hat gleichzeitig der italienischen und der argentinischen Regierung seine lebhaftesten Glückwünsche kundgegeben für das grosse Beispiel, das sie eben der civilisirten Welt dadurch gegeben haben, indem sie ihre respectiven Länder durch einen permanenten Schiedsgerichsvertrag verbanden. Die Versammlung empfahl den Text dieses Vertrages als ein von den andern Staaten nachzuahmendes Modell.

Man sagt nun in Europa, das Chile bereit wäre, den Streitpunkt einem Schiedsgericht zu unterwerfen, dass jedoch die argentinische Republik sich dessen weigert. Der Congress glaubt jedoch daran nicht. Er ist vielmehr der Meinung, dass die Streitigkeiten wohl durch ein Schiedsgericht aus der Welt geschafft werden können und um Alles zu thun, was in seinen Kräften liegt, um dies zu ermöglichen, bittet er Sie, bei Ihrer Regierung des Congresses ausserordentlicher Gesandter zu sein, ein Friedensgesandter. Das Berner internationale Friedensbureau, sowohl, wie alle Persönlichheiten der Friedensbewegung, stellen sich zu Ihrer Verfügung, um Ihnen bei dieser Aufgabe behilflich zu sein. Wenn die Absendung einer Specialdelegation von Europa nach den beiden Staaten nothwendig sein sollte, wären die Friedensfreunde bereit eine solche zu bezeichnen.

Wir hegen die Hoffnung, sehr geehrter Herr General, dass Sie wohl diese grosse und schöne Mission, die eine internationale Versammlung Ihnen anzuvertrauen wünscht, acceptiren werden, und wir hegen die Ueberzeugung, dass diese Mission bei Ihrem guten Willen und Ihrem grossen Ansehen auch von Erfolg gekrönt sein müsse.

Empfangen Sie u. s. w., u. s. w.

E. Türr.

Die hierauf eingegangene Antwort hat folgenden Wortlaut:

Paris, 10. Oktober 1898.

Herrn General Türr, Paris.

Mein General!

Ich betrachte Ihre Mittheilung als eine sehr grosse Ehre, und bitte Sie, zunächst dem Internationalen Friedensbureau für diese Auszeichnung meinen Dank auszudrücken.

Fast gleichzeitig mit dem Beschlusse der Delegirten der Friedensgesellschaften, beschlossen die Regierungen von Chile und Argentinien die Grenzfrage einem Schiedsgerichte der Königin von England zu unterbreiten. Dies ist immer die friedlichste Lösung zwischen zwei blutsverwandten Völkern, die vom selben Ursprunge, von derselben Race sind, die beide eine grosse Zukunft haben und die zusammen heldenhaft für ihre Unabhängigkeit gekämpft haben.

Nach dem Anrufe des Czaren zur Eintracht der Völker, die sich durch die ungeheuren Rüstungen der Erschöpfung nahe bringen, trotz der seit Jahrhunderten angehäuften Reichthümer, würde ein Krieg zwischen zwei wenig bevölkerten Ländern etwas thörichtes, oder um mich Ihres eigenen Wortes zu bedienen, etwas verbrecherisches sein.

Die bedeutendsten Männer Argentiniens und Chiles haben so gedacht und deshalb haben sie darauf hingearbeitet, um das zur friedlichen Lösung zu bringen, was nur durch den Krieg lösbar erschien.

Das Geschick hat es gewollt, dass mein Land eines der ausgedehntesten auf der

Erde, viel grösser ist als Chile; aber gerade deshalb müssen wir friedlich sein, weil wir eine civilisatorische Mission zu erfüllen haben. Chile selbst hat bei der Entwickelung Argentiniens nur zu gewinnen: Die Nationen sind eben, was man auch dagegen sagen wolle, solidarisch verknüpft.

Obwohl ich die Ueberzeugung habe, dass in Zukunft zwischen meinem Lande und Chile Eintracht herrschen werde, acceptire ich die schöne Aufgabe, die das internationale Bureau mir zugewiesen hat. Ich bitte Sie, mein General, zu empfangen u. s. w., u. s. w.

L. von Mancilla.

•

Schiedsgericht England-Venezuela. Im Frühling des künftigen Jahres eröffnet das internationale Schiedsgericht in Sachen des englisch-venezolanischen Streitfalles seine Sitzungen in Paris unter dem Präsidium des Geheimraths Martens zur Vernehmung der mündlichen Dispute der Vertreter beider streitenden Mächte und zur Abgabe seines Urtheils, das unbedingte obligatorische Kraft besitzen wird.

•

Im österreichischen Abgeordnetenhause erklärte Ministerpräsident Graf Thun in Beantwortung einer Interpellation über die Stellung, welche das Auswärtige Amt zu der vom Kaiser Nicolaus vorgeschlagenen Friedensconferenz einnehme: Unser Auswärtiges Amt, welches diesem hochherzigen, eminent humanitären Gedanken sympathisch gegenübersteht, hat das Petersburger Cabinet verständigt, dass die österreichisch-ungarische Regierung, weit entfernt, einem solchen Plan irgendwelche Hindernisse in den Weg zu legen, gern bereit ist, denselben nach Thunlichkeit zu fördern. Wie ich wohl kaum hervorzuheben brauche, besteht zwischen unserem Auswärtigen Amte und mir vollste Uebereinstimmung hinsichtlich dieser Auffassung. Die russische Regierung hat sich übrigens, wie dieses auch aus den Tagesblättern bekannt ist, bei allen Regierungen mit ihrem Vorschlage einer sympathischen Aufnahme zu erfreuen gehabt; und wenn ich auch die Schwierigkeiten nicht verkenne, die sich der Verwirklichung dieser grossen Idee entgegenstellen, so möchte ich doch meine Ausführungen mit wärmsten Wünschen für deren Gelingen schliessen.

•

Prof. Dr. Fr. W. Förster aus Zürich hat kürzlich in der Gesellschaft für ethische Kultur in Breslau sowie in einer öffentlichen Versammlung in Berlin einen Vortrag über „Machtpolitik und internationale Ethik" gehalten. Er führte ungefähr Folgendes aus:

Derjenige, welcher an dem Glauben festhält, dass die Moral untrennbar mit religiösen Vorstellungen und Symbolen verknüpft sei, müsse der gegenwärtigen Entwicklung mit dem tiefsten Pessimismus gegenüberstehen, für diesen müsse die letztere, welche unverkennbar auf eine Loslösung vom Dogma hinsteuere, den moralischen Verfall der Menschheit bedeuten. Aber dieselben grossen Entwicklungsmächte, welche thätig gewesen seien, die alten Symbole aufzulösen, enthielten zugleich neu wirkende schöpferische Kräfte, welche auf die Menschenverbrüderung hinzielen. Der Kampf um die Hebung der socialen Lage der breiten Volksmassen, habe nicht in den ethischen Grundsätzen der politischen Religionen seine Stütze gefunden, sondern habe erst durch die Gewalt der in ihm wohnenden Kräfte die Kirche zwingen müssen, sociale Ideen in sich aufzunehmen. Die Idee der Frauenemancipation, deren Verwirklichung erst die volle sittliche Entwicklung garantire, habe im völligen Gegensatze zur Kirche sich bis zu ihrem gegenwärtigen Stande durchringen müssen. Auch in der Weltwirthschaft und im Handel fände der sittliche Gedanke der internationalen Verbrüderung immer mehr Anhänger. Ueberall könne man beobachten, dass ein Fortschritt der ethischen Idee unter den Völkern vorhanden sei, unabhängig davon, ob diese sich zum Glauben an religiöse Vorstellungen und Symbole bekennen. Aufgabe der ethischen Bewegung sei es nun, diese sittlichen Kräfte zu prüfen, zu sammeln und in Uebereinstimmung zu bringen, ohne in feindlichen Gegensatz zur Kirche zu treten, die man nur ergänzen und vertiefen wolle. Redner

geht hierauf zu den internationalen Beziehungen der Völker zu einander über. Eine Grundlage der internationalen Ethik sei vor allen Dingen die internationale Friedensidee, durch welche der macchiavillistischen Raub- und Machtpolitik der Staaten ein Ende gesetzt werden solle. Ferner sei von hoher Bedeutung das Princip der internationalen Arbeitstheilung. Durch dieselbe werde das einzelne Volk auf die Production jener Güter hingewiesen, zu deren Erzeugung es durch die klimatischen Verhältnisse des Landes, durch seine für den betreffenden Productionszweig besondere Begabung und auch durch die geschichtliche Entwicklung hingewiesen sei. Redner führt als Beispiel hierfür die Entwicklung der englischen Baumwollenindustrie an, die besonders in der Grafschaft Lancashire und auch hier wieder in einzelnen Thalgegenden besonders blühe, welche durch die klimatischen Verhältnisse eine gewisse Feuchtigkeit in der Luft, allen anderen Gegenden voranstehen. Diesen Vorsprung haben die Concurrenzländer auch mit allen Anstrengungen nicht einholen können, trotzdem z. B. Deutschland die Luft in den Fabriken künstlich anfeuchtete, daher nehmen jetzt noch England auf dem Gebiete der Baumwollspinnerei den ersten Platz ein. Dagegen habe Deutschland auf dem Gebiete der Baumwollweberei England den Rang abgelaufen und zwar hauptsächlich in der Luxusindustrie; diesen Erfolg habe es im Wesentlichen seinen Fachschulen, seiner vorgeschrittenen wissenschaftlichen Arbeitsmethode und der individuellen Begabung seines Volkes zu danken. Auf agrarischem Gebiete hätte lange als Ideal gegolten, dass jedes Volk sich seinen Bedarf an Bodenerzeugnissen selbst producire. Das könne jetzt nicht mehr gelten. Die Arbeitstheilung bringe es mit sich, dass sich die Völker dort, wo der Boden theuer sei, mit intensiver Cultur beschäftigen, während bei grossen billigen Bodenflächen die extensive Cultur in Frage käme. England baue fast gar kein Getreide mehr an, producire dagegen die feinste Art von Schafwolle und Gemüsesorten, während Russland, Indien etc. vornehmlich Getreidebau zeigten. Aus alledem folge für die wirthschaftliche Entwickelung, dass jedes Land in grosse Abhängigkeit von anderen Ländern gerathe, dass daher die wirthschaftliche Moral eine andere werden und die internationale Ethik sich dieser Veränderung anpassen müsse; die Weltwirthschaft sei die Grundlage der Humanität und der internationalen Ethik. Eine ganz falsche Stellung würde auch von unseren Nationalsocialen eingenommen, welche nach aussen hin das Princip der Weltmachtpolitik des deutschen Reiches, nach innen das der Humanität vertreten wollten. Die deutsche Politik der letzten Jahrzehnte liefere den Beweis dafür, dass ein solcher Standpunkt unmöglich sei. Die Machtpolitik nach ausen — er verweise dabei auf die siegreichen Kriege — wirke auch nach innen auf das ganze nationale Leben verrohend ein. Ueberall habe noch „Blut und Eisen“ die feinere Gesittung der Nation vergiftet, alles würde unter das Zeichen der militärischen Disciplin gestellt und Gewalt und Schneidigkeit durchdringe alle Verhältnisse. Hauptaufgabe aller Derjenigen, welche die Grundbedingungen der ethischen Cultur erfasst haben, sei es demgegenüber, überall für die Anschauung Propaganda zu machen, dass die Machtpolitik einer rückläufigen Stufe der Entwickelung zuzuweisen sei, und in diesem Sinne an der Erziehung der Völker mitzuwirken. U. A. wendet sich der Redner an die Frauen und erbittet ihre Mithilfe bei dieser Arbeit, die des Schweisses der Edelsten werth sei, und schliesst mit der Erklärung, dass die Idealpolitik überall und in allen Verhältnissen die eigentliche Realpolitik sei.

•

Ein Vierteljahrtausend ist jetzt vergangen, seit dem der Westphälische Friede dem dreissigjährigen Kriege das Ende gemacht hat. Dieses Ereignisses wurde von der Presse vielfach gedacht. Ueber die Stimmung und die Zustände nach jenem denkwürdigen Friedensschluss zieht Otto Tschirch in einem Artikel der „Voss. Ztg.“ folgendes interessantes Bild:

Wie so das offizielle Deutschland den Frieden prunkend beging, so erklang im ganzen Vaterland bis in die letzte Bauernhütte hundertfältiger Jubel über das heiss

ersehnte Ende des furchtbaren Mordens, das ein Menschenalter gewährt hatte. Das Geschlecht, das schon am Leben verzweifeln wollte, athmet wie erlöst auf und giebt seinem Gefühle den überschwänglichsten Ausdruck. Aus dem gezierten Phrasenschwall jener Zeit klingt wie ein ergreifender Naturlaut das tief empfundene Lied Paul Gerhardts hervor, der diesen Gesang wohl in Berlins Mauern schuf, als alternder Kanditat in einem bürgerlichen Hause lebend:

Gott Lob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Dass nunmehr ruhen sollen
Die Spiess' und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor
Und singe Freudenlieder
Im hohen vollen Chor!
Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, Deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch sicherlich.

In jeder entvölkerten Stadt, in jedem halbzerstörten Dorfe rüstete das Volk eine Festfeier, um den Frieden zu begrüssen. Im gothaischen Dorfe Döllstedt zog unter Glockengeläute die ganze Gemeinde vor das Thor, die Weiber um die Gestalt des Friedens mit grüner Palme, die Männer um die der Gerechtigkeit mit goldener Waage geschaart, die Jünglinge unter Waffen vom wilden Mars geführt. Dann wurde dem Kriegsgotte die Waffe genommen und ihm Fesseln angelegt, Friede und Gerechtigkeit küssten sich, und nun zog die ganze Gemeinde, mit Kränzen und Sträussen geschmückt, unter Lobgesängen in das Thor hinein zur Dorfkirche.

So hoffnungsvoll schauten die Deutschen, die aus der Vernichtung der Schreckenszeit übrig geblieben waren, in die Zukunft, wie wenn ihnen ein neues Leben winkte. Die Alten schauten durch all den Jammer der Kriegsnoth und der täglichen Lebensgefahr zurück in die Tage ihrer Jugend, da sie in sicherer Ruhe den Gottessegen von den Feldern eingebracht hatten, da ihre Ortschaft dichtbevölkert, ihre Häuser ganz und schmuck, ihre Ställe, Scheuern und Keller gefüllt gewesen waren, da sie die Jugendgeliebte am Sonntag lustig unter der nun umgehauenen Dorflinde geschwenkt hatten. Und den Jungen schien es, als wenn sie nun am Eingange in ein himmlisches Märchenland ständen: Nicht wie sonst sollten sie als Flüchtlinge in unheimlicher Waldesnacht ängstlich auf jedes verdächtige Geräusch und das Geheul der hungrigen Wölfe horchen: nicht mehr brauchten sie den Nachzüglern mit Heugabeln und verrosten Musketen auflauern, um für die Unthaten der Soldatenhorden Rache zu nehmen. Nicht mehr sollten sie schutzlos zusehen, wie die Kirchen zerstört, die heiligen Geräthe geraubt, die Altäre geschändet wurden, wie die feindlichen Soldaten ihre Schwestern und Bräute mit rohen Liebkosungen an sich rissen, nicht mehr gezwungen einen verhassten Glauben bekennen. Nein! nun sollte ja ein goldenes Zeitalter anbrechen, die Felder voll von goldenen Aehren, die Ställe gefüllt mit brüllenden Kühen, in der von neuem Schmuck prangenden Dorfkirche eine Braut in jungfräulichem Kranze und abends fröhlicher Tanz unter dem jungen Lindenbaum.

Diese Träume erfüllten sich nicht sogleich. Mochte man sich der wiedergewonnenen Sicherheit erfreuen, so war damit die furchtbare Noth nicht gewendet, die der Krieg über unser unglückliches Vaterland gebracht hatte. Länder, wie Böhmen, das die Kriegsfurie und den Schrecken gewaltsamer Unterwerfung in vollem Masse erfahren hatte, und Württemberg waren in ihrer Bevölkerung auf den fünften Theil zurückgegangen. Für ganz Deutschland darf man annehmen, dass die Bevölkerung durch die Kriegsnoth und ihre entsetzliche Genossin, die Pest, die den Heeren wie ein Gespenst nachzog, auf zwei Drittel herabgesunken ist. Und in welch furchtbaren Verfall war die Landeskultur in den Jahren gerathen, in denen die Kriegsbanden halb Europas das unglückliche Land zertreten hatten. Seit mehr als dreissig Generationen hatte das deutsche Volk auf ererbter Scholle rastlos gerodet, gepflügt, gesät und geerntet, viel hundert Städte gegründet und ummauert, viel tausend Dörfer angelegt. Jetzt war

in dreissig Jahren diese tausendjährige Kultur so verwüstet, dass überall leere Räume entstanden, in denen die wilde Natur wieder die alten Feinde der Völker aus dem Boden erzeugte, wucherndes Gestrüpp und wilde Thiere. Ganze Dörfer wüste Marken, in den Städten öde Plätze und verlassene Ruinen, an den Flüssen die Dämme verfallen, die Thäler versumpft, die Ströme versandet, in den Wäldern wie in der Vorzeit Wölfe und Bären in unheimlicher Menge. Und in dem so verwilderten Lande ein verrohtes Geschlecht, das die friedliche Arbeit verlernt hat und vielfach, vom Boden losgelöst, nomadenhaft umherzieht, so dass faullenzende Landstreicher und Räuberbanden nach dem Kriege allenthalben gefunden werden. Die Misshandlungen haben die Bedrückten eingeschüchtert, so dass aus der mannhaften Nation Luthers ein bedientenhaftes, unselbständiges, fremder Bildung nachäffendes Volk geworden ist; das so mächtig erblühte Kunstgewerbe geht unter, die Handwerksgeheimnisse der Zünfte sind vergessen. Der Handel ist gelähmt und in die entstandenen Lücken drängt sich der Holländer und Engländer ein. Die Deutschen, die im Mittelalter das mächtigste Volk Europas gewesen waren, mussten, um zwei Jahrhunderte zurückgeschleudert, sich von neuem aus den Anfängen menschlicher Gesittung emporarbeiten und sich wiederum aus eigener Kraft eine Stelle unter den grossen europäischen Nationen erobern.

•

Das Friedensfrühstück. Bevor die in Paris vereinigten Delegirten Spaniens und Amerikas an ihre Arbeit gingen, die darin bestand, die endgiltigen Friedensbedingungen zwischen den beiden Reichen fertig zu stellen und zur Unterzeichnung zu bringen, vereinigten sie sich, wie dies diplomatischer Brauch sein soll, zu einem solennen Frühstück im Pariser Ministerium des Auswärtigen. Das Menu, das die Zeitungen publicirten, soll ein auserlesenes gewesen sein, und die Diplomaten beider Länder sollen ihm alle Ehre erwiesen haben. Emanuel Arène widmet dieser kleinen Episode im L'Eclair einige Worte, die wir hier anführen wollen: „War es aber nothwendig, mit der Tödtung so vieler Menschen zu beginnen, und hätte man nicht vor Cavite und San Jago frühstücken können, ehe noch die Flotte Cerveras zerstört, ehe noch soviel Blut geflossen und soviel Ruinen hergestellt wurden? Man begreift wohl, wenn ein Duell mit einem Frühstück endigt, ja sogar, dass man sich nur deshalb duellirt, um hernach das Vergnügen eines opulenten Frühstücks zu haben. In einem Stücke Labiches erscheint ein Biedermann, der, als man ihm anbietet, bei einem Ehrenhandel Zeuge zu sein, seine Theilnahme mit der ergötzlichen Motivirung ablehnt, dass er sich das letzte Mal, als er als Duellzeuge fungirte, den Magen verdorben habe. Aber die Duelle zwischen zwei Völkern sind viel ernster und dasjenige Spaniens mit Amerika war besonders ernst. Wer hätte den Soldaten, den Matrosen beider Völker, allen den braven Leuten, die auf beiden Seiten so tapfer starben, wer hätte ihnen gesagt, dass dies Alles mit Austern, Rebhühnern und Eisbomben noch endigen werde? — —

Wer es ihnen gesagt hätte? Aber doch alle Welt! Die Diplomaten haben in dieser Beziehung nichts Neues eingeführt, es ist alter Brauch, dass jede Conferenz durch ein Frühstück begonnen wird und zum Beweise der Einigkeit ist es nöthig, dass man zusammen Salz und Brot isst. Warum thut man nur diese kleine Ceremonie nicht zu Anfang statt am Ende eines Krieges vornehmen? Und warum sagt man sich nicht ganz einfach in dem Momente, wo man daran geht, sich gegenseitig zu zerschiessen, dass dieses Alles eines Tages mit Gabelstichen endigen wird?

Das würde entschieden oft die letzten Consequenzen verhindern. Ich hörte einmal in Venedig von einem Bäcker erzählen, der unschuldig zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde. Seit dieser Zeit hat sich ein Gebrauch eingebürgert, der einer gewissen Tragik nicht entbehrt. Jedesmal, ehe die Geschworenen ein Todesurtheil beschliessen sollen, erscheint ein ganz in Schwarz gekleideter Functionär des Justizdepartements in ihrem Berathungszimmer und ruft ihnen mit feierlicher

Stimme zu: „Meine Herren, gedenket des Bäckers!“

Diese Ermahnung veranlasst die Geschworenen zur reiflichsten Ueberlegung und beeinflusst sie bei ihrer Entscheidung, nur nach Gewissen und nur nach guten Gründen zu urtheilen. Ich wollte, dass immer, wenn ein Krieg im Entstehen begriffen ist, irgend ein Diplomat, der sich mit dieser bescheidenen aber sehr nützlichen Rolle zufrieden geben könnte, beauftragt werden möchte, den Kampflustigen zuzurufen: Meine Herren! Denkt an das Schlussfrühstück! Ich habe so eine Ahnung, das dies eine heilsame Abkühlung für den Enthusiasmus der Völker verursachen würde.“

•

Die Kaserne als Schule des Volkes, für die von den Gegnern der Friedensbewegung immer geschwärmt wird, hat in dem kürzlich in Genf stattgehabten Processe gegen den Mörder Luccheni eine eigenthümliche Beleuchtung erfahren. Wir führen eine Stelle des Verhöres hier an:

— — — Präsident: „Wussten Sie, dass Sie sich in der Feile einer gefährlichen Waffe bedienen?“ — Luccheni: „Gewiss wusste ich es.“ — Präsident: „Wie kam es, dass Sie den Stoss so sicher führten?“ — Luccheni: Ich war bei der Cavallerie, da lernt man mit Stichwaffen umgehen. Ich war gleich entschlossen, in's Herz zu treffen und ich habe Alles gethan, damit das Attentat nicht fehlschlägt. Ich wusste, dass sie sterben muss.“

Wir möchten dem Dichter Henrik Ibsen, dessen Aeusserung über die erziehende Wirkung des Militarismus wir in der vorigen Nummer wiedergaben, auf den citirten Vorgang im Lucchenіprocess hinweisen. Ob er bei seiner Ansicht bleiben wird, die da lautete: „Glauben Sie mir, diese Soldatenkasernen sind eine ausgezeichnete Schule. Ich habe Leute durch das Kasernenleben aus Thieren in Menschen verwandelt gesehen.“

Nun, hier ist ein Mensch, den die Kaserne wenigstens nicht verhindert hat, ein Unmensch zu werden.

•

„Alles schon dagewesen.“ Die russische Kundgebung hat an sich kaum mehr Aufsehen gemacht, als vielmehr der Umstand Verwunderung erregte, dass sie gerade vom Czaren ausging. Und doch ist Kaiser Nicolaus II. nicht der erste russische Machthaber, der unzweideutig seine friedliche Gesinnung bekundet und der ernstlich darüber nachgedacht hat, ob strittige Fragen zwischen den Nationen statt durch mörderische Kriege nicht auf friedliche Weise gelöst werden könnten. In der „Deutschen Rundschau“ 1886, Band 47, Seite 64, in einem Artikel „Aus dem Restaurationszeitalter“, erzählt der Quäker Grillet, dass bei seinem Besuche in Petersburg am 13. März 1818 Kaiser Alexander I. ihm erzählte, wie tief seine Seele von dem Verlangen erfüllt sei, Krieg und Blutvergiessen für immer von der Erde verdrängt zu sehen. Viele Nächte habe er schlaflos in Gedanken darüber zugebracht, wie dieser Wunsch seines Herzens in Erfüllung gebracht und den Greueln gesteuert werden könnte, die der Krieg im Gefolge habe. Damals sei in ihm der Gedanke an einen heiligen Bund aufgetaucht, vor dessen Forum künftig auftauchende Zerwürfnisse entschieden werden sollten, statt durch die Waffen ausgetragen zu werden. Dieser Gedanke habe ihn so lebhaft ergriffen, dass er einmal nachts vom Bette aufgestanden sei und seine auf die Sache bezüglichen Wünsche und Absichten niedergeschrieben habe. Von diesem Gedanken Alexanders I. bis zu der Friedenskundgebung Nicolaus II. ist nur ein Schritt, aber es hat lange gedauert, bis er gethan wurde. Welches wird nun der nächste thatsächliche Schritt sein und wann wird er gethan werden?

•

Professor Rokitanski über Dr. Müller. Aus einem Nachruf, den der berühmte Professor der Wiener Universität dem in seinem Beruf erlegenen Dr. Müller widmete, heben wir folgenden Satz hervor: „Er war ein Held, der nicht im Zerstören von Menschenleben, wohl aber im Erhalten und Beschützen derselben seinen Ruhm suchte. Sein Andenken wird fortleben und wenn künftige, hoffentlich humanere Geschlechter als das jetzige, welches

leider nur in gegenseitigem Befehden und Zerfleischen Befriedigung findet, von Helden und Heldenthum erzählen werden, so werden sie Müllers Namen unter den ersten nennen.

•

Placate. Ein Freund unserer Sache räth den Vereinen, in den Gemeinden Placate anzubringen, worin zum Beitritt aufgefordert wird, wobei man sich aber nicht nur an die Männer, sondern auch besonders an die Frauen wenden sollte mit Hinweis darauf, dass bei ausbrechendem Kriege nicht nur ihre Söhne, sondern auch ihre Männer Haus und Hof verlassen müssten, um Kriegsdienste zu leisten.

•

Im Bureau der österreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde wurden für die Präsidentin folgende drei Karten abgegeben:

A. de Koudriavtzew. Chambellan de S. M. l'Empereur de toutes les Russies Consul Général à Vienne.

Comte Pierre Kapnist. Ambassadeur de Russie.

Graf Murawjew. Minister innostranuix djel.

•

v. Egidy sprach am 4. November in Danzig.

Presse und Literatur.

„Was in der Luft liegt“ von Leopold Katscher. (Leipzig. Freund & Wittig 1899. Pr. 4 Mark.) Katscher ist ein tiefer Kenner socialer Probleme und sehr lehrreich und anregend wirken daher seine Erörterungen über die verschiedenen gebotenen Lösungen der socialen Frage, die in der Luft — mitunter noch in den Wolken — liegen. In der ersten Abtheilung des Buches werden in diesem Sinne die sehr interessanten Pläne Bellamy's, Hertzka's, Owen's etc. beleuchtet. Praktisches bieten die Auseinandersetzungen über „Betheiligung der Arbeit am Unternehmergewinn, Berechtigung der Gewinntheilung und deren Anwendung in Deutschland“. Dass je ein Kapitel der Friedensbewegung und der Verurtheilung Unschuldiger gewidmet sind, versteht sich bei Katscher, der diese beiden Apostolate mit Feuer betreibt, eigentlich von selbst. Die dritte Abtheilung: „Moderne Kulturbilder“ behandelt die Entwicklung des Postwesens, den Fremdenhass in China und den denkwürdigen Nachweis, dass der erste Nationalöconom ein Deutscher gewesen, der im Jahre 1723 ein Lehrbuch der politischen Oeconomie veröffentlicht hat. Das Buch sollte ohne Vorrede erscheinen. Als aber die letzten Bogen gedruckt wurden, flog das Manifest Nicolaus II. in die Welt; das zwang den Autor doch, auf diese grosse „aus der Luft“ — aus Himmelshöhe nämlich — herabgeflogene Botschaft hinzuweisen. „Wenn man die geplante Conferenz im richtigen Geiste auffasst“, sagt Katscher, „d. h. die Politik aus dem Spiele lässt und nur die Schliessung von Verträgen erstrebt, die das Kriegführen der Staaten untereinander verhindern sollen — so bietet die Sache keine Schwierigkeiten und der schon von Heinrich IV. geplante Staatenbund kommt zu Stande.

•

Hohe Politik, kritische Randbemerkungen zum internationalen Leben der Gegenwart von B. O. T. Schafter (lies Botschafter). 81 Seiten. Verlag von H. Walther. Berlin. 1898. Es ist nicht ganz deutlich, ob mit dem Pseudonym der Anspruch auf eine Gesandtenstelle ausgedrückt werden soll, oder ob der Verfasser sich den Anschein geben will, als bringe er der Menschheit eine neue Botschaft. Um so deutlicher ist es, dass sich hinter dem Pseudonym niemand anders verbirgt, als Dr. Eugen Schlief; wenigstens finden wir in der hohen Politik ganz denselben markigen, in langen Perioden sich entwickelnden Stil wie in „Friede in Europa“. — Das Büchlein ist in streng wissenschaftlichem Geist geschrieben; man spürt den zünftigen Juristen auf jeder Seite. Um so wohlthuender hätte es berührt, wenn der Herr Verfasser auch uns, die wir nicht vom Handwerk sind, ein gutes Wort ge-

gönnt hätte. Wir werden aber sehr vom hohen Pferd herunter abgekanzelt. Nach seiner Darstellung haben diejenigen, welche sich bisher mit den einschlägigen Fragen zu befassen beliebten, nämlich die „Friedensapostel", eine abschreckende Wirkung geübt. Wir hatten zwar nach Herrn B. O. T. Schafter ein instinctives Gefühl für die Haltlosigkeit der bestehenden Verhältnisse; entbehrten aber der Fähigkeit zu völliger Einsicht in das praktische, rein technische Wesen der Sache zu gelangen. Wir bewährten nach der Meinung unsres Kritikers „nach bekannter Dilettantenart eine so phänomenale Unklarheit der Begriffe, eine so gewaltige Naivetät der Anschauungen und eine solche Empfänglichkeit für völlig inhaltslose, utopistische Phantasieen, dass die öffentliche Meinung gerade im Hinblick auf unsre salbungsvollen Deklamationen jeden, der unsern Zielen zustimmt, für einen kaum ernst zu nehmenden Idealisten halten musste." Ich werde mir versagen, die andern Liebenswürdigkeiten aufzuzählen, die uns in der sonst so geistreichen Schrift an den Kopf geworfen werden. Sehr auffallend aber war mir, als ich das Bändchen studierte, dass der Herr Verfasser doch so manchen Gedanken aus dem Repertoire der verachteten „Friedensapostel" sich angeeignet hat. Wenn er davon redet, dass man diejenigen Mittel, welche jetzt noch dem Moloch Militarismus geopfert werden, zur Beseitigung der socialen Missstände verfügbar machen sollte; wenn er behauptet, dass auf dem Gebiete des internationalen Lebens noch eine völlige Anarchie herrsche, wenn er gegen zu einseitigen Nationalismus eifert, wenn er verlangt, dass Meinungsverschiedenheiten zwischen den Staaten zur Statuirung eines Staatengerichtshofs und zu einer Staatenprocessordnung führen müssen, wenn er über die Angst der Völker witzelt, die in einer Art von Verfolgungswahnsinn jeden Augenblick fürchten, dass der Nachbar über sie herzufallen im Begriff steht; wenn er der Erkenntniss Ausdruck giebt, dass die Existenz eines Staates häufig genug von einem Opfer an Macht abhänge, welchem sich zu versagen nichts anderes bedeute, als alles aufs Spiel zu setzen; wenn er wünscht, dass die Menschheit einmal aus der entsetzlichen Unsicherheit befreit werde, welche jetzt der ungehinderten Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte die gewaltigsten Hindernisse entgegenstelle; wenn er hofft, dass es den Regierungen und Völkern einst ebenso politisch klug erscheinen werde, sich mit einer möglichst geringen Militärmacht zu behelfen, wie jetzt das Gegenteil der Fall sei; wenn er glaubt, dass sich die Mächte einmal grundsätzlich mit einander über die Theilung der nicht vergebenen colonisationsfähigen Erde verständigen werden — so befindet er sich mit all dem in vollem Einklang mit den verspotteten Friedensschwärmern. Um so schwerer will es einem einleuchten, wie ein Mann, der unsrer Friedensbewegung offenbar sehr viel zu verdanken hat, dann davon reden kann, dass die Friedensgesellschaft, welche in ihrer „beseligenden Ahnungslosigkeit" über die grössten Schwierigkeiten zur Tagesordnung übergeht, durch die „eminent nüchterne Kundgebung des Czaren" auf die Anklagebank gesetzt worden sei u. a. m. Wir können uns diese ablehnende Stellung nur aus dem Bestreben erklären, der zünftigen Diplomatie, welcher die Friedensfreunde bis jetzt keine Zustimmung abgewinnen konnten, mit Vorschlägen zu imponiren, welche in der juristischen Terminologie, in die sie sich kleiden, den Eindruck der Wissenschaftlichkeit machen. Uns gefällt der Gedanke, dass man mit „dem Abschluss eines Staatengrundvertrages mit der Aufrichtung eines Staatengesellschaftsrechts, mit der Konstituirung eines Staatensystems auf eine gewisse Zeit" beginnen könnte; aber ob die Diplomatie, so wie sie einmal ist, eher geneigt sein wird, auf diese Vorschläge einzugehen als auf diejenigen der anderen Friedensprediger, das ist immer noch fraglich. Warum aber sollten die hochwissenschaftlichen Juristen nicht die Mitwirkung der armen Dilettanten dankbar annehmen? Wenn es uns gelingt, den ethischen Abscheu vor dem Krieg in die Bevölkerungen zu werfen und auf die Regierungen zu übertragen, so haben wir auch nicht vergeblich gearbeitet.

O. Umfrid.

Gaston Moch veröffentlicht in der „Revue Blanche" (1. October) einen der besten und lichtvollsten Aufsätze über das Czarenmanifest — das er eine Encyclika nennt, denn sie sei an urbi et orbi gerichtet —, welche über dieses Thema geschrieben worden.

*

Alfred Lill v. Lilienbach (Meran) ist ein Name, dem man seit neuerer Zeit öfters in der Presse begegnet, unter ganz vorzüglichen warmgefühlten und dabei documentirten Friedensartikeln.

*

Die Nation (15. October). Professor L. v. Bar (Göttingen) macht unter dem Titel „Die Friedensnote des Czaren und die Möglichkeit einer neuen Institution zur Sicherung des Friedens" den Vorschlag, dass „eine vollkommen unabhängige, nicht unmittelbar aus der Initiative der Regierungen hervorgegangene internationale Academie angesetzt werde, gebildet aus erfahrenen Staatsmännern und Völkerrechtskundigen, welche durch Abgabe von Gutachten der Erhaltung des Friedens nicht unerhebliche Dienste leisten könnte".

*

Harden's Zukunft (15. October). Kant und der Czar von Professor Ludwig Stein (Bern). Eine glänzend geschriebene Studie.

*

L'Alsace-Lorraine. Paris, Librairie Charles. 8 rue Monsieur-le-Prince. 50 cent.

Eingelaufene Bücher und Schriften.

The Anglo-Russian. Edited by Jakoff, Preloker. No. 4. October. (Das Heft einen Penny.) London, Paternostersquare 21.

The liberal Faith. Editet by Georg Walters, Minister of the Hyde Park church Sydney. St. S. W.

News of the Doukhobortsi. Edited by Tcherkkoff. Purleigh. Essex.

Versöhnung. Octoberheft. Enthält den Bericht über 4 Friedensvorträge des Herausgebers (Egydi) in Berlin.

La Revue blanche. 15. September. Enthält: „Les précurseurs de la Paix" von Jules Bois. Historischer Rückblick auf die Vorkämpfer der jetzt von Nicolaus II. so hochherzig aufgenommenen Idee.

Leipziger Illustrirte Zeitung. 6. October. Artikel von unserm Gesinnungsgenossen Richard Reuter. „Die internationale Friedensbewegung und der Abrüstungserlass des Czaren". Dazu das Bild Bertha's v. Suttner.

Erklärung.

An die in Wien erscheinende illustrirte Wochenschrift „Wiener Bilder", die in Nr. 46 mein Portrait mit einem unserer Sache sehr sympathischen Artikel enthielt, habe ich mit der Bitte um Veröffentlichung, folgendes, in Nr. 47 erschienenes Schreiben gerichtet:

Im Artikel „Weltfrieden" (Nr. 46 der „Wiener Bilder") heisst es:

„Des Czars Minister des Aeusseren, Graf Murawjew, weilte vor Kurzem in Wien und nahm auch Gelegenheit, mit Bertha von Suttner zu conferiren, der er die Eröffnung machte, dass die Lectüre ihres Werkes „Die Waffen nieder!" dem Czaren die Anregung zu seinem Manifeste gegeben habe. Damit war dem Erfolge dieser Frau die Krone aufgesetzt, und der Friedens-Congress des Czaren ist ein indirecter Erfolg unserer Bertha von Suttner, deren Name u. s. w."

Der Wahrheit zum Zoll muss ich berichtigen, dass Graf Murawjew mir nichts dergleichen sagte. Die Verwechslung beruht wohl auf der (durch „D. W. N.") öffentlich bekannt gewordenen Mittheilung des Fürsten Peter Dolgorukoff, der in der That in einem Briefe an mich schrieb: „er wisse aus sicherer Quelle, dass der Czar, nachdem er „Die Waffen nieder!" gelesen, sein Rescript verfasste; das glückliche Ereigniss sei daher u. s. w."

Es war mir jedenfalls eine hohe Genugthuung, zu erfahren, dass Kaiser Nicolaus vor Abfassung des denkwürdigen Documentes mein Buch gelesen habe. Post hoc ist aber nicht propter hoc — und so

sehr ich auch durch den Gedanken beglückt bin, dass meine Arbeit vielleicht, als kleiner Bruchtheil, in den Einflüssen enthalten war, die jene Kundgebung erwirkt haben, so wird doch jeder denkende Mensch sich sagen, dass so grosse Entschlüsse und so weltumwälzende Anschauungen nur das Ergebniss von langgereifter, aus hundert verschiedenen Quellen fliessender Erkenntniss sein können, nicht aber die plötzliche Folge einer einzigen Lectüre, noch dazu die eines einfachen Romanes. Das grosse Werk z. B. des Moskauer Oekonomisten Blioch, das in sechs documentirten Bänden die materielle Unmöglichkeit nachweist, künftig Krieg zu führen, ohne allgemeinen Ruin heraufzubeschwören — ein Werk, das der Czar gelesen, und über dessen Inhalt er sich mit dem Verfasser persönlich unterhalten hat — das hat sicherlich in höherem Masse auf die Ansichten und Pläne des jungen Herrschers eingewirkt, als (wenn er sie überhaupt gelesen — Fürst Dolgorukoff's Gewährsmann kann sich ja irren —) meine erdichtete Erzählung. **Bertha von Suttner.**

Das Inhaltsverzeichniss und der Titel für den VII. Jahrgang wird der Nr. 1 des nächsten Jahrganges beigelegt werden.

Briefkasten.

Maak-Lübeck. Die Socialisten, die Sie gegen die Anrempelung der „bürgerlichen" Presse in Schutz nahmen, sagen jedoch: Wir wollen vorweg erklären, dass wir mit dem Redner nicht übereinstimmen. Wohl verfolgen wir das gleiche Ziel, aber auf anderen Wegen. Das Streben der Friedensfreunde mag ein ganz löbliches sein (sehr gütig! es mag löblich sein das grösste Unglück zu bekämpfen), aber unfruchtbar ist es auf alle Fälle. (Hat bisher doch schon manche Frucht gezeitigt!) „Der Krieg, der gesetzlich erlaubte Massenmord, wird erst schwinden mit dem Klassenstaat, zu dessen Lebensbedingungen er gehört." Giebt dieser Satz nicht zu, was wir immer behaupten: Der Klassenstaat werde leichter schwinden, wenn eine seiner „Lebensbedingungen" aufgehoben ist? Darum wehren sich ja die Socialistenfeinde gegen die Friedensbewegung. Es ist recht ungeschickt von den Socialisten, dass sie ihren Gegnern dabei behilflich sind, die Kriegsbekämpfungen mit dem ewigen apodiktischen „Es ist unfruchtbar" lahmzulegen.

Schwonder. Nr. 2 der Gedichte hat mir sehr gut gefallen. Ueberhaupt sehe ich in Ihnen einen begeisterten und kundigen Vertreter unserer Sache.

H. L., Leipzig. Verschaffen Sie sich die Serie von Artikeln, die Stead von seiner Missionsreise aus an „Daily News" gerichtet hat. Es ist das werthvollste und verheissungsvollste, was in letzter Zeit über die Aussichten unserer Bewegung geschrieben worden. Stead wird übrigens die sämmtlichen Artikel in Buchform herausgeben. Deutsche, ungarische und italienische Ausgaben des Buches, welches den Titel „Vereinigte Staaten von Europa" führen wird, sind schon gesichert. Das Buch Blioch's, „Die Zukunft des Krieges", dazu: das werden zwei Standard-Werke von unberechenbarem Werthe sein. Auch Blioch's Buch wird schon deutsch gedruckt.

G. O. Merkwürdig! Immer wieder dieser Zweifel, ob Schiedsgerichte in internationalem Streite möglich seien — ob man sich dem Verdicte fügen würde? Sind Sie denn taub für die Thatsachen? Wissen Sie denn nicht, wie sich in letzter Zeit diese Art der Schlichtung wiederholt haben? Ist Ihnen in den Blättern folgende Notiz entgangen:

> Petersburg, 6. November. Zu dem Grenzstreite zwischen England und Venezuela, für welchen Geheimrath Martens zum obersten Schiedsrichter gewählt wurde, meldet der „Regierungsbote": „Im Monate December sollen die streitenden Mächte dem Geheimrathe Martens und den Mitgliedern des internationalen Schiedsgerichtes abschliessende Documente einhändigen, womit das vorläufige Gerichtsverfahren beendet wird. Im Frühjahr 1899 wird das internationale Schiedsgericht unter dem Vorsitze Martens' seine Sitzungen in Paris eröffnen, um die mündlichen Auseinandersetzungen der Vertreter der streitenden Mächte anzuhören und das Urtheil zu fällen, welches unbedingt bindende Kraft haben wird."

Wahrscheinlich wissen Sie auch nicht, wer Professor Martens sei? Er ist einer der hervorragendsten gelehrten Vertreter des Völkerrechts und seine Werke geniessen hohes Ansehen.

Wundsam, Zürich. In Ihrer Stadt lebt eine begeisterte junge Anhängerin unserer Sache, Fräulein Esther Odermatt. (Dufourstr. 24.) Dieselbe schrieb mir unlängst folgenden, zwar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Brief, aber ich empfinde es nicht als Indiscretion, die Genossen desselben Kampfzieles untereinander bekannt zu machen. Fräulein O. schreibt: „Vor einem Jahre sollte ich in der Schule, in der ich mich auf die Maturitätsprüfung vorbereitete, einen Vortrag halten. Mein Papa rieth mir als Thema die Friedensbewegung und ich machte mich, wenn auch etwas misstrauisch, daran, Material zu sammeln und dasselbe gründlich zu studiren. Nun hatte ich wohl schon von einer grossen Friedensbewegung und von ihren Hauptvertretern gehört, aber mich nie eifriger damit beschäftigt. Wie erstaunte ich nun, als ich Ihre Schriften und die Ihrer Mitarbeiter las! Mir war, eine neue Welt eröffne sich vor meinen staunenden Augen. Ich sah ein Werk vor mir sich auf-

thürmen, an dem zu arbeiten es wohl schwer und mühevoll, aber beseligend, herrlich sein musste, und in Bewunderung blickte ich auf zu den edlen Menschen, die so Grosses unternehmen. Nachdem der Vortrag absolvirt war und die meisten meiner Klassengenossinnen sich jubelnd meiner Begeisterung angeschlossen hatten, interessirte ich mich wohl immer noch für die hehre Sache, aber mein nahendes Examen drängte für eine Zeit so ziemlich Alles in den Hintergrund. Jetzt, da ich an der Universität Zürich meine Studien für Deutsch, Literatur und Geschichte begonnen habe, zieht es mich wieder hin zu dem Werke, dem Sie Ihr Leben gewidmet haben. Und da drängt es mich, Ihnen von ganzem Herzen Glück zu wünschen, zum guten Ausgang der Dinge, die sich dies Jahr so verheissungsvoll vorbereiten." — Bitte, suchen Sie die Schreiberin dieses Briefes auf, bringen Sie ihr meinen dankbaren Gruss, und arbeiten Sie mit ihr gemeinsam zur Wiederbelebung einer academischen Friedensgruppe auf der Universität Zürich. Von ihrer Schwester — aus Buccari — erhielt ich auch ein liebes, warmes Schreiben. Und wenn Sie Dr. Fr. W. Förster begegnen, sagen Sie ihm: herrlicheres und lichtvolleres als seinen Aufsatz über „Dreyfussache und Deutschland", in der letzten „Ethischen Cultur" lässt sich nicht denken.

Dr. W. Ja, auf seiner Durchreise von Livadia nach Rom hat W. J. Stead einen Abend mit mir in Wien zugebracht. Was er mir erzählte, war verheissungsvoll. Das Januarheft wird darüber berichten.

M., Mailand. Leider mussten wir Turin schon am 28. October verlassen, haben also den in seiner Art einzigen Ausflug nach Torre-Pellice nicht mitmachen können. Das erstemal in den Friedensannalen, dass der ganze Ort (ein kleiner Ort, aber immerhin, seine ganze Bevölkerung) unsere Congressisten gefeiert hat. Der Präsident des dort gegründeten Vereins, Giretti, hat da wahrlich bewundernswerthes geleistet.

F—r., Metz. Schicken Sie, bitte, das angekündigte Manuscript an A. H. Fried.

Dr. Kolben, Wien. Dass Sie vom socialpolitischen Verein aufgefordert worden sind, einen Vortrag zu halten, ist erfreulich. Auch der Wiener Gewerbe-Verein will über das gleiche Thema sprechen lassen. In der „Revue des Revues", vom 15. December, wird ein Aufsatz über den Stand der Bewegung erscheinen, aus der Feder unseres Altmeisters Frédéric Passy.

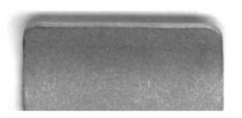
Schluss der Redaction: 30. November.

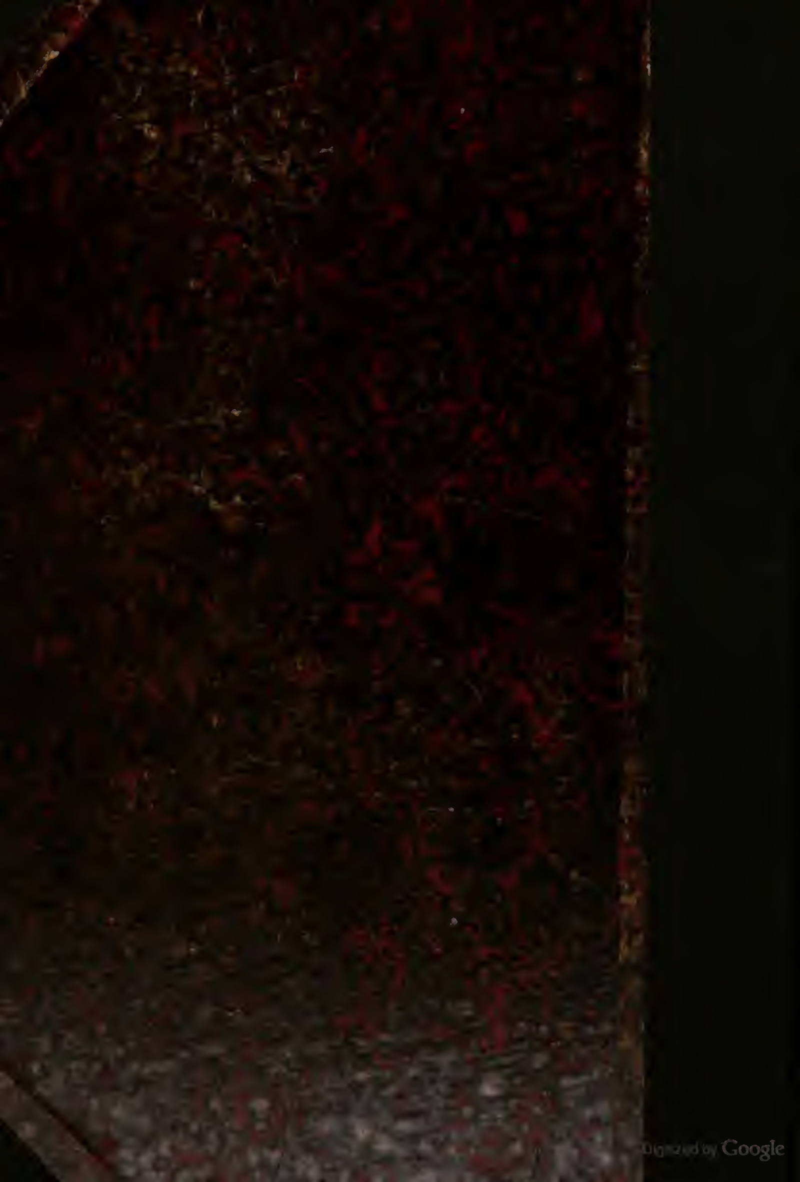
Schlusswort.

Mit dem gegenwärtigen Hefte schliesst der siebente Jahrgang dieser Kampfschrift. Ja: Kampf — denn so oft d s Wort Frieden auch in unseren Blättern wiederkehrt, was wir führen, ist ja doch Krieg — gegen den Krieg. An die Mitkämpfer richten wir daher, wie alljährlich, so auch diesmal wieder einen Sammelruf: lasset uns tapfer und treu weiterarbeiten. Es hat allen Anschein: was hinter uns liegt, waren die sieben mageren Jahre. Und was jetzt kommen wird, es lässt sich günstig deuten — denn tausendmal verheissungsvoller als ein Pharaonentraum ist das Wort, das der wachende junge Czar in die Welt gerufen hat. Nur heisst es, allerorten dem Worte Wiederhall zu sichern. Und darum müssen alle Friedenskämpfer auf Posten bleiben! Das kommende Jahr kann für unsere Sache entscheidend werden. Jedenfalls erscheint sie in den Vordergrund der höchsten politischen Interessen gerückt und unser bescheidenes Fachorgan wird so zu einem Organ der bewegendsten Frage der Zeit. Und zum Schlusse allen Abonnenten von 1898 — die uns als Abonnenten von 1899 wohl zur Seite bleiben — Dank und Gruss.

Die Herausgeberin.

NB. Alle Mittheilungen, Ausschnitte etc., die sich auf die Redaction der Revue „Die Waffen nieder!" beziehen, sind von jetzt ab nur an Herrn **A. H. Fried**, Berlin W., Goltzstrasse 37, zu richten.


Digitized by Google